This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

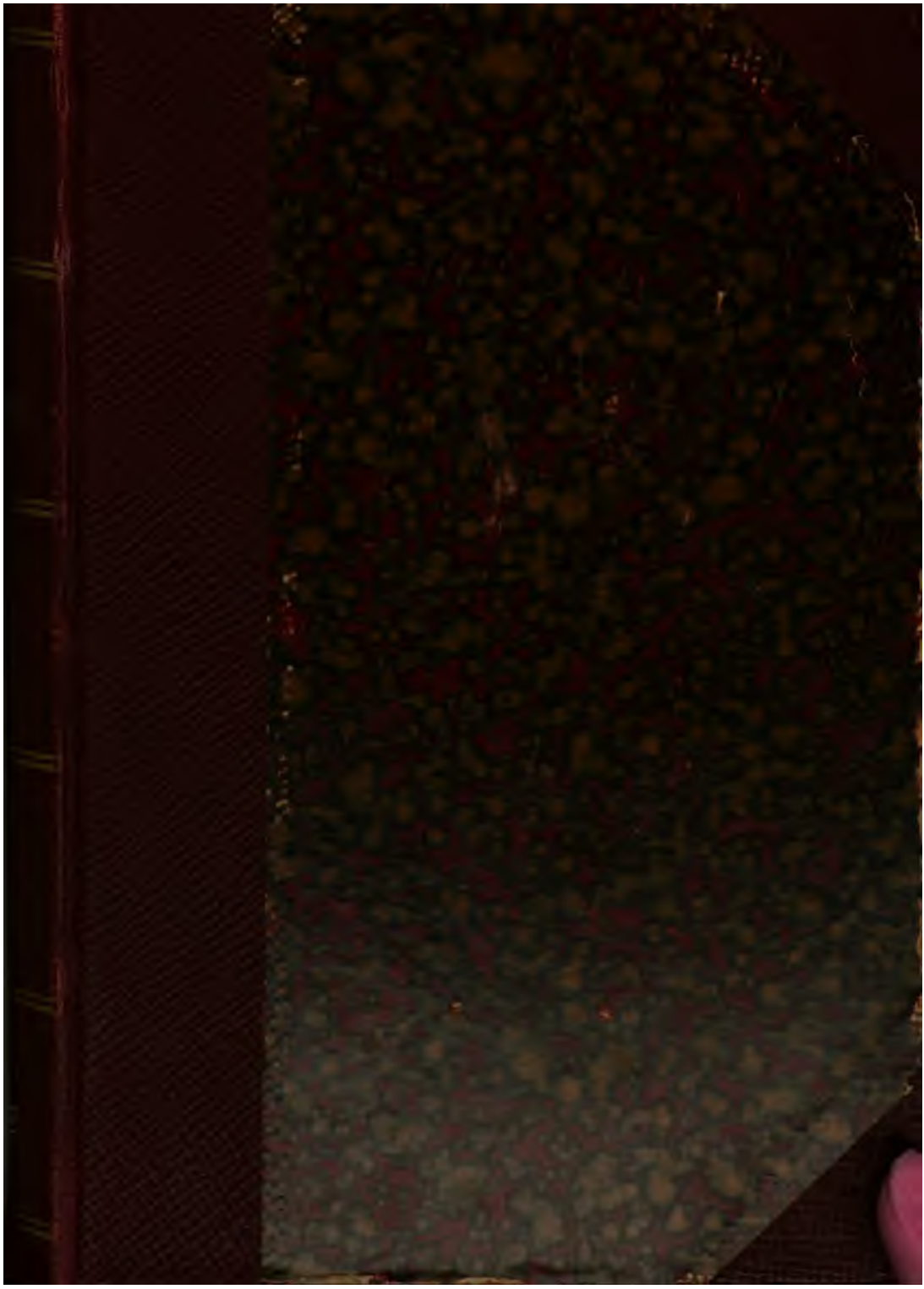
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



BERKELEY
RARY
ERSITY OF
LIFORNIA

Mein Tagebuch.

Mein Tagebuch.

Auszüge

aus Aufſchreibungen der Jahre 1811 bis 1861

zuſammengeſtellt

von

Franz Freiherrn von Andlaw.

Erſter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1862.

Druck von J. D. Sauerländer.

DD801
B18A6

Einleitung.

Als ich vor einigen Jahren in den „Erinnerungsblättern aus den Papieren eines Diplomaten.“ Frankfurt am Main J. D. Sauerländer 1857“ einen Theil meiner Erfahrungen, gesammelt auf einer ungemein bewegten Laufbahn, niederlegte, als ich Erlebtes erzählte, manche interessante Persönlichkeit skizzirte, einige merkwürdige Begebenheiten schilderte, deren Augenzeuge ich war, fand jenes anspruchslose Werk im Kreise von Bekannten und Gleichgesinnten vielfachen Anklang und auch die litterarische Kritik hob die Vorzüge hervor, während sie es freilich nicht unterließ, ebenso dessen Schattenseiten anzudeuten. Der Hauptvorwurf, den man der Zusammenstellung machte, bestand darin, daß sie nicht vollständig, erschöpfend genug sei, über Manches nur hingleite, vieles Wissenswerthe verschweige, und gerade oft da abbreche, wo man mehr zu erfahren wünsche u. dgl. m. — Ich habe zum Theil in dem Vorworte und an verschiedenen Stellen jener Blätter selbst die Gründe angeführt, welche mich

bestimmten, den Stoff in manchen Fällen nicht einläßlicher zu behandeln. Einmal legte mir meine dienstliche Stellung gewisse Rücksichten auf, über die ich mich nie hinaussetzen werde, und dann fand ich es immer tadelnswerth und vorlaut, über Personen und Thatsachen abzusprechen, welche noch nicht der Geschichte angehören, oder Familien-, politische wie andere Geheimnisse gewissenlos zu enthüllen. Wollte ich die mir selbst in dieser Hinsicht eng gezogene Grenze überschreiten, so hätte ich mein Buch freilich „pikanter" machen, vielleicht auch etwas Scandal verursachen können, auf den es bei einer gewissen Klasse von Lesern, nehmen sie Werke dieser Art zur Hand, immer abgesehen ist. Börne sagt irgendwo, daß Jeder geistreich und interessant schreiben könne, wenn er es nur wage, Alles auszusprechen, was ihm gerade einfalle. Ohne diesen Satz unbedingt zu unterschreiben, da man eben, um anziehend und unterhaltend, auch vor allem geistvoll und witzig sein muß, so ist doch gewiß, daß wer der Zunge wie der Feder rücksichtslos und unbekümmert um Religion, christliche Nächstenliebe, Sittlichkeit und Anstand, freien Lauf läßt, immerhin pikante Bücher schreiben kann, und andere, welche nicht in diesen Ton einstimmen, matt, farblos, unbedeutend dagegen erscheinen: Mephistophiles ist immer geistreich!

Dem eben entwickelten Grundsatze getreu, habe ich daher nicht alle gesammelten Notizen jetzt schon benützen können. Die Veröffentlichung einiger Charakter-Schilderungen, die Aufdeckung mancher Thatsachen muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, Anderes ist jetzt abgeblaßt, nur noch von untergeordnetem Interesse.

Unſer Jahrhundert iſt mit Ereigniſſen ſo überraſchender Art angefüllt, es drängt, ſchlägt eine Erſcheinung ſo ſehr die andere, alles iſt ſtets in ſo fieberhafter Erregtheit, daß man bei der erdrückenden Maſſe des in ſich Aufzunehmenden, ſeien es auch nur die politiſchen Tagesberichte, kaum mehr Zeit für die Anklänge der Vergangenheit findet. Wenn ich es demnach unternehme, wiederholt Zeitgenoſſen und Begebenheiten zu ſchildern, ſo leitet mich der Wunſch, auch hiermit weitere Beiträge für die Geſchichte der Gegenwart in dem beſcheidenen Maße zu liefern, wie es meine Verhältniſſe und Fähigkeiten geſtatteten. Es wurde mir die Genugthuung zu Theil, Stellen aus den „Erinnerungsblättern“ in Büchern und Zeitſchriften als Quelle für Thatſachen, als Widerlegung unrichtig aufgefaßter oder abſichtlich verdrehter Darſtellungen citirt zu finden. Mögen auch die nachſtehenden Seiten, einfach und wahrheitsgetreu, Vorurtheile beſiegen, Irrthümer berichtigen helfen!

In welcher Form jedoch ſollte dieſe neue Folge erſcheinen? Dem früheren Werke nach ſo langer Unterbrechung einen zweiten Theil zu geben, war nicht wohl möglich, und „Selbſtſchau, Autobiographie, aus meinem Leben u. dgl. m.“ ſind gar zu abgenützte Titel. Auch iſt es mit ſolchen Ergüſſen eine ganz eigene Sache: ſelbſt J. J. Rouſſeau, der doch ſeine „Confessions“ ſchrieb, ſagt darüber: „Nul ne peut écrire la vie d'un homme, que lui-même; sa manière d'être intérieure, sa véritable vie n'est connue que de lui. Mais!? en l'écrivant, il la déguisera; sous le nom de sa vie il fait son Apologie; il se montre comme il voudrait être, mais pas du

tout, comme il est. Les plus sincères sont tout au plus vrais dans ce qu'ils disent, mais ils mentent par leurs réticences, et ce qu'ils taisent, change tellement ce qu'ils feignent d'avouer, qu'en ne disant qu'une partie de la vérité, ils ne disent rien du tout. Je mets Montaigne à la tête de ces faux sincères, qui veulent tromper en disant vrai; il se montre avec des défauts, mais il n'en avoue que d'aimables; il n'y a pas d'homme, qui s'en trouvât d'odieux; Montaigne se peint ressemblant, mais de profil. Qui sait, si quelque balafre à la joue, ou un oil crevé du coté, qu'il nous cache, n'eut pas totalement changé la physionomie!"

Diese, eine tiefe Menschenkenntniß athmenden Worte, diese geistreiche Warnung beachtend, wagte ich es nicht, mich auf ein so schwieriges Terrain zu begeben. In der That können solche Schriften nur dann wahrhafte, nachhaltige Theilnahme erwecken, wenn der Erzählende, wie etwa Göthe, selbst eine hervorragende Persönlichkeit ist, oder wenn die Erlebnisse desselben wie seine nahen Beziehungen zu berühmten Männern dem Buche einen besonderen Reiz verleihen. Ich habe es nun hier versucht, die Mitte zwischen einer Selbstbiographie und rein objektiv gefärbten Bemerkungen haltend, eine Art von Memoiren zu schreiben, welche in gefälliger Form, verschiedene Abschnitte meines Lebens, chronologisch geordnet, umfassen sollen. Ich nannte diese Aufzeichnungen: „Mein Tagebuch," weil sie wirklich abgekürzt, das Wesentliche dessen enthalten, was ich seit nun 50 Jahren in mein Journal eingetragen. Anfangs nur für meine Verwandten und einen engeren Kreis von Freunden bestimmt, erscheinen sie nun gedruckt. Ich aber wünschte, alle meine Bekannten, hätten sie Lust und Geschick dazu, schrieben Bücher dieser Art; sie würden, je nach ihrer individuellen Anschauung und ihrem Standpunkte, das Erlebte beleuchten, und aus der Zusammenstellung,

wie bei der Vergleichung dieſer verſchiedenartigen Auffaſſungen ließe ſich ein anziehendes Zeitbild entwerfen.

Leſer, welche zwiſchen den Zeilen zu errathen wiſſen, werden manche ſcheinbare Lücken ausfüllen können. Leſern aber, welche etwa finden, daß ich zu viel des Verſchiedenartigen angehäuft, antworte ich mit Göthe's Worten:

„Wer Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen,
Es ſuche Jeder ſich das Seine aus."

Baden-Baden, März 1862.

Der Verfaſſer.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung V

Erſter Abſchnitt (1799—1810) 1

Geburt. Erſte Jugendzeit und Eindrücke. Erziehung. Doctor Gall. Nervenfieber. Erſte Pariſerreiſe. Straßburger Abenteuer. Vermählung Napoleons. Regierungswechſel im Breisgau. Uebergabe von Modena an Baden. Beſondere Umſtände dabei. Politiſche Zuſtände und geſelliges Leben in Freiburg. Meine Eltern. Der Dichter Auffenberg.

Zweiter Abſchnitt (1810—1813) 15

Karlsruhe. Neue Verhältniſſe. Hof- und geſellſchaftliches Leben. Die weiße Frau. Der Großherzog Karl Friedrich. Sein Charakter und ſein Tod. Großherzog Karl und Großherzogin Stephanie. Feſte und diplomatiſches Corps. Salonfiguren. Hof- und Cabinetsintriguen. Dr. Dereſer. Prälat Hebel. Der große Comet und der gute 1811er Wein. Die beiden Erbprinzen. Der ruſſiſche Feldzug. Der Brand von Moskau. Iffland und Eſſlair. Die Hofhaltung der Markgräfin Amalie. Die beiden Markgrafen Friedrich und Ludwig von Baden. Die Grafen von Hochberg. Abſchied von Karlsruhe.

Seite

Dritter Abſchnitt (1813 — 1815) 31

Freiburg. Schlachten und Friedensverhandlungen während des Sommers. Völkerſchlacht von Leipzig. Rückzug der Franzoſen. Durchmarſch der alliirten Truppen. Aufenthalt der drei Monarchen in Freiburg. Kaiſer Alexander in unſerem Hauſe. Die Fürſten Metternich und Schwarzenberg. Ein Gedicht J. G. Jacobi's. Einquartierungen. Rheinübergang bei Baſel. Mein Vater Gouverneur. Lostrennung des Fürſtenthums Pruntrutt von Frankreich. Einzug und Friedensſchluß in Paris. Auftritte und Exceſſe in Freiburg. Der ruſſiſche Fürſt Mammoloff. Der Freiburger Frauenverein und meine Mutter. Die deutſche Tracht. Rückkehr der Truppen. Wiener Congreß. Flucht von Elba. Neue Rüſtungen und Truppenmärſche. Erzherzog Johann. Hüningen. Die badiſchen Truppen. Die Schlacht von Waterloo. St. Helena. Eindrücke. Erinnerungen.

Vierter Abſchnitt (1815 — 1824) 52

Lehr- und Wanderjahre. Univerſitätsleben in Freiburg. Skizzen von Profeſſoren. Prüfungen. Meine Mitſchüler. Die Draiſine. Frau v. Krüdener. Univerſität Landshut. Leben und Treiben allda. Sailer, Mittermayer u. a. Profeſſoren. Studien, Reibungen, Duelle, Landmannſchaften. Betrachtungen über das Studentenleben. Donaureiſe nach Wien. Kleine Ausflüge nach Regensburg und München (König Max). Univerſität Heidelberg. Profeſſoren. Glänzende Frequenz. Corps und Burſchenſchaft. Exceſſe. Geſelliges Leben in Mannheim und Heidelberg. Die Umgebungen. Kleine Reiſen. Hinrichtung Karl Sand's. Demagogiſche Umtriebe. Schluß der akademiſchen Studien. Rückkehr nach Freiburg. Staatsprüfung. Zeit des Praktizirens. Reiſen: Ausflüge an den Rhein, in die Schweiz u. ſ. w. Größere Reiſe nach Italien. Skizze im Vogelfluge. Mailand. Florenz (die Theaterloge). Rom (Audienz bei Pius VII.

Seite

Consalvi). Neapel (der König Ferdinand). Venedig. Drei Reiseabenteuer. Paris. Ludwig XVIII. Sein Hof. Die Kammern. Sehenswürdigkeiten. Umgebungen. London. Eindrücke. Parlamentsschluß durch Georg IV. Feste und Bälle. Merkwürdige Persönlichkeiten. Windsor. Oxford. Insel Wight. Seesturm. Rückkehr. Abschied vom väterlichen Hause.

Fünfter Abschnitt (1824 — 1826) 98

Berufsthätigkeit in Karlsruhe. Historisch-politische Rückblicke. Die zwölfjährige Regierung des Großherzogs Ludwig. Seine Wirksamkeit. Sein Charakter. Der Hof. Die Minister. Major von Hennenhofer. Die Ständeversammlungen von 1825 und 1828. Betrachtungen über das constitutionelle System. Die Markgräfin Amalie und die Königin Friederike von Schweden. Gesellige Zustände und Theater in Karlsruhe. Vier Wochen auf dem Johannisberge. Fürst Metternich und seine Familie. Deutsche Fürsten und Diplomaten. Die heilige Allianz. Politische Ereignisse. Tod des Kaisers Alexander. Abschied von Karlsruhe.

Sechster Abschnitt (1826 — 1830) 126

Wien. Uebersicht. General v. Tettenborn. Der Kaiser Franz und der Wiener Hof. Salons. Silhouette des Fürsten Metternich. Seine Geschwister und Kinder. Die Familie Leykam. Tod der Gräfin v. Beilstein und Victors. Diplomatisches Corps. Wiener Volks- und öffentliches Leben. Der russisch-türkische Krieg. Die griechische Frage. Badische Angelegenheiten. Streit um die Pfalz. Der Herzog Karl von Braunschweig. Drei Reisen. Todesfälle. Die große Ueberschwemmung in Wien. Tod des Großherzogs Ludwig. Veränderungen. Abberufung von Wien.

Seite

Siebenter Abſchnitt (1830 — 1832) 218

Karlsruhe. Der neue großherzogliche Hof. Veränderungen und Eindrücke. Reiſe nach Paris. Abenteuer. Julitage-Anblick von Paris. Verlegenheiten. Marmont. St. Cloud und Rambouillet. Der König Ludwig Philipp und die Kammern. Tagesbegebenheiten und Meinungen. Der Herzog von Chartres. Der letzte Condé und ſein geheimnißvoller Tod. Das diplomatiſche Corps und ſeine Haltung. Der Bailli v. Ferrette. Politiſche Betrachtungen. Salons und der Cercle. Straßenſcenen und Theater. Die Miniſter und ihr Prozeß. Die Männer des Tages. Rückkehr nach Karlsruhe. Fürſtliche Vermählungen. Zuſtand Deutſchlands, polniſche Revolution. Das Jahr 1831. Ueberſicht. Vorgänge in Italien. Neunmonatliche Ständeverſammlung in Baden. Die Markgräfin Amalie und die Prinzeſſin Auguſte von Naſſau. Der Herzog Karl von Braunſchweig und ſein Kammerdiener Bitter. Die Polen in Freiburg. Börne in Karlsruhe. Aufenthalt in Mannheim. Der Salon der Großherzogin Stephanie. Die Königin Hortenſe und Louis Napoleon. Ueberblick der politiſchen Ereigniſſe. Blaye. Die Schweiz. Das Hambacher Feſt. Die Bundesbeſchlüſſe. Rückreiſe nach Wien.

Achter Abſchnitt (1832 — 1835) 254

Wien. Freiherr v. Falkenſtein. Politiſche Rückblicke. Die Cholera. Tod von Gentz. Ableben des Herzogs v. Reichſtadt und der Markgräfin Amalie von Baden. Die jüngere Königin von Ungarn. Ein Attentat. Ein Gedicht Grillparzer's. Die zehnte Verſammlung der Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher. Die Bourbonen älterer Linie. Die Großherzogin Stephanie in Wien. Pozzo di Borgo. Das Jahr 1833. Ueberſicht. Schriftſteller. Volksleben. Theater und Faſching. Die Grippe. Graf Polier. Politiſche Bewegungen. Fürſtencongreß in Münchengrätz. Drei Todesfälle. Diplomatiſche Corps und

XV

Salons. Drei Damen aus der Geſellſchaft. Die deutſchen Miniſterialconferenzen. Porträte. Die Schweiz. Feſte und Liebhabertheater in Schönbrunn. Ein Pasquill. Fremde und Bekannte in Wien. Fürſt v. Fürſtenberg. Varnhagen von Enſe. Graf Ferd. Palffy. Neuſtadt und Eiſenſtadt. Eine Inſtellation. Zwei Lager. Vermählungen und Teſtamente. Saphir. Wiener Kritik. Holtey und Raimund. Trauung des Grafen Sandor. Tod des Kaiſers Franz. Oligarchie. Botſchaften und hohe Beſuche. Trauerfeierlichkeiten und Huldigung. Die erſte Induſtrieausſtellung. Auswärtige Ereigniſſe. Zuſammenkunft der Monarchen in Töplitz und Prag. Kaiſer Nikolaus in Wien. Meine Abreiſe.

Erſter Abſchnitt.

(1799 — 1810.)

Inhalt: Geburt. Erſte Jugendzeit und Eindrücke. Erziehung. Doctor Gall. Nervenfieber. Erſte Pariſerreiſe. Straßburger Abenteuer. Vermählung Napoleons. Regierungswechſel im Breisgau. Uebergabe von Modena an Baden. Beſondere Umſtände dabei. Politiſche Zuſtände und geſelliges Leben in Freiburg. Meine Eltern. Der Dichter Auffenberg.

Geboren den 6. Oktober 1799 zu Freiburg im Breisgau unter den günſtigſten Conſtellationen, brachte ich die Kindheit im elterlichen Hauſe jener Stadt zu. Aus der Zeit, in welcher die Begriffe klarer werden, und das Erlebte ſich, wenn auch nicht in ununterbrochener Folge, doch in den wichtigeren Momenten dem Gedächtniſſe einprägt, erinnere ich mich meiner guten mütterlichen Großmutter, bei der ich beinahe den ganzen Tag über ſpielte, die mich erzog und nach großmütterlicher Weiſe wohl auch — verzog. Noch ſehe ich im Geiſte die zahlreichen franzöſiſchen Truppen 1805 in das Feld nach Oeſterreich und von da wieder zurück ziehen, und freute mich nach Kinder Art der fortwährenden Einquartierungen in unſerem Hauſe, eine Freude, welche wohl Wenige mit mir theilten. Im Wohnzimmer der Großmutter hatte ich ſelbſt ein kleines, bleiernes Heer aufgeſtellt, das ich commandirte, und noch weiß ich, daß ein franzöſiſcher Oberſt mir zeigte, wie ich die verſchiedene

Waffengattungen in der Schlacht oder auf dem Marſche zu ordnen hätte. Die Namen: Erzherzog Karl und Napoleon, Wien und Ulm, ſpäter Tyrol und Andreas Hofer ertönten ſtets in meinen Ohren, und bei den ſich täglich überſtürzenden Kriegsnachrichten und dem beſtändigen Waffenlärm in unmittelbarer Nähe vermochte mein jugendliches Gemüth Perſonen und Ereigniſſe weder gehörig zu trennen noch zu beurtheilen. Den erſten wahren Schmerz lernte ich bei dem 1806 erfolgten Tode der geliebten Großmutter kennen: man brachte uns Kinder auf's Land, und als ich zurückkehrte und ſie nicht mehr traf, die ſich beinahe ausſchließend mit mir beſchäftigt, brach ich in unaufhaltſames Weinen aus. Der Hofmeiſter, welchem ich damals zur erſten Erziehung übergeben wurde, führte mich am bald darauffolgenden Allerſeelentage an das Grab der theuern Verblichenen, wo eine arme Frau, von ihr vielfach unterſtützt, mit mir betete! Der würdige Lehrer diktirte mir ſpäter einige rührende Worte über dieſen Vorgang in das Tagebuch, und ich ahnte damals nicht, daß ich 24 Jahre nachher den Sinn jener Eindrücke erſt tiefer und lebhafter erfaſſen ſollte. Im Juni 1830 ſtand ich abermals an einem Grabe, aber dießmal an dem Grabe meiner eigenen Mutter, und zufällig wiederholte ſich da derſelbe Auftritt, wie eine dürftige Wittwe ihre Thränen und dankbaren Gebete mit den meinigen vereinigend, mir ſtillſchweigend das geweihte Waſſer reichte! — Seit jener Zeit beſuchte ich oft und bei verſchiedenen Anläſſen den ſchönen Kirchhof von Freiburg, nie ohne jener Gefühle zu gedenken, ja! in den letzteren Jahren erſchien es mir, als ob ich in dieſer Stadt mehr Bekannte unter der Erde, als Lebende zähle, ſo ſehr hat ſich der Kreis meiner Verwandten und Freunde gelichtet, ſo viele bekannte Namen traten mir aus den Grabmälern entgegen!

Ungemein froh, glücklich und ſorgenfrei verfloß dieſe Kinderzeit für meine Geſchwiſter und mich. Im Winter zu Freiburg,

im Sommer auf den herrlich gelegenen Gütern meines Vaters. Der Sinn für die Reize der schönen Natur, auf diese Art früh schon eingeprägt, blieb mir für das Leben. Mit zärtlicher Liebe hingen wir an unserer vortrefflichen Mutter, die, die Seele des Hauses, ernst und milde, unsere religiöse, sittliche und wissenschaftliche Erziehung überwachte. Ihr immer thätiges Bemühen trug wesentlich dazu bei, unsere Beobachtungsgabe zu schärfen, und uns stets, selbst spielend, geistig anzuregen. Gar viele Abende — die glücklichsten unseres Jugendlebens — brachte sie mit uns zu, erzählte selbst Erlebtes, Geschichten oder Mährchen, oder ließ uns vorlesen, Gedichte hersagen u. dgl. m. War ihre Rücksicht für unser körperliches Gedeihen vielleicht auch etwas zu ängstlich, so verdankten wir doch auch wieder dieser oft zu weit getriebenen Sorgfalt, daß wir Kinder von den ersten in Freiburg waren, an denen unsere gute, vorurtheilsfreie Mutter, ungeachtet vieler Widersprüche und heftiger Anfeindungen, die Blatternimpfung vollziehen ließ. Später waren wir Geschwister sehr erstaunt, uns einem fremden Manne vorgestellt zu sehen, der aufmerksam und sorgfältig unsere kleinen Köpfe besah und betastete. Wir erfuhren, daß er der damals so berühmte Schädellehrer Dr. Gall war; ich erinnere mich noch, daß er mir drei Sinne zuerkannte: den Ort-, den Zahlen-, den Musiksinn. Den ersteren Ausspruch lasse ich gelten, von den beiden anderen habe ich nie viel in mir verspürt; ich bin weder ein Dase noch ein Mozart geworden.

Ein braver, gebildeter Priester ertheilte uns im Vereine mit Fachmännern den ersten Unterricht. Wir besuchten nie die unteren öffentlichen Schulen. So kam unter guten, heiteren, Geist und Körper wohlthuend anregenden Einwirkungen das Jahr 1809 heran. Mein Vater, oft auf Reisen oder in Dienstgeschäften abwesend, war damals in Wien. Da befiel mich plötzlich ein Nervenfieber; es hatte diese fürchterliche Krankheit ansteckend einen Theil der Bevölkerung ergriffen; auch einer meiner Jugendgefährten,

Graf Oktav Kageneck, war derſelben erlegen. Troſtlos, nur noch auf Gott vertrauend, ſaß meine arme Mutter an meinem Bette, mich mit aufopfernder Liebe pflegend; da brachte mir nach langen, angſtvollen Tagen ein heftiges Naſenbluten zuerſt Erleichterung, dann Geneſung. Doch nur langſam erholte ich mich, verlor alle Haare und eine Perrücke — eine ſeltene Bedeckung in dieſem Alter — ſchützte meinen jungen, kahlen Schädel.

Nach einigen Monaten hatte ich wieder ſo viele Kräfte erhalten, um meine Mutter im März 1810 auf einer Reiſe nach Paris begleiten zu können, wo mein Vater damals badiſcher Geſandter war. Hier eröffnete ſich nun meinem jugendlichen, empfänglichen Gemüthe eine neue Welt. Unvergeßlich für's ganze Leben blieben mir dieſe kaum zu bewältigenden Eindrücke. Als ich aber vollends Napoleon und Maria Louiſe, unmittelbar nach ihrer Trauung in der Gallerie des Louvre, auf einen Balcon der Tuilerien heraustreten ſah, das Kaiſerpaar von einer Million, in Jubel ertönender Kehlen begrüßen hörte, fühlte ich, daß dieſer alle Anweſenden mächtig ergreifende Augenblick für immer als einzig und denkwürdig in der Geſchichte bezeichnet werden würde. Ich übergehe die weiteren Details dieſer meiner erſten größeren Reiſe, als zu unbedeutend für den vorliegenden Zweck; nur eines will ich noch erwähnen. Auf der Rückkehr wurde meine Mutter in Straßburg unter dem Vorwande aufgehalten, daß unſer Paß nicht en règle ſei; vergebens waren ihre Verſicherungen, daß ſie die Frau des badiſchen Geſandten ſei und man ſie doch nicht hindern könne, über den Rhein zu gehen u. dgl. m. Es halfen jedoch keine Vorſtellungen; meine gute Mutter, welche aus Sehnſucht nach ihren Kindern in Freiburg den Pariſer Beſuch abgekürzt hatte, mußte acht lange Tage in Straßburg wie gefangen ausharren, bis der nach Paris geſchickte Paß mit, ich weiß nicht,

welchem Visa wieder zurückgelangt war. In unserer Zeit würde man solche Anstände für unmöglich halten; der Telegraph hätte sie in einer Stunde erledigt.

Mit naiv-kindlichen Bemerkungen füllte ich ein kleines Reisejournal über jenen Pariser Aufenthalt an, und lernte so das Gesehene leichter in meinem Gedächtnisse ordnen. Seit jener Zeit nun führte ich ein regelmäßiges Tagebuch durch fünfzig Jahre ununterbrochen bis zur heutigen Stunde fort — feierte daher ein Tagebuch-Jubiläum! In diesen Blättern ziehen die Gestalten und Thatsachen, je nach meiner Auffassungsweise und Stimmung gefärbt, in langer Reihe vorüber, und wenn ich sie nun wieder durchgehe, müßte mir gar Manches wie ein Traum bald wüster, bald erhebender Art erscheinen, stünden diese Erlebnisse nicht von meiner eigenen, sich seit dem halben Jahrhunderte unzählige Male ändernden Handschrift aufgezeichnet. Doch genug von mir und meinem jugendlichen Treiben! Wenden wir uns einen Augenblick ernstern Dingen zu.

Während meiner ersten sieben Lebensjahre hatte meine Vaterstadt dreimal ihren Monarchen gewechselt. Früher unter Oesterreichs Scepter, fiel das Breisgau 1802 an das Herzogthum Modena, um dann nach vorübergehender Herrschaft dieses Erzhauses 1806 im Preßburger Frieden dem, aus einem Kurfürstenthum in ein Großherzogthum verwandelten Baden zuerkannt zu werden. Wäre das Breisgau österreichisches Vorland geblieben, so hätte es von 1800 bis 1835 nur einen Regenten — den Kaiser Franz — gehabt; so geschah es aber, daß Freiburg während jener Epoche nach der Reihe sechs Herren — einem Kaiser, einem Herzoge, und vier badischen Großherzogen — unterworfen war.

Die Stadt selbst fand sich damals aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Eine väterliche Regierung ebensowohl

als langjährige Gewohnheit und treue Anhänglichkeit verbanden die Einwohner mit dem Kaiſerhauſe. Adel und Geiſtlichkeit, die Bürgerſchaft wie die übernommenen Beamten konnten ſich unmöglich alſogleich von hundertjährigen Traditionen losſagen. Gar manches feſtgeſchlungene Band wurde da gewaltſam zerriſſen, weſentliche Intereſſen vielfach verletzt; manches Herz blutete. Doch dieß war nun einmal nicht zu ändern; die Natur der Dinge brachte es in einer ungemein bewegten Zeit ſo mit ſich; auch andere Theile Deutſchlands litten an den Folgen dieſer alle Verhältniſſe ergreifenden Umwälzungen. Mit den erzherzoglichen Beamten vermiſchten ſich nun neue, badiſche, und was man früher da nicht kannte — das proteſtantiſche Element drang in die bisher rein katholiſche Stadt. Der Adel, zahlreich, größtentheils begütert und unabhängig, um ſo mehr an Oeſterreich hängend, als er eben durch die eingetretene Aenderung gar manche ſeiner früheren Vortheile eingebüßt hatte, bildete eine eigene, von den anderen Klaſſen ſtreng geſonderte Geſellſchaft. Ihr ſchloſſen ſich viele ausgewanderte Familien an, welche die Stürme der Zeit gezwungen hatten ein ruhiges Aſyl zu ſuchen. So ſah man denn da Trümmer des Condé'ſchen Heeres, emigrirte ariſtokratiſche Geſchlechter und Prieſter, ſah da Herren und Damen, die früher eine hervorragende Rolle an den Höfen geiſtlicher Kurfürſten geſpielt, in der heiteren, gaſtfreien Stadt vereinigt. Ihre Sitten, ihre Anſichten, ihre auffallende, veraltete Tracht, erinnerte an die Zeiten vor 1789; ihr excentriſches, leidenſchaftliches Weſen, ihre Klagen wie ihre Geſinnungen gaben das klarſte Zeugniß von dem überraſchend ſchnellen Umſchwunge der Dinge; in völliger Verkennung der Weltlage gaben ſie ſich dem trügeriſchen Wahne hin, dieß Ungemach gehe vorüber, und bald komme wieder alles in das gute, alte Geleiſe! Viele vornehme Damen, Stifts- und Kloſterfrauen ernährten ſich von ihrer Hände Arbeit, andere wurden von Familien des Landes unterſtützt; ehemalige Domherren, Pfarrer,

Professoren u. dgl. gaben französischen Unterricht, oder halfen gegen dürftiges Entgelt in der Seelsorge aus. Man verfehlte nicht, uns Kinder auf diese betrübenden Erscheinungen hinzuweisen und uns aufzumuntern, durch Fleiß und Erwerbung von Kenntnissen sich gegen die Launen des Geschickes sicher zu stellen.

Mitten unter diesem Treiben hatte sich die mehrmals bedrohte Albertinische Universität erhalten und verdankte damals, wie später, die Fristung ihre Existenz wohl nur dem Besitze zahlreicher, außerhalb des Großherzogthums gelegener Güter. — Die gewohnten weißen Uniformen mußten den blauen weichen, und ein Theil der neuen Freiburger Garnison wurde bald darauf ausersehen, blutige Lorbeeren auf dem heißen spanischen Boden zu sammeln. Anziehende Schilderungen sprechen von jener Episode aus der badischen Kriegsgeschichte. Wie sehr damals die Massen der Völker untereinander geworfen wurden, beweist, daß zu jener Zeit auch ein portugiesisches Armeecorps, von Napoleon zu irgend einem Zwecke, 1809 zum Kampfe gegen Oesterreich, wie ich glaube, bestimmt, zum Erstaunen der guten Freiburger durch die Stadt zog. Sie sollten in kurzer Zeit noch ganz andere fremde Heere aus allen Weltgegenden kennen lernen!

Die Geselligkeit war damals von der angenehmsten Art, und selbst litterarische Bestrebungen blieben ihr nicht fremd. v. Ittner, Jakobi, Dr. Ecker unterhielten die Freude an Poesie und schönen Wissenschaften, und mächtig angeregt durch die sich immer mehr steigernde Verehrung für Schiller, bildete sich ein Kreis feinfühlender Männer und Frauen, welche den Geschmack für Kunst und Dichtung förderten, eine gehobenere Stimmung in die geselligen Zirkel brachten. Es fanden da mehr oder minder gelungene Versuche von Gedichten, schriftlichen Aufsätzen, von den damals so beliebten Charaden, Räthseln, Rebus u. dgl. um die Wette statt, es gab gelehrte und ästhetische Vorlesungen, man schrieb kritische Artikel in Zeitungen, errichtete Lesezirkel u. dgl. m. Eine andere, gewiß

ſtets empfehlenswerthe Unterhaltung der Geſellſchaft beſtand in der gemeinſamen Lectüre dramatiſcher Werke. Dieſe Vorleſungen wurden abwechſelnd in den Häuſern der Theilnehmenden gehalten. Die Hausfrau behielt ſich jeweils die Wahl des Stückes, wie die Vertheilung der Rollen vor; jeder verſah ſich dabei mit einem Buche. Bald waren es ernſte, klaſſiſche Werke von Göthe, Schiller und anderen, bald Iffländiſche Rührſtücke oder die erheiternden Scherz- und Karikaturſpiele von Kotzebue, und eine lange Reihe genußreicher Abende eröffnete ſich den Mitgliedern dieſes Vereines. Fand eine ſolche Verſammlung im elterlichen Hauſe ſtatt, war dieß ein Feſtabend für uns Kinder; wie lauſchten wir da den ſchönen Verſen, und wie lebhaft nahmen wir an den Fragen Theil, wer dieſe oder jene Lieblingsrolle leſen werde! Wie zürnten wir endlich der ungewöhnlichen Länge eines Dramas, z. B. des Don Carlos, wenn uns die geregelte Hausordnung vor dem letzten Akte zu Bette rief. Auch das Stadttheater, wenn meiſt nur mittelmäßig, beſuchten wir fleißig, und wie heimiſch fühlten wir uns in dieſen ſcheunenartigen Räumen, welche man ſpäter ungern gegen eine größere Schaubühne vertauſchte, die in vielen Gemüthern nur peinliche Erinnerungen hervorrufen konnte.

Auch ein philharmoniſcher Verein wurde gegründet, der nicht nur Concerte gab, Kirchenmuſik und Quartetten aufführte, ſondern ſich ſogar an Opern wagte. Selten war wohl eine Vorſtellung von Don Juan ſo gelungen, als die der Freiburger Dilettanten. Mozart theilte damals mit Schiller die allgemeine ausſchließliche Vorliebe. Später wurden auch unter der kunſtſinnigen Leitung des Malteſer-Comthurs v. Reinach italieniſche Opern von Cimaroſa, Paëſiello u. a. aufgeführt.

Bei uns zu Hauſe wechſelten dann kleine Maskenbälle, Kinder- und Puppentheater mit allen jenen heiteren Jugendſpielen, welche die mütterliche Liebe und Sorgfalt ſo ſinnig auszudenken wußte zum Lohne oder als Erholung nach ſelten lange unterbrochenen,

nicht immer leichten Studien. Der fromme Sinn unſerer Eltern, eines ausgezeichneten Lehrers ließ aber auch das Höhere, allein Wichtige nie vergeſſen, und außer einem gründlichen, wahrhaft chriſtkatholiſchen Unterrichte verging ſelten ein Tag, an dem wir nicht die Kirche beſuchten.

Mein Vater (geb. 1766, geſt. 1839) war durch eigenthümliche Schickſale und ſeine Stellung vielfach in die bunten Ereigniſſe des Tages gezogen, ja es ſchienen ſich in ſeiner 73jährigen Lebenszeit dieſelben gleichſam wieder zu ſpiegeln, ſo lebhaft nahm er an all dieſen Phaſen Theil. Sohn eines Landvogts des unſerer Familie verwandten letzten Fürſtbiſchofs von Baſel brachte mein Vater in dem Amtſitze Birſek ſeine Jugend zu. Von jenem Schloſſe nahm dieſer Zweig Andlaw den Beinamen. Später auf Univerſitäten und Reiſen, kehrte mein Vater wieder zurück, um ſein Vaterland auch von den Wellen der franzöſiſchen Revolution ergriffen zu ſehen. Mein Großvater ſtarb gerade an dem Tage, als 1792 die republikaniſchen Truppen das Bisthumsgebiet beſetzten. Mit Mutter und Geſchwiſtern zog er ſich in die Schweiz zurück, und unſtet, beinahe flüchtig, fand er endlich im Breisgau eine gaſtfreundliche Aufnahme und trat als Regierungsrath in Vorderöſterreichiſche Dienſte. Nach Wiedererlangung eines Theiles der verlorenen Güter hatte er auch noch das weitere Glück, mit dem Freifräulein Sophie von Schakmin, der einzigen Tochter eines ſeiner Rathscollegen, eine in jeder Beziehung vortheilhafte Ehe einzugehen. Sie war ihm durch 32 Jahre eine liebende, treue Lebensgefährtin, eine ebenſo fein gebildete als edle Frau.

Den Geſchicken des Breisgau's folgend war mein Vater aus einem öſterreichiſchen ein modeneſiſcher Staatsdiener geworden, und trat dann endlich auch, wie ſo viele andere, zur badiſchen Bureaukratie

über. Hier muß ich eines Vorgangs erwähnen, der von ihm oft erzählt, wohl weniger allgemein bekannt sein dürfte. Modena hatte meinen Vater zum Uebergabs-Commissär ernannt; Staatsrath v. Drais sollte von Seiten Badens das Land übernehmen. Der Tag der Feierlichkeit war erschienen, alle Vorbereitungen getroffen, der Gottesdienst im Münster angeordnet, die Tribüne zum Huldigungsakte vor der Kirche errichtet. Da traf wenige Stunden zuvor eine Staffete vom Militärcommandanten aus Straßburg ein, welche meinen Vater aufforderte mit der Uebergabe noch zurückzuhalten, da Napoleon dem Breisgau eine andere Bestimmung zugedacht. Die durch so unerwartete Aenderung hervorgerufene Verlegenheit war groß, der gewünschte Aufschub ohne die verdrießlichsten Verwickelungen kaum möglich. Die beiden Commissäre besprachen sich daher und kamen dahin überein, die Straßburger Depesche bis nach dem Vollzuge der Uebergabsceremonie zu ignoriren. Diese ging daher ungestört vor sich und es ist mir nicht bekannt, daß meinem Vater deßhalb später Unannehmlichkeiten bereitet wurden. Wofür er sich aber auch entschieden hätte, in beiden Fällen war seine Verantwortlichkeit keine geringe. Er zählte auf das Gewicht eines fait accompli, und dabei blieb es denn auch. Entweder war jener Befehl Napoleons nur Folge einer augenblicklichen Laune, oder wollte er, war die Sache einmal geschehen, nicht mehr darauf zurückkommen, genug, das Breisgau blieb und ist heut zu Tag noch badisch.

Von dem ehrwürdigen Nestor der deutschen Fürsten, dem vortrefflichen Karl Friedrich, ausgezeichnet und mit vollem Vertrauen beehrt, war 1809 mein Vater in Wien, zur Zeit des Schönbrunner Friedens-Abschlusses bemüht, die Rechte des Großherzogthums zu wahren. Im nächsten Jahre eröffnete sich für ihn noch ein Feld erfolgreicherer Thätigkeit, da er nach langen, verwickelten Verhandlungen so glücklich war, unter Vermittelung des französischen Hofes, die wichtige Grafschaft Nellenburg, auf welche Württemberg

Anſpruch machte, dem Lande zu erhalten.*) Es ſchien als ob die Perſönlichkeit meines Vaters den mächtigen Kaiſer beſonders angeſprochen hätte; wenigſtens zeichnete er ihn bei jedem Anlaſſe aus und verfuhr mit ihm weniger barſch, als mit anderen Geſandten. Doch eines Tages fuhr Napoleon in der Audienz ihn hart mit der Frage an: „Was haben ſie denn in Freiburg für ein elendes Blatt, deſſen Redakteur einen Namen hat, den ich nicht ausſprechen kann? (Er hieß nämlich: „Schnezler".) Cette gazette cessera de paraitre!" Mein Vater wußte ſich den Grund des kaiſerlichen Zornes über die ſonſt ſo harmloſe Zeitung nicht zu erklären. Später erfuhr er, daß ſie ein angebliches Schulzeugniß aus Brienne aufgenommen, in welchem der Zögling Bonaparte als: „mittelmäßig befähigt" bezeichnet wurde. Dieſe kleine Anekdote mag als ein weiterer Beitrag zur Geſchichte der Bedrückungen gelten, welche ſich Napoleon I. in Deutſchland anmaßte.

In jene Zeit fiel auch der verhängnißvolle Ball bei dem Fürſten Karl von Schwarzenberg mit der von ſo vielen Augenzeugen beſchriebenen furchtbaren Kataſtrophe. Das Feuer brach ganz in der Nähe meines Vaters aus; ein Wachslicht hatte die leichte Draperie in der für das Feſt erbauten Gallerie ergriffen. Mehrere Perſonen liefen mit ihm Hülfe rufend dem Ausgange zu, und als ſie nach wenigen Sekunden mit den Pompiers in den Saal zurückkehren wollten, war alles ſchon in Flammen, Rauch und Qualm eingehüllt. Lange begleitete noch mein Vater den verzweiflungsvoll ſeine verbrannte Gattin ſuchenden Fürſten Joſeph. Alle Anweſenden behaupteten ſtets übereinſtimmend, daß

*) Der betreffende Staats- und Grenzvertrag zwiſchen Baden und Württemberg wurde den 2. Oktober 1810 zu Paris abgeſchloſſen. Nachdem ſich mein Vater mit dem früheren württembergiſchen Bevollmächtigten, Grafen Taube, nicht hatte verſtändigen können, und es ſogar bis zur gegenſeitigen Herausforderung kam, wurde Graf Winzingerode vom König abgeſchickt und dieſer unterzeichnete den Vertrag.

nur einem unglücklichen Zufalle, keiner Abſichtlichkeit ein ſo entſetzliches Ereigniß zuzuſchreiben geweſen, eine Anſicht, welche Napoleon ſelbſt laut und wiederholt beſtätigte.

Im Herbſte 1810 vertauſchte mein Vater die glänzende Miſſion in Paris mit der wenig beneidenswerthen Stellung eines Staatsminiſters des Innern in Karlsruhe.

Meine Mutter (1779 geb. und 1830 geſt. zu Freiburg) ſtammte aus jener lothringiſchen Familie von Schakmin, welche dieß Land mit Franz Stephan verlaſſen und ſich in Oeſterreich angeſiedelt hatte. Ihr Vater, Regierungsrath in Freiburg, ſtarb 1802, ihre Mutter war eine geborene Gräfin von Ueberacker. Der General der Kavallerie von Schakmin aber, Oheim meiner Mutter, erfreute ſich der beſonderen Gunſt jenes Kaiſers und der großen Maria Thereſia.

Zu den Gefährten unſerer jugendlichen Spiele gehörte, außer unſeren Vettern Rink und den Söhnen anderer verwandten Häuſer, der junge Auffenberg, welcher ſpäter eine ebenſo raſch aufblühende, als bald wieder verſchwindende Berühmtheit erlangen ſollte. Er war als Kind, was er ſein Leben hindurch blieb, ungelenk, verlegen, wortkarg; nichts verkündete in dieſem linkiſchen, beinahe blöden Jungen den künftigen Dichter. Die poetiſche Ader erwachte erſt, als er, im 15. Jahre von einem unbezwingbaren Hange zu Abenteuern ergriffen, aus dem väterlichen Hauſe heimlich entfloh, und Italien, das tägliche Brod mit ſeiner Guitarre als Minneſänger erwerbend, durchzog. Doch bald von Hunger und Enttäuſchung getrieben, trat er in öſterreichiſche Kriegsdienſte und nahm ſpäter eine Lieutenants-Stelle in der badiſchen Garde du corps an. Nun folgten raſch Gedichte, und da Auffenberg auch Dramen ſchrieb, übertrug man ihm die Leitung des Hoftheaters in Karlsruhe. In dieſem neuen Wirkungskreis fand er

ſich vielfach beengt; die Kabalen auf der Bühne, der Tadel der Geſellſchaft wie des Hofes machten ihn menſchenſcheu, verdrießlich. Sein dichteriſcher Geiſt führte ihn aus dieſen unbehaglichen Verhältniſſen 1832 nach Spanien. Die dortigen zum Theile höchſt tragiſchen Erlebniſſe beſchrieb er ſelbſt in launiger Weiſe. Die vielen Wunden, aus denen er unter den Dolchen andaluſiſcher Räuber blutete, und deren Heilung er nur der ausdauernden Pflege frommer Kloſterſchweſtern verdankte, mögen als wohlthuender Aderlaß auf ſein Nervenſyſtem gewirkt, ihn ernüchtert haben. Auffenberg kehrte wieder zu dem früheren, ihm verhaßten Hofleben zurück, welches er in dem verhängnißvollen Jahre 1848, das ſo viele Masken lüftete, auf wenig würdige Art verließ, um in ſeiner Vaterſtadt Freiburg vergeſſen und Myſanthrop wie immer 1858 eine Laufbahn zu vollenden, welche bei ſeiner anerkannten Befähigung hätte beſſer angewandt werden können.*) — Wenn man jetzt unbefangen die Werke, beſonders die auf den meiſten deutſchen Bühnen aufgeführten Trauerſpiele Auffenberg's lieſt, ſo begreift man kaum, wie er je dieſen Erfolg damit erzielen konnte. Es iſt da alles ſo gemacht; es ſind keine wirklichen Menſchen, nur deklamirende Puppen, welche uns entgegen treten; ein hohler Pathos für warmes Gefühl oder Leidenſchaftlichkeit; keine Spur von geſchichtlicher Auffaſſung und richtiger Charakteriſtik der Perſonen. Weiß man aber, *wie* dieſe poetiſchen Ergüſſe entſtanden ſind, ſo hört das Erſtaunen über deren Ergebniß auf. Und dennoch finden ſich in dieſem Meere von Verſen manche Perlen vom reinſten Waſſer, Stellen die an die beſten deutſchen Dichter, an Schiller, Kleiſt, Körner, Houwald und andere erinnern; ſie gehen aber eben unter in jenem See von Dinte, und können nur mühſam

*) Auffenberg hatte ſein Vermögen jenem Kloſter barmherziger Frauen in Spanien vermacht, welche ihm das Leben durch aufopfernde Pflege gerettet. Die Verwandten fochten das Teſtament an, der Streit endete jedoch mit einem Vergleich.

geſucht, noch ſeltener entdeckt werden. Als unſer Dichter ſein bekanntes „Alhambra“ ſchrieb, umgab er ſich in einem halbdunklen Gemache mit Dekorationen mauriſcher Architektur, kleidete ſich türkiſch, und hing rings an den Wänden muſelmänniſche Waffen und Trophäen auf; dabei begeiſterte er ſich ſtets an einer dampfenden Punſchbowle. Und in demſelben Alhambra, welches ſeine dichteriſche Phantaſie ſo ſehr erhitzte, war er ſpäter nahe daran, ſein Leben unter — wie er ſagt — gedungenen Mörderhänden zu laſſen! In allen Lagen des Lebens ſeinem Schwarzwälder Dialekte und gewiſſen ungehobelten Manieren treu, hatte Auffenberg, außer dem Dichter- auch noch ein anderes entſchiedenes Talent, Bekannte in Ton und Sprache nachzuahmen, die einzige Art, mit der er bei ſeiner ſonſt trockenen Weiſe unterhalten konnte. Dabei grundſatzlos, ſchwach von Charakter, bald ausgelaſſen luſtig, dann wieder ſich düſterer Schwermuth hingebend, die er in Tonnen Champagners zu erſäufen ſuchte, war Auffenberg immerhin ein merkwürdiger Menſch, deſſen beſſere Eigenſchaften und unläugbare Fähigkeiten in einer falſchen Richtung untergingen. Friede ſeiner Aſche!

Zweiter Abſchnitt.

(1810 — 1813.)

Inhalt: Karlsruhe. Neue Verhältniſſe. Hof- und geſellſchaftliches Leben. Die weiße Frau. Der Großherzog Karl Friedrich. Sein Charakter und ſein Tod. Großherzog Karl und Großherzogin Stephanie. Feſte und diplomatiſches Corps. Salonfiguren. Hof- und Cabinetsintriguen. Dr. Dereſer. Prälat Hebel. Der große Comet und der gute 1811er Wein. Die beiden Erbprinzen. Der ruſſiſche Feldzug. Der Brand von Moskau. Iſfland und Eſſlair. Die Hofhaltung der Markgräfin Amalie. Die beiden Markgrafen Friedrich und Ludwig von Baden. Die Grafen von Hochberg. Abſchied von Karlsruhe.

Gegen Ende des Jahres 1810 ſiedelten wir ſomit nach der Reſidenzſtadt über. Ich begleitete meinen Vater allein dahin; die Mutter mit den Geſchwiſtern und dem übrigen Hausſtand folgte ſpäter. Wir bezogen die gemiethete Wohnung (Adlerſtraße 20), und hier überfiel mich zum erſtenmale das Gefühl des Heimweh's! Ich fand mich ſo einſam in dem fremden Hauſe, ſo verlaſſen in den breiten, öden Straßen, den ungewohnten Verhältniſſen! Ich ließ meinen Thränen freien Lauf, tröſtete mich aber bald nach Kinderart. Nur noch einmal, aber in viel ſchmerzlicherer Weiſe, ſollte ſich bei mir jene bittere Empfindung wiederholen, als ich 14 Jahre nachher das elterliche Haus für immer verließ!

Es umgaben uns nun neue Gegenſtände, neue Menſchen; eine Fülle überraſchender Beobachtungen, reiche Gelegenheit, unſere

Erfahrung wie unſere Kenntniſſe zu erweitern, war uns geboten. Aber auch hier war es wieder die waltende, mütterliche Hand, welche unſere Erziehung leitete; es waren dieſelben regelmäßig fortgeſetzten häuslichen Studien, die gleiche ſorgfältige Auswahl der Geſpielen unſeres Alters, die halbjährigen Prüfungen u. ſ. w. Jeden Tag las unſer Hofmeiſter in dem Hauſe des mittleren Zirkels, in welchem ſich damals die katholiſche Kapelle befand, die heilige Meſſe, wohin wir ihn gewöhnlich begleiteten.

Dieſe ernſten Beſchäftigungen wurden nur durch Muſik-, Zeichnen- und Tanzſtunden oder Sprachunterricht unterbrochen. Dabei ließen wir keine Fabrik, keine Induſtrieanſtalt, keine Kunſt-, naturhiſtoriſche oder andere Sammlungen unbeſucht und lernten auch ſtets die vorübergehenden Sehenswürdigkeiten aller Art kennen. Abends gönnte man uns öfters die Freude, den ganz guten Vorſtellungen im Hoftheater beizuwohnen, und dieſe Erholung wechſelte dann wieder mit der Neubelebung jener genußreichen Zirkel, in welchen Muſik gemacht, deklamirt, vorgeleſen, oder ſelbſt manchmal auf einer kleinen Hausbühne geſpielt wurde. Im Sommer waren es dann größere Spaziergänge oder Ausflüge in die benachbarten Städte und Bäder, welche unſeren Geſichtskreis erweiterten, die nie ruhende Reiſeluſt weckten. Raſch, ebenſo nützlich als angenehm, verflogen uns daher die drei Jahre des Karlsruher Aufenthalts.

Die Stellung meines Vaters brachte uns aber auch dem Hofleben, ſelbſt dem politiſchen Treiben näher; wir hörten da viel von Feſten, wichtigen Ereigniſſen und den ſich täglich drohender und unerhörter geſtaltenden Weltbegebenheiten. Bälle in dem von meinem Vater angekauften Hauſe (nun das W. von Seldeneckiſche), bei denen nicht ſelten der großherzogliche Hof erſchien, durften auch wir Kinder beſuchen, und wie wir uns an all dieſen früher ungewohnten Herrlichkeiten ergötzten, erfreute uns auch die freundliche Art, mit der man uns allenthalben begegnete. — Ganz beſonders intereſſirte uns die ehrwürdige Erſcheinung des 82jährigen

Großherzogs. Bald ſahen wir ihn an der Seite der Reichsgräfin in der Hoftheaterloge, bald begegneten wir ihm auf einem Rollwagen im Schloßgarten, wo er immer einige gütige Worte an uns richtete. So wie der vortreffliche Fürſt noch jetzt im dankbaren Andenken lebt, wenn ſich gleich nur wenige der Zeitgenoſſen mehr erinnern, ihn geſehen zu haben, ſo bleiben mir auch dieſe wohlwollenden Züge, dieſe einfache, wahrhaft landesväterliche Art unvergeßlich! Wie oft erzählte mein Vater von den Unterredungen, welche er mit dem edlen Greiſe hatte, und die ihn nicht ſelten bis zu Thränen rührten. In ſeiner ſchlichten Weiſe war ihm ſtets der Wunſch nach Vergrößerung ſeines Landes fremd geblieben: früher nur Herr der Durlachiſchen Beſitzungen, ſah er die Markgrafſchaft durch den Anfall der Baden-Badenſchen Lande 1771 bedeutend vermehrt; mit dem Titel eines Kurfürſten erhielt er wieder einen großen Zuwachs an reichen Städten, Abteien und Dörfern, und als er vollends 1806 Großherzog und dadurch Herr eines kleinen Königreichs geworden war, ſchwindelte ihm! Er hatte ſein beſcheidenes Markgrafenthum leicht überſehen können, ſeit 50 Jahren alle ſeine Kräfte dem Wohle der ihm anvertrauten Unterthanen gewidmet; nun mußte er im hohen Alter ſein patriarchaliſches Regiment mit einem Aufwande von Hof- und Militärſtaat, mit ungewohnten Laſten vertauſchen. Seine Gewiſſenhaftigkeit ſträubte ſich gegen eine für ſo weit ausgedehntere Pflichten zu übernehmende Verantwortlichkeit, und als nun gar fremde Kriegsſchaaren das Land verheerten, unerſchwingliche Contributionen und neue Steuern die Bewohner drückten, Hungersnoth, Theuerung, Krankheiten, Verarmung die ſonſt ſo blühenden Gefilde, dieſe friedlichen Gauen heimſuchten, da brach dem menſchenfreundlichen Fürſten das Herz, da lag er oft ganze Nächte im Schloſſe zu Ettlingen betend auf den Knieen, und ſein frommer, mildthätiger Sinn konnte kaum den leiſen Wunſch unterdrücken, daß er von einem kleinen, aber glücklichen, Markgrafen nie ein reicher, weit

gebietender Großherzog geworden wäre. In der letzten Zeit nahmen seine Geisteskräfte sichtbar ab, und als er (10. Juni 1811) sanft und schmerzlos entschlummerte, starb er gewiß den Tod des Gerechten! Seine Leiche wurde mit großem Gepränge nach der Familiengruft in Pforzheim abgeführt. Er ruhe da im ewigen Frieden, wohl einer der Würdigsten in der langen Reihe seiner erlauchten Ahnen! —

Mit diesem längst erwarteten, aber auch in weiteren Kreisen schmerzlich berührenden, Trauerfalle tauchten denn wieder die Gerüchte von Gespenstern auf. Unsere jugendliche Phantasie beschäftigte sich nicht wenig mit diesen Sagen, und wir glaubten immer in den dunklen Gängen des Schlosses oder in den düsteren Gebüschen des Hofgartens der weißen Frau begegnen zu müssen. Man erzählte uns, daß, als Karl Friedrich gestorben, sich eine lange, hagere — dießmal aber schwarze — Gestalt den Gemächern des neuen Herrn genähert habe und in denselben verschwunden sei. Später erfuhr man, daß eine alte, beinahe 90jährige Hofdame von Uexcüll, welche schon lange Jahre ihr Zimmer, beinahe ihr Bett, nicht mehr verlassen, sich plötzlich in tiefe Trauerkleider gehüllt, um dem Großherzog Karl einen ebenso unerwarteten, als gespenstigen Condolenzbesuch zu machen.

Doch auch abgesehen von der Hofgeisterwelt, gab es damals noch Vorgänge und Klatschereien genug in Karlsruhe, die freie Zeit hinreichend damit auszufüllen. Es fehlte da nicht an politischen, Büreau- und anderen Intriguen, deren Zusammenhang wir nur ahnen konnten, und von denen uns mehr die Namen der Personen blieben, welche sich daran knüpfen, als der eigentliche Sachverhalt. Nur eines solchen Vorgangs will ich deßhalb erwähnen, weil er erst neulich gelegentlich des Kirchenstreites wieder aufgewärmt wurde. Ich folge hier auch wieder aus dem Gedächtniß den früheren mündlichen Mittheilungen meines Vaters. Der Großherzog Karl hatte gewünscht, den Trauerfeierlichkeiten für seinen

fürſtlichen Großvater in der katholiſchen Kapelle beizuwohnen. Mein Vater ſetzte den geiſtlichen Rath Dr. Dereſer hiervon in Kenntniß und wünſchte Einſicht von der dabei zu haltenden Gedächtnißrede zu nehmen. Der Stadtpfarrer entſchuldigte ſich damit, daß er nie eine Predigt vorher niederſchreibe, jedoch nichts Anſtößiges zu ſagen verſprach. Wie groß aber war meines Vaters und aller anweſenden Katholiken Erſtaunen und Verlegenheit, als der Kanzelredner in Gegenwart des großherzoglichen Hofes und der erſten Staatsbeamten bezüglich confeſſioneller Fragen, wie der Perſonalien und Geſinnungen des hochſeeligen Herrn einen ebenſo taktloſen als albernen Vortrag hielt. Für meinen Vater war dieſer Vorfall um ſo verdrießlicher, als der Juſtizminiſter v. Hövel und er die einzigen Katholiken im Rathe der Krone und überdieß wegen dieſer Eigenſchaft vielfach angefeindet waren. Dr. Dereſer mußte daher ſeine Pfarre mit einer Profeſſur in Raſtatt vertauſchen und ſtarb viele Jahre nachher als Domherr in Breslau, wie ich glaube. Sein Benehmen bei dieſem Anlaſſe war um ſo weniger zu erklären, als Dereſer allgemein für einen Mann von Geiſt und Bildung galt, ſeine theologiſchen Werke und Erbauungsſchriften ihm einen vortheilhaften Ruf verſchafft hatten. Das Gehäſſige des Ganzen wurde aber gegen meinen Vater gehörig ausgebeutet, und es war ein neuer Faden gefunden, das Gewebe der Kabalen weiter auszuſpinnen.

Fünf Tage vor dem Tode Karl Friedrichs (5. Juni 1811) wurde die Großherzogin Stephanie zum erſtenmale, und zwar von einer Prinzeſſin (Louiſe Amalie Stephanie) entbunden. Die tiefe Landestrauer geſtattete keine lauten Freudenbezeugungen bei der Taufe der Neugebornen. Dieſe Niederkunft aber war von einer mehr als gewöhnlichen Bedeutung. Im Jahre 1806 hatte ſich der damalige Erbprinz Karl auf den Wunſch — damals gleichlautend

mit Befehl — des Kaiſers Napoleon zu Paris mit deſſen Adoptivtochter: Adrienne Louiſe Stephanie von Beauharnais vermählt. Die 16jährige Braut hatte kaum die Erziehungsanſtalt verlaſſen, und der Erbgroßherzog verhehlte nicht die Abneigung, welche ihm die erzwungene Verbindung einflößte. Die jungen Ehegatten waren daher anfangs getrennt: Er in Karlsruhe, ſie in Mannheim. Hier umgab ſich die lebensfrohe Prinzeſſin mit jugendlichen Geſpielinnen und verbrachte harmlos heitere Tage. Doch lange konnte es nicht ſo bleiben, und ungeachtet aller entgegengeſetzten Intriguen wurde eine gegenſeitige Annäherung des fürſtlichen Paares vorbereitet, wobei — ich darf es jetzt wohl ſagen — mein Vater einer der eifrigſten war. Seiner fortgeſetzten Thätigkeit gelang es endlich, eine völlige Verſöhnung herbeizuführen; die Erbgroßherzogin Stephanie zog nach Karlsruhe, und jubelnd begrüßte man allda nicht nur die anmuthige, in vollem Glanze der Schönheit und Jugend ſtrahlende Fürſtin: ein Jahr ſpäter erſchien dann auch die kleine Prinzeſſin Louiſe als Pfand einer glücklicheren Zeit. Als nun die junge Großherzogin im Sommer 1811 einen Theil des Landes beſuchte, wollten die begeiſterten Huldigungen kein Ende nehmen, und beſonders in Freiburg, Badenweiler u. a. O. waren die Feſte, denen ich beiwohnte, ebenſo glänzend als herzlich. Jene Freude zu erhöhen, trug der herrliche fruchtbare Sommer vom Jahre 1811 viel bei. Vom März bis November war unausgeſetzt ſchöne Witterung, dennoch die Hitze nie läſtig, gemildert durch erquickende Lüfte oder erfriſchende Gewitter. Am Johannistage hatte man ſchon neues Brod, im Juli reife Trauben, im Auguſt neuen Wein. Man brachte dieſe außerordentlichen Erſcheinungen mit dem prachtvollen Cometen zuſammen, deſſen mächtiger Schweif ſich über einen großen Theil des Horizonts erſtreckte; alle anderen Cometen des Jahrhunderts waren mit jenem Himmelsrieſen nicht zu vergleichen, nur der vom Jahre 1858 kam ihm an Glanz und Größe nahe. Hatte

je die Volksmeinung Anſpruch auf Berechtigung, ſo war dieß bei dem Cometen 1811 der Fall, denn er deutete ſinnbildlich den Höhepunkt im Leben Napoleons an; ſo wie er verſchwand, erbleichte auch ſichtbar des gewaltigen Cäſars Glücksſtern!

Ein regeres, heitereres Leben gab ſich im darauf folgenden Winter am Karlsruher Hofe kund. Feſte jeder Art, Bälle, ſinnreiche lebende Bilder, Maskeraden, franzöſiſche Liebhabertheater, Schlittenfahrten u. dgl. m. drängten ſich, und das diplomatiſche Corps, wie die Geſellſchaft blieben dabei nicht zurück. Die Natur der Verhältniſſe brachte es mit ſich, daß der kaiſerlich franzöſiſche Geſandte — früher Bignon, dann Mouſtier, endlich Graf Nicolai — das glänzendſte Haus machte. Letzterer mißbrauchte jedoch ſeinen überwiegenden Einfluß nie, war ein wohlwollender, ſelbſt anſpruchsloſer Mann. Die beliebteſte Perſönlichkeit blieb aber immer der öſterreichiſche Geſandte, Graf Apponyi, der, unterſtützt von ſeiner jungen, liebenswürdigen Gemahlin, der Gräfin Thereſe Nogarolla, den anziehendſten Mittelpunkt für die Geſellſchaft bildete.

Aus jener Zeit erinnere ich mich noch einiger ſtehender Salonfiguren, wie ſie eben durch eine eigenthümliche äußere Geſtalt auffielen, oder ſich beſonders wohlwollend gegen uns Kinder bewieſen. Ein ganzes Heer von Hofleuten, Diplomaten, Offizieren, Fremden — unter dieſen die von ihren Sitzen vertriebenen Biſchöfe von Baſel und Mecheln — viele geiſtreiche, ſchöne, auch franzöſiſche Damen trieben ſich damals in den Zirkeln umher, und meine Eltern verſammelten oft einen Theil der Geſellſchaft Abends oder zu größeren Diners. Sonntags luden ſie dann gewöhnlich Beamte, Gelehrte oder Künſtler zu Tiſche; nicht ſelten war der Prälat Hebel unſer Gaſt, welcher uns bald mit einer witzigen Erzählung aus ſeinem Hausfreunde, bald mit einem hübſchen allemanniſchen Gedichte oder den ſo beliebten Doppelcharaden erfreute.

Die einfache, ſelbſt trockene Art dieſes genialen und gemüthlichen Mannes zog uns wie inſtinktmäßig an; erſt ſpäter erkannten

wir ſeinen vollen Werth. Der Generalſekretär des Miniſteriums, Moßdorf, den mein Vater vor allen der ihm untergebenen Geſchäftsleute ſchätzte, war auch ſtets willkommen in unſerem Hauſe.

Mitten unter dieſen abwechſelnden Kunſt- und geſelligen Genüſſen kam der Sommer 1812 heran. Europa erfreute ſich nach langen Kriegen eines Friedensjahres; nur mit Spanien und England lag Napoleon im offenen Kampfe. Da erſchreckte plötzlich das Gerücht von einem Bruche mit Rußland. Ein ſtolzer Heereszug, wie man ihn an Schönheit, Kriegsluſt und ungeheuerer Anzahl der Truppen nie zuvor geſehen, wälzte ſich dem Norden zu. Noch gab man ſich der Hoffnung hin, daß es nicht, wenigſtens zu einem längeren, verheerenden Kriege kommen werde, als uns auch ſchon die Nachrichten von dem Uebergange über den Niemen, von den Schlachten bei Wilna, Smolensk u. a. überraſchten. Die Schlacht an der Moskowa eröffnete dem triumphirenden Kaiſer und ſeinem Heere die Thore der uralten Metropole Rußlands. Napoleon ſchlug ſein Hauptquartier im Kreml auf, ein unerhörtes Ereigniß, das die Einen mit Stolz und Freude, die Anderen mit zitternder Angſt und unheilvoller Ahnung kommender tragiſcher Geſchicke erfüllte! Schon waren in vielen Kirchen auf dem weiten Erdenrunde feierliche Tedeums angeſtellt; auch in Karlsruhe ertönte das „Herr Dich loben wir!“ weil die dreifarbige Fahne von den Zinnen der Czarenburg flatterte!

So ſehr auch ſolche welterſchütternde Begebenheiten jeden anderen Eindruck verwiſchen mußten, ſchenkte man doch einem längeren Gaſtſpiele Iffland's einige Aufmerkſamkeit. Schon nicht mehr in der vollen Kraft, da er auch im darauf folgenden Jahre ſtarb, blieb dieſer ausgezeichnete Mime doch in einigen Rollen ſich immer gleich. Helden und Partien, welche größere Anſtrengung erforderten, gelangen ihm nicht mehr; auch reichten Geſtalt wie

Organ ſchon früher hierzu nicht aus; unübertroffen war er aber immer in Charakter- und höheren komiſchen Rollen, in polternden oder originellen Alten, und unter dieſen excellirte er natürlich wieder in jenen, welche er für ſich ſelbſt geſchrieben. Wer hat ſich nicht an ſeinem: „Schewa, Lorenz Stark, armen Poeten, deutſchen Hausvater“ u. a. erfreut? während Lear, Wallenſtein, ſelbſt der Geizige weniger anſprachen. Bald nachher wurde Efflair in Karlsruhe engagirt, und eine hier ſo nahe liegende Vergleichung mit Iffland war nicht ohne Intereſſe. Sein Spiel, von überwältigender Wirkung, war ſo natürlich, dabei von einem ſo impoſanten Aeußeren, einem ſo überaus wohlklingenden Organe unterſtützt, daß ihm kein anderer tragiſcher Künſtler an die Seite geſtellt werden konnte, ſo ſehr überragte er ſie alle. Ein geborener Heldenſpieler verſuchte ſich Efflair auch glücklich im Schau- und Luſtſpiele; eine rührend einfache Leiſtung war ſein: „Eſſighändler.“ In den vielen Rollen, in denen ich Efflair — noch zum letztenmal 1836 zu Baſel — ſah, fand ich ihn immer unnachahmlich, und ſtand eines Tages zufällig, nicht ohne Wehmuth, an ſeinem einſamen Grabe auf dem romantiſch gelegenen Kirchhofe von Mühlau bei Innsbruck.

Im Herbſte 1812 traf, wenn auch nur vorübergehend, ein Lichtſtrahl der Freude die großherzogliche Familie. Den 25. September gebar die Großherzogin Stephanie einen Prinzen, der jubelnd mit dem Namen eines Erbgroßherzogs Karl Friedrich begrüßt wurde. Man ſchwamm in einem Meere von Freuden; Kirchenfeier, Paraden, Galla- und Freitheater, Hoffeſte und öffentliche Volksbeluſtigungen kamen da an die Reihe. Alle dieſe ungewohnten, lärmenden Vergnügen beſchäftigten uns lebhaft und aus einer Loge ſahen wir das mit Menſchen vollgepfropfte Hoftheater, worin als Gratisvorſtellung Mozart's „Titus“ gegeben wurde; Geſchrei,

Drücken und Unruhe unterbrachen vielfach die Oper. Ebenſo unterhielt uns der Freimarkt, der öffentliche Ball, das Stangenklettern, das Austheilen von Fleiſch und Wein u. dgl. m. Doch dieſer Jubel war leider nicht nachhaltig. Wir befanden uns den 16. Oktober gerade im Theater, wo Iffland den Geizigen von Molière gab, als das Schauſpiel durch die Nachricht von einem ernſten Unwohlſein des kleinen Erbprinzen unterbrochen wurde. Gegen 8 Uhr war er eine Leiche; wenige Stunden zuvor hatte das Kind noch lächelnd auf dem Schooße ſeiner Mutter gelegen! Ich ſelbſt hatte den Prinzen einige Tage zuvor geſehen, und in meinem Tagebuch notirt: „Es iſt ein großes ſtarkes Kind, das 11 Pfund wiegt.“ Damals fiel dieſer Tod, ſo allgemein er auch bedauert wurde, nicht auf; man fand es nicht ſeltſam, daß ein Kind von 3 Wochen an einer in dieſem Alter ſo häufigen akuten Krankheit plötzlich ſtarb. Erſt, als auch der zweite im Jahre 1816 geborene Prinz bald nach der Geburt verſchied, während die 1811 und 1813 zur Welt gekommenen beiden Prinzeſſinnen und ſpäter auch Prinzeſſin Marie (geb. 1817) am Leben blieben, gab man ſich allerlei Vermuthungen hin, welche jedoch jeder thatſächlichen Begründung entbehrten. Dieſe auffallenden Gerüchte tauchten erſt im Jahre 1828 wieder mit mehr Intenſität auf, waren der Gegenſtand zahlreicher Berichtigungen und Flugſchriften, als das geheimnißvolle, bis jetzt noch nicht aufgeklärte Erſcheinen Kaspar Hauſer's in Nürnberg mit jenen beiden Todesfällen in Verbindung zu bringen geſucht wurde. Meine Erinnerungen aus jener Epoche reichen nicht ſo weit, um mir eine feſtgegründete Ueberzeugung von dem Werthe jenes Geredes bilden zu können. Die edle Großherzogin Stephanie, deren Mutterherz am meiſten unter dieſen wiederholten fürchterlichen Schlägen leiden mußte, drückte nie eine Vermuthung oder ein bitteres Wort darüber aus, welches man als Andeutung eines Verdachtes hätte nehmen können. So iſt es wohl beſſer, die einſtige Löſung des Hauſeriſchen Räthſels der

Zukunft zu überlaſſen, ſtatt durch myſteriöſes Achſelzucken und unberufene Muthmaßungen falſchen Argwohn zu nähren. Iſt ein Verbrechen dabei im Spiele, wird der Thäter Gottes ſtrafender Gerechtigkeit gewiß nicht entgehen!

Der officielle Jubel über die Siege der Franzoſen in Rußland war noch nicht verhallt, als eine Schreckenskunde alle Länder Europa's durchdrang: Moskau brenne an allen Ecken, und Napoleon ſehe düſter von den Fenſtern des Kremls in das nicht zu löſchende Flammenmeer! — Obwohl ich mich damals wenig um Politik bekümmerte, ſo ſchrieb ich doch, von der folgenreichen Wichtigkeit des Augenblicks ergriffen, folgende kurze Bemerkung nieder:

„Die Ruſſen brannten Moskau mit allen Kranken! und Gefangenen! ſelbſt ab!"

Man wollte daher gleich damals das Gehäſſige des Brandes und die Verantwortlichkeit für die dabei angeblich begangenen Grauſamkeiten dem Feinde zuſchieben. Ich fügte weiter bei:

„Immer mehr Truppen werden nach Rußland geſchickt; bald iſt mit Ausnahme der in Spanien befindlichen, kein badiſcher Soldat, der nicht nach dem Norden marſchiren mußte; nur ein kleiner Theil blieb zur Beſatzung Karlsruhs zurück; täglich neue Opfer, neue Rekrutenaushebungen; manches Herz bricht, manche Thräne fließt; was das Schwert auf jenen kalten Gefilden verſchonte, ſtirbt vor Elend, Hunger oder Froſt in dieſem ſo mörderiſchen Kriege! Möge er doch bald enden!"

Und in der That ganze Hekatomben von Menſchen wurden dem Ehrgeize, wohl auch dem Eigenſinne eines Einzigen geſchlachtet, und nur zu wahr deuteten die deutſchen Soldaten die 4 N, welche ſich auf den Rockſchößen der franzöſiſchen Uniformen geſtickt fanden, mit den Worten: — Nur Nicht Nach Norden!

Der Winter von 1812 auf 1813 verfloß daher unter dieſen Umſtänden traurig in Karlsruhe. Mit jedem Tage häuften ſich

die Hiobsposten vom russischen Kriegsschauplatz, alles mit Schauder und Angst erfüllend; die Schrecken und das Jammergeschrei an der Beresina, der hochtragische Untergang einer halben Million Krieger, welche mit hunderttausend Pferden unter den weißen Schneefeldern wie in einem weiten Grabe lagen! Von Moskau bis an die polnische Grenze waren die Straßen mit Leichen von Erfrornen und Verhungerten wie besät, und die paar Tausende vielleicht, welche, wie durch ein Wunder, dem sicheren Tod entgingen, waren Krüppel geworden, hatten einzelne Glieder erfroren, oder siechten das ganze Leben hindurch. Als nun vollends das verzweiflungsvolle, ewig denkwürdige 29. Bulletin diese gräßlichen Vorgänge bestätigte, als man die Flucht Napoleons auf einem Schlitten und seine unerwartete Rückkehr in Paris erfuhr, da ergriff stummes Entsetzen alle Gemüther. Die Anhänger des Kaisers ließen zwar scheinbar den Muth noch nicht sinken, während seine Gegner die innere Befriedigung über diese rasche Wendung der Dinge nicht zu zeigen wagten. Es fand sich beinahe keine Familie im Lande, die nicht schon ein Mitglied in diesem entsetzlichen Doppelkampfe mit dem Feinde und den Elementen verloren hatte, oder für das Leben von Theuern zittern mußte. Unter den Glücklichen, welche dem gräßlichen Verhängnisse entgingen, befand sich Markgraf Wilhelm (damals noch Graf Hochberg), Gottes Hand, wie seine Jugendkraft hatten ihn gerettet. Ebenso lauschten wir am traulichen Kamine den schlichten Erzählungen, welche uns der ehrliche, tapfere General von Lingg von der nordischen Campagne machte; er war mit einigen erfrorenen Fingern und Zehen davon gekommen. Am merkwürdigsten blieb aber immer die von beinahe fabelhaften Umständen begleitete Rückkehr des Grafen Bismark, des nachherigen bekannten württembergischen Reitergenerals, welcher nicht nur unzählige, stündliche Gefahren, die grimmige Kälte, der auch noch ein heftiges Nervenfieber überstand! Verhältnißmäßig besser trafen es viele Offiziere, welche in die Gefangenschaft nach

Sibirien geſchleppt wurden, und erſt nach Jahren wieder zurückkehrten. Deßhalb hingen viele Familien immer an der Hoffnung feſt, daß auch ſie ihre Vermißten wieder einmal ſehen würden. Ich habe Mütter gekannt, welche ſich mit dieſem ſchwachen Schimmer bis zu ihrem Tode tröſteten. Nur wer jene unerhörte Kataſtrophe, wenn auch noch jung wie ich, durchgelebt, kann ſich einen Begriff von dem gewaltigen Eindrucke machen, den ſie zurückließ. Die bald darauf folgenden, ebenſo außerordentlichen Ereigniſſe drängten jedoch das Andenken daran wieder mehr in den Hintergrund.

Zur Vervollſtändigung der vorſtehenden Skizzen muß ich noch erwähnen, daß ſich außer der jungen Hofhaltung im Schloſſe damals auch noch mehrere andere fürſtliche Perſonen in Karlsruhe befanden. Den eigentlichen Mittelpunkt des Hofes und der höheren Geſellſchaft aber bildete die allgemein verehrte Markgräfin Amalie, Wittwe des Erbprinzen Karl Ludwig. Sie bewohnte ein beſcheidenes, mit „Palais“ bezeichnetes Haus in der langen Straße. Dieſe Räume und ihre einfache Einrichtung, mit denen ſich heut zu Tage kaum ein mittlerer Beamter begnügen würde, ſahen viele Jahre hindurch eine Reihe glänzender Feſte, bei denen ſich faſt alle europäiſchen Größen einfanden: es hatten dieſe ſchlichten Zimmer hiſtoriſche Bedeutung erhalten.

Die Markgräfin Amalie war die dritte Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Heſſen-Darmſtadt (Pirmaſens) und jener geiſtvollen Pfalzgräfin Karoline, der Freundin Friedrichs des Großen. Zwei ihrer Schweſtern, die eine in Heſſen-Homburg, die andere in Sachſen-Weimar vermählt, feierten ihre goldene Hochzeit und ſtarben beide im Jahr 1828. Eine dritte Schweſter war die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. von Preußen, Stammmutter einer blühenden Nachkommenſchaft in dem hohenzolleriſchen Königshauſe. Eine vierte Schweſter endlich ſtarb ſchon früh als die erſte Gemahlin des Großfürſten Paul von Rußland. Nicht minder glänzend geſtalteten ſich die Familienbeziehungen der hohen

Frau durch die Vermählungen ihrer, ihr an Geiſt, körperlichen Vorzügen, feiner Bildung und fürſtlichem Anſtande ähnlichen Töchter. Im Jahre 1801 zierten drei derſelben die Throne von Rußland, Schweden und Bayern; zwei andere Prinzeſſinnen waren mit dem Großherzog Ludwig II. von Heſſen und dem Herzog von Braunſchweig verbunden, welcher letztere den Heldentod bei Waterloo fand. Mit Ausnahme der Kaiſerin Eliſabeth hinterließen alle dieſe Schweſtern wieder zahlreiche Nachkommen. Die Markgräfin Amalie war daher durch ihre anziehende Perſönlichkeit wie durch ihre verwandtſchaftlichen Verhältniſſe gleich merkwürdig. Gar oft dachte ich mir, welche Fülle von Beobachtungen, welch' reichen Stoff für die Geſchichte der Sitten und Höfe ihrer Zeit, der Briefwechſel der Markgräfin mit ihren Schweſtern und Töchtern geboten haben möge! Großfürſtin Paul am Hofe Katharina's II., die Königin Friederike Louiſe an der Seite ihres ſo vielfachen Eindrücken hingegebenen Gemahls in Berlin, dann die Herzogin Louiſe Auguſte in Weimar, umgeben von der Elite der deutſchen Gelehrten und Dichterwelt während der klaſſiſchen Periode unſerer vaterländiſchen Literatur, endlich die vielfachen Erlebniſſe der fürſtlichen Töchter der erlauchten Frau! Als ſie während eines Beſuches in Stockholm 1801 ihren Gemahl durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen verlor, ließ ſie ihm, dieſen ſchmerzlichen Todesfall 30 Jahre lang tief betrauernd, das noch beſtehende Mauſoleum in Karlsruhe errichten und bewohnte fortan dieſe Stadt oder im Sommer das ihr zum Wittwenſitze angewieſene Schloß in Bruchſal. In Karlsruhe war es, wo die vortreffliche Markgräfin, gleich ihrer Schweſter in Weimar, dem ſiegreichen Machthaber Frankreichs mit der vollen Würde einer deutſchen Fürſtin entgegentrat. Hier umgaben ſie durch ein Menſchenalter viele Kinder und Enkel mit liebevoller Aufmerkſamkeit, eine unvermählt gebliebene Prinzeſſin, Amalie, mit treuer Anhänglichkeit. Es iſt jetzt ſchwer, zumal in einer Zeit, bei deren raſch und

unaufhaltſam zerſtörendem Rade man ſo leicht und ſchnell vergißt, ſich eine richtige Vorſtellung von dieſem fürſtlichen Familienleben zu machen, in das ſo vielfache, ſelbſt welthiſtoriſche Momente eingriffen.

Damals wohnte mit ihrer Mutter die Königin Friederike von Schweden (bis ſie das von meinem Vater erkaufte Haus auf dem Linkenheimer-Platze 1813 bezog). Die ſchöne, geiſtvolle, eines beſſeren Looſes würdige Frau war bekanntlich ihrem königlichen Gemahl, Guſtav IV., gefolgt, als ihn eine Palaſtrevolution, ähnlich jenen, wie ſie der St. Petersburger Hof geſehen, doch ohne ſo tragiſchen Ausgang, von Stockholm vertrieben. In Karlsruhe lebte ſie nun, auch bald von ihrem, einem unerklärbaren Hange zu Excentricitäten folgenden Gatten verlaſſen, ſtill, zurückgezogen, nur der mütterlichen Pflege und ſorgfältigen Erziehung ihres einzigen Sohnes, Guſtav, und der drei noch jungen Prinzeſſinnen-Töchter.

Zwei Söhne des Großherzogs Karl Friedrich, die Markgrafen Friedrich und Ludwig, bewohnten damals gleichfalls ihre Häuſer an den beiden Enden des vorderen Zirkels. Markgraf Friedrich war ein guter, leutſeliger alter Herr, der ſich wenig um Hof- und Stadtgeſchichten, noch weniger um Staatsgeſchäfte bekümmerte und in zufriedener, jedoch kinderloſer Ehe mit einer Prinzeſſin von Naſſau-Saarbrücken lebte. — Markgraf Ludwig, welcher ſpäter Großherzog werden ſollte, war längere Zeit auf ſeinen Gütern am Bodenſee, kehrte aber gegen 1812 wieder nach Karlsruhe zurück und lebte da, ſich mit ſelbſt gewähltem Gefolge umgebend, von den Außendingen ſcheinbar unberührt.

Im ſ. g. Palais endlich, welches auf dem Rondelplatz für die Reichsgräfin Louiſe von Hochberg und ihre Kinder erbaut worden war, lebte dieſe fürſtliche Wittwe bis zu ihrem Tode (1820). Ihr älteſter Sohn, Graf Leopold, war damals meiſt auf Univerſitäten oder Reiſen abweſend, der zweite aber,

Graf Wilhelm, machte ſchon im zarteſten Jünglingsalter dem von ihm erwählten Berufe Ehre, zeichnete ſich 1809 in dem Feldzuge gegen Oeſterreich aus und bewies in der furchtbaren ruſſiſchen Campagne, wo es weniger auf perſönliche Tapferkeit, als auf Gottvertrauen und Charakterſtärke ankam, eine ungewöhnliche Ausdauer und Geiſtesgegenwart. Ein jüngerer Sohn, Maximilian, und Gräfin Amalie waren noch bei der Mutter.

In ſolcher Weiſe geſtalteten ſich die Hof- und anderen Beziehungen der großherzoglichen Familie zu jener Zeit.

Das Frühjahr 1813 machte der miniſteriellen Thätigkeit meines Vaters ein Ende. Wie er dieſen Poſten nur mit Widerſtreben angetreten, verließ er ihn mit Freude und übernahm, um dem Staate nicht durch eine Penſion zur Laſt zu fallen, die frühere Hofrichterſtelle zu Freiburg. Schmerzlich fiel uns der Abſchied von Karlsruhe im Rückblick auf ſo viele frohe Stunden; auch meine Eltern trennten ſich von manchen ihnen theuer gewordenen Verhältniſſen ſchwer, und als ſie ſich bei der für ſie ſo wohlwollenden Markgräfin Amalie beurlaubten, floſſen Thränen von beiden Seiten.

Wenige Tage vor unſerem Wegzuge empfing ich allein und ohne beſondere Feierlichkeit die erſte heilige Kommunion durch den geiſtlichen Rath Biechele. Dieſer würdige Stadtpfarrer, auch durch theologiſche Schriften vortheilhaft bekannt, bereitete mich auf jene ernſte Handlung vor, welche, wenn ſie auch mit ſpäter ſelten mehr gefühlten frommen, erhebenden Gedanken und Vorſätzen erfüllt, dennoch in empfänglichen Gemüthern Eindrücke zurückläßt, welche durch das ganze Leben nachklingen.

Dritter Abſchnitt.

(1813 — 1815.)

Inhalt: Freiburg. Schlachten und Friedensverhandlungen während des Sommers. Völkerſchlacht von Leipzig. Rückzug der Franzoſen. Durchmarſch der alliirten Truppen. Aufenthalt der drei Monarchen in Freiburg. Kaiſer Alexander in unſerem Hauſe. Die Fürſten Metternich und Schwarzenberg. Ein Gedicht J. G. Jacobi's. Einquartierungen. Rheinübergang bei Baſel. Mein Vater Gouverneur. Lostrennung des Fürſtenthums Pruntrutt von Frankreich. Einzug und Friedensſchluß in Paris. Auftritte und Exceſſe in Freiburg. Der ruſſiſche Fürſt Mammoloff. Der Freiburger Frauenverein und meine Mutter. Die deutſche Tracht. Rückkehr der Truppen. Wiener Congreß. Flucht von Elba. Neue Rüſtungen und Truppenmärſche. Erzherzog Johann. Hüningen. Die badiſchen Truppen. Die Schlacht von Waterloo. St. Helena. Eindrücke. Erinnerungen.

Den Sommer 1813 brachten wir auf dem Lande bei Freiburg zu; täglich gab es da Beſuche aus der Stadt, und zwiſchen Furcht und Hoffnung getheilt, vernahmen wir mit abwechſelnden Gefühlen bald die unerwarteten Siege Napoleons, welcher wie durch eine Zauberruthe ein neues, kräftiges Heer hervorgerufen, bald folgten wir mit geſpannter Theilnahme den Friedensverhandlungen in Prag. — Um dieſe Zeit ſah Freiburg den aus ſeinem bedrohten Großherzogthum Frankfurt nach dem Bodenſee zurückkehrenden Fürſten-Primas von Dalberg einziehen. Mit Glockengeläute empfangen, ertheilte der deutſche Erzbiſchof im Münſter den Segen, wobei man zum Erſtaunen der ganzen guten Stadt auf dem Rücken ſeines violetten, ſeidenen Gewandes einen großen

kaiſerlich franzöſiſchen Adler in Gold geſtickt erblickte! — Immer drohender zogen ſich die Kriegsgewitterwolken über den Ebenen Leipzigs zuſammen. Die blutige Völkerſchlacht vom 15. bis 18. Oktober entſchied über die künftige politiſche Weltlage. — Wir zogen nun in die Stadt, und mit den Erinnerungen an eine ebenſo lehrreich als angenehm verbrachte, durch keinen Schmerz oder Unfall getrübte Jugendzeit ſollte ſich nun jene Fülle von Erlebniſſen verbinden, welche wie in einer magiſchen Laterne an unſeren erſtaunten Augen vorüberzogen. Seit 1809 von dem Kriegsgetümmel unberührt, ſahen wir nun viele Hunderttauſende von Truppen aller Länder und Waffengattungen durch unſere kleine Vaterſtadt marſchiren. Man erlebte damals ſo Außerordentliches, Ueberraſchendes, daß ſelbſt jugendliche, nur alltäglichen Eindrücken zugewandte Gemüther darüber die kleinlichen Rückſichten des Tages vergaßen. Freilich wurde die gewohnte Lebensweiſe dadurch vielfach geſtört, freilich litten die bisher ſo regelmäßigen Lehrſtunden und nie konnte das Wohnzimmer bei den in jeder Minute aufgeriſſenen Fenſtern erwärmen. Sollte man aber wegen einer lateiniſchen Ueberſetzung aus Cäſar dieß lebendige Drama verſäumen? Ertönte daher die ſchmetternde Fanfare eines Kavallerieregiments, oder ließ ſich die harmoniſche Regimentsmuſik der Oeſterreicher hören, erdröhnte der Boden unter dem Gewichte einer unabſehbaren Reihe von Kanonen, wie flogen da die Schulbücher in die Ecke, wie freudig ſchlugen da unſere jungen Herzen den ſiegreichen Truppen Leipzigs entgegen! Es war am 19. November, als die erſten Freiſchaaren, darunter auch Koſacken! unter Mensdorf einrückten. Man ſtritt ſich darum, dieſe ſeltenen Gäſte in das Quartier zu nehmen, ein Geſchmack, welcher ſich freilich bei den Bewohnern der Stadt nur allzubald verlor. Von jener Zeit an zogen nun beinahe unausgeſetzt viele Wochen hindurch Truppen vorüber; zuerſt eine ſtarke Abtheilung der k. k. Armee, Generale mit bekannten wohlklingenden Namen an der Spitze, dann das

bayerische Corps unter Marschall Wrede, badische und andere deutsche Landestruppen, endlich die preußischen und russischen Garden. Mit großer Sehnsucht sah man der angekündeten Ankunft des Kaisers Franz entgegen, über welchen wichtigen Moment ich eine beredtere Feder sprechen lasse: — „Den 15. Dezember 1813 rückte Vormittags die schöne ungarische Grenadiergarde ein, herrliche, kriegerisch aussehende Leute. Später traf die prachtvolle ungarische Nobelgarde zu Pferde, sowie die Ehrengarde böhmischer Edelleute ein. Ihnen folgten in langer Reihe andere Truppen, Hofgarde und Equipagen. Gegen 4 Uhr erfolgte der höchst erfreuliche Einzug des Kaisers Franz I. von Oesterreich. Der Großherzog Ferdinand von Würzburg und unser Durchlauchtigster Landesfürst begleiteten Se. kaiserliche Majestät, als höchst deren erhabene Alliirte. Die Kürze der Zeit und der Drang der Umstände erlaubten keine Anstalten zum feierlichen Empfange, und die stille Würde des jeden Prunk verschmähenden Monarchen, sowie die Herzlichkeit des Volkes machten sie entbehrlich. Durch Beides erhielt das Fest eine eigene Weihe, einen Charakter, der besser gefühlt als beschrieben werden kann. Nichts von Triumphpforten, Ehrensäulen und Inschriften, welche Schmeichelei und Furcht ebenso gut errichten mögen als Liebe, nichts künstlich Vorbereitetes, mühsam Einstudirtes bei'm Empfange des menschenfreundlichsten Fürsten: nur freier Erguß des vollen Stromes der Liebe! Und wo hätte er reiner, mächtiger fließen können, als hier, wo nicht nur der allgemeine Jubel des durch Oesterreich befreiten Deutschlands ertönt, sondern allenthalben in Stadt und Land die unverwischten Spuren, die lebenden Erinnerungen des väterlichen Segens empfangener Wohlthaten blühen! So wie der gute Vater von liebenden Kindern, so wurde Kaiser Franz von seinen ehemaligen Unterthanen empfangen. In den Tausenden, die ihm entgegenströmten, nur eine Empfindung, nur eine Seele. Unaufhörliches Lebehoch! erfüllte die Lüfte und übertönte

der Glocke feſtlichen Klang. Männer und Weiber, Kinder und Greiſe weinten, Unbekannte umarmten ſich wie Freunde, Freunde wurden Brüder! — Von dem Thore, wo die ſtädtiſchen Behörden den Monarchen empfingen, durch die lange Kaiſerſtraße und weiter bis zu dem Regierungsgebäude, bei Staatsrath von Roggenbach, wo Se. k. k. apoſt. Majeſtät abſtiegen, nur eine Maſſe jubelnder Menſchen, auf der Straße wogend und in den Fenſtern zuſammengedrängt..... Der Kaiſer zu Pferde grüßte mit Huld und ſichtbarer Rührung wiederholt die Menge und wurde in ſeiner Wohnung feierlich von den Behörden und weißgekleideten Mädchen begrüßt, welche Kränze, von Lorbeern und anderen bedeutungsvollen Blumen gewunden, überreichten. Das freiwillige Bürgercorps ließ ſeine Fahne wehen, die mit einer in denkwürdiger Zeit (1796) erhaltenen öſterreichiſchen Ehrenmedaille geſchmückt war. Nun ertönte aus reinen Kehlen — vom Herzen kommend und zum Herzen gehend — das erhebende Lied: „Gott erhalte unſern Kaiſer!“ Und als er auf dem Balcon erſchien, jauchzten ihm abermals und unaufhörlich die entzückten Bürger zu. Bei den Aufwartungen wurde alles ängſtliche Ceremoniel vergeſſen, es ſprach nur die Liebe. Mit Recht mochte Einer für Alle ſagen: „Nicht Worte, nur Gefühle, nur Thränen vermögen wir heute zu geben, und dieſe Huldigung iſt des väterlichen Herzens Euerer Majeſtät nicht unwerth. Mag die Geſchichte Allerhöchſtdieſelbe nach ihren Thaten den Großen nennen, die Zeitgenoſſen werden den Namen des Vielgeliebten in ihrem Herzen tragen!“ Der erhabene Monarch, welcher die Geſchicke Europa's in ſeinen Händen wiegt, nahm die Huldigungen einer kleinen Stadt mit leutſeliger Güte auf und vertraute die Bewachung ſeiner geheiligten Perſon für dieſen Tag ausſchließlich dem Bürgercorps Freiburgs. Eine allgemeine Beleuchtung, ein Fackelzug der Univerſität beſchloſſen ein Feſt, deſſen Andenken immer in den Gemüthern fortleben wird.“ —

Ich habe dieſen Bericht ſeinem vollen Inhalte nach wiedergegeben,

einmal wegen ſeines hiſtoriſchen Intereſſes, dann auch, weil er die Stimmung des Tages bezeichnet; freilich iſt ſie in den Jahren 1830, 1848 und 1860 eine andere geworden! Aber man verſetze ſich in jene Epoche zurück; noch waren nicht zwei Monate ſeit dem heiligen Augenblicke auf dem Schlachtfelde von Leipzig verfloſſen; mit den Erinnerungen an die glückliche öſterreichiſche Zeit verwiſchte ſich bei den Einwohnern Freiburgs die Begeiſterung für den nach ſo vielen ſchweren Prüfungen ſiegreichen Kaiſer! Damit man aber etwa nicht wähne, daß vorſtehende Ergüſſe damals übertrieben oder erheuchelt waren, habe ich abſichtlich dieſe Beſchreibung der gewiß nicht der Servilität verdächtigen Feder Rotteck's entnommen.

Ein ungemein reges Leben zog nun in die Straßen Freiburgs ein. Außer den nie ausſetzenden Truppenmärſchen ſahen wir nun noch das Hauptquartier des Fürſten Schwarzenberg, im Gefolge von einer Menge von Generälen und Adjutanten, unter ihnen Gyulai, Wimpfen, Radetzky, Paar, Prokeſch u. a. m. Mit dem Fürſten Metternich trafen die, das kaiſerliche Hoflager begleitenden Diplomaten ein, darunter die Engländer Aberdeen und Cathcart. Noch weiß ich nicht, wie ſo viele Größen in den damals noch viel mehr als jetzt beſchränkten Räumen der guten Stadt untergebracht werden konnten. Freilich war ſie von der gewöhnlichen Einquatierung befreit. Fürſt Metternich bewohnte mit ſeiner Kanzlei das altkagenek'ſche Haus. Es waren dieß dieſelben Zimmer, in welchem einſt ſeine Mutter geboren wurde, daſſelbe Haus, in dem Marie Antoinette vor dem unheilvollen Betreten des franzöſiſchen Bodens die letzten frohen Tage in Deutſchland (Mai 1770) zubrachte!

Immer lebhafter, immer anziehender wurde das tägliche Treiben. Ich laſſe auch hier wieder den bekannten Geſchichtſchreiber ſprechen:

„Herrliche Tage — bei allem Drucke der Zeit — ſind den Bürgern Freiburgs geworden, Tage des Jubels und der hehren

Feier! Schon eine Woche erfreuen wir uns des Glücks, Se. k. k. Majeſtät — die Liebe und Wonne der Völker — in unſeren Mauern zu beſitzen. Den 22. Dezember, Nachmittags gegen 4 Uhr, zog Se. Maj. der Kaiſer aller Reußen, der weitgebietende, ruhmgekrönte Monarch Alexander in dieſelben ein. Sehnſuchtsvoll wandten die Blicke ſich ihm entgegen! Er kömmt — ſo tönte es von eines Jeden Munde — Er kömmt, der glorreiche Sieger, der dabei großmüthig und voll Güte iſt, des Friedens und der Menſchheit Freund, Freund unſeres Vaterlandes, Schwager unſeres Fürſten! Se. Maj. der Kaiſer Franz war ihrem erhabenen Alliirten mit einer glänzenden Suite bis in das Dorf Zähringen entgegen geritten. Der Kaiſer Alexander, nach der Bewillkommnung, ſtieg gleichfalls zu Pferde, und beide Monarchen, von dem Freudenrufe und dem weithin tönenden Hurrah des dicht gedrängten Volkes begleitet, ritten langſam, wiederholt freundlich grüßend, unter dem Geläute aller Glocken durch die Kaiſerſtraße bis zu dem Hauſe des Staatsminiſters Freiherrn von Andlaw, woſelbſt das Abſteigquartier für den Czaren bereitet war. Der Magiſtrat hatte am Stadtthore, die Behörden in der Wohnung Sr. k. ruſſiſchen Majeſtät ihre Huldigungen dargebracht. Den ganzen Tag über war ein frohes Gewühl vor der Behauſung des Kaiſers, und Abends allgemeine Beleuchtung der Stadt.“ So weit Rotteck!

Da gab es nun zu ſchauen, zu beobachten; bald war es eine Truppenrevue, der die hohen Monarchen beiwohnten, bald waren es Diners, glänzende Paraden oder andere Feſtlichkeiten, welche ſich täglich folgten. Eines Tages zog der Hettman Platow mit ſeinem Koſackencorps ein; eine ganze Muſterkarte von Truppen aller Nationen und Waffengattungen zog an uns vorüber. So kam allmälig das Ende des Jahres 1813 heran, und nie hatte Freiburg merkwürdigere Tage geſehen, und wird ähnliche wohl nicht ſobald wieder erleben. Dennoch waren alle dieſe erhebenden Scenen und raſch ſich drängenden Emotionen nicht ganz ohne

bitteren Beigeſchmack. Zu einer unerhörten Theuerung und der kaum zu erſchwingenden Einquartierungslaſt, zu dieſem allgemeinen Nothſtande geſellten ſich anſteckende Krankheiten — darunter der Spitaltyphus als die verheerendſte. — Auch die durchziehenden Truppen, ſo muſterhaft im Ganzen ihre Haltung war, begingen doch hie und da arge Exceſſe, und gerade während der Kaiſer Alexander unſer Haus bewohnte, und der Großfürſt Konſtantin ſein Hauptquartier in Umkirch aufgeſchlagen hatte, plünderten und brandſchatzten die ruſſiſchen Garden die nahegelegene Grundherrſchaft meines Vaters, Schloß und Dorf Hugſtätten. Es kam darüber zwiſchen den beiden kaiſerlichen Brüdern zu einer heftigen Scene, welche, da ſie ſich am Fenſter zutrug, wir von dem gegenüber liegenden Hauſe aus ſehen konnten, das ſtets mit Neugierigen angefüllt war.

Am Neujahrstage 1814 gab der engliſche Geſandte den Monarchen einen glänzenden Feſtball auf dem Kaufhauſe.

An demſelben Tage erſchien von dem alten, für alles Gute und Schöne ſo empfänglichen J. G. Jacobi ein Gedicht, das ich, weil es, ſo viel ich weiß, wenig bekannt, ſeiner rührenden Einfachheit wegen, wenigſtens in ſeinen gelungenſten Stellen, hier anfügen will. Vier Tage nachher ſtarb der edle Greis mit 76 Jahren.

„Der Abendſonne gleich, wenn ſie die Wetterwolke
Zerſtreut und dann voll Majeſtät
Dem furchtbefreiten Schnitter untergeht,
Ihr gleich entwich dem biedern, deutſchen Volke
Das alte lorbeerreiche Jahr.
Noch ſcheidend hob's im Siegestanze
Zur Tilgung unſerer langen Schmach
Empor die Ketten, die es brach,
Und ſchlug mit tapferem Schwert und Lanze
Den kühn geſchwungenen Adler, der zerſtückt,
Nicht drohend mehr auf unſere Heere blickt!
. . . . . .

Es ruft das neue Jahr zu künft'ger Siegesfeier,
Zu neuen Kämpfen ruft es die Befreier!
Heil uns! Durch Freiburgs Thore zogen
Die Cäsarn brüderlich verbündet ein,
Denn Ihnen soll der bald erfocht'ne Rhein
Trophäen, Säulen, Ehrenbogen
An seinen beiden Ufern weih'n!
Ihr Deutschen auf! Der Deutsche darf,
Wenn er die letzten Legionen niederwarf,
Laut seines Herrmanns Ruhm verkünden,
Und heil'ges Eichenlaub um seine Schläfe winden!
Auch sah ich schon die nie bezwungene Schaar
Der Reußen ihren Blick mit Zuversicht erheben
Zu jenem thatenreichen Czar,
Dem mehr als Kaiserkron und Leben
Der Länder neue Schöpfung war!
Und Du, Du Volk der muthigen Brennen,
Mit altem Stolze wird's den großen Friedrich nennen,
Bei Habsburgs Namen — doch was vermag ein Saitenspiel,
Das oft schon meiner Hand entfiel,
Wenn sie zu Liedern zitternd es bespannte,
Weil sich im Greise noch der Patriot ermannte!
Dem alten Sänger sei's genug,
Wollt', unter neuen Sieges-Chören,
Ihr, die ein zweites Vaterland
Durch manches süße, fest geknüpfte Band
Mit mir vereinte, noch die leise Stimme hören,
Die zur schüchternen, gedämpften Harfe singt,
Und meinen letzten Segen bringt!

Den 4. Januar 1814, Nachmittags 2 Uhr, traf der preußische König Friedrich Wilhelm III. ein. Derselbe Jubel, dieselben Feierlichkeiten! Die beiden Kaiser eilten dem Könige entgegen, und so sah Freiburg das fürstliche Kleeblatt der künftigen hl. Allianz in seiner Mitte!

Der König von Preußen stieg im Hause meines Oheims,

des geheimen Raths, Freiherrn von Rinck-Baldenſtein ab und verweilte daſelbſt 8 Tage.

Während uns ſolche äußere Vorfallenheiten beſtändig in Anſpruch nahmen, waren wir nicht weniger mit dem bunten Treiben beſchäftigt, das im eigenen Hauſe vorging. Fürſten, Geſandte, Generäle, unter den ruſſiſchen Barclay de Tolly, Platow, Tolſtoi u. a. ließen die Treppen, die Vorzimmer nie leer werden. Kaiſer Alexander lebte ſehr einfach, ſah, wenn er nicht bei Kaiſer Franz ſpeiſte, nur wenige Perſonen zu Tiſche, und ſchlief auf einem Feldbette; ein Koſack hatte vor der Thüre des k. Schlafgemachs ſein Lager aufgeſchlagen. An Sonn- und ruſſiſchen Feiertagen begab ſich der Czar in die griechiſche Kapelle, welche in dem gegenüber liegenden Hauſe des Apothekers Schmidt eingerichtet war. Ein herrlicher Männergeſang begleitete den Gottesdienſt. Eines Tages warteten meine Mutter, meine jüngere, 8jährige Schweſter, mein Bruder und ich dem Kaiſer Alexander in ſeinem Kabinette auf. Er war ſehr freundlich, küßte meiner Mutter, ſogar meiner kleinen Schweſter, die Hand, und uns Knaben auf die Wangen.

In der erſten Hälfte des Januar verließen die Monarchen Freiburg, wo Kaiſer Franz 4 Wochen, Alexander 14, der König von Preußen 8 Tage zugebracht hatten. Man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen über dieſen verhältnißmäßig langen Aufenthalt in einer ſo kleinen Stadt. Waren es wie in Frankfurt Friedensunterhandlungen, welche die Monarchen beſchäftigten? entwarf man Feldzugspläne und wollte die Truppen konzentriren? Genug! Die Alliirten zogen am ruſſiſchen Neujahrstag — den 13. Januar an drei verſchiedenen Punkten über den Rhein. Von Seiten der Monarchen erfolgte dieſer Uebergang in Baſel. Nun trat wieder einige Ruhe ein, es marſchirten zwar immer noch viele Truppen; eine Stadtkommandantſchaft, ein Depot für Verwundete, Kranke und etwaige Gefangene wurde errichtet, Nachhut einquartiert. Couriere von allen Seiten eilten durch die Stadt, auch bekannte

und höhere Persönlichkeiten — unter ihnen Graf Artois und die noch sehr jungen Großfürsten Nikolaus und Michael — sahen wir durchreisen.

Bald nachdem uns Kaiser Alexander verlassen, bekamen wir den Feldmarschall-Lieutenant, Grafen Civalart, in's Quartier. Er war als österreichischer Commissär für die Auswechselung der Gefangenen bestimmt, und diese Anstellung, welche ihn von der Armee entfernte, versetzte ihn nicht in die beste Laune. Dennoch war uns Civalart, ungeachtet einiger hagestolzen Eigenheiten, sehr angenehm; er gehörte bald wie zu unserer Familie, gab Bälle, machte kleine Reisen mit uns u. dgl. und befreite uns überdieß durch sein viermonatliches Verbleiben von einem öfteren lästigen, Einquartierungswechsel. Der General feierte in unserem Hause (Mai 1814) seinen 48. Geburtstag, ist demnach, da er heute noch lebt, mit 95 Jahren wohl der älteste Soldat in der k. k. Armee.

Während dieser Zeit folgten wir mit gespannter Aufmerksamkeit den Bewegungen der alliirten Truppen in Frankreich, den vielen Schlachtberichten und Friedensunterhandlungen. Wie erwachte da auch in mir der Drang mit den sich dahin wälzenden Colonnen in die Ferne zu ziehen, wie beneidete ich meine Vettern und andere, welche kaum einige Jahre mehr zählten, als ich, um das Glück, sich in patriotisch-jugendlicher Begeisterung an jenen Kämpfen und Siegen betheiligen zu können! — Wie ein Löwe in seiner Höhle, mit Anstrengung der letzten Kräfte, mit dem ganzen Gewichte seines Alle überragenden Feldherrn-Genie's vertheidigte sich Napoleon auf französischem Boden. Größer, als je in der Schlacht, aber unglücklich, verblendet und eigensinnig bei den diplomatischen Verhandlungen suchte er immer mit der Spitze des Schwertes zu erhalten, was ihm die Feder zu entziehen drohte.

Als aber die Nachricht von dem Einzug der verbündeten Armeen in Paris erscholl, als die Monarchen Napoleons Besuche zu Wien, Berlin und Moskau in der Hauptstadt Frankreichs selbst

zurückgegeben, da war Anfangs April des Jubels kein Ende, und man ſah einer frohen, zukunftsreichen Zeit entgegen. In der That war es kaum möglich ſich ſo hinreißenden Eindrücken zu entziehen. Greiſe und Jünglinge, gleichgültige oder ſonſt der Politik fremde Männer wie Frauen waren lebhaft von den überraſchenden Tagsbegebenheiten ergriffen! War ja doch in gar kurzer Zeit ſo ganz Unglaubliches geſchehen! Die Ideen, welche in ſtiller Begeiſterung und zäher Ausdauer den Umſturz der Fremdherrſchaft vorbereitet, den Sinn für Deutſchlands Freiheit und Unabhängigkeit erweckt, waren nun plötzlich zu ſiegreichen Thaten geworden, und als mit dem Erfolge — immer ein Zauberwort — Zuſtände wiederkehrten, die man ſich kurz vorher kaum als möglich geträumt hätte, ſtellten ſich auch bei den Verzagteſten Muth und Hoffnung wieder ein. Doch auch gar viele politiſche Bekehrungen fanden unbegreiflich ſchnell ſtatt; wer vor Monaten noch Napoleon und ſeinen Satrapen zu Füßen gelegen, fluchte nun ihrem Treiben am lauteſten; wer in Wort und That die Macht, den Ruhm und die Herrlichkeit franzöſiſcher Waffen und Staatsweisheit nicht genug preiſen konnte, fiel jetzt um ſo eifriger mit Schmähſchriften und widerlichen Karikaturen über den geſtürzten Koloſſen her. Frankreich und das ſüdliche Deutſchland waren aber zu ſolchen Demonſtrationen am wenigſten befugt; ſie hatten ſich wie Italien, ſo lange Napoleons Glücksſtern leuchtete, unter das eiſerne Joch gebeugt, ſelbſt Vortheile aus jener Uebermacht erlangt. Oeſterreich, Rußland, Preußen mit einem Theile Norddeutſchlands dagegen hatten ihr Mißgeſchick in ſtummer Reſignation, ohne dem Sieger zu ſchmeicheln, ertragen, England endlich mit Aufopferung aller ſeiner Kräfte die Alleinherrſchaft des Corſen bekämpft. Der Jubel über deſſen Fall war daher von Seiten dieſer Staaten ein völlig berechtigter.

Mein Vater war während dieſer ganzen welthiſtoriſchen Zeit nicht in unſerer Mitte. Er hatte ſich im Gefolge des öſterreichiſchen

Hauptquartiers mit dem Fürſten Metternich nach Frankreich begeben, und war von dieſem als Generalgouverneur mehrerer von der kaiſerlichen Armee eroberter Gebietstheile in Veſoul zurückgelaſſen worden. Dieſe umfaßten die Departements der oberen Saonne, des Jura und des Doubs. Es verwaltete nun mein Vater dieſe Provinzen als Civilcommiſſär (au nom des hautes puissances alliés, wie die Formel lautete) bis nach dem erſten Pariſer Frieden, und dieſer kurze Zeitraum wurde durch drei Epiſoden ganz eigner Art bezeichnet. — Die Eine derſelben beſtand in der, meinem Vater nicht ganz willkommenen plötzlichen Erſcheinung des Grafen von Artois — ſpäter als Karl X. abermals vertrieben — in Veſoul. Er war über Deutſchland und Baſel ganz unerwartet nach Frankreich gekommen, wo damals von einer Wiedereinſetzung der Bourbonen auf den Thron noch durchaus keine Rede war. Die Verhandlungen von Chatillon ließen vielmehr vermuthen, daß Napoleon, von allen Seiten gedrängt, auf die ihm dort geſtellten Bedingungen eingehen und ſich halten werde. Die Reiſe des franzöſiſchen Prinzen mit ſeinen Condé- und Coblenzer Erinnerungen war daher mindeſtens eine verfrühte, und ſo wenig Sympathien auch für die beinahe vergeſſene Königsfamilie im Volke leben mochten, ſo konnte doch ein Verſuch, ſie zur Unzeit zu wecken, große Verlegenheiten bereiten. Der künftige König verſchwand jedoch wieder unbemerkt wie er gekommen.

Ein zweiter Zwiſchenakt war von einer mehr bedenklichen Natur. Bekanntlich hatte es Napoleon während den Friedensbeſprechungen verſucht, denſelben durch eine raſche Diverſion eine ihm günſtigere Wendung zu geben, ſich dem Rheine und den öſtlichen Feſtungen zu nähern. Veſoul war durch dieß unerwartete Manöver ganz beſonders bedroht und von dem wahrſcheinlich übertriebenen Gerüchte des Herannahens Napoleons erſchreckt, fand mein Vater es gerathen, mit ſeinem durch keine militäriſche Bedeckung hinlänglich geſchützten Gouvernement nach Mömpelgard

zu übersiedeln. Doch schon nach einigen Tagen kehrte er wieder zurück. Es beweist aber auch dieser an sich unerhebliche Umstand, wessen man sich damals noch von dem verwundeten Adler versah!

Endlich die dritte und merkwürdigste dieser Episoden hatte für die politische Welt wie für meinen Vater wichtigere Folgen. Als nämlich Fürst Metternich von Paris zurückkehrte und das Gouvernement in Vesoul auflöste, sollten die bisher besetzt gehaltenen Landestheile der neuen Dynastie übergeben werden. Rücksichtlich der Freigrafschaft Hochburgund (Franche-Comté) und der Herrschaft Montbeillard bestanden keine Zweifel, wegen des ehemaligen Fürstbisthums Basel (Porentruy) aber stellte mein Vater an den Staatskanzler die Frage: ob dieses frühere deutsche Reichsland ebenfalls in der Uebergabe an Frankreich einbegriffen sei? Im Auftrag des Fürsten schlug nun Hofrath von Floret die betreffenden Paragraphen des Pariser Friedensschlusses nach, und da fand es sich, daß das sogenannte Fürstenthum Pruntrut, welches seit 1792 französisch, in jener Urkunde nicht ausdrücklich erwähnt war. Der Fürst ermächtigte daher meinen Vater, jenes Juragebiet als herrnloses, disponibles Land vorläufig im Namen der verbündeten Mächte zu verwalten und weiterer Befehle gewärtig zu sein. Mein Vater begab sich nun in Begleitung des österreichischen Generalmajors Hirsch unverzüglich nach Pruntrut, und traf gerade mit seinem provisorischen Gouvernementspersonale in jener Stadt ein, als eine Compagnie französischer Truppen durch das entgegengesetzte Thor einzog, um Stadt und Land wieder zu behaupten. Nur den ernsten und selbst wegen des Gewichts der Verantwortlichkeit drohenden Vorstellungen meines Vaters gelang es, den französischen Commandanten zu bewegen sich zurückzuziehen. Thatsächlicher Widerstand wäre von beiden Seiten hier fast unmöglich gewesen.

Diese anfänglich nur als vorübergehend bezeichnete Verwaltung des kleinen Landes dauerte aber beinahe 3 Jahre. Der Wiener

Congreß erkannte den größten Theil des vormals bischöflichen Gebiets dem Kanton Bern als Entschädigung zu. Es war dieß die französisch sprechende Bevölkerung von Pruntrut, Delsberg, Biel, der Vallée de moutiers (das felsenreiche Münsterthal mit dem römischen pièrre pertuis), während die deutschen Bezirke Liestal, Birsek u. a. dem Kanton Basel einverleibt wurden (diese Theile rissen sich bekanntlich 1833 von der Stadt los, und bilden nun den Halbkanton Basel-Landschaft. Mein Vater wurde mit mehreren Orden und mit Verleihung der Ehrenbürgerrechte der Kantone Bern und Basel ausgezeichnet. Er selbst aber kehrte nach Beendigung seiner nicht immer angenehmen Funktionen mit dem frohen Bewußtsein nach Freiburg zurück, ein früheres Reichsland, seine Wiege, wenn auch nicht dem deutschen Vaterlande wiedergegeben, doch Frankreich entrissen zu haben.*) Dort nahm er nun wieder seine frühere Stellung als Hofrichter ein, wo er sich nur seinen Berufspflichten, wie der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter widmete, und nach einem so stürmischen Leben bis 1830 eine ruhige, zufriedene Zeit zubrachte.

Die jubelnde Begeisterung, mit welcher man den Einzug der verbündeten Heere zu Paris in Deutschland begrüßte, wirkte auch auf Freiburg zurück. Es wurden in den Kirchen Tedeums gesungen und ein feierliches Hochamt für die Befreiung des Papstes Pius VII. aus der Gefangenschaft von Fontainebleau gehalten. Damit standen

*) Der hierauf bezügliche Theil des Artikels 76 der Wiener Congreßakte lautet:

„L'évêche de Bâle, et la ville et le territoire de Bienne, seront réunis à la confédération helvétique, et feront partie du Canton de Berne. Sont exceptés cependant de cette dernière disposition les districts suivants:

I. Un district d'environ trois lieues carrées d'étendue, renfermant les communes d'Altschweiler, Schönbuch, Oberweiler, Terweiler, Ettingen, Fürstenstein, Plotten, Pfeffingen, Aesch, Bruck, Reinach, Arlesheim, lequel district sera réuni au Canton de Bâle" u. s. w.

dann Stadtbeleuchtungen, Paraden, Diners mit Toaſten, Feſttheater in Verbindnng, und dazwiſchen ertönte wieder nach langer Zeit der Donner friedlicher Kanonen. Auch die Truppenmärſche nahmen noch immer kein Ende. Regimenter aller Waffengattungen kehrten als Sieger bejubelnd zurück, andere zogen nach verſchiedenen Richtungen hin und her. Bald waren es öſterreichiſche, bald ruſſiſche Generale und Oberoffiziere, welche wir beherbergen mußten. Unter dieſen kriegeriſchen Gäſten erinnere ich mich noch des berühmten Feldzeugmeiſters H. Colloredo. Da gab es nun wieder Mancherlei zu ſchauen, zu beobachten, und faſt täglich ergötzten wir uns an den trefflichen Muſikproduktionen, welche die Oeſterreicher vor unſerem Hauſe oder vor irgend einem anderen, das ein General bewohnte, gewöhnlich Abends aufführten.

Auch fehlte es nicht an Nachzüglern, Abenteurern, und jenem Troſſe, welcher ſich jeder großen Armee anhängt und nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Kriegs gehört. Unter anderen ſtieg eines Tages ein ruſſiſcher General, von einer Schwadron Uhlanen begleitet, im Zähringer Hofe ab. Er gab ſich für einen Adjutanten des Kaiſers Alexander aus, und nannte ſich Fürſt Mamuloff, ſo viel ich mich erinnere. Verwundete Soldaten waren während eines Gewitterregens nicht gleich untergebracht worden, daher der erſte Anlaß zu Ausbrüchen ſeines Zornes, wobei der angebliche ruſſiſche Fürſt die Stadt anzünden zu laſſen drohte. Einige Tage nachher kam es in dem Wirthszimmer zu einem blutigen Streite, weil ſich Mamuloff im Gaſthofe nach 9 Uhr jeden Lärm der Gäſte verbeten hatte. Die öſterreichiſchen und bayeriſchen Offiziere wollten auf die unverſchämte Aufforderung, zu jener Stunde wegzugehen, nicht weichen, da ſtürzten die Ruſſen mit blanken Waffen über ſie her und tödteten den Lieutenant Kors von einem bayeriſchen Chevauxlegers-Regiment. Dieſe Greuelthat brachte die ganze Stadt in Aufruhr. Mamuloff verſchanzte ſich, doch die Bürger wollten die Wohnung erſtürmen und widerſetzten ſich ſeiner Flucht.

Der öſterreichiſche Stadtcommandant Stahl, alt und ſchwach, gebot über keine hinreichende Macht, den heraufziehenden Sturm zu beſchwören. Vergebens unterhandelte man; die Aufregung wurde immer größer, man läutete Sturm, ſchloß Thüren und Läden, und als Bürger einige Koſacken, die ſich frech benommen hatten, durchprügelten, ſchworen die Ruſſen Rache zu nehmen. Alles ſchrie nach Waffen, es kam zum Straßenkampfe — da verdankte man der beſonnenen Haltung des preußiſchen Commandanten, Grafen Luſi (ſpäter Geſandter in Griechenland), endlich Ruhe, und weiteres Blutvergießen wurde verhindert. Dem Mamuloff wurde freier Abzug bewilligt. Als er ſich jedoch nachher auf dem Balcon zeigte, ſetzte ihn die drohende Haltung der vor dem Hauſe verſammelten erhitzten Bürger ſo ſehr in Schrecken, daß er krank wurde, ſich zur Ader ließ und dann in einen Mantel gehüllt, in einem verſchloſſenen Wagen hingeſtrekt, von reitender Bürgerwehr und Koſacken umgeben, Abends zur Stadt hinaus fuhr. In Emmendingen, wo er die Nacht zubringen wollte, wurde ihm der Eingang verweigert. Mehrere Tage blieb jedoch Freiburg in Angſt, daß die Ruſſen zurückkehren und die oft angedrohte Anzündung der Stadt an allen vier Ecken wirklich ausführen würden. Mehrere Nächte hindurch durchſtreiften Patrouillen die Straßen, und ein zufällig ausgekommenes Feuer brachte alles in Bewegung. Der Enthuſiasmus bei dem Erſcheinen der erſten Koſacken hatte ſich nach ſechs Monaten bei dem Abzuge dieſer letzten bedeutend abgekühlt. Der aus Baſel herbeigeeilte ruſſiſche General Oertel unterſuchte die ganze Sache; das Ergebniß der Verhöre wurde jedoch ſo wenig bekannt, als die genaueren Perſonalien jenes muthmaßlichen Abenteurers. Der unglückliche Kors aber, Sohn des Münchner Hoftanzmeiſters, wurde den 12. Mai unter allgemeiner Theilnahme feierlich begraben. Erſt einige Tage zuvor hatte ihm ſeine Mutter, erfreut über deſſen glückliche Rückkehr aus dem Feldzuge, viel Geld geſchickt und ihn der Aufſicht ſeines Vetters und Rittmeiſters Gruber

empfohlen. Auch dieſer war bei dem Wirthshauskampfe am Kopfe verwundet worden.

Wie viele ſolcher nicht näher bekannt gewordener Dramen mögen ſich wohl während dieſer langen Feldzüge abgeſpielt haben!

Lange hallten die Eindrücke ſo großer, außerordentlicher Begebenheiten in Deutſchland nach; es war für Alle, welche ſie erlebten, eine ſchöne, erhebende Epoche, und am 18. Oktober — dem Jahrestag der Leipziger Schlacht — flammten Freudenfeuer auf den Gebirgshöhen aller deutſchen Gauen. Auch in Freiburg gab ſich dieſe Stimmung nach verſchiedenen Richtungen kund. Man überbot ſich in Ausdrücken patriotiſcher Geſinnungen, und lief dabei auch manche Uebertreibung und Ausſchreitung unter, ſo ſtanden dieſe Ergüſſe in einem zu erfreulichen Contraſte zu der früheren Stumpfheit der Gemüther, um ſie nicht lebhaft zu begrüßen. So hatten ſich die Damen verabredet, ſich aller franzöſiſchen Moden enthalten, nur deutſche Stoffe tragen zu wollen, ja ſogar eine deutſche Tracht, welche für Ehefrauen ſchwarz, für Mädchen weiß ſein ſollte, wurde angenommen. Ebenſo verſuchten junge Männer ſich einförmig ſchwarz mit einigen deutſchen Abzeichen zu kleiden. Solche Vorhaben, ſo gut ſie auch immer gemeint ſind, können nie nachhaltig durchgeführt werden. Der dadurch auferlegte Zwang erſchien bald läſtig, und man beſchloß daher den weiblichen Mitgliedern des Vereins zu überlaſſen, die vorgeſchriebene Tracht beizubehalten oder nicht, vorausgeſetzt, daß die Toilettegegenſtände nicht jenſeits des Rheines angekauft würden. Die Blüthe patriotiſcher Begeiſterung hatte aber bald andere, ſchönere Früchte getrieben. Der urſprüngliche Wohlthätigkeitsverein zur Unterſtützung der während der Feldzüge verarmten Familien, oder zur Pflege verwundeter Krieger, verwandelte ſich nun in eine feſte, fortdauernde Verbindung von Frauen für edle Zwecke. Ueberbot

man ſich früher in löblichem Eifer, in thätiger Hülfe, in Darbringung von Liebesgaben, die herben Leiden der Zeit möglichſt zu mildern, ſo wurde nun ein förmlicher Verein gegründet, in welchem die weibliche Einwohnerſchaft Freiburgs einen ungemein regen Sinn für Ausübung jeder Art barmherziger Werke entwickelte. In Verbindung mit Karlsruhe und anderen Städten des Landes war der Verein doppelt thätig, als das Jahr 1817 (in peinlichem Wortſpiele mit Recht das der — disette genannt) jene Noth, jenen Hungertyphus beſonders in den Gebirgsgegenden brachte, welche alle Kräfte zur Abwehr ſo furchtbaren Elends erforderten. In der Reſidenz war es die menſchenfreundliche Markgräfin Friedrich, bei uns meine gute, vortreffliche Mutter, welche an die Spitze dieſer Segen bringenden Anſtalten traten. Fünfzehn Jahre lang bis zu ihrem leider allzufrühen Tode verwaltete ſie dieß Amt mit Umſicht, Opferfreudigkeit und dem günſtigſten Erfolge. Jahre zuvor hatte ſie ſchon ihre Vaterſtadt mit frommen und wohlthätigen Stiftungen, an denen Freiburg überreich iſt, bedacht, und erwarb ſich ſo nach allen Seiten Dank und Gotteslohn!

Der Winter 1814 bis 1815 verging für uns ſtill in Freiburg; wir waren wieder zu gewohnten Beſchäftigungen und Studien, zu unſerer früheren Lebensweiſe zurückgekehrt; ernſte Lehrſtunden wechſelten mit litterariſchen Genüſſen, Spaziergängen, Abendunterhaltungen. Unter den letzteren nahmen die Haus- und Liebhabertheater eine hervorragende Stelle ein, und dadurch entſtand wahrſcheinlich meine ſtets entſchiedene Vorliebe für dramatiſche Vorſtellungen. Es tragen ſolche Uebungen gar ſehr zur Ausbildung, zu einem ungezwungenen Auftreten bei, doch geht auch viele Zeit dabei verloren, und die Proben, welche Manche für das Angenehmſte an der Sache halten, erſchienen mir immer ermüdend und langweilig. Da ich in das Schuljahr getreten war, welches man das „der Poeſie" nennt, ſo verſuchte ich mich auch in Verſen. Außer

einigen kleinen Gedichten und metriſchen Ueberſetzungen, auf die ich mir damals nicht wenig einbildete, ſchrieb ich auch Theaterſtücke, ſogar ein größeres Schauſpiel, zu dem mich die Sage der „Weiber von Weinsberg" begeiſtert hatte. Eines dieſer kindiſchen Produkte erhielt ſogar die Ehre der Aufführung, verſteht ſich nur im engeren Familienkreiſe.

So verflog uns die Zeit raſch, nur vorübergehend durch den Ausbruch der Fleckenkrankheit getrübt, welche uns damals, ſowie eine Menge anderer jungen Leute ergriffen hatte. Da wurden wir eines Tages (10. März 1815) plötzlich durch die Nachricht erſchreckt, daß Napoleon die Inſel Elba verlaſſen und den franzöſiſchen Boden betreten habe. Den 20. erfolgte ſchon ſein Einzug in Paris. Es war mir damals unerklärlich und wurde mir ſpäter mit jedem Jahre unbegreiflicher, weßhalb man dem entthronten Kaiſer gerade jene Inſel zum Aufenthaltsorte angewieſen. Elba, zwiſchen den franzöſiſchen und italieniſchen Küſten gelegen, bot dem Gefangenen die größte Leichtigkeit, Verbindungen mit ſeinem Anhange zu erhalten, und jederzeit einen Fluchtverſuch anzuſtellen. Wollten die Mächte ihm etwa in gegebenen Fällen die Rückkehr erleichtern? Dennoch lag, wie es ſchien, den in Wien verſammelten Monarchen dieſe Abſicht fern; in ſeltener Uebereinſtimmung betrieben ſie alſobald die neuen Kriegsrüſtungen, welchen die Völker mit gleicher Begeiſterung und Opferwilligkeit entgegen kamen. Hatte die Rückkehr von Elba auf die Congreßverhandlungen wie eine plötzlich platzende Bombe gewirkt, ſo kehrten auch gleich Fürſten und Generale, die Wiener Feſte fliehend, und den Diplomaten am grünen Tiſche die Löſung der ſo verworrenen Streitfragen überlaſſend, zu den Waffen, zu dem leider ſo unvorſichtig heraufbeſchworenen neuen Kampfe zurück. In unglaublicher Schnelligkeit ſammelten ſich wieder die zerſtreuten Heere. In Baden z. B. waren in einer Woche Truppen und Landwehr einberufen, und über 25000 Mann auf den Kriegsfuß geſetzt. Viele Freiwillige

ſchloſſen ſich wiederholt an. Auch in Freiburg begannen auf's Neue die Truppendurchzüge, zuerſt das badiſche Armeecorps. Die Grafen Wilhelm und Maximilian von Hochberg, die Generale v. Stockhorn und v. Schäfer wohnten nach der Reihe in unſerem Hauſe. Anfänglich zum Marſche in das innere Frankreich beſtimmt, wurde jenes Corps ſpäter abermals zur Belagerung Straßburgs beordert, wobei ſich die Grafen Wilhelm und Max von Hochberg, ſowie viele Offiziere bei den häufigen Ausfällen der Garniſon durch Tapferkeit und Geiſtesgegenwart auszeichneten. Dieſen einheimiſchen Truppen folgte dann wieder ein Theil der öſterreichiſchen Armee, eine Diviſion verdrängte die andere. Den 25. Juni flieg Erzherzog Johann bei uns ab, und begab ſich dann mit ſeinem Generalſtabe nach Baſel. Er ſollte von da aus die Belagerung der Feſtung Hüningen leiten, welche ſich auch nach bereits geſchloſſenem Frieden hielt. Den 21. und 22. Auguſt über dauerte das Bombardement, viele Freiburger wohnten dem impoſanten Schauſpiele bei. Am 28. übergab, nach ehrenvoller Kapitulation, der Commandant Barbenègre dem Erzherzog die Schlüſſel. Große Feſte folgten dem Falle dieſer, Baſel ſtets gefährlichen Feſtung, welche bekanntlich ſpäter geſchleift wurde.

Mit der zweiten Abdankung Napoleons und dem zweiten Pariſer Frieden ſchloß ein denkwürdiger Abſchnitt der Geſchichte. Nach zwanzigjährigen verheerenden Kriegen war endlich die längſt erſehnte Ruhe, Erholung nach ſo fortgeſetzten Opfern und Anſtrengungen eingetreten; ungehindert konnte man ſich dieſer reinen, durch keinen Rückhalt getrübten Freude überlaſſen! Man hatte ja nur für den eignen Herd, für das Wohl, die Freiheit eines theuren Vaterlandes, hatte gegen den Ehrgeiz, die Tyrannei, den Druck eines Einzigen gekämpft; es war nicht ein Wüthen im eigenen Fleiſche, kein Bürgerkrieg, in dem die errungenen Vortheile oft ebenſo ſchmerzlich berühren als die Niederlagen, ſelbſt gegen die Franzoſen als ſolche ſtritt man nicht!

Nun entſtand aber auch eine neue Ordnung der Dinge; es galt das geſtörte Gleichgewicht wieder zu finden, und als mit dem letzten Kanonenſchuße bei Waterloo der eigentliche Zweck des Rieſenkampfes erfüllt war, begann das noch ungleich mühſamere Werk, den völkerrechtlichen und politiſchen Zuſtand der europäiſchen Staaten auf dauerhaften Grundlagen herzuſtellen. Ob, oder in wie weit dieß den tonangebenden Mächten gelungen, die zuerſt, acht an der Zahl, die Wiener Congreßakte unterſchrieben, ſpäter ſich zu einer Pentarchie herangebildet hatten, werde ich im Laufe dieſer Blätter noch öfters zu unterſuchen Gelegenheit haben.

Im Oktober 1815 ſah ich endlich noch den feierlichen Einzug der Kaiſer Franz und Alexander auf ihrer Rückkehr in Baſel. Der Kronprinz von Württemberg, die Erzherzoge Ludwig und Johann, Feldmarſchall Schwarzenberg, und eine Menge anderer öſterreichiſcher und ruſſiſcher Generale belebten damals unter nie aufhörenden Truppenmärſchen die engen Straßen der Schweizerſtadt, welche wie keine ihrer Schweſtern Zeugin ſtets unvergeßlicher Tage war!

Vierter Abſchnitt.

(1815 — 1824.)

Inhalt: Lehr- und Wanderjahre. Univerſitätsleben in Freiburg. Skizzen von Profeſſoren. Prüfungen. Meine Mitſchüler. Die Draiſine. Frau v. Krüdener. Univerſität Landshut. Leben und Treiben allda. Sailer, Mittermayer u. a. Profeſſoren. Studien, Reibungen, Duelle, Landmannſchaften. Betrachtungen über das Studentenleben. Donaureiſe nach Wien. Kleine Ausflüge nach Regensburg und München (König Max). Univerſität Heidelberg. Profeſſoren. Glänzende Frequenz. Corps und Burſchenſchaft. Exceſſe. Geſelliges Leben in Mannheim und Heidelberg. Die Umgebungen. Kleine Reiſen. Hinrichtung Karl Sand's. Demagogiſche Umtriebe. Schluß der akademiſchen Studien. Rückkehr nach Freiburg. Staatsprüfung. Zeit des Praktizirens. Reiſen: Ausflüge an den Rhein, in die Schweiz u. ſ. w. Größere Reiſe nach Italien. Skizze im Vogelfluge. Mailand. Florenz (die Theaterloge). Rom (Audienz bei Pius VII. Conſalvi). Neapel (der König Ferdinand). Venedig. Drei Reiſeabenteuer. Paris. Ludwig XVIII. Sein Hof. Die Kammern. Sehenswürdigkeiten. Umgebungen. London. Eindrücke. Parlamentsſchluß durch Georg IV. Feſte und Bälle. Merkwürdige Perſönlichkeiten. Windſor. Oxford. Inſel Wight. Seeſturm. Rückkehr. Abſchied vom väterlichen Hauſe.

Nach ſo vielen überraſchenden Erlebniſſen, welche in ihrer bunten Mannigfaltigkeit wie Traumbilder an unſerem Gedächtniß vorüberzogen, mußte die Proſa des Alltaglebens um ſo einförmiger erſcheinen. Gar Manches wurde nun an den verſäumten Studien nachgeholt, und die freien Stunden mit den gewohnten, immer auch den Geiſt beſchäftigenden Unterhaltungen zugebracht, dazwiſchen Spaziergänge in der herrlichen, an entzückenden Ausflügen ſo reichen Gebirgsgegend. Aber auch für mich bildete jene Epoche

einen Lebensabſchnitt; ich ſollte den bisher zu Hauſe genoſſenen Schulunterricht mit der Univerſität vertauſchen. Freilich war dieſe erſte Periode meines ſogenannten akademiſchen Lebens nur ein beinahe unmerklicher Uebergang, ein leiſer Vorgeſchmack der Erfahrungen, welche ich ſpäter machen ſollte. Ich war hier zu Hauſe, hielt mich von allen Studentenverbindungen ferne, und widmete mich während zwei Jahren ausſchließlich dem philoſophiſchen Lehrkurſe. Dennoch erſchloß ſich mir in dieſer kurzen, durch keine außerordentlichen Vorfälle bezeichneten Zeit eine neue Exiſtenz. Ich ſaß mit mir völlig Fremden zum erſtenmale auf der öffentlichen Schulbank; ich hörte die Vorträge mir früher kaum dem Namen nach bekannter Profeſſoren, ging mit einer gewiſſen Selbſtbefriedigung in das Collegium, und trug das dort Aufgenommene beruhigt „in der Mappe" wieder heim. Es waren ſchöne, harmloſe Stunden, getheilt zwiſchen der liebevollen Behandlung im väterlichen Hauſe, ſtets begleitet von geſelligen, Kunſt- und Naturgenüſſen, und dem gewiſſen Gefühle einer größeren, wenn auch noch vielfach beſchränkten Unabhängigkeit. Ein bitterer Wermuthstropfen in dieſen ſchäumenden Kelch akademiſcher Freuden waren ſtets die ſich von Zeit zu Zeit wiederholenden Examina. Schon zu Hauſe waren wir regelmäßig dieſen Prüfungen unterworfen, und wenn wir ſie auch als nothwendiges Uebel hinnahmen, ſo war ihr Nutzen, ihr Ergebniß gewiß nicht die Angſt, ſowie die Sorgen und Mühe werth, mit welchen wir uns wochenlang darauf vorbereiteten. Bei meiner reizbaren Empfindlichkeit wurden mir dieſe Fleiß- und Gedächtniß-exhibitions — wie ich ſie nennen möchte — doppelt zur Qual. Noch ſo tüchtig, wie ich wähnte, ausgerüſtet, verfehlte ich gerade aus übergroßem Eifer das eigentliche Ziel, und über dem lebhaften Wunſche, es recht gut zu machen, gingen mir oft die richtigen Gedanken aus. Wenn ich jetzt auf die ſchriftlichen Ausarbeitungen, welche ich aufbehalten, zurückſehe, ſo ſchäme ich mich dieſer unbedeutenden, kindiſchen Arbeiten, und darf wohl annehmen,

daß ich auch in den mündlichen Prüfungen, bei denen bekanntlich noch mehr Befangenheit herrſcht, nicht viel beſſer beſtanden. Glücklicherweiſe tragen denn auch billige Profeſſoren meiſtens dieſen Uebelſtänden gebührende Rechnung, ſehen mehr auf die Ausbildung, den Grad der Kenntniſſe, den guten Willen der Schüler im Allgemeinen, als auf das eigentliche Reſultat der Prüfung, das oft nur zu ſehr von zufälligen Einwirkungen abhängt. Das gegenſeitige Verhältniß der Profeſſoren und Examinirten, ihre Stimmung oder Verſtimmung, die Natur der Aufgaben, wie die Art der Fragenſtellung ſelbſt, hundert andere Umſtände entſcheiden hier in günſtiger oder nachtheiliger Weiſe. So z. B. wird ein kecker Burſche, dem zur guten Stunde gerade in ſeinem Gedächtniſſe friſchhaftende Gegenſtände vorkommen, glücklich und triumphirend den Saal verlaſſen, während ein fleißiger, ſchüchterner Zögling, der ſich Tag und Nacht mit der Vorbereitung abgequält, zufällig verwirrt, Antworten ſchuldig bleiben, oder aus der immenſen Schatzgrube menſchlichen Wiſſens unglücklicherweiſe vielleicht gerade über Dinge ausgefragt wird, deren er ſich nicht mehr erinnert. Aus all' dieſem möchte ich daher den Schluß ziehen, daß in der Regel die Ergebniſſe der öffentlichen Prüfungen nicht untrüglich beweiſen, und ich ſelbſt fand oft zur eigenen Beſchämung, daß die Zeugniſſe nicht immer ganz übereinſtimmten mit dem innern Bewußtſein meiner Leiſtungen.

Wenn ich nun die Liſte der ungefähr hundert Jünglinge durchgehe, welche damals — alſo vor mehr als 45 Jahren — die Philoſophie mit mir ſtudirten, wie wenige finde ich davon noch unter den Lebenden! Die Mehrzahl gehörte der Geburt nach dem Lande an und widmete ſich ſpäter der Theologie; unter dieſen wurde nur Baron Reichlin-Meldegg durch die außergewöhnliche Richtung, welche er genommen, in weiteren Kreiſen bekannt. Von den nachmaligen Juriſten zeichneten ſich einige Advokaten, unter ihnen vor Allen Bekk aus, den als Staatsrath die „Bewegung in Baden"

unſanft aus doktrinären Träumen weckte, und der ſeines edlen Charakters, ſeines ausgedehnten Wiſſens wegen, ein beſſeres Loos verdient hätte. Schwörer, Werber und Walchner wurden in der gelehrten Welt als Schriftſteller und Profeſſoren bekannt. Erſterer zumal war aus einem muthwilligen Studenten, aus einem himmelanſtürmenden Demagogen ein geſchickter Arzt, ein liebenswürdiger Menſchenfreund, ein guter Chriſt geworden. Zu den begabteren dieſer meiner Jugendgefährten gehört wohl noch der als politiſcher und nationalökonomiſcher Schriftſteller rühmlich bekannte Karl Bader. Endlich gingen aus jenen Schulbänken geiſtliche, geheime, Staats-, Miniſterial-, Legations-, Regierungs-, Kreis-, Hofgerichts-, Finanz-, Zoll-, Steuer-, Hof-, Bau-, Berg-, Poſt-, Schul-, Medizinal-, Kanzlei-, Handels-, Rechnungs-, Domänen- und noch viele andere Räthe hervor, wie man ſie ſich denn in unſerem, des Raths ſo ſehr bedürftigen Zeitalter heranzieht.

Soll ich nun noch von den damaligen Profeſſoren Freiburgs ſprechen? Sie ſind jetzt alle todt, die Namen vieler verſchollen und das Andenken der wenigſten iſt für die Mitwelt mehr von Intereſſe. Dennoch wäre von denſelben eine Gallerie aufzuſtellen, des Pinſels eines Hogarth würdig. In der theologiſchen Fakultät begegnen wir dem als Philologen ſo berühmten Hug, der mit einer ſtaunenswerthen Gelehrſamkeit und gemeſſener Haltung dennoch eine gewiſſe Geſchmeidigkeit im Umgang zu verbinden wußte. Neben dem zierlichen Werk nahmen ſich die beiden alten, verdienſtvollen Profeſſoren Wänker und Sauter beinahe wie Mumien aus. Die Juriſten waren größtentheils, wie Mertens, von Weiſeneck u. a., noch aus der öſterreichiſchen Zeit und Schule, und nur mit Mühe konnten ſich die neuen badiſchen Rechtslehrer, vor ohnedieß meiſt leeren Bänken, einbürgern. Unter den Aerzten glänzte Doktor v. Ecker, auch als Schöngeiſt, dann der originelle Schmiederer mit ſeiner geläufigen Zunge und poſſirlichen Beweglichkeit. Doch auch in der mir angewieſenen

Sphäre des philoſophiſchen Wiſſens fehlte es nicht an auffallenden Erſcheinungen unter den Lehrern. Manche derſelben gehörten den früheren Klöſtern an. Der excentriſchſte war geiſtlicher Rath Schmitt, der Logik, Metaphiſik und Anthropologie in einer Weiſe vortrug, welche heute ganz unglaublich erſchiene, ja gar nicht mehr möglich wäre. Dabei war er launenhaft, heftig, um nicht zu ſagen grob, und hatte unter den Zuhörern ſeine Lieblinge, während er andere, ihm unangenehm, rückſichtslos behandelte. In beſtändigem Streite mit dem Conſiſtorium oder einzelnen ſeiner Collegen brachte es Schmitt eines Tages zu einem förmlichen Scandal. Er machte beſtändig Jagd auf Hörſäle, welche ſchon andere Profeſſoren beſetzt hatten und vertrieb einmal den alten, gutmüthigen Lugo. Als er es nun aber auf den Saal, in dem Sauter Kirchenrecht las, abgeſehen hatte, ſtellte ſich Schmitt an die Spitze ſeiner Zuhörer, und mit dem Rufe: „mir nach!“ wollte er die Lehrkanzel erobern, was ihm jedoch nicht gelang. In Folge dieſer beſtändigen Reibungen wurde Schmitt entfernt und ſtarb bald nachher in Mannheim. Wir Schüler hatten dabei nichts gewonnen, denn ein junger, kaum dem Seminarium entwachſener Prieſter hielt über jene trockenen Wiſſenſchaften beinahe ungenießbare Vorträge. Ueberdieß hatte ich an dieſen, wie an den mathematiſchen Lehrgegenſtänden nie großes Behagen, vernachläſſigte ſie daher, und wandte meine Zeit den mich mehr anſprechenden hiſtoriſchen und anderen Studien zu. Die Methode wie Seipel und Rinderle jene abſtrakten Wiſſenſchaften (Algebra, Geometrie, Optik, Aſtronomie u. dgl. m.) behandelten, mußte aber auch Jeden mit tödtlicher Langeweile erfüllen.

Seipel, an Geſtalt und Charakter ein nicht erreichter Typus, war im Zuſtande beſtändiger Abwehr gegen den Muthwillen ſeiner Zuhörer, bei denen er ſich durchaus nicht in Reſpekt zu ſetzen wußte. Im höchſten Grade ängſtlich und mißtrauiſch, ſchlich er immer, von Studenten unbemerkt, in das Univerſitäts-Gebäude,

wo er ſich dann auf dem Katheder förmlich verſchanzte. Man trieb es aber auch mit dem armen Manne gar zu arg! Eine Generation von Schülern vererbte der anderen eine Menge ſchlechter Witze, mit denen man ihn quälte; ſelten verging ein Tag, an dem er auf ſeiner ſchwarzen Tafel nicht irgend eine Karikatur gezeichnet fand, oder mit Brodkugeln geworfen wurde, dabei in Worten und Geberden Drohungen, welche den Gedrängten vollends verwirrten. Der Ernſt der Vorleſungen war daher nicht groß, und ſie wurden nur zu oft unterbrochen.

Ausgezeichnet war Wucherer als Profeſſor der Phyſik, beinahe der Einzige, der ſeine Bildung mit einem anziehenden Vortrage verband.

Unter allen damaligen Collegien waren jene von Rotteck über Geſchichte, Geographie und Statiſtik wohl die intereſſanteſten; dennoch wirkten ſie nicht begeiſternd auf die Zuhörer — es fehlte ihm die Gabe der Mittheilung. Mit einer monotonen, heißeren Stimme, oft unverſtändlich durch eine ſchwere Zunge, las uns Rotteck ſeine Vorträge; dadurch ging das Belebende derſelben verloren, und in gewiſſer Beziehung war dieß vielleicht gut. Noch ſehe ich im Geiſte den kleinen Mann, wie er, in einen Mantelkragen gehüllt, wie theilnahmlos die Lehrkanzel beſtieg, ohne mit ſeinen geſchwächten Augen nur aufzuſehen, eintönig ſeine Hefte herablas und, wenn die ihm anſcheinend läſtige Stunde vorüber war, wieder verſchwand.

Fleiß, Freude und Fortſchritte während meiner philoſophiſchen Lehrjahre waren daher, wie wir geſehen, nicht übermäßig, auch bewegte ich mich meiſtens in, dem Univerſitätstreiben fremden Kreiſen, ſchloß mich Verwandten, Offizieren an, ritt, ſpielte mit ihnen, beſuchte Bälle, Concerte und Geſellſchaften, rauchte nicht!

So wie früher gab es auch zu jener Zeit in Freiburg Figuren, einer näheren Skizze werth, wenngleich ſolche Originale in ihrer vom Alltäglichen grell abſtechenden Haltung immer mehr im Strome

der Alles nivellirenden Zeit verſchwanden. So erregte damals der allbekannte Forſtmeiſter Carl v. Drais einiges Aufſehen. Der einzige Sohn des Oberhofrichters, deſſen ich oben erwähnte, verband der gute harmloſe Mann mit einem auffallenden Aeußern einen nur der Mathematik und mechaniſchen Erfindungen zugewandten Verſtand, entbehrte dagegen jeden Takts im Umgang, aller Menſchenkenntniß. So ſah man ihn denn auch ſich täglich im Schweiße ſeines Angeſichtes auf der von ihm erfundenen, gleichfalls unpraktiſchen, Geh- und Fahrmaſchine — Draiſine — abmühen. Bei ſeiner gemüthlichen Unerfahrenheit war Drais Betrügern wie muthwilligen Spaßmachern eine willkommene Beute, und führte im Grunde bei aller Berühmtheit bis zu ſeinem frühen Tode eine höchſt unerquickliche Exiſtenz.

Eine vorübergehende, aber deßhalb nicht minder merkwürdige Erſcheinung war Julie von Vietinghoff, Gemahlin des Freiherrn von Krüdener. Viele Jahre lang hatte man ſchon von ihren Schickſalen und Abenteuern, von ihrem lebhaften Geiſte, ihrer politiſchen wie religiöſen Schwärmerei geſprochen; nun verlor ſie ſich auf ihren Kreuz- und Querzügen auch nach Freiburg (Oktober 1817). Die Neugierde verleitete uns, ſie im Zähringer Hofe, wo ſie abgeſtiegen war, zu beſuchen, ohne gerade aufgelegt zu ſein, eine der vielen Bet- und Erbauungsſtunden, die ſie bei offenen Thüren hielt, mitzumachen. Wir fanden da eine kleine, ſchmächtige, alternde Frau, ohne eine Spur jener einſt ſo ſehr an ihr gerühmten Schönheit. Sie empfing uns förmlich, ſprach wenig und mochte wohl in uns keine Anhänger ihrer Lehre erkennen. Wir verließen ſie daher bald und nur wenig befriedigt von ihrer Perſönlichkeit. Später trieb ſie ſich im Oberlande und Baſel umher, wo ſie ein günſtigeres Feld für ihre myſtiſche Thätigkeit fand; doch als ſie auch da durch angebliches Krankenheilen, Weisſagungen und Almoſen einen großen Zuſammenlauf von Müßiggängern, Bettlern u. dgl. veranlaßte, war ihre Wirkſamkeit nicht

immer vom Geſchmacke einer proſaiſchen Polizei. Frau von Krüdener wurde daher an mehreren Orten ausgewieſen und endete 1824 ein ruheloſes Leben in der Krimm. —

Es lag früher im Plane, daß ich meine Studien auf der Ritterakademie — Thereſianum — in Wien fortſetzen und ſpäter in öſterreichiſche Dienſte treten ſollte. Es iſt mir nicht bekannt, aus welchen Gründen dieß unterblieben, und im Spätjahr 1817 beſchloß mein Vater, in wohlgemeinter Vorſorge für uns Brüder, daß wir die Univerſität Landshut in Bayern beſuchen ſollten. Nur mit innerem Widerſtreben trat ich dieſe Reiſe an; die Wahl jener Stadt war nicht nach meinem Geſchmack, und nur ungern vertauſchte ich die bisherigen ſo überaus angenehmen Verhältniſſe gegen ungewiſſe in der Ferne. Dieſe Ahnungen betrogen mich nicht; ich fand mich in Landshut nie behaglich, wenn der dortige Aufenthalt vielleicht auch mir in mancher Beziehung nützlich ſein mochte. Anfangs November trafen wir, begleitet von unſerem Hofmeiſter, in der freundlich gelegenen Iſarſtadt ein. Sie lag in vollem Sonnenſcheine des Spätherbſtes vor uns. Erwartungsvoll ſchweiften unſere Blicke über dieſem Bilde, von dem dahinrauſchenden Fluſſe zu den ſich ſanft erhebenden Hügeln, von dem rieſigen St. Martinsthurme zur alten ſtattlichen Burg „Trausnitz“. So waren wir weit von den heimathlichen Bergen und ſollten jetzt erſt das eigentliche Leben und Treiben der „Studios“ kennen lernen.

Wir hatten eine Privatwohnung bezogen, die Koſt aber bei zwei geiſtlichen Räthen genommen, welche an ihrem Tiſche ungefähr zwölf junge Leute — Söhne adeliger Familien aus Bayern, Schwaben und Weſtphalen, Müllens aus Frankfurt ꝛc. — um ſich verſammelten. Jene beiden alten ehrwürdigen Herren bildeten in ihrem Aeußeren wie im Charakter und Benehmen den auffallendſten Contraſt. Der eine, Profeſſor der Theologie und ſpäter Biſchof von Regensburg, der berühmte Verfaſſer der chriſtlichen

Moral und vieler anderer geschätzter Werke, Dr. J. M. Sailer, verband mit einer hohen Gestalt eine gewisse Würde, welche ein ungemein freundliches Wohlwollen nicht ausschloß. Der andere, Professor der Dogmatik, Zimmer, war eine kleine, stämmige Figur, heiter, oft heftig und polternd, aber so natürlich, offen, von einer so gewinnenden Herzlichkeit, daß wir jüngere Leute uns weit mehr an diesen reizbaren, aber immer gutmüthigen Greis anschlossen, als an den ernsten, gemesseneren Sailer. Beide edle Freunde lebten seit Jahren in ungetrübter Eintracht zusammen, sich an der munteren, oft muthwilligen Laune ihrer Tischgesellschaft erfreuend. Auf diesen kleinen Zirkel waren wir denn auch eigentlich beschränkt; wir fanden in Landshut nichts von den früher gewohnten geselligen Freuden, keine Bälle, kein Theater u. s. w. An langen Winterabenden ein kleines Kartenspiel oder das beliebte Billard, im Sommer größere Spaziergänge in die hübschen Umgebungen: dieß waren alle unsere Zerstreuungen; um so eifriger konnten wir uns den Studien widmen, welche für mich hier in der Rechtswissenschaft begannen. Dabei hielten wir uns fern von Studentenverbindungen. Die Landmannschaften standen damals zu Landshut in voller Blüthe, und noch trat ihnen dort nicht, wie an anderen Universitäten, die Burschenschaft feindselig entgegen. Desto mehr rieben sich die Corps an den s. g. Renoncen, d. h. Jenen, welche keiner solchen Gesellschaft angehörten. Wir waren daher Ausgeschlossene, welche, eine Art von Parias bildend, mit noch ganz anderen beleidigenden Spottnamen beehrt wurden. Wir besuchten, um jeden Conflict zu vermeiden, keinen öffentlichen Ort und nur ein Kaffeehaus, in welches, außer uns keine anderen Studenten, lediglich Offiziere und Bürger kamen. Im ersten Winter blieb es, einige kleine Vorgefechte abgerechnet, ruhig; nur die Landmannschäftler „paukten“ unter sich, und der „Schläger“ (das akademische Hauinstrument) versetzte manchen Hieb über das Gesicht („Schmiß“ nach dem eleganten Ausdrucke der studirenden

Jugend). Von unſeren Mitſchülern waren natürlich die Bayern in der Mehrzahl, und man traf da auf bekannte Namen, wie Fugger, Yrſch, Leoprechting, Fraunberg, Laroſée, Nothhaft, Pfetten, Junker ꝛc. Es waren über 600 Studirende immatriculirt.

Die Univerſität, ein ſchönes, großes, freundliches Gebäude, wurde von uns täglich beſucht, und wenn wir fleißiger waren, als in unſerer, an Vergnügen reicheren Vaterſtadt, ſo kam dieß auch auf Rechnung der Profeſſoren, deren Vorträge uns mehr anſprachen, als dort. Unter dieſen ſelbſt war es Mittermayer, deſſen gediegene Vorleſungen am meiſten feſſelten. So hatte ich mir immer die wahre, eigentliche Aufgabe eines akademiſchen Lehrers gedacht! Frei, ohne Hülfe von Compendien, dieſe nur erläuternd, wenig, nur das Nothwendigſte in die Feder diktirend, ſetzte er ſich in unmittelbaren, lebendigen Rapport mit ſeinen Zuhörern, welche voll Theilnahme an ſeinen beredten, oft begeiſterten Worten hingen, das Colleg mit Freude und ſteigendem Eifer beſuchten. Es fand ſich damals in ſeinen Vorleſungen noch nicht jener polemiſirende Geiſt, welcher Mittermayer ſpäter, zumal in Heidelberg, zum gefeierten Mittelpunkte einer Partei machte und ihn in den Strudel politiſcher Tagsleidenſchaften, endloſer Kammerverhandlungen trieb. Der praktiſche Staatsmann und Geſetzgeber erſetzte da durch ſein Wirken nicht, was er ſeinem eigentlichen, ebenſo erfolgreichen als ehrenvollen Berufe an ſo tüchtigen Kräften entzog. Ich ſelbſt aber werde ſtets dieſem ausgezeichneten Lehrer ein dankbar wohlwollendes Andenken bewahren. An ihn ſchloß ſich der fein gebildete Wening an, deſſen Pandekten mir genießbarer erſchienen, als ſpäter jene eines weit berühmteren Profeſſors. Die Juriſtenfacultät zählte damals nicht wie früher (Savigny, Gönner u. a.) Lehrer von europäiſchem Rufe in ihrer Mitte. Siebenkäs, Mosham, Aſt, Schulteß, Köppen u. a. m. gehörten anderen Fächern an. Unter den Medizinern glänzte Walther als Augenarzt, Röſchlaub u. ſ. w. Dabei fehlte es

auch hier nicht an Originalen. Ich darf nur an Mannert erinnern, welcher die Geſchichte mehr zur Unterhaltung, als Belehrung der Schüler vortrug. Ein altes, ſchmächtiges Männlein, ſtand er mit einem ironiſchen Lächeln und fortwährend ſchnupfend auf der Lehrkanzel und machte da ganze Generationen von Studenten lachen, welche ſich zu ſeinen Vorleſungen drängten. Hatte er die Lebensgeſchichte irgend eines Königs vollendet, ſo ſagte er regelmäßig: „Der wär nu weg!“ und begleitete dieſe Worte mit einer Priſe Tabak. In jedem Jahre kamen bei gewiſſen Stellen immer dieſelben alten bekannten, oft nicht ſehr anſtändigen Witze vor. War Rotteck's Behandlung zu trocken und einſeitig, ſo erſchien Mannert wieder zu humoriſtiſch und vergriff ſich durch unpaſſende Späſſe an der Würde der Geſchichte.

Die Einförmigkeit unſeres akademiſchen Lebens wurde öfters durch Ausflüge unterbrochen; ſo beſuchten wir nach der Reihe Augsburg, Regensburg, München, ſelbſt Wien. Wir ſahen dieſe Städte als Touriſten, und zwar als junge, überaus wißbegierige Touriſten, welche gewiſſenhaft alle geſehenen Merkwürdigkeiten in ihr Tagebuch eintragen, ſich ſtreng an den gedruckten Fremdenführer halten und keine Kirche, keine Gallerie unbeſucht, keinen alten Stein oder ſeltenen Baum unbeſehen laſſen. So nahm ich denn in meinem Gedächtniſſe kaum etwas Anderes auf, als die Eindrücke, welche dieſe Außendinge in mir zurückließen. In München beſuchten wir einige uns bekannte und verwandte Häuſer, durften ſogar den Königl. Majeſtäten unſere Aufwartung machen. Dieß geſchah nach beendigter Hoftafel in den kleinen, manſardenartigen Appartements der Reſidenz gegen den Garten. In aller Eile wurde den Landshuter Studenten eine ziemlich lächerliche Hoftracht angepaßt, und in meiner Verlegenheit ſprach ich den König Max Joſeph mit „Excellenz“ an, ein Verſehen, das ich mir lange nicht verzeihen konnte. Bei dieſem Anlaſſe aber, wie in ſpäterer Zeit, fand ich bei dem jovialen, menſchen-

freundlichen König immer dieſelbe huldvolle Aufnahme und wohlwollende Erinnerung an ſeine früheren Beziehungen zu unſerer Familie. Mit Vergnügen ſah man damals auf den im kräftigſten Mannesalter ſtehenden Herzog Eugen von Leuchtenberg. Seine ritterliche Erſcheinung, gewöhnlich von dem jugendlich blühenden Prinzen Karl von Bayern begleitet, feſſelte die Menge auf Bällen oder im engliſchen Garten. Kaum waren einige Jahre verfloſſen, als auch ſchon der erſt 44jährige Vicekönig in's Grab ſank, eine troſtloſe Wittwe und ſechs hoffnungsvolle Kinder zurücklaſſend. Sein Andenken verewigt ein nicht ſehr gelungenes Monument (von Canova) in der Michaelskirche. Mir erſchien immer dieſe nach antiker Art nur dürftig gedeckte Marmorſtatue wie jene Beliſar's, welche, den Lorbeerkranz in der Hand, dieſe wie zum Empfange eines Almoſens ausſtreckt.

Kunſtgegenſtände, Theater, Maskenbälle u. dgl. m. ergötzten uns in München und Regensburg über alle Maßen, um ſo monotoner geſtaltete ſich dann wieder unſer Aufenthalt in der Muſenſtadt an der Iſar.

Bei unſerer erſten ſechswöchentlichen Anweſenheit in Wien beſuchten wir denn auch wieder nur öffentliche Orte, die nächſten Umgebungen. Wir ſahen den Herzog von Reichsſtadt, ein ſchönes, blondgelocktes Kind in Schönbrunn, und wohnten ebenſo den Predigten des bekannten Pater Job, wie den Herbſtübungen der Garniſon bei. Am meiſten zogen uns die Theater, und unter dieſen wieder zwei beſonders an. Berühmte Namen wie Lange, Krüger, Ochſenheimer, die Korn, die Koberwein u. a. traten in der Burg auf. Sie ſind nun alle verſchwunden, größtentheils vergeſſen; nur die alte Sophie Schröder, die deutſche Georges, hat ſie ſämmtlich überlebt! Im ſ. g. Kasperl ergötzte uns der unübertreffliche Ignaz Schuſter; es begann damals gerade die Laufbahn Ferdinand Raimund's, welcher jedoch erſt ſpäter in den ſelbſt geſchriebenen Stücken durchdringen konnte.

Nur zur Geſchichte der Art zu reiſen, will ich noch bemerken, daß wir von Straubing bis Wien auf einem ſ. g. Marktſchiffe der Donau ſechs volle Tage brauchten, für die Rückkehr aber uns mit einem Lohnkutſcher einließen, der, ein wahrhafter „Zauderer", gleichfalls bis Landshut acht Tage mit uns auf der Straße zubrachte und uns ſogar einmal acht Stunden weit irre führte. Bedenkt man, daß die Strecke von Regensburg nach Wien mit Dampfſchiffen in anderthalb Tagen zurückgelegt wird, jetzt die Eiſenbahn von Wien nach München in zwölf Stunden fährt, ſo glaubt man ſich bei jener Reiſebeſchreibung in die Zeit der deutſchen Poſtſchnecke verſetzt, welche Börne ſo humoriſtiſch ſchildert.

Weniger ruhig als das erſte geſtaltete ſich das zweite Schuljahr in Landshut. Zu den früheren Renoncen waren in dieſem Winterſemeſter 1818 bis 1819 nun noch zwei Fürſten Wrede, Graf Karl Reiſach (der ſpätere Erzbiſchof und Cardinal), von May (der Rechtslehrer), ſowie mehrere bayeriſche Offiziere, unter ihnen Graf Saporta, gekommen, welche ihre Studien während der Friedenszeit fortſetzen wollten. Obwohl alle dieſe Herren nur ruhig dieſem Zwecke zu leben geſonnen waren, ſo erweckte doch die große Zahl der Unabhängigen die Eiferſucht der Landmannſchaft. Ich übergehe hier einige kleine Scharmützel, welche in jeder Univerſitätsſtadt mit Garniſon regelmäßig wiederkehren. Das Ungewitter, welches ſich aber nun vorbereitete, trug einen ernſteren Charakter, und entlud ſich, nach einigen Zuckungen, bei dem erſten zündenden Anlaſſe. Es ſollte nämlich der Stadtmagiſtrat den Eid auf die neue Verfaſſung ſchwören. Die Studentenſchaft, zu dieſer Feierlichkeit geladen, war dabei nur durch die (geſetzlich nicht anerkannten, bloß geduldeten) Landmannſchaft vertreten, daher Murren unter den anderen, zu jener Auszeichnung gleich Berechtigten. Es kam zu Unterredungen, heftigen Auftritten, endlich zu

„Scandalen" (Duellen). Die Renoncen ſetzten ſich dadurch bei den Corps in den gehörigen Reſpekt, und bildeten nun unter ſich einen Verein, welcher ſie vor weiteren Unbilden und Reibungen bewahrte. Eine förmliche, ſchriftliche Uebereinkunft beſtimmte die Bedingungen dieſes Waffenſtillſtands. Denke ich nun an alle dieſe Vorgänge zurück, ſo erſcheinen ſie mir freilich in dem Grade läppiſch und unbedeutend, als wir damals die größte Wichtigkeit darauf legten. Es iſt eben das Eigenthümliche des Univerſitätslebens, daß man mit vollem Ernſte und feſter Ueberzeugung an dieſen Formen, an dieſer ſcheinbaren Freiheit, an dieſen falſch verſtandenen und ausgelegten Ehren- und anderen Fragen hängt. Mit ſtolzer Verachtung ſieht man da auf die Außenwelt und die Bilder der Vergangenheit, wie die Ausſicht in die Zukunft verſchwinden vor den augenblicklichen, überwältigenden Eindrücken. Es iſt eine glückliche, wenn auch nur kurze, trügeriſche Zeit! Nur den deutſchen Univerſitäten iſt dieſe Lebensweiſe eigen, und es iſt gewiß eine auffallende Thatſache, daß, während wir um uns alles Hergebrachte verachten, verſchwinden, durch neuere Anſichten, Sitten und Moden verdrängt ſehen, hundertjährige Traditionen ſich auf deutſchen Univerſitäten erhalten, und die Landmannſchaften mit ihren löblichen Einrichtungen, wie ihren Auswüchſen und Uebelſtänden fortbeſtehen. Wir begegnen da noch immer den unterſcheidenden Farben der Bänder, den hohen Stiefeln, den langen Pfeifen, den baroken Mützen, den Schleppſäbeln; wir ſehen immer noch feierliche oder groteske Aufzüge aller Art, lärmende „Commerce", Straßen- und anderen Unfug; der „Comment" (das Geſetzbuch der Corps) ſteht noch immer in voller Blüthe und der Fechtboden wird nie leer; noch hören wir die den nicht Eingeweihten kaum verſtändliche Sprache und vernehmen von einer ganzen Liſte ſ. g. „Touche" (perſönliche, ein Duell herausfordernde Beleidigung) u. ſ. w. Fragt nun ein Unbefangener, weßhalb all dieſer Apparat, der doch zunächſt mit den Studien in keiner

Verbindung ſteht, ſo erhält man, wie bei ſo vielen anderen Mißbräuchen, die Antwort: es ſei von jeher ſo geweſen, eine Aenderung könne üble Folgen nach ſich ziehen, die Schüler zu weniger unſchuldigen Beſchäftigungen verleiten u. dgl. m. Ich kann und will dieſe allerdings beachtenswerthen Fragen keiner näheren Prüfung unterwerfen, doch zeigt ſchon die Erfahrung, daß alle dieſe an ſich harmloſen Jugendſtreiche ebenſo zu argen Ausſchreitungen führen können. Gar viele Studirende, welche ſich aus Neigung oder gezwungen den Ton angebenden Corps anſchließen, entziehen ſich oft ihrem wahren Beruf, werden mindeſtens zerſtreut und verwenden das zu anderen Zwecken beſtimmte Geld auf Vereinsausgaben; daher Zerwürfniſſe mit den Profeſſoren, mit den Eltern, mit Philiſtern (Bürgern), welche borgen. Wer ſich ſtundenlang mit Fechtübungen ermüdet, wer ganze Nächte hindurch geſungen und getrunken, iſt freilich nicht aufgelegt, die Collegien zu beſuchen, und wer ſich täglich mit landmannſchaftlichen Angelegenheiten beſchäftigt, ſelbſt dabei eine wichtige und thätige Rolle ſpielt, findet zuletzt wenig Geſchmack mehr an trockenen Studien. Am verwerflichſten iſt aber wohl der durch ſolche Verbindungen anderen, beſonders neu angekommenen Studenten (den ſ. g. Füchſen) auferlegte Zwang; man quält, neckt, verfolgt ſie ſo lange, bis ſie in irgend ein Corps eintreten, und da müſſen ſie denn allerlei Feuer-, Waſſer-, Wein- und Säbelklingenproben beſtehen. Wo bleibt da die ſo ſehr gerühmte individuelle Freiheit auf Univerſitäten? Iſt ſo kindiſches Treiben eine würdige Vorbereitung auf das praktiſche Leben, und welche Abkühlung muß nach einer ſo berauſchenden Burſchenexiſtenz in den proſaiſchen Kanzleiſtuben folgen? Es liegt mir der Gedanke ferne, jetzt, nach 40 Jahren, pedantiſch über eine auch für mich ſo frohe Zeit, die nie wiederkehrt, den Stab zu brechen und die friſche, oft überſprudelnde Lebensluſt mit ſtrenger Miene zu tadeln. Nur von ihren Exceſſen wollte ich ſprechen: von dem wilden, dem Geiſte wie der Geſundheit gleich verderblichen

Treiben, von der ungezügelten Raufluſt, welcher ſo frühe viele junge bedauerungswürdige Opfer, die Freude ihrer Eltern, fielen, von der Rohheit, die ſich in der Kleidung, im Benehmen, wie in einem gemeinen Jargon gefällt, von der Tyrannei endlich, mit welcher ſchüchterne, wohlerzogene, fleißige Jünglinge von den „bemooſten Häuptern“ behandelt werden. Am meiſten ſind aber jene älteren Herren zu beklagen, welche Söhne fürſtlicher oder adeliger Familien auf Univerſitäten begleiten. Schon das Epithet, welches man ihnen in der Corpsſprache beilegt und das ich hier nicht niederzuſchreiben wage, bezeichnet die Achtung, in der ſie in den Augen der Burſchen ſtehen. Sind dieſe ſich aufopfernden Hofmeiſter Offiziere oder Civiliſten mit impoſantem Aeußern, ſo werden ſie, wenn auch nicht beliebt, doch geſchont; ſind es aber Prieſter, ſo verfolgt man ſie nicht ſelten mit rückſichtsloſem Spotte, weil man bei ihnen mehr Ernſt und Strenge vorausſetzt, der etwaigen Ungebundenheit ihrer Zöglinge gewiſſe Schranken zu ziehen.

Die Benennungen ſolcher Corps ſind unzählig und wechſeln nach Ort und Umſtänden; gewöhnlich werden ſie den deutſchen Stämmen entnommen, wie Bavaria, Suevia, Sachſonia, Frankonia, Weſtphalia, Boruſſia u. a. m.

Oſtern 1819 verließen wir Landshut; der Abſchied fiel uns nicht ſchwer. Bald nachher wurde die früher von Ingolſtadt dahin verſetzte Univerſität nach München verpflanzt, wo ſie ſeither entſchieden gedeiht. Von allen damaligen Profeſſoren lebt jetzt (1861) nur noch Mittermayer. Im vorigen Sommer gaben ſich die früheren Studenten Landshuts in dieſer nun ziemlich verödeten Stadt ein Stelldichein! Viele kamen auf den Ruf, dem mein Bruder und ich nicht folgen konnten. Mit welchen wehmüthigen und wohl auch zum Theil erfreulichen Rückblicken mögen ſie jener Vergangenheit gedacht haben! Der jüngſte der gegen hundert Anweſenden zählte 55 Jahre!

Am ſchwerſten trennten wir uns von den beiden würdigen geiſtlichen Räthen. Wir ſahen ſie nie wieder! Nach vielen Jahren ſtand ich einſt voll Rührung an dem Grabe des vortrefflichen Biſchofs Sailer in dem herrlichen Regensburger Dome! Meine ſchwache Stimme trägt hier nur noch eine Schuld perſönlicher Dankbarkeit ab; ſie vermag bei des Theologen unvergänglichen Schriften, bei ſeinen anerkannten wahrhaft apoſtoliſchen Tugenden, einem ſo feſt begründeten Nachruhme nichts beizufügen!

Nach einem wieder in Freiburg zugebrachten Semeſter bezog ich im Herbſte 1819 die dritte ſüddeutſche Univerſität: Heidelberg, dießmal allein. Hier empfing ich wieder ganz andere, zum Theile neue, Eindrücke: denn nicht nur iſt Heidelberg eine beinahe kosmopolitiſche Univerſität mit in aller Welt bekannten Profeſſoren: der Ort iſt auch ſo ſchön und günſtig gelegen, im reizenden Neckarthale, überragt von Deutſchlands maleriſchſter Schloßruine, am Eingange der herrlich blühenden Bergſtraße, in der Nachbarſchaft freundlicher Städte. Von den Lehrern lernte ich vorzugsweiſe nur die juridiſchen kennen, doch traf ich mit Creuzer zuſammen, hörte Vorleſungen bei Schloſſer, Leonhardt u. a. Die Namen: Chelius, Tiedemann, Gmelin, Mone u. a. m. ſind in Jedermanns Gedächtniß. Ein weiterer Geſichtskreis, der Umgang mit Gelehrten und Jünglingen aus aller Herren Ländern ließ bei den Heildelberger Profeſſoren die Eigenthümlichkeiten mehr abſtreifen; man begegnete da, mit wenigen Ausnahmen, nicht ſo vielen auffallenden Figuren, als anderwärts.

Welcher Rechtsbefliſſene wäre nach Heidelberg gekommen, ohne die Pandekten bei Thibaut zu beſuchen! Trat man in den großen, mit Hunderten von Zuhörern angefüllten Hörſaal, ſo ſah man auf der Lehrkanzel einen ſchon bejahrten, doch immer noch rüſtigen Mann mit regelmäßigen, geiſtreichen Geſichtszügen: ſein ſchönes,

blaues Auge, die grauen, den Kopf umwallenden Locken machten ſeine Erſcheinung zu einer vortheilhaften. Hier las nun Thibaut durch eine lange Reihe von Jahren ſein ihm mit ſchwerem Golde bezahltes, römiſches Recht, und diktirte Zuſätze zu dem gedruckten Lehrbuche. Art zu ſprechen, Organ waren deutlich und angenehm; dennoch machte ſeine Lehrmethode keinen günſtigen Eindruck auf mich: Es langweilte dieß trockene, abgemeſſene Behandeln eines ungemein trockenen, oft ganz unverſtändlichen Gegenſtandes. Ich geſtehe daher zu meiner Beſchämung, daß ich nur wenig praktiſchen Nutzen aus dieſem etwas pedantiſch vorgetragenen College zog. Dazu kam, daß bei Thibaut ſeine, mit jedem Jahr zunehmende leidenſchaftliche Liebhaberei für alte Kirchenmuſik den Hang für ernſte Studien verdrängte, und er ſeine Vorleſungen beinahe nur noch mechaniſch betrieb. Am Schluſſe derſelben wurde ihm ſtets ein donnerndes Vivat gebracht. Mehr Anziehungskraft übten die Vorträge Zachariä's und Roßhirt's auf mich, beſonders letzterer mit ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit. Im Aeußeren, wie im ganzen Weſen, an Charakter und Geſinnung bildete Zachariä den entſchiedenſten Contraſt mit Thibaut. Eine hagere Geſtalt, wie das Vorbild für Molière's Harpagon, mit Voltairiſch-cyniſch-ſpöttiſchem Ausdrucke, diktirte er langſam, die Ziſchlaute ungewöhnlich betonend, die Hefte über Natur-, Staats- und Völkerrecht, ein Mann von großem, auch praktiſch zu verwendendem Wiſſen, ein an's Originelle ſtreifender Charakter! — Im eigenen Hauſe hielt ein gänzlich verwachſenes Männchen auf einem hohen Lehnſeſſel, jenem der kleinen Kinder ähnlich, gediegene Vorleſungen über Criminal- und Civilrecht, Prozeßverfahren u. ſ. w. Es war der tüchtige Juriſt Gensler.

Da ich nun im letzten Jahre die Rechte ſtudirte, ſo hielt ich mich ſelbſtverſtändlich, mehr als ſonſt, von Studentenverbindungen ferne, und machte alle jene „Suiten" (ein unüberſetzbarer Ausdruck für all das, was er bezeichnen ſoll) nicht mit, welche beſonders

in Heidelberg an der Tagesordnung ſind. Ebenſo erſchien ich nicht auf dem Fechtboden in der berühmten Hirſchgaſſe, wohnte keinem Commerce bei, betrank mich nicht in Wein oder Bier, kam nicht mit den weltbekannten Pedellen Krings in nähere Berührung, ſang endlich nicht alle die albernen Burſchenlieder mit u. ſ. w. (Nur einige dieſer Geſänge zeichnen ſich durch poetiſchen Schwung, Witz oder Gemüthlichkeit aus.)

Auch in Heidelberg fehlte es nicht an periodiſch wiederkehrenden Duellen, an Conflikten mit der Polizei, und Straßenraufereien mit „Knoten“ (Handwerksburſchen) oder Philiſtern. Eines Abends wurde ſogar, um ſich an einem groben Bierwirthe zu rächen, deſſen Haus erſtürmt, alles darin zerſtört und im Triumphe durch die Straßen gezogen. Bei ſolchen Anläſſen ertönt dann immer das auffordernde: „Burſch heraus!“ mit Säbelgeklirre. Es kam nun in mehreren allgemeinen Studentenverſammlungen zu ſehr heftigen Discuſſionen: man verlangte ungeſtüm die Freilaſſung der Verhafteten, ein förmlicher Auszug nach Frankenthal wurde in Vorſchlag gebracht, doch nicht ausgeführt, und nur der Beſonnenheit des Unterſuchungs-Commiſſärs von Hohenhorſt gelang es, die erhitzten Gemüther wieder zur Ruhe zu bringen. Einige Studirende wurden relegirt, andere eingeſperrt, zum Schadenerſatz verurtheilt u. dgl. m. Wie brauſt, gährt, bewegt, regt ſich da Alles auf, und weßhalb? Wie viel Lärm um nichts!

Die vielen Collegien, welche ich beſuchte, ernſtes Studium zu Hauſe füllten meine Stunden hinreichend aus. Zu Winterszeit begab ich mich öfters in einige ſtets gaſtfrei geöffnete Häuſer (Leiningen, Zyllenhardt, Leoprechting, Jeniſſon, Malchus u. a.), wo Kartenſpiel und Tanz mit dramatiſchen oder anderen Vorleſungen abwechſelten; im Sommer aber beſtieg ich der Reihe nach jene reizenden Gebirge, welche das romantiſche Thal umgeben. Dazu kam der auserwählte Umgang mit einer Schaar mir befreundeter Jünglinge. Nicht nur fand ich in den Waldburg-Zeil, in L. Fugger,

Reiſach, Mülhens frühere, werthe Bekannte wieder; auch den beiden Stollberg, Alfred und Leopold, würdigen Söhnen eines vortrefflichen Vaters, den Brüdern Galen u. a. ſchloß ich mich an. Es ſtudirten damals junge Männer, welche ſchon die Befreiungskriege als Freiwillige mitgemacht hatten, andere, die ſich ſpäter in der Diplomatie oder höherem Staatsdienſte hervorthaten, ſo die nachmaligen Miniſter des Aeußeren, Dönhof und Heinrich v. Arnim in Preußen, v. Rüdt und Wechmar in Baden, die Geſandten Medem, Brints, Königsmark, Galen, Reventlov, Loë, Holzhauſen u. a. Eine ſehr beliebte Perſönlichkeit war der Erbprinz von Sachſen-Meiningen, ein ſchöner Mann, welcher den wohlwollenden Charakter, die würdevolle Einfachheit ſeines Weſens ſpäter auch auf ſeine Regententhätigkeit übertrug. Mit ihm wohnte der ebenſo anſpruchsloſe, ſanfte Herzog Georg von Sachſen-Altenburg. Beide Prinzen waren in Begleitung von Offizieren und Hofherren. Auch die Fürſten H. Reuß LXII., Bentheim und Eduard Carolath waren unter meinen Mitſchülern, und dem letzteren beſonders, einem in jeder Beziehung edlen Menſchen, bewahrte ich bis zu ſeinem leider ſo frühen Tode warme, freundſchaftliche Geſinnungen. Eine Menge Studirende aus allen deutſchen Bundesſtaaten ließ beinahe die wenigen Inländer verſchwinden, und Ausländer, welche ein eigenes Corps bildeten, Liefländer, Polen, ſelbſt Engländer und Amerikaner vermehrten dieſen bunten Geſellſchaftskreis.

Die Landmannſchaften waren zu jener Zeit ſehr zahlreich und kamen nicht ſelten in wenig freundliche Berührung mit der ſ. g. Burſchenſchaft. Dieſer Verein verdankte zunächſt ſeine Entſtehung dem patriotiſchen Aufſchwunge der Jahre 1813 und 1814. Gleichgeſinnte Jünglinge, welche ſich an den Geſängen Kleiſt's, Körner's u. a. vaterländiſcher Dichter begeiſtert, trugen dieſe Gefühle auch nach dem Frieden auf andere über, und ſo hatten ſich ſolche Traditionen denn mit einer gewiſſen politiſchen

Färbung auf den deutſchen Univerſitäten fortgepflanzt. Der Aufregung jener Jahre war Enttäuſchung gefolgt, man ſah die ſo hoch geſpannten Erwartungen nicht erfüllt und bezeigte ſich mit den Zuſtänden in dem Grade unzufrieden, als Ständeverſammlungen, Preſſe, Volksredner u. dgl. m. das Feuer ſchürten. Es war begreiflich, daß ſich dieſer Geiſt des Mißmuths auch den jungen, unerfahrenen Gliedern der Burſchenſchaft mittheilte und in Verſammlungen, wie der auf der Wartburg, ſolchen Beſtrebungen und Anſichten einen beſtimmten Ausdruck gab. Dazu kam, daß die allenthalben und zu jeder Zeit thätige Umſturzpartei die für höhere Ideale ſchwärmenden Jünglinge zu ihren verbrecheriſchen Plänen benützte und mißbrauchte. So geſchah es, daß einige Burſchenſchäftler freilich ſpäter Fanatiker, offene Empörer, gemeine Verbrecher wurden, aber die Geſellſchaft ſelbſt hatte gewiß, wenigſtens urſprünglich, keine hochverrätheriſche Tendenz. Dabei wäre es unbillig, zu verkennen, daß die Mitglieder dieſes Vereins geſitteter, ruhiger und fleißiger waren und ſich weniger mit Nebendingen beſchäftigten, als die Corps-Studenten, daß ſie mit löblichem Eifer dem rohen Unfuge, der Gemeinheit zu ſteuern, dem Uebermuthe der Landmannſchaften entgegenzutreten ſuchten. Bei ernſterer Haltung kleideten ſie ſich in ſchwarze, ſ. g. deutſche Tracht, und hatten ein ſchwarz-rothes Band als Abzeichen. Dagegen fielen ſie in ein anderes Extrem, wiegten ſich in Träumen einer goldenen Zukunft; zu unreif, ſich mit Staats- und politiſchen Fragen zu befaſſen, legten ſie ihrem Streben wie ihrer Verbindung eine viel zu große Wichtigkeit bei. Zugleich umgaben ſie ihr Treiben mit einer Geheimthuerei, welche den Verdacht der Kabinette weckte.

Zu jenen beklagenswerthen, durch einen geheimen Bund Verführten gehörte auch **Karl Sand** aus Wunſiedel. Er hatte am 25. März 1819 in Mannheim den ruſſiſchen Staatsrath von Kotzebue ermordet. Mehrere Perſonen, unter ihnen auch eine

mir verwandte Familie, waren zu jenem geiſtvollen Schriftſteller, welcher nahe bei'm Theater wohnte, Abends 5 Uhr zu Tiſch gebeten. Kurz vorher rief man Kotzebue aus dem Salon, weil ihn ein junger Menſch ſprechen wolle. Während nun dieſer dem Herrn vom Hauſe eine Schrift zu leſen übergab, ſtieß er ihm den Dolch in's Herz, und auf den Hülferuf des Opfers entfliehend, verſetzte ſich Sand ſelbſt auf der Straße noch einige gefährliche, doch nicht tödtliche Stiche in Bruſt und Hals. Kotzebue erlag bald darauf der Wunde und Sand wurde nach 14monatlicher Unterſuchung am 20. Mai 1820 auf einer Wieſe bei Mannheim vom Scharfrichter Widmann aus Heidelberg öffentlich enthauptet. Eine Maſſe Volks ſtrömte zu dem traurigen Schauſpiele; wohl zwei Drittheile der Studenten wohnten demſelben bei. Alle kehrten in der düſterſten Stimmung zurück! Ich ſelbſt konnte mich unmöglich entſchließen, Zeuge eines Vorgangs zu ſein, der damals ganz Deutſchland in fieberiſche Bewegung verſetzte. Manche Thräne floß auf Sand's Grab; überſpannte Frauen und fanatiſche Männer tauchten ihre Tücher in des Gerichteten Blut. In der That war der Fall von ſo ungewöhnlicher Art, daß ich es heute noch nicht begreife, wie man nicht Gnade für Recht ergehen ließ. Ohne Zweifel hatte Sand als vorſetzlicher Meuchelmörder den Tod nach den Geſetzen verdient, aber war er auch völlig zurechnungsfähig? Schon der Wahn, durch die Ermordung Kotzebue's Deutſchland retten zu wollen, deutet auf eine ſeltſame Verwirrung der Begriffe. Alle Handlungen und Schriften Kotzebue's tragen das Gepräge der Frivolität und Charakterloſigkeit; die Einen ſahen in ihm nur den liebenswürdigen Geſellſchafter, den witzigen Luſtſpieldichter, er erſchien ihnen keineswegs gefährlich; Andern galt er für einen ruſſiſchen Spion, Verräther an ſeinem Vaterlande u. ſ. w. War er nun auch all dieß, welchen Vortheil konnte ſein Tod der von der Burſchenſchaft verfochtenen Sache bringen? Aber auch die Umſtände, welche die ganze Unterſuchung wie Hinrichtung Sand's

begleiteten, waren ſo betrübend und erſchütternd als möglich. Kann man ſich wohl ein peinlicheres Gefühl denken, als einen jungen, nur langſam von ſeinen Wunden geneſenden Mann mit aller nur denkbaren Pflege umgeben zu ſehen, um ihn — ein Jahr nach der That — geſund auf das Schaffot führen zu können? Dabei war Sand ſtill, ſanft, in ſich gekehrt, mit religiös-politiſchen Ideen beſchäftigt, litt moraliſch und phyſiſch unendlich viel. Wäre es da wohl nicht beſſer geweſen, ihn als Geiſteskranken zu behandeln und der Zeit den Sieg ſeiner beſſeren Eigenſchaften über fixe Ideen zu überlaſſen? Man ſtempelte Sand dadurch zum Märtyrer, während er doch nur ein unglücklicher, verblendeter Junge war. Lange hallte der peinliche Eindruck dieſes Blutgerichts in ganz Europa wider; jener unſelige Mord gab aber auch noch überdieß den Anlaß zu einer allgemein verbreiteten Demagogenriecherei und rief die ganz unnöthige Mainzer Unterſuchungscommiſſion wegen ſtaatsgefährlicher Umtriebe in's Leben.

Ich hatte nicht verſäumt, von Heidelberg aus Schwetzingen, Weinheim, die lieblichen Ufer des Neckars und andere Umgebungen zu beſuchen. Eines Tages begleitete ich Ed. Carolath nach dem freundlichen Rheinbayern. Hier war ich Zeuge eines der vielen ſchönen unbekannt gebliebenen Züge aus dem ſtill in ſich abgeſchloſſenen Leben dieſes vortrefflichen Fürſten. Als wir auf unſerer Rundfahrt nach Neuſtadt kamen, zeigte uns ein 14jähriger Knabe den Weg zu dem nachher ſo berüchtigt gewordenen Schloſſe Hambach. Carolath gefiel das offene, muntere Weſen des Jungen; er nahm ihn ſogleich mit ſich und ſorgte für die elternloſe Waiſe. Später ſoll es der Burſche ihm mit Undank vergolten haben. — Aber auch weitere Ausflüge machte ich, befuhr den herrlichen Rhein, ſah den wundervollen Dom in Köln, beſuchte Mainz, Frankfurt und Darmſtadt, in letzterer Stadt die treffliche Oper. Doch die meiſte Anziehungskraft übte immer Mannheim auf die Studentenwelt,

Mannheim mit ſeinen vielen geſelligen Freuden, ſeinen Bällen, dem guten Theater, in dem uns die Komiker Wurm und Karl ergötzten, Wild, Romberg, Moſcheles und andere Tonkünſtler entzückten. Mannheim war damals die Reſidenz der Großherzogin Stephanie, der Sitz eines zahlreichen, reich begüterten Adels und vieler vornehmen Fremden; da gab es denn auch der Einladungen in Fülle. — Jene vortreffliche Fürſtin ſah ich hier zum erſtenmale als Wittwe; das gnädige Wohlwollen während unſerer Kinderzeit trug ſie auch auf die ſpäteren Jahre über; ich werde ihr noch oft in dieſen Blättern begegnen! Nur ungern verließ ich Ende Auguſt den heiteren Muſenſitz und mit ihm das akademiſche Leben — uneigentlich ſo genannt, denn Studirende ſind keine Akademiker. — Es ließ in mir den Eindruck zurück, daß die deutſchen Studenten, wenn auch manchmal etwas unbändig, ungeſchliffen, dennoch im Ganzen gutmüthig, beſſeren Einwirkungen zugänglich ſind und im Vergleich mit anderen, z. B. den Pariſer Hochſchülern, vollends gewinnen müſſen. Die vielen Conflikte endlich, welche mit Behörden entſtehen, kommen nicht ſelten auf Rechnung taktloſer Beamten. Solche Händel zu ſchlichten, dazu gehört freilich viel Ruhe, Geduld und Geſchick. Jugend muß austoben — und nur zu oft überſchäumt der Becher —, ſie will daher in anderer Weiſe behandelt ſein, als die übrigen Sterblichen. Mit ſeltenen Ausnahmen haben ſich überdieß die Landmannſchaften durch ihren loyalen Sinn ausgezeichnet, ſich nie in Verſchwörungen oder offenen Aufruhr eingelaſſen. Befaßte ſich in neuerer Zeit ein Verein mehr mit Politik und ließen ſich einzelne Mitglieder deſſelben zu ungeſetzlichen Handlungen verleiten, ſo bereute die übergroße Mehrzahl ſpäter ihre jugendlichen Verirrungen und bildete ſich zu nützlichen Staatsbürgern aus. — Wenn aber das Wort „Freundſchaft“ noch irgend Sinn und Bedeutung hat, ſo iſt ſie in dem offenen, rückhaltloſen Anſchließen jugendlicher Gemüther zu finden. Viele ſolcher Verbindungen bilden ſich für das Leben,

gar manche aber, wohl die meiſten, gehen unter in veränderten Anſichten, Verhältniſſen, Beziehungen aller Art!

Nun kehrte ich wieder nach meiner Vaterſtadt, in die alten, früher mir ſo lieb gewordenen, lange vermißten Verhältniſſe zurück. Die drei Jahre (1821 bis 1824) wurden auf die Vorbereitung zur Staatsprüfung und dann auf die weitere Ausbildung im praktiſchen Geſchäftsleben verwendet. Auch größere Reiſen fielen in dieſe Zeit. — Eine Staatsprüfung iſt immer eine ernſte Sache, der ſelbſt fleißige Studenten ängſtlich entgegenſehen. Wer aber ſeine Univerſitätszeit nicht gehörig benützt, fängt nun zu „ochſen“ an (auch ein zierlicher, oft ganz paſſender Ausdruck), und um nicht dem Haſen in der Fabel zu gleichen, der ſchlief, während die langſam fortſchreitende Schnecke das Ziel erreichte, ſtrengt er nun alle ſeine Kräfte an, das Verſäumte nachzuholen. Gelingt es einem begabten Kopfe, hierbei oft glänzende Beweiſe von Fortſchritten zu geben, ſo iſt das Ergebniß ſolcher Studien doch mehr mit Treibhauspflanzen zu vergleichen; ſie prägen ſich nur dem Gedächtniſſe ein, verflüchtigen ſich aber ſo bald und ſo ſchnell, als man ſie in ſich aufgenommen. — Wenn ich auch nur wenig Gewicht auf die Schulprüfungen lege, ſo glaube ich, daß die Regierungen mit vollem Recht die Aufnahme in den Staatsdienſt nur an die Bedingung tüchtiger Befähigung knüpfen ſollten. Einmal wird dadurch der Zudrang zu den öffentlichen Aemtern erſchwert und nur den beſſeren Kräften geſichert, dann wird aber auch weniger fähigen Candidaten noch rechtzeitig die Möglichkeit eröffnet, ſich einen, ihren Talenten mehr zuſagenden Beruf zu wählen. Auch war es wohl eine weiſe Einrichtung der Regierung, daß ſie bald nach jener Zeit die Staatsprüfungen in Karlsruhe bei dem großherzoglichen Juſtizminiſterium ſelbſt vornehmen ließ; denn nicht nur wurden dadurch die ſich Meldenden gewiſſen, oft

unvermeidlichen Einflüssen ihrer Heimath entzogen, es bot diese Anordnung aber auch noch den weiteren Vortheil, daß die Rechtscandidaten des ganzen Landes hier zusammenkamen und ein größerer Wetteifer sowohl geweckt, als auch eine leichtere Uebersicht ihrer Leistungen gewonnen werden konnte.

So sah ich denn nicht ohne innere Bewegung jenem wichtigen — glücklicherweise letzten — Examen entgegen und unterzog mich ihm mit sechs anderen Mitbewerbern zu Freiburg im Februar 1821. Nach drei schriftlichen größeren Ausarbeitungen zu Hause wurden wir mündlich, dann auch in fremden Sprachen geprüft, endlich mußten wir gemeinschaftlich, in einem Zimmer eingeschlossen, ohne andere als Gesetzbücher, verschiedene Fragen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft schriftlich beantworten. Drei Hofgerichtsräthe waren die Prüfungscommissäre. Obwohl ich mit den besten Noten daraus hervorging, so hatte ich doch auch hier wieder nicht das Gefühl innerer, vollkommener Befriedigung mit meinen Leistungen.

Ich war nun wohlbestallter Rechtspraktikant, zuerst bei dem großherzoglichen Landamte, dann an dem Gerichtshof zu Freiburg. So wie ich auf der Universität, des damit verbundenen psychologischen Interesses wegen, mehr Geschmack am Criminalrecht und Prozeß fand, als an civilrechtlichen Fragen, so zogen mich auch hier peinliche Untersuchungen mehr an, als bürgerliche Streitigkeiten.

Dieses praktische Geschäftsleben wurde häufig durch die Reisen unterbrochen, welche man, um eine gute Erziehung zu vollenden, nun einmal für unerläßlich hält. In dem Wanderjahre 1821 bis 1822 besuchte ich Italien vom St. Gotthardt bis Pompeji, war zweimal in Paris und von da in England, legte demnach 800 Meilen zurück. Mit fortschreitendem Alter verändert man jedoch immer mehr die Ansichten über Art, Zweck und eigentlichen Nutzen

des Reiſens. Ein flüchtiges Durcheilen von Städten und Gegenden läßt nur ein ſehr unvollkommenes Bild in uns zurück. Nur ein längerer Aufenthalt, ein tieferes Eindringen in ſo viel geſtaltete Verhältniſſe, in die Sitten, Gebräuche und nationalen Eigenthümlichkeiten und andere charakteriſtiſche Merkmale geſtattet eine richtige Beurtheilung. Es kann Niemand einfallen ein Volk mit den Hôtelbeſitzern, Zoll- und Polizeibehörden, Lohnbedienten und all den Klaſſen zuſammenzuwerfen, mit welchen der Reiſende gewöhnlich in Berührung kommt. Leſe ich jetzt wieder meinen damals niedergeſchriebenen Reiſebericht aus Italien, wie nichtsſagend, den Gegenſtand durchaus nicht erſchöpfend kommt er mir vor! Ich gewann die Ueberzeugung, daß eine ſolche Reiſebeſchreibung nur die individuellen Eindrücke, die perſönlichen Erlebniſſe ſchildern, daher vorzugsweiſe ſubjektiv gehalten werden ſollte. Der deſcriptive Theil kann dann füglich den zahlloſen „Guide's" überlaſſen, dort nachgeleſen werden. Seit Göthe bis auf den heutigen Tag iſt doch, zumal in Italien, ein jeder Stein ſo oft und umſtändlich beſchrieben, daß alles Weitere ermüdend und überflüſſig erſcheint. Zu einer ſolchen großen, intereſſanten Reiſe war ich auch nicht gehörig vorbereitet, überdieß noch viel zu jung. Die liebevolle Güte meines Vaters, eine günſtige Gelegenheit benützend, hatte mich eines Tages plötzlich mit dem Vorſchlag überraſcht, in Geſellſchaft des Kreisdirektors (nachmaligen Staatsminiſters) v. Türkheim Italien zu beſuchen. In aller Eile nahm ich nun ein damals beliebtes Reiſehandbuch — das von Friedländer — vor, und hielt mich ſo pünktlich an ſeine Angaben, daß ſelbſt ein Theil ſeines Urtheils, ſeines Kunſtſinnes, ja ſelbſt ſeiner Begeiſterung in die Ergüſſe meines Tagebuchs überging. Ich las, ſah, ſchrieb nieder, was viel zu raſch während dieſer dreimonatlichen Fahrt in überwältigenden Bildern an mir vorüberzog! Doch wurden ſo vielfache Genüſſe auf gar manche Weiſe verbittert. Schon der Augenblick war damals zu einer Reiſe nach Italien nicht der günſtigſte. Die an allen

Orten und Enden ausgebrochene Revolution war kaum unterdrückt; es gährte und glimmte überall, und die Fremden waren daher mehr als gewöhnlich, beſonders bei dem raſchen Wechſel der Grenzen, den allerläſtigſten Paß- und Mauthviſitationen unterworfen. Wurde dadurch unſere Geduld auf eine harte Probe geſtellt, ſo fehlte es auch nicht an anderen Uebelſtänden. Das beſtändige Betteln, bald in der Form der ſich ſtets erneuernden buona man', bald von Ekel erregenden oder Räuber ähnlichen Geſtalten geübt, der nie aufhörende Streit mit Wirthen und Ciceronen, ihre immerwährenden Ueberliſtungen und kleinen Kniffe, das Gezänke mit Laſtträgern und Vetturini (einer derſelben ſpannte die Maulthiere mitten auf dem Platze in Bologna aus und ließ uns mit dem Wagen ſtehen), das betäubende Geſchrei, die unverſchämte Zudringlichkeit, die Unreinlichkeit, all dieß ſteigert den Unmuth bis zu einer gewiſſen nervöſen Reizbarkeit, und läßt des Gefühls, im ſchönen Italien zu ſein, nicht recht froh werden. Freilich treten in der Erinnerung ſolche ärgerliche Auftritte zurück, um den lohnenden Eindrücken zu weichen. Ich kann dieſen letzteren hier nur flüchtig — gleichſam im Vogelfluge — folgen! Wenn man von den romantiſchen Ufern des Vierwaldſtädter-See's über die Teufelsbrücke, aus der troſtloſen Einöde des Hoſpiz nach dem Teſſin herabſteigt, wie rein, wie dunkelblau iſt der Himmel, wie verbindet ſich da die üppigſte Natur der Alpen mit den milderen Lüften des Südens, wie heiter glänzen da die lieblichen See'n in der Nähe der Eisgebirge! Dann die lombardiſche Ebene, unabſehbar, nur im fernen Süden von einem blauen Streifen — den Appeninnen — begrenzt! Welch geſegnetes Erdreich, von unzähligen Städten und Dörfern bedeckt, von Kanälen durchſchnitten, von Rebgeländen und Südfrüchten durchzogen! Und das ſtolze Mailand mit ſeinem feingeſchnitzten, weißen Marmorberge ſich erhebend über dieſem wogenden Meere von Saaten und grünen Guirlanden! Mailand voll herrlicher Kirchen mit ſeinen Erinnerungen an die zwei großen

Heiligen, Ambroſius und Karl Boromeo, wie an Luini und da Vinci! und dann wieder in lebendigem Treiben mit ſeiner Scala und ſeinen Paläſten Paris zu vergleichen! Von da ſchweifen unſere Blicke über Piacenza, Parma mit ſeinen Correggio's, und Modena nach dem „gelehrten" Bologna. In reizender Umgebung birgt dieſe Stadt mit ihren beiden ſonderbaren Thürmen ſo viele Meiſterwerke der Baukunſt und Malerei, unter letzteren Raphaels Cäcilia! Ueberſchreiten wir nun die Appeninnen, auf deren Höhe man die beiden, durch Italien getrennten Meere zugleich ſieht, und ſteigen in das romantiſche Arnothal, wie fühlen ſich da nicht Geiſt und Sinne gleichmächtig angezogen von Florenz, der immerblühenden Stadt der Blumen! Hier ſahen wir nun das prachtvolle, italieniſche Pantheon, Santa croce, bewunderten die reichen Kunſtſchätze in der unvergleichen Gallerie, wie in dem feſtungartigen Palaſt Pitti, und mit Entzücken hingen unſere Augen, von den Gärten Boboli aus, an den hiſtoriſchen Höhen, welche die reizende Stadt rings umgeben! Und vollends Rom! Rom, der Inbegriff alles deſſen, was wir uns ſchon von früheſter Jugend an als geſchichtlich merkwürdig, groß und heilig gedacht; einſt die Beherrſcherin der Welt, nun die Metropole der Chriſtenheit! Es war an dem mir unvergeßlichen Abende meines 22. Geburtstages, als mein Auge zum erſtenmale auf St. Peter ruhte, hinter deſſen Kuppel die Sonne unterging! Bald hatten wir Ponté molle, die Piazza del popolo erreicht; doch unſer Enthuſiasmus wurde nur zu bald abgekühlt, denn man führte uns ſtatt in den Gaſthof gleich zur Dogana, die ſich freilich hier, weniger proſaiſch als gewöhnlich, in ein altes, zerfallendes Gemäuer mit ſchönen Corinthiſchen Säulen eingeniſtet hatte. Abermals Paß-, Gepäck- u. dgl. Vexationen, dann endlich Ruhe in einer Locanda auf dem ſpaniſchen Platze, um mit dem beſeligenden Gefühle einzuſchlafen: in Rom zu ſein!

Es gibt wohl keine Stadt, welche in ſo verſchiedenartiger

Weiſe aufgefaßt und beſchrieben wurde, wie Rom. Die Einen ergehen ſich in überſchwenglichen Lobeserhebungen und begeiſterter Bewunderung, die Anderen tadeln wieder in ungebührlicher Weiſe, und die Wahrheit liegt wohl auch hier in der Mitte. Eben weil die „ewige“ Stadt ſo verſchiedene Geſichtspunkte bietet, gehen die Urtheile über ſie ſo ſehr und oft in ſo leidenſchaftlicher Weiſe auseinander. Nach drei Hauptrichtungen gleich anziehend, läßt Rom dem wißbegierigen Touriſten die Wahl, ſich mehr mit der einen oder anderen zu beſchäftigen; wir unterſcheiden das heilige, das Rom der Kunſtgallerieen, das antike Rom! Der Künſtler, der Archäologe, jeder Gebildete erfreut ſich an den reichen Sammlungen und unſchätzbaren Alterthümern; der Geſchichtsfreund findet hier auf jedem Schritte Erinnerungen, welche ihm Jahrtauſende überlieferten, ja ſelbſt der Boden, den ſein Fuß betritt, verbirgt unermeßliche Schätze. Nur dem „heiligen“ Rom wollen gar viele Reiſende nicht gerecht werden; ſie kommen da mit eingewurzelten Vorurtheilen an und bewaffnen ſich ſelbſt gegen eine beſſere Ueberzeugung mit Deklamationen über Prieſterherrſchaft, mittelalterlichen Aberglauben, Mißbräuche u. dgl. m. Mit höhniſchem Spotte oder puritaniſcher Entrüſtung ſchmähen ſie Erſcheinungen und Gebräuche, deren Sinn und Bedeutung ſie nicht verſtehen. Nur in neueſter Zeit ſind Cardinal Wiſeman, Maguire und andere geiſtvolle Schriftſteller ſo oberflächlichen, gleißneriſchen oder böswilligen Auffaſſungen entſchieden entgegen getreten. Rom wird aber dieſen Verfolgungen nie entgehen, eben weil es der Fels iſt, auf dem Chriſtus ſeine Kirche gegründet. Das weltliche Regiment des Papſtes, wie jede menſchliche Anſtalt Mängeln unterworfen, theilt dieſe Uebelſtände mit den anderen italieniſchen Staaten; ſie werden in Rom aber reichlich aufgewogen durch eine wahrhaft väterliche Leitung und ſiegreich wurden alle die Verläumdungen der Gegner der Kirche durch nicht zu läugnende Thatſachen widerlegt.

So wenig Zeit uns auch zu einer gründlichen, oder auch nur

genußreichen Beſchauung ſo mannigfaltiger Gegenſtände blieb, ſo ließen wir doch keinen unbeſucht, dehnten unſere Forſchungen auch auf die Campagna, auf Tivoli, Albano u. ſ. w. aus. Meinem Plan getreu, ſpreche ich hier nur von perſönlichen Erlebniſſen und Begegnungen; überdieß ſind Peterskirche, Vatican, Lateran, Capitol, Pantheon, Colliſeum, Engelsburg, Corſo, Katakomben, die ſieben Hügel mit ihren Villen Worte von ſo gewaltigem Inhalte, von ſo welthiſtoriſcher Bedeutung, daß meine ſchwache Feder nichts zu ihrer Verherrlichung beizutragen vermag.

Nie wird aber in meinem Gedächtniß das Andenken an die halbe Stunde erlöſchen, welche ich bei Sr. Heiligkeit dem Papſte Pius VII. im Quirinal zubrachte. Treffend ſagt Cardinal Wiſeman in ſeinen „vier Päpſten“ Seite 16: „Für jeden Katholiken muß eine ſolche Vorſtellung ein Ereigniß für's Leben ſein; ſie ruft ein Doppelgefühl hervor, beſtehend aus der Verehrung, welche man dem Fürſten zollt, und der Huldigung, die dem Oberhaupte unſerer Religion gebührt. Von dem Monarchen empfangen wir mit Befriedigung ein herablaſſendes Wort, von dem Papſte nehmen wir dieß Wort als einen Segen entgegen.“

Hr. v. Türkheim und ich hatten uns in Uniform eingefunden, und gegen die beſtehende Etiquette wurde uns geſtattet, die Degen zu behalten. Pius VII. ſaß, als wir eintraten, hinter einem großen Schreibtiſch, und trat uns dann als ein kleiner, unter der Laſt des Alters gebeugter Mann in einer einfachen, weißen Soutane entgegen. Als Katholik machte ich die üblichen Kniebeugungen, und freundlich reichte uns der ehrwürdige Greis die Hand zum Kuſſe. Als ich dieſe Huldigung mit tiefer innerer Erregung brachte, rief der Papſt heiter ſcherzend aus: Che galant-uomo! Die Freude, welche ich damals über dieſe freundlichen Worte empfand, wäre wohl getrübt worden, hätte ich ahnen können, wer in ſpäterer Zeit dieſen Beinamen erhalten würde. Der heilige Vater

ſprach italieniſch mit uns, denn ſeit ſeiner Rückkehr von Fontainebleau vermied er wo möglich jedes franzöſiſche Geſpräch. Nach einigen allgemeinen Fragen und Bemerkungen über Rom und die Zeitverhältniſſe, nachdem er bei Hrn. v. Türkheim ſich nach deſſen Vater erkundigt, den er in Rom kennen und ſchätzen gelernt, ging der Papſt auf die Carbonaria, und die unheilvollen Folgen jeder Revolution über. „Gott," fügte er bei, „ſtraft nicht immer alle Verbrechen auf dieſer Erde, ſelten aber entgeht, wer ſich gegen die göttlichen Rechte und menſchlichen Staatseinrichtungen empört, auch einer zeitlichen Züchtigung; wer durch die Revolution ſteigt, muß und wird durch ſie wieder fallen!" Wie oft im Leben dachte ich an dieſe Worte des vielgeprüften Kirchenfürſten! Pius VII. ſtand damals im 82. Lebensjahre; das Haar, wie die ſtarken Augenbraunen waren beinahe noch ganz ſchwarz. Mit inniger Rührung und Theilnahme hingen wir an dem Anblicke dieſes Mannes, der „altersſchwach" dem Mächtigſten dieſer Erde muthig widerſtand, ja ſogar ſeinen Sturz, wie deſſen Tod erlebte! Später begegneten wir dem Papſte noch einigemale, ohne ihn zu ſprechen; einmal ließen wir durch ſeine Hand Roſenkränze weihen, und dann trafen wir ihn auf der Straße im Wagen, bei welcher Gelegenheit die Selbſtfahrenden immer ausſteigen.

Zwei Jahre ſpäter endete einer der merkwürdigſten Päpſte ein vielbewegtes Leben, auf welches die für ihn ſeit Jahrhunderten vorhergeſagte Deviſe: „Aquila rapax" ganz anwendbar erſchien. In den oberen Räumen der Baſilika des heiligen Paul waren die Bildniſſe aller Nachfolger Petri gemalt. Das Porträt Pius VII. nahm die letzte Niſche ein; bald nach deſſen Tode brannte das wundervolle Gotteshaus ab. — Während unſeres Aufenthaltes fanden keine größeren Kirchenfeierlichkeiten ſtatt, auch Volks- und andere Feſte fielen nicht in dieſe Zeit. Nur die Weinleſe veranlaßt im Oktober eine Art von Carnaval im Freien; man lagert da in der Gegend des „Scherbenberg's," tanzt, trinkt, jubelt

und maleriſch nehmen ſich die Trachten der Landleute aus. Die Beſichtigung der zahlreichen Kirchen, Paläſte, Denkmale und Antiquitäten ließen uns nur wenig Zeit für Beſuche und Geſellſchaften. Kölle, der bekannte württembergiſche Diplomat, bot ſich uns gefällig als Führer an. Mit Freuden ſuchten wir den Grafen Appony auf, der als öſterreichiſcher Botſchafter den venetianiſchen Palaſt beiwohnte. Dieſe uns von Karlsruhe bekannte liebenswürdige Familie wurde damals durch die Geburt der erſten und einzigen Tochter, Marie, vermehrt. Die beiden Söhne, Rudolf (jetzt Botſchafter in London) und Julius, waren zu Karlsruhe und Florenz geboren. Einige Abende brachten wir bei dem preußiſchen Geſandten, dem berühmten Niebuhr zu, um den ſich gewöhnlich die Elite der römiſchen Gelehrten und Künſtlerwelt verſammelte. Ich war damals noch zu jung, um näher mit dieſen Celebritäten bekannt zu werden. Overbek, Cornelius, Bartholdy ſtanden in erſter Linie. Noch ſchwebt mir aber die ebenſo impoſante als einnehmende Erſcheinung des Cardinals Conſalvi vor, deſſen fein geſchnittenes Profil eine, nach ſeinem Tode (1824) geprägte Medaille verewigte. — Die Theater zogen uns in Rom wenig an, ſie gehören nicht zu den beſſeren Italiens.

Von Rom nach Neapel hatten wir Plätze mit dem Courier genommen, welchen einige Carabinieri mit gezogenen Säbeln begleiteten. Wir machten auf dieſem Wege die unwillkommene Bekanntſchaft mit den pontiniſchen Sümpfen, welche geſpenſtige Poſtillone mit Blitzesſchnelle durchfahren, ſahen dann die beiden Räubernefter Iſtri und Fondi, Gaeta, Terracina (kurze Zeit zuvor war der öſterreichiſche Graf Coudenhove von Räubern angefallen, in die Gebirge geſchleppt und erſt gegen Löſegeld frei gegeben worden). Ueber Capua und Averſa trafen wir endlich in jener alten Parthenope ein, welche man ein von Teufeln bewohntes Paradies nennt. Es ſteht jedoch damit nicht ſo ſchlimm, und es hieße jedenfalls die Kinder jenes vulkaniſchen Bodens verläumden,

wollte man nur gerade ſie als Teufel in Menſchengeſtalt bezeichnen. Es iſt ein genußſüchtiges, unruhiges, charakterloſes Völkchen, das viele Fehler mit den anderen Italienern theilt, doch auch wieder manchen guten Zug vor dieſen voraus hat. Ich geſtehe, daß Neapel mir vor allen anderen Städten der Halbinſel gefiel, und wenn ich auch dem Sprüchworte nicht beiſtimme — Veder Napoli è poi morir! — will ich lieber leben, um mich immer freuen zu können, es geſehen zu haben! Keine Stadt iſt wohl ſo oft beſchrieben und gezeichnet worden, als Neapel! Aber auch welch ein bezaubernder Golf mit den Inſeln und Küſten, den durchſichtigen, blauen Wellen des Meeres, welch ein buntes Treiben, welche Farbentöne! Wie verſchwinden da alle Kunſt- und Alterthumsſchätze vor den verführeriſchen Reizen einer ewig jungen Natur! Und in dieſer Zeit von acht Tagen ſollten wir alle dieſe lieblichen Bilder in uns aufnehmen? Ein Beſuch in Pompeji iſt ja allein ſchon eine Reiſe nach dem Süden werth! Wie ſchweiften unſere Gedanken ſehnſüchtig vom Veſuv zum Aetna! Wie gerne hätten wir Paeſtum und ſo viele andere anziehende Punkte beſucht; nicht einmal den Feuerkegel konnten wir beſteigen, wenn er uns auch gleich jede Nacht mit kleinen aufſteigenden Flammen dazu einlud! — Denkwürdig blieb mir immer die Erſcheinung des alten Königs Ferdinand I. Welche Ereigniſſe waren über dieſem greiſen Haupte vorübergegangen, da er ſchon 1759 den Thron beſtiegen! Beinahe jeden Morgen ſahen wir ihn mit ſeinen ſtark markirten Zügen, bei denen eine ungeheuere Naſe hervorragte, in einem offenen Wagen auf die Jagd fahren, deren Ergebniſſe er dann ſeinen Bekannten zuſchickte. Bei einem Diner des öſterreichiſchen Generals Frimont aß ich von einem, von königlicher Hand erlegten Rehe. Das Theater zog uns wegen Roſſini an, der damals in Neapel war, wo auch ſeine künftige Frau — die Colbran — ſang. Dennoch wohnten wir einer ganz mittelmäßigen Vorſtellung der Gazza ladra bei. Oper und Ballet bilden bekanntlich

in Italien den hauptſächlichſten Theil der Unterhaltung; es iſt das Theater das allgemeine Rendezvous aller Stände. Jede noch ſo kleine Stadt hat daher ihr oft überraſchend ſchönes Schauſpielhaus; impoſant iſt der Anblick der Scala in Mailand, von San Carlo in Neapel; in beiden ſind beſonders die Ballette voll ergreifender Wirkung; nirgends findet man herrlichere Dekorationen und eine blendendere In-Sceneſetzung. Sängern von ausgezeichnetem Ruf begegneten wir nicht, die einen waren ſchon zu alt, wie Tachinardi, die anderen Anfänger, wie Lablache, der aber ſchon mit ſeiner wundervollen Stimme entzückte. Da die Künſtler auf italieniſchen Bühnen immer wechſeln und die beſten Truppen meiſtens nur im Carnaval vereinigt ſind, ſo iſt es Zufall, wenn man gerade irgendwo ausgezeichnete Darſtellungen trifft. Für Fremde zumal iſt aber der Beſuch italieniſcher Theater mit gar manchen Unbequemlichkeiten verbunden; ſchon die ungebührliche Länge der Vorſtellungen, die tägliche Wiederholung derſelben Oper, der beſtändige, unerträgliche Lärm, der nur bei Lieblingsſtellen aufhört, all dieß ermüdet und wird beſonders im Parterre zu einer wahren Qual. Dennoch läßt ſich mit dem Feuer der lebendigen Auffaſſung der italieniſchen Sänger nichts vergleichen, und wenn der Vortrag vielleicht auch weniger ſchulgerecht, die Muſik nicht immer gediegen, mehr für die Sinne berechnet iſt, ſo kann man ſich doch eines Gefühls hoher Befriedigung, ja ſelbſt der Begeiſterung bei dieſen muſikaliſchen Genüſſen kaum erwehren.

Nach dem Allerſeelentag, deſſen eigenthümlicher Gedächtnißfeier wir noch beiwohnten, traten wir unſere Rückreiſe, und zwar der vorgerückten Jahreszeit wegen, in größter Eile an. In Rom und Florenz hielten wir uns nur noch einige Tage auf, und in erſterer Stadt hatten wir das Glück, in der Kirche des heiligen Karl am 4. November den Papſt das Hochamt halten und dann in feierlicher Prozeſſion herumtragen zu ſehen. An demſelben Tage entlud ſich ein ſo furchtbares Gewitter über Rom, wie ich ſelten

eines erlebt: Schlag folgte auf Schlag, und nicht in Tropfen, aber in Fäden ergoß ſich der Regen. — In der Pergola zu Florenz wohnten wir einer Vorſtellung bei, worin uns die Hofloge mehr intereſſirte, als das Bühnenſpiel. Es befanden ſich nämlich zufällig an jenem Abend dort verſammelt: der Großherzog Ferdinand und der Erbprinz Leopold von Toscana, beide mit ihren Frauen, ſächſiſchen Prinzeſſinnen und Schweſtern; als ihre Gäſte, die Herzogin Maria Louiſe von Parma, kaum erſt Wittwe Napoleons geworden, und Karl Albert von Savoyen; Carignan, deſſen hohe, hagere Geſtalt im Hintergrund hervorragte und der damals nach dem Turiner Aufruhr auf Reiſen geſchickt wurde! Welch ſeltſame Begegnung!

Ueber Ferrara und Padua gelangten wir nach Venedig. Ich enthalte mich jeder Bemerkung über dieſe Stadt, in der wir nur einen flüchtigen Blick auf den Markusplatz mit ſeinen weltberühmten Umgebungen werfen konnten. Wir ſahen nichts von all den Reizen, welche die Stadt der Lagunen jedem Beſuchenden unvergeßlich machen. Der düſtere Novembernebel, die zerfallenden Paläſte, die engen Straßen, die ſtinkenden Kanäle, die traurigen Gondeln, all dieß konnte nur einen trüben Eindruck in uns zurücklaſſen. Ebenſo raſch ging es über die herrlichen Städte Vicenza, Verona, Brescia nach Mailand zurück. Von dort nahm uns der Comer See auf, bei glänzend flimmerndem Schneelichte überſtiegen wir den Splügen und eilten durch das Rheinthal der Heimath zu. — So genußreich dieſe Reiſe, ſo kurz war ſie auch, und in dieſen zehn Wochen mußte gar Manches verſäumt werden. Sie ließ daher den lebhaften Wunſch in uns zurück, einſt länger und mit mehr Befriedigung dort zu verweilen, ein Wunſch, der leider nicht erfüllt werden ſollte. — Ohne kleine Abenteuer läuft eine italieniſche Reiſe nicht leicht ab. Unter einigen auffallenden Begegnungen will ich hier nur Skizzen von drei Reiſegefährten entwerfen, die an ſich ſo unendlich verſchieden, dennoch in ihrer

Charakteriſtik zugleich einen Einblick in die damaligen Sitten und politiſchen Zuſtände jenes Landes gewähren.

Von Florenz bis Rom befanden wir uns in Geſellſchaft eines 80jährigen Marcheſe aus Parma, in Tracht und Benehmen ein höchſt merkwürdiges Original. Familiengeſchäfte führten ihn nach Rom, und es ſchien, als ob er während ſeines langen Lebens die Vaterſtadt nur höchſt ſelten verlaſſen hätte. Aus einer früheren Zeit hatte er alle Anſichten, Vorurtheile und eine ſouveräne Verachtung für jene bewahrt, die er nicht für ſeines Gleichen hielt. Mit der alten italieniſchen Familien eigenen Sparſamkeit verband er eine völlige Ungewohntheit des Reiſens. Drei Schreckbilder quälten ihn beſtändig: die Furcht, in Gaſthöfen übernommen zu werden, die Angſt vor Räubern und der etwaige Ausbruch eines Vulkans. Um ſich möglichſt ökonomiſch einzurichten, führte er ſeinen Mundvorrath in einer blechernen Büchſe mit ſich und trank Waſſer am Brunnen; nur Nachts betrat er das Albergo, wo er, der alte Mann, ſich aber weigerte, in's Bett zu liegen, und in der Hoffnung, das Zimmergeld zu erſparen, in einem Lehnſtuhl ſchlief, daher jedesmal heftiger Streit mit dem Wirthe. Gegen räuberiſche Anfälle hatte ſich der ſtolze Marcheſe mit einer ungeheueren Tabaksdoſe verſehen. Vor Vulkanen wußte er ſich jedoch nicht zu ſchützen; er ſah deren allenthalben, und bei jedem Feuer auf dem Felde bemerkte er ſtill vor ſich hin: Ecco un' altro volcano! Später ſahen wir ihn, eine leibhaftige Rococofigur, in geſticktem Rocke mit Degen und Manchetten majeſtätiſch in der Villa Borgheſe zu Rom ſpazieren gehen; er würdigte uns keines Blickes! Wie viele ſolcher Karikaturen mögen wohl früher die unzugänglichen Paläſte Italiens verborgen haben! — Ein zweites Zuſammentreffen war weniger komiſch. Es war ſchon dunkel, als wir uns in Rom in den Wagen ſetzten, welcher nur drei Plätze für Reiſende hatte. Außer dem päpſtlichen Courier fand ſich nur noch ein Paſſagier ein. Nun iſt es zu jeder Zeit unheimlich,

Nachts in einen öffentlichen Wagen zu ſteigen; in Italien war es aber damals doppelt erwünſcht, ſeine Gefährten zu kennen. Es ging uns zwar nicht wie jenem Reiſenden, der bei Tagesanbruch mit Entſetzen bemerkte, daß ein Tanzbär neben ihm ſitze; unſere Entdeckung war, wenngleich verſchiedener Art, doch nicht minder unangenehm; dieſer dritte Mann nämlich ſtieß von Zeit zu Zeit anfangs unvernehmliche Töne, dann immer lauter ſtets dieſelben Worte aus: „Carbonaria, maledetti carbonari! ohime! misero mio!“ u. ſ. w. Dieſe Klagen wurden ohne Unterbrechung fortgeſetzt, ließen uns nicht ſchlafen, und auf alle unſere Fragen, auf unſer Rütteln und Schütteln gab uns der Unglückliche immer die gleiche lamentable Antwort. An der neapolitaniſchen Grenze dieſelbe Geſchichte, ſo daß die Beamten glaubten, er wolle ſich über ſie luſtig machen, und ihn verhaften ließen. Man durchſuchte nun ſeine Taſchen, fand den Paß und die Schlüſſel zum Gepäcke, das man ſtreng viſitirte. Der Aermſte ließ dieß Alles mechaniſch geſchehen, und man gab ihn wieder frei. Der menſchenfreundliche Conducteur aber nahm ſich ſeiner bis Neapel wie eines Kindes an, und wir vermutheten, daß er ein ſeinen Wärtern entſprungener Mann war, dem, wie ſo vielen Andern, die Revolution den Kopf verrückt hatte. — Unſer drittes Abenteuer endlich fand an der römiſch-venetianiſchen Grenze zu Ponte lag' oscuro (ein ominöſer Name!) ſtatt. Mein Reiſegefährte hatte eine kleine Madonna von Carofalo gekauft, und die Mauthbeamten widerſetzten ſich der zollfreien Einfuhr des Gemäldes; auch ſollte es zuvor noch zur Cenſur! nach Wien geſchickt werden! Dieß verſetzte nun begreiflicher Weiſe den Herrn v. Türkheim in ebenſo großes Erſtaunen, als üble Laune. Es kam daher zu lebhaften Zwiſchengeſprächen; da nahte ſich ein Fremder mit dem leiſe ertheilten Rathe, die Sache nicht auf's Aeußerſte zu treiben; der „dunkle See“ ſei auch von Dunkelmännern bewohnt, welche ihn hier ſchon acht Tage lang aufhielten. Wir gaben daher nach, das

Bild wanderte nach Wien und gelangte erſt nach langer Zeit zu Herrn v. Türkheim zurück. Doch hatte uns der Streit aufgehalten, wir mußten in dem traurigen Orte übernachten und brachten den Abend mit unſerer warnenden Stimme zu. Sie ſtellte ſich uns als einen polniſchen Obriſten vor, der, früher in franzöſiſchen Dienſten, Napoleon aus Anhänglichkeit auf der Inſel St. Helena beſucht und von ihm Briefe an ſeine Familie mitgenommen. Nach des Polen Angabe war er jedoch wegen dieſer verhängnißvollen Papiere mehrere Jahre unterwegs, längere Zeit in der Feſtung Aleſſandria geſeſſen, und jetzt, nachdem die Schriften in Rom, Turin und ſchon zweimal in Wien geweſen und ihm immer wieder zurückgegeben worden ſeien, habe man ſie abermals vorgefunden und beanſtandet, er müſſe daher hier die Rückantwort von Wien abwarten. Wahrſcheinlich ſeien ihm die Briefe hier wieder deßhalb als verdächtig weggenommen worden, weil er, durch jene Vorgänge gewarnt, ſie in den gepolſterten Seitenwänden ſeines Wagens verborgen; nur durch Verrath hätten ſie entdeckt werden können. Was an der ganzen Geſchichte wahr, konnten wir nicht beurtheilen; kurz, wir reiſten des anderen Tages mit Zurücklaſſung Carofalo's nach Venedig und wünſchten dem Polen baldige Erlöſung. Erſt ſpäter erfuhren wir ſeinen Namen, den er uns ſelbſt nicht nennen wollte. Er hieß Jecmanuszki, ſo viel ich mich zu erinnern glaube.

Im darauffolgenden Jahre (1822) war ich dreimal in Paris. Hier traten mir nun mit jedem Schritte die Erinnerungen aus der Kindheit entgegen, doch wie ſehr hatte ſich alles verändert! Lilien ſtatt der Bienen und Veilchen, weiße Lappen ſtatt der Tricolore! Den Napoleoniden waren die Bourbonen, dem kriegeriſchen Treiben eine Friedenszeit gefolgt; mit ihr zog das Reich der Börſe, der Induſtrie, der Spekulationen ein; es war mit einem Wort die Zeit der ſ. g. Reſtauration, in der man frühere Frevel zu ſühnen, tief geſchlagene Wunden zu heilen ſuchte, weniger eine

Zeit des Uebergangs, als des Umſchwungs der Dinge in entgegengeſetzte Extreme, wobei man ſich wieder ebenſo vielen Täuſchungen und Verirrungen hingab. Man beſuchte mehr die Kirchen, war äußerlich frommer, ohne dem ſkeptiſchen Sinne, der Frivolität vergangener Tage zu entſagen; man benützte die Charte zu Hof- und Kabinetsintriguen, und grollte dem Auslande ob der erlittenen Demüthigungen. Damals leitete der ſtaatskluge Ludwig XVIII. — deux fois neuf, wie man ihn nannte — noch alles mit ſicherer Hand. Richelieu, Damas, Decaze und andere Miniſter ſtanden ihm zur Seite. Jeden Sonntag fand bei dieſem Monarchen eine diplomatiſche Cour ſtatt. Wir wohnten einer derſelben bei, und in der That waren ſie ſo ungewöhnlicher Art, daß ich ſie kurz beſchreiben will. Die Geſandten ſtellten ſich nach ihrem Range in einem großen Halbzirkel auf, hinter ihnen die Legationsſekretäre, ſowie die vorzuſtellenden Fremden. Nun wurde der unförmliche König, in voller Uniform, auf einem Rollſtuhle hereingeführt. Der geiſtreiche Monarch wußte aber bei ſolchen Anläſſen nichts anderes zu ſagen, als ſich regelmäßig, von ſeinem Sitze aus, nach dem Befinden der Fürſten zu erkundigen, die da vertreten waren. Nur bei dem Schweizer Geſchäftsträger machte er eine, durch die Umſtände gebotene Ausnahme, und fragte außer nach anderen gleichgültigen Dingen: Les montagnes de la Suisse ont-elles toujours beaucoup de neige? Wie der Rollſtuhl ſich drehte, machte auch das diplomatiſche Corps eine rückgängige Bewegung nach der Thüre, wobei nicht ſelten die Dreiſpitze, die Degen und die Beine in Conflikt geriethen. Aehnliche Audienzen fanden auch bei den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie ſtatt. Der ſchöne Greis, Monsieur, überraſchte durch rüſtiges Ausſehen und eine edle, freundliche Haltung. Weniger ſprach die Perſönlichkeit des herzoglichen Ehepaares Angoulême an. Sie empfingen kalt, ohne einnehmende Formen. Endlich ſahen wir die lebensfrohe Wittwe M. Karoline von Berry, deren Kinder ſorglos um ſie ſpielten.

Nach dem Hofe war es die Chambre des Députés und ihre ſtürmiſchen Sitzungen, welche die Neugierde der Fremden weckte. Der feſtgegliederten royaliſtiſchen Partei mit ihren mehr leidenſchaftlichen als klugen Wortführern an der Spitze ſtanden kühne Redner gegenüber, welche ſich, nur fünf oder ſechs an der Zahl, ungeſcheut rühmen durften, daß hinter ihnen 30 Millionen Gleichgeſinnte ſtehen! Da gab es denn lebhafte Discuſſionen, ſelbſt blutige Duelle. Noch erinnere ich mich der kräftigen Geſtalt Foy's, des hinfälligen Benjamin Conſtant, wie der imponirenden Erſcheinung Caſimir Perrier's. Auch hieß es im Lager der Linken: pour être bon patriote il faut s'habiller en Casimir, boir du Lafitte, lire son Manuel, y ajouter Foy, et lui rester Constant! Wer gedenkt jetzt noch jener erbitterten, parlamentariſchen Kämpfe!

Einen anderen ergreifenden Beſuch machten wir im Taubſtummen-Inſtitute. Schon 1810 hatte ich mich als Kind der Lehrmethode des Abbé Siccard erfreut, und ich wollte den vortrefflichen Freund der armen, des Gehörs und der Sprache Beraubten wiederſehen. Man führte uns in ſein Zimmer, doch wie erſtaunten wir, als wir den ehrwürdigen 80jährigen Lehrer todt im Bette ſahen; er war den Tag zuvor geſtorben. Da lag der verdienſtvolle Nachfolger des unvergeßlichen Abbé de l'Epée mit dem milden Ausdruck in den Zügen, worin ſich das lohnende Bewußtſein eines redlich vollbrachten ſchönen Tagwerkes wiederſpiegelte. Tiefer Schmerz zeigte ſich auf den Geſichtern der Zöglinge.

Außer dem unvermeidlichen Beſichtigen von Merkwürdigkeiten nahmen unſere Zeit auch viele Beſuche in Anſpruch. Da mein Bruder und ich auf dieſer Reiſe unſeren Vater begleitet hatten, ſo lernten wir in Geſellſchaften, wie bei häufigen Diners manche intereſſante Perſönlichkeit kennen, ſo: Pozzo di Borgo, den Duc de Gramont, Röderer, Segur, Belderbuſch u. a., auch mit dem ebenſo charakterloſen als geiſtreichen Staatsmanne Dalberg trafen wir zuſammen; ſein ſchöner, deutſcher Name paßte ebenſo wenig

zu ſeiner Stellung, als zu dem franzöſiſchen Duc-Titel. Unſer Geſandte ſelbſt aber, der alte ſchmächtige Bailli von Ferrette, war eine in Paris ſo allgemein bekannte Figur, daß er der Gegenſtand beſtändiger Witze und Wortſpiele wurde.

Unter den Genüſſen, welche Paris unſerem jugendlichen Sinne bot, nahmen die Theater wieder den erſten Rang ein. Doch dieß ſind ſo raſch vorüberziehende, ſo bald erbleichte Bilder, daß ſich jetzt nur noch die trockene Kunſtgeſchichte mit ihnen beſchäftigt. Dieſe Künſtlernamen haben jetzt allein für Jene Bedeutung, welche die unnachahmliche Grazie einer „Mars," das Organ und die Würde „Talma's" kannten; die niedliche Leontine Fay entzückte damals als Kind, und die ergreifenden Töne einer Fodor, einer Cinti ſind nun längſt verklungen. Wie früher Brunet, ergötzten nun Potier, Perlet u. a. mit ihren unvergleichlichen Späßen.

Zu jener Zeit wurde auch auf der Place notre Dame des Victoires die Reiterſtatue Ludwig XIV. feierlich enthüllt, wobei kleine ſilberne Denkmünzen ausgeworfen wurden.

Von Paris aus beſuchten wir England. Was ſoll ich nun von den Eindrücken ſagen, welche ſo viel Neues und Ueberraſchendes in mir zurückließen? Wie man den engliſchen Boden betritt, erſcheint Alles ſo fremdartig, es findet nicht wie bei anderen Grenzen ein Uebergang ſtatt, und man ſollte glauben, daß die beiden durch eine ſo ſchmale Meerenge getrennten Küſten hundert Meilen von einander entfernt liegen. Wir zogen nun in die von Rauch und Nebel umhüllte Weltſtadt ein, und pfeilſchnell verflogen uns in Geſellſchaft der beiden „Galen" die paar Wochen unſeres Aufenthaltes. Die merkwürdige Geſchichte Englands trat uns in den Hallen Weſtminſters, wie in dem Tower entgegen, die Handelsgröße und den Weltverkehr Englands lernten wir in den Docks kennen, die, ſelbſt eine unabſehbare Stadt, Schiffe aus allen

bekannten Theilen des Erdballs aufnehmen. Die reizenden Square's, die grünenden Parks entfalteten die üppigſte Vegetation und wie auf den Straßen unzählige Wagen aller Art, durchkreuzten die niedlichſten Schiffe die wogenden Wellen der Themſe.

Einige Almaksbälle zeigten uns den Glanz der faſhionablen Welt; die ſchöne Tochter des nachmaligen Miniſters Canning war die gefeiertſte Tänzerin. Ihr berühmter Vater, damals nicht mehr jung, hatte edle, ausdrucksvolle Züge. Unter den Vornehmen, den Ton angebenden Damen des diplomatiſchen Corps that ſich die Fürſtin Lieven hervor. Zuweilen beſuchten wir auch den Vauxhall und andere öffentliche Gärten mit ihren wirklich überraſchenden Beleuchtungen und abwechſelnden Unterhaltungen. Weniger ſprachen uns die Theater an, wohl der ſchwächſte Theil der Londoner Freuden. War uns ein Beſuch in den beiden Häuſern des Parlaments ſchon von hohem Intereſſe, ſo erregte der feierliche Schluß der Sitzung durch Georg IV. unſere Neugierde in nicht geringem Grade! Wie erſtaunten wir über das halb prachtvolle, halb ſeltſame und veraltete Gepränge bei der Auffahrt! Der dicke König erſchien in dem alten Hauſe der Lords, und las vom Throne und im Königsornate den Speech ziemlich unverſtändlich herab, dazu die altherkömmlichen Ceremonien, die nur noch hier gebräuchlichen Trachten und Perücken, das beſcheidene Erſcheinen des Unterhauſes vor den Schranken, das Ausrufen des franzöſiſchen: Le roi le veut! bei Verkündigung der Geſetze, all' dieſe Dinge überraſchen den Fremden. Einige Tage nachher ſchiffte ſich der König auch mit vielen Feierlichkeiten nach Schottland ein. — Zu den letzten Feſten der Seaſon gehörte ein militäriſches Frühſtück, welches der Herzog von Wellington in Greenwich gab. Mittags begonnen, endete es erſt nach Mitternacht. — Kurz vor unſerer Abreiſe wurden wir eines Morgens durch die Nachricht erſchreckt, daß ſich der erſte Miniſter, Lord Caſtleragh (12. Auguſt) den Hals abgeſchnitten — Folge eines politiſchen Spleens.

Auch die reizenden Umgebungen, welche die Hauptſtadt wie eine Perlenſchnur zieren, ließen wir nicht unbeſucht. Hamptoncourt mit ſeinen herrlichen Cartons und berühmten Bäumen — der Eiche Heinrichs VIII. und dem Weinſtocke, der in jenem Sommer gegen 800 Trauben trug, — dann Brighton mit der fantaſtiſchen Villa, das liebliche Richmond, Kenſington, vor allen aber das mit keinem Schloſſe zu vergleichende Windſor! Wir ſetzten unſere Rundreiſe fort, beſuchten Blenheim mit ſeinen Kunſtſchätzen, Oxford, die Stadt voll wunderlicher, alterthümlicher Gebäude und Einrichtungen, und ſchifften uns nach einem Ausflug nach Portsmouth und der lieblichen Inſel Whigt in Brighton ein. Leider war das Dampfſchiff beſchädigt, und wir mußten uns dem gewöhnlichen Paquetboote anvertrauen. Anfangs ging es vortrefflich, und während der Nacht ſchwellte eine leichte Briſe die Segel. Doch mit Tagesanbruch trat eine völlige Windſtille ein, und wenn wir uns gleich des herrlichen Anblicks von Luft und Meer ringsum bei dem klarſten Sonnenlichte erfreuten, ſo plagten uns doch bald Langeweile und Hitze, und da wir gar nicht vorwärts kamen, blickten wir ſehnſuchtsvoll nach den Küſten der Normandie, die in blauer Ferne vor uns lagen; damit uns keinerlei Emotion entgehe, thürmten ſich im Weſten Gewitterwolken auf; die Vögel ſtreiften über die mehr und mehr ſich kräuſelnden Wellen; Finſterniß bedeckte bald das Meer; einige unſerer Reiſegefährten befiel die leidige Seekrankheit; da erſchien, trügeriſch ein Retter in der Noth, ein Fiſcherkahn. Hoffend, mit ihm und ſeinen Rudern ſchneller das Land zu erreichen, ſtürzten wir uns in ungeduldiger Haſt in das kleine Fahrzeug, das bald überfüllt war. Die Schiffleute konnten deßhalb die Barke nicht gehörig leiten; das Segel riß uns hin und her. So wurden wir nun während ſechs qualvoller Stunden von Sturm und Wellen gepeitſcht, und kamen erſt nach Mitternacht krank und durchnäßt in Dieppe an, wo das größere Schiff, das wir verlaſſen, bereits ungefährdet eingetroffen war.

Ueber Paris, Burgund und die Schweiz kehrten wir nach Hauſe zurück.

Außer dieſen großen Reiſen machte ich öfters Ausflüge nach verſchiedenen Städten des Großherzogthums, oder an den Rhein und brachte einige, mir unvergeßliche Wochen bei lieben Verwandten in Bern zu. Immer mehr rückte jedoch der Augenblick heran, wo ich das väterliche Haus verlaſſen, und es ſpäter nie mehr auf längere Zeit, immer nur als Gaſt, bewohnen ſollte. Es war am letzten Tage des Jahres 1823, als mich mein Vater zu einer neuen Beſtimmung nach Karlsruhe begleitete. Ein herzzerreißender Schmerz durchdrang mich bei'm Abſchiede. Es lag eine ſo unendlich glückliche Kindheit hinter mir; ſorgfältig geleitete Studien wechſelten mit den angemeſſenſten Unterhaltungen und lehrreichen Reiſen. Empfänglich für die Kunſtgenüſſe, wie für die Reize der ſchönen Natur fand ich auch überall eine freundliche, wohlwollende Aufnahme; ſelten nur kam ich mit rohen oder böſen Menſchen in Berührung, hielt ſie daher im Allgemeinen auch für beſſer, als ſie in der Regel ſind. Noch hatte mich das Leben mit ſeiner rauhen Wirklichkeit nicht erfaßt. Alles erſchien mir im roſenfarbenen Lichte. Mit reinem, beinahe kindlichem Vertrauen überließ ich mich den Eindrücken des Tages, und glaubte dieſelbe Nachſicht, den gleichen Optimismus, mit dem ich die Außenwelt betrachtete, auch für mich anſprechen zu können. Dabei bewahrte mich die unſerer Erziehung zu Grund gelegte religiös-ſittliche Richtung vor mancher jugendlichen Verirrung, und ich gab mich deßhalb um ſo froher und ungehinderter der Gegenwart und ihren Einwirkungen hin, als kein Hauch den Spiegel der Vergangenheit trübte. — Voll der dankbarſten Gefühle gegen die göttliche Vorſehung, mit den beſten Vorſätzen ausgerüſtet, trat ich daher meine neue Laufbahn, von Segenswünſchen begleitet, an! Ich hatte die meiſten Schriften geleſen, welche als Leitfaden in den Irrgängen des menſchlichen

Treibens dienen ſollen, viele ſolcher Regeln ſelbſt in mein Tagebuch eingetragen. Doch wie ſelten werden dieſe wohlgemeinten Winke im praktiſchen Leben beachtet! Es gehört zumal bei lebhafter Einbildungskraft, bei regem Hange zur Thätigkeit viel Charakterſtärke, ein feſter Wille, es gehören unerſchütterliche Grundſätze dazu, um mit Gottes Gnade gegen die uns umbrauſenden Wogen der Welt und Sinnesluſt, gegen die erwachenden Leidenſchaften anzukämpfen! und wie wahr iſt Talleyrand's Ausſpruch, daß fremde Erfahrung ein leeres Wort ohne Bedeutung ſei, Jeder für ſich ſelbſt ſeine eigenen Erfahrungen machen wolle und müſſe!

Ehe ich dieſen Abſchnitt ſchließe, bin ich es dem Andenken meiner unvergeßlichen Eltern ſchuldig, hier laut und offen auszuſprechen, daß ich ihrer Liebe und zärtlichen Sorgfalt die ſchönſten Stunden meiner Jugendzeit verdanke. Ein gleiches Band inniger Freundſchaft und Eintracht umſchlang uns Geſchwiſter, wie der frohe Umgang mit theuren Verwandten uns erfreute. Endlich ſei noch ein Wort dankbarer Erinnerung dem würdigen Erzieher geweiht, der durch Lehre und Beiſpiel, ſelbſt mit Aufopferung für uns wirkte!

Fünfter Abſchnitt.

(1824 — 1826.)

Inhalt: Berufsthätigkeit in Karlsruhe. Hiſtoriſch-politiſche Rückblicke. Die zwölfjährige Regierung des Großherzogs Ludwig. Seine Biederkeit. Sein Charakter. Der Hof. Die Miniſter. Major von Hennenhofer. Die Ständeverſammlungen von 1825 und 1828. Betrachtungen über das conſtitutionelle Syſtem. Die Markgräfin Amalie und die Königin Friederike von Schweden. Geſellige Zuſtände und Theater in Karlsruhe. Vier Wochen auf dem Johannisberge. Fürſt Metternich und ſeine Familie. Deutſche Fürſten und Diplomaten. Die heilige Allianz. Politiſche Ereigniſſe. Tod des Kaiſers Alexander. Abſchied von Karlsruhe.

Die ſo ſchwierige und zugleich wichtige Wahl eines Standes hängt oft mehr vom Zufall und beſonderen Verhältniſſen ab, als ſie Folge einer perſönlichen Vorliebe für einen gewiſſen Beruf iſt. Nicht ſo bei mir! Ich ſollte als Juriſt die richterliche oder Adminiſtrativ-Beamtenlaufbahn betreten, fühlte mich aber mehr durch das diplomatiſche Fach angezogen, weil es mir größeren Spielraum zur Befriedigung meines Wiſſensdranges bot, meinem Wanderſinn zuſagte, und mir Anlaß verſchaffte, Verbindungen mit ausgezeichneten Perſönlichkeiten anzuknüpfen. Ob aber dieſe Vortheile im Verhältniß ſtanden zu den Opfern und trüben Stunden, die mir dieſer ſelbſt gewählte Beruf gebracht, ob ich meine Kräfte und Anlagen für mich und Andere nicht nutzbringender, beſſer und

nachhaltiger hätte verwenden können, wenn ich in geordneten Lebensverhältniſſen der Landwirthſchaft gepflegt, oder im ruhigen, gewöhnlichen Geſchäftskreiſe des Vaterlandes mich bewegt haben würde? — Dieß ſind jetzt zum mindeſten müßige Fragen — folgen wir doch alle, wenngleich willensfrei, einer höheren, unſichtbaren Leitung! l'homme s'agite, Dieu le mène! ſagt Fénélon. — So trat ich nun in meinen neuen Wirkungskreis bei dem Miniſterium des großherzoglichen Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten ein, wurde verpflichtet, zu Secretariatsgeſchäften verwendet, und blieb in dieſer Stellung bis März 1826 zu Karlsruhe. Doch ehe ich dieſe Periode meines Lebens näher zu beleuchten ſuche, muß ich noch einige Rückblicke auf die politiſche Geſtaltung der Dinge werfen, welche ich auf Univerſitäten und Reiſen ſo ziemlich aus den Augen verloren hatte.

Die Erſchöpfung, welche den 20jährigen rieſenhaften Kämpfen folgte, war eine naturgemäße; doch nur allzubald zeigte ſich mit mehr oder minder Berechtigung in verſchiedenen Ländern ein Geiſt der Unzufriedenheit und des Widerſtandes gegen die Regierung. Während man in Frankreich die erlittenen Niederlagen, die verkürzten Grenzen, die läſtigen Verträge nicht verſchmerzen konnte, und fortwährend gegen die Bourbonen conſpirirte, wurden in Deutſchland täglich die Klagen lauter, daß die im Augenblicke der Gefahr den Völkern ertheilten Verſprechungen von den Fürſten nicht gehalten würden u. dgl. m. In Italien, dem ſtets murrenden und aufrühreriſchen, gab es Zündſtoff genug, um ihn bald zur vollen Flamme anzufachen. An dieſe Symptome allgemeinen Mißbehagens hing ſich die Partei der Revolution mit ihrem Bleigewichte. Durch die Kriegsjahre in ihren Wühlereien gehemmt, äußerte ſie jetzt ungehindert einen um ſo verderblicheren Einfluß. Dennoch wäre es unbillig zu verkennen, daß nicht auch andere Urſachen auf die öffentliche Stimmung einwirkten. Das Werk des Wiener Congreſſes, überſtürzt, ließ die gerechten Anſprüche vieler

Länder unbefriedigt; in seiner lückenhaften Unvollständigkeit, in der unklaren Fassung mancher seiner Artikel, in der eilig, oft wie aus Zufall, zusammengewürfelten Eintheilung neuer Staaten lag der Keim zu endlosen künftigen Zerwürfnissen. Diesen Uebeln zu begegnen, wurden von Zeit zu Zeit Congresse gehalten. Wir sahen die Vertreter der acht Mächte, welche die Wiener Schlußakte unterzeichnet, 1818 in Aachen, 1821 in Troppau und Laibach, 1823 in Verona tagen, und je mehr sich die Grundsätze der heiligen Allianz durch Repressivmaßregeln geltend machten, desto mehr stählte sich der Geist der Widersetzlichkeit. Die Ermordung des Herzogs von Berry in der Oper zu Paris (Februar 1820) war nur das Vorspiel einer Reihe blutiger Thaten. Verschwörungen, bald unterdrückt, folgten in Frankreich. In der Lombardei, in Piemont kam es zum offenen Aufruhr; aus Neapel floh der alte König (1821). Hier stellten die österreichischen Waffen die gesetzliche Ordnung wieder her. Endlich kam es auch in Spanien zum Bürgerkrieg. König Ferdinand begab sich, ein Gefangener auf dem Throne, nach Cadix, und wurde nur durch die Hülfe einer französischen, von dem Herzoge von Angoulême befehligten Armee bei Trocadero wieder befreit.

Die s. g. Legitimität hatte einen augenblicklichen Sieg über die Revolution erfochten, doch da er nur ein durch materielle Waffen erkämpfter war, so konnte man nicht länger auf Ruhe rechnen, als eben die zur Unterdrückung der unruhigen Bewegungen thätigen Kräfte dieselben, und einig bleiben würden. Dieß war nun freilich nicht mehr lange der Fall. Es bereitete sich demnach immer mehr ein entschiedener Prinzipienkampf vor, der von einer Seite nicht richtig erkannt, nicht mit zweckmäßigen Mitteln behandelt, von der angreifenden Partei mit eiserner Consequenz und einer erbitterten Hartnäckigkeit fortgeführt wurde, welche vor Nichts zurückschreckte. Napoleon war unterdessen (5. Mai 1821) auf St. Helena gestorben, und es schien sich das ihm zugeschriebene prophetische

Wort verwirklichen zu wollen, daß in 50 Jahren die Welt entweder republikaniſch oder koſackiſch ſein werde.

So geſtaltete ſich die politiſche Lage, als ich die diplomatiſche Carrière ergriff. Staatsminiſter v. Berſtett war mein Chef; er hatte ſich, nachdem er den öſterreichiſchen Militärdienſt verlaſſen, von einigen Hof-Chargen, die er in Karlsruhe bekleidet, zu dieſer erſten Stelle im Lande emporgeſchwungen. Zu ſolch auffallender Beförderung trugen nicht nur zufällige Umſtände, die Gunſt der beiden Großherzoge, Karl und Ludwig, es trugen dazu auch ſeine eigenen, unleugbaren Verdienſte bei. Berſtett hatte für das Wohl der Dynaſtie, wie des Landes in Wien, wie in Aachen und noch ſpäter mit Eifer und Erfolg gewirkt. Ohne eigentliche Schulbildung und gediegenere Geſchäftskenntniſſe verband er doch eine klare Anſchauung der Dinge mit richtigem Takte, Gewandtheit und rechtlichem Sinne. Mit den meiſten Machthabern jener Zeit bekannt, mit vielen Staatsmännern eng befreundet, verlieh dieſer Miniſter durch perſönliche Beziehungen ſeinem beſtimmten Auftreten im Lande noch ein größeres Gewicht. Noch vor ſeiner Ernennung zum Staats- und Kabinetsminiſter hatten in Baden wichtige Ereigniſſe ſtattgefunden. Im Auguſt 1818 unterſchrieb der Großherzog Karl zu Griesbach die neue Verfaſſung, nachdem er ſchon den 4. Oktober 1817 die bisherigen Grafen Hochberg, ſie zu Markgrafen erhebend, zur eventuellen Nachfolge im Großherzogthume berufen hatte. Den 8. Dezember 1818 endete jener Fürſt zu Raſtatt im kaum vollendeten 33. Lebensjahre eine in der letzten Zeit durch anhaltende, ſchmerzhafte Krankheit qualvoll gewordene Exiſtenz. Sein Oheim, Markgraf Ludwig, folgte, der nächſte Agnat, als Großherzog. Unter ihm waren außer Berſtett noch Berkheim, General Schäffer, Böth, Gulat, ſpäter Winter, Nebenius, Jolly und andere Miniſter oder Räthe der Krone, fähige, ehrenwerthe

Männer, welche das Streben des nicht mehr jungen, aber thatkräftigen, neuen Herrn, Ordnung in die vielfach verwickelten Verhältniſſe zu bringen, unterſtützten. Das Augenmerk dieſes klugen Fürſten war zunächſt auf die inneren Staats- und Finanzfragen, dann auf Regelung der kirchlichen Angelegenheiten, ſowie des Ständeweſens gerichtet. Als alter Soldat an Pünktlichkeit und Gehorſam gewohnt, ſuchte er vor Allem den Staatshaushalt zu ordnen, den geſunkenen Credit zu heben, und wirklich wurde bald in dieſer Beziehung Unglaubliches geleiſtet. Strenge Beaufſichtigung der Beamten, Entfernung unzuverläſſiger Individuen, feſteres Anziehen der erſchlafften Bande büreaukratiſcher Disciplin, ein alle Zweige der Staatsverwaltung durchdringender Geiſt der Sparſamkeit und des Ernſtes brachten bald entſchieden günſtige Veränderungen hervor. —

Gleichen Werth legte Großherzog Ludwig, dabei ſeinen Jugenderinnerungen aus der Zeit des großen Preußenkönigs folgend, auf die äußere Haltung, wie die innere Tüchtigkeit des badiſchen Armeecorps, und auch in dieſer Richtung war ſeine Wirkſamkeit nicht ohne nachhaltige Folgen.

Unter Ludwigs Regierung kamen endlich auch die durch Jahre mit Rom ſchwebenden Verhandlungen zum Abſchluſſe. Die katholiſch-kirchlichen Zuſtände, ſeit der Revolution in kläglicher Verwirrung, wurden in zwei Bullen des Papſtes in einer Baden günſtigen Weiſe geordnet. Der frühere Biſchoffitz zu Conſtanz wurde nach Freiburg verlegt, deſſen herrlicher Münſter zur Metropole erhoben, und dem neuen Erzbisthume vier Suffraganbiſchöfe, ſelbſt das uralte Mainz, untergeordnet. — Gleich raſche, beinahe überraſchende Erledigung fand, ungeachtet vieler Hinderniſſe und Widerſprüche, die ſ. g. Union, nämlich die Verſchmelzung der beiden — der lutheriſchen und reformirten — Confeſſionen in eine — die evangeliſche Landeskirche nach einem ähnlichen Vorgange in Preußen. — Wie ſehr aber auch der Großherzog

Ludwig jede kirchenfeindliche Tendenz mißbilligte, beweiſt folgender merkwürdiger, an den Kirchenrath Dr. Paulus in Heidelberg erlaſſener Brief:

„Ihre Mittheilung der neueſten Hefte des „Sophronizon" ſetzt mich in die unangenehme Nothwendigkeit, Ihnen eröffnen zu müſſen, wie die eifernde Polemik mancher Aufſätze dieſer Zeitſchrift meinen Wünſchen und Anſichten durchaus nicht entſpricht. Insbeſondere wird darin öfters das Streben des römiſchen Hofes als höchſt bedenklich geſchildert, wirkliche oder vermeintliche Anforderungen in das mißlichſte Licht geſtellt und die Regierung gewarnt, auf ihre mehr oder minder gefährdete Unabhängigkeit bedacht zu ſein. Solche Darſtellungen und Aeußerungen können nach meiner feſten Ueberzeugung niemals zum Guten führen, ſie müſſen vielmehr von der einen Seite die Gemüther erbittern, während ſie auf der anderen zu begründeten Beſorgniſſen Anlaß geben. Ich wünſche darum gar ſehr, daß Sie ſich ausſchließend Ihrem unmittelbaren Berufe widmen, und den Regierungen überlaſſen, das wohlverſtandene Intereſſe ihrer katholiſchen Unterthanen mit der Erhaltung der erforderlichen Selbſtſtändigkeit zu vereinigen. So wie ich eine Gefahr für den evangeliſchen Glauben nicht zu erkennen vermag, und nur mit Mißbilligung von Angehörigen meiner Univerſität verkündet ſehe, ſo iſt mir überdieß die Divergenz theologiſcher Belehrungen, Anſichten und Beſtrebungen mit denen der übrigen Lehrer in Heidelberg ſehr unangenehm, und ich bedauere, daß ſich ſolche in unangemeſſenen Streitſchriften, welche eine nachtheilige Wirkung auf die Ruhe und Würde der Univerſität äußern, der Welt kund gethan hat. Durch religiöſe Streitigkeiten wird die Welt an Glauben nicht reicher. Ich verlange von meinen Dienern eine treue Pflichterfüllung; die Ihrige iſt es zunächſt, die Lehren der pkoteſtantiſchen Kirche denjenigen klar zu machen, welche als künftige Lehrer des Volkes für deren Erhaltung zu ſorgen haben. Dieß geſchieht, unter Vermeidung aller Vernünfteleien, am

beſten durch Feſthalten an dem beſtehenden Worte Gottes; ein ſolches Beſtreben iſt meinem Willen gemäß, und ſichert ſtets Anſprüche auf meine wohlwollende Achtung u. ſ. w."

Karlsruhe, 25. Febr. 1826. (Gez.) Ludwig.

Es bleibt nun noch übrig, die ſtändiſche Frage zu berühren, die hochwichtige, welche ſeit 70 Jahren halb Europa bewegt, und noch mächtig in der Gegenwart nachklingt. Man wollte in ihrer Löſung bald eine Abwehr gegen Willkürherrſchaft erkennen, bald glaubte man durch dieſes Auskunftsmittel den Abgrund der Revolution ſchließen zu können. Um jedem Mißverſtändniß vorzubeugen, muß ich vorausſchicken, daß ich nie einer patriotiſchen Geſellſchaft, einem politiſchen Vereine, irgend einer Partei angehörte, mir daher immer eine möglichſt unbefangene Anſicht, einen Standpunkt, frei von Vorurtheilen, zu wahren wußte, ſo auch in den ſo vielfach aufgeworfenen, ſo überaus leidenſchaftlich behandelten ſ. g. Verfaſſungsfragen. Ich ging dabei von der feſten Ueberzeugung aus, daß auch die beſtausgedachten Theorieen, die geiſtvollſten Syſteme, die auf dem Papiere glänzendſten Doktrinen im praktiſchen Leben nur ſelten anwendbar ſind, und hielt es ſtets mit dem Ausſpruche Pope's: „let fools on form's of governments contest" u. ſ. w.

Keine Form iſt unbedingt zu verwerfen, jede Verfaſſung, heiße ſie, wie ſie wolle — abſolute, monarchiſche, ariſtokratiſche, parlamentariſche, ſtändiſche, republikaniſche, demokratiſche, oligarchiſche u. ſ. w. — kann gut ſein, wenn ſie nur den Sitten des Volkes, den Bedürfniſſen der Zeit, den wahren, wohl verſtandenen Intereſſen eines Staates entſpricht. Erfüllt ſie zunächſt dieſen Zweck, ſo wird ſie auch mit der Zeit, ſo viel nöthig, ſich gehörig entwickeln, oder wenn man lieber will, fortſchreiten. — Das alte, morſche Gebäude des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation war krachend in ſich ſelbſt zuſammengefallen, und die furchtbaren, politiſchen Orkane hatten auch die letzte Spur ſtändiſcher Formen verwiſcht.

Was ſollte nun an ihre Stelle treten? Vergebens ſah man ſich nach Bauſteinen um, aus den Trümmern neue Verfaſſungen zu gründen, dennoch mußte ein Uebergang, eine Brücke geſucht und gefunden werden, um über die weite Kluft hinauszukommen. Der Artikel 13 der Wiener deutſchen Bundesakte ſpricht in verzweifelt lakoniſchen Worten aus: „In allen Bundesſtaaten wird eine landesſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden.“ Jahre vergingen, ehe es zum Vollzuge dieſer Beſtimmung kam; man ſtritt über die Auslegung, den eigentlichen Sinn jenes Paragraphen. Die Einen deuteten ihn in freiſinniger Weiſe, wollten den Verfaſſungen eine mehr demokratiſche Färbung geben, und ſelbſt das Zweikammerſyſtem entfernt wiſſen, Andere hielten an geſchichtlichen Traditionen feſt, und warnten im Hinblick auf 1789 vor allzu kühnen Neuerungen. Je länger man jedoch zögerte, je lauter wurde der Ruf, daß wenigſtens Etwas geſchehe. Das Geſchrei nach Konſtitutionen wurde das Loſungswort des Tages; man wollte in ihrer Ertheilung einen Rettungsanker für die Fürſten, eine Bürgſchaft künftiger Ruhe, Ordnung und Eintracht für die Völker erkennen. Bayern machte in Süddeutſchland den Anfang, Baden folgte mit einer Verfaſſung, welche ſchon mehr den fortſchreitenden Ideen zu huldigen ſchien, endlich trat auch Württemberg mit einer ſolchen Urkunde auf. Die meiſten derſelben waren der Charte Ludwigs XVIII. nachgebildet, welcher ihrerſeits wieder die engliſche zur Grundlage dient. Ueber 40 Jahre liegen nun zwiſchen jener Epoche und der Jetztzeit; gar viele Erfahrungen konnten geſammelt, Manches aufgeklärt, berichtigt, verändert werden. Ich bin kein prinzipieller Gegner irgend einer Verfaſſung, aber nicht verkennen läßt ſich, daß, während die umwälzende Partei dieſe modernen Einrichtungen für ihre eigenen Zwecke mißbraucht, ſich der doktrinäre Wahn der Hoffnung hingab, alle Gefahren beſchwören, alle politiſchen Uebel der Zeit damit heilen zu können. Ueber Nacht wurde mancher deutſcher Staat mit ſolchen nach gleichem Zuſchnitte

verfertigten Konſtitutionen beglückt, ohne daß man vorher geprüft hätte, ob das ſchwere, faltenreiche Kleid auf den oft ſchwächlichen Körper paſſe, ihn nicht vielmehr erdrücke? Aller Uebelſtände ungeachtet, wäre es aber ebenſo gefährlich als unklug, ſich an dieſen einmal gegebenen und beſchworenen Verfaſſungen zu vergreifen; man muß ſie eben hinnehmen, weil man nichts Beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen weiß, und der Weisheit der Regierung, wie dem geſunden Sinne der Bevölkerung überlaſſen, mit Beſeitigung der Auswüchſe, ſich wo möglich in dieſe Formen völlig hineinzuleben. Obwohl ich nie Mitglied irgend einer Ständeverſammlung war, ſo habe ich doch in Paris und London, in Brüſſel und Preßburg, in München und Karlsruhe, in Dresden und Stuttgart, ſelbſt 1848 in der Reitſchule zu Wien, ſo umfaſſende, parlamentariſche Studien gemacht, daß ich darüber aus langjähriger Erfahrung ſprechen kann. — Wenn ich nun zunächſt zu dem Ergebniſſe der Beobachtungen in meinem engeren Vaterlande: Baden übergehe, ſo geſchieht es, weil man dieſem Großherzogthume die Ehre zugedacht hatte, in Deutſchland als konſtitutioneller Muſterſtaat zu gelten, und allerdings ſind die in dieſem Sinne durchlaufenen Phaſen, wenn auch nicht ſtets erfreulich, doch immerhin bemerkenswerth. — Der von dem ſterbenden Großherzog Karl verliehenen Verfaſſung waren zwei Verordnungen gefolgt, welche, während ſie dieſelbe ergänzen ſollten, vielmehr mit ihr in Widerſpruch zu ſtehen ſchienen. Das Adelsedikt wurde auch alſobald von der zweiten Kammer für verfaſſungswidrig erklärt. Die ſ. g. Staatsdienerpragmatik verlieh den Beamten als Abgeordneten eine unabhängige Stellung, welche ſich mit ihrer Eigenſchaft von Organen der Regierung nicht immer vertrug.

Die Verfaſſung ſelbſt, lange erſehnt, voraus verkündet, wurde denn auch von Vielen mit künſtlich vorbereitetem Jubel, von Manchen aufrichtig begrüßt. Die Einen ſahen darin das Mittel, der heilloſen Finanzwirthſchaft ein Ende zu machen, das Büdget

unter eine gewiſſenhaftere Controle zu ſtellen; Andere hofften im Stillen, dadurch bekannt und befördert zu werden, und mit dem wohlthuenden Gefühle ein Stück von Souveränetät in ſich ſelbſt zu tragen, als Deputirte eine politiſche Rolle zu ſpielen. Wieder Andere reizte dieſer neue Verſuch, das Unbekannte, während gar Viele ſich trüben Ahnungen hingaben; die große Mehrzahl jedoch ließ die Verfaſſung gleichgültig.

Der Großherzog Ludwig nahm dieß politiſche Vermächtniß an, ohne ſich eigentlich der Tragweite deſſelben klar bewußt zu ſein; anfangs erſchien ihm die Sache fremdartig, ſeinen Anſichten widerſtrebend, ſpäter unbequem, ſelbſt gefahrdrohend. Er hatte wenig Luſt, ſeine vorausſichtlich nicht allzulange Regierungszeit mit parlamentariſchen Zänkereien zu trüben. Die Miniſter, mit wenigen Ausnahmen, ſchwärmten ohnehin nicht für conſtitutionelle Ideen. — Die Wahlen fanden ungeſtört, ohne beſondere Einwirkung ſtatt, und die erſte Ständeverſammlung trat am 22. April 1819 im großherzoglichen Schloſſe zuſammen.

In der erſten Kammer ſaßen außer den Prinzen des Hauſes, den Standesherren, den Abgeordneten des Adels, und den vom Großherzoge ernannten Mitgliedern: der Generalvicar von Weſſenberg neben dem Prälaten Hebel, Rotteck neben Thibaut. Die hohe Kammer fand wenig Anlaß ſich auszuzeichnen, doch ragte damals ſchon an Intelligenz und Thätigkeit der noch junge Fürſt v. Fürſtenberg hervor, welcher ſich ein Jahr früher mit der Prinzeſſin Amalie von Baden vermählt hatte.

Die Zuſammenſetzung der zweiten Kammer war eine überaus bunte; es fanden ſich da Staatsbeamte mit Land- und Gaſtwirthen, Profeſſoren mit Kauf- und Gewerbsleuten, Adelige und Bauern, Prieſter und Advokaten, Breisgauer und Pfälzer, Seeländer und Odenwälder, Alt- und Neubadener, Katholiken und Proteſtanten. Man war gegenſeitig erſtaunt, ſich in ſo gemiſchter Geſellſchaft zu finden; man beobachtete, prüfte die Kräfte, und alsbald trat

ein Haufe Gleichgesinnter mit ausgesprochenen Oppositionsgelüsten zusammen. Liebenstein, Duttlinger, Kern, die beiden Winter, Buhl, Fecht, Bassermann, Föhrenbach u. A. thaten sich durch Rednertalent und einen Geist der Ungebundenheit hervor, welchem ältere, erfahrene Staatsdiener nicht entgegenzutreten vermochten. Doch Namen thun hier nichts zur Sache; es war die Neuheit des Schauspiels, welche die Handelnden wie die Zuhörer berauschte, der erste Aufschrei einer noch jungen, längst erträumten Redefreiheit. Man machte den Herzen, wenn auch in etwas maßloser Weise, Luft; es war eine Hochschule oratorischer Uebungen; die Eitelkeit, der Ehrgeiz Einzelner that das Uebrige. Auch fehlte es diesem Landtage nicht an Schmeichlern; Liebenstein erschien Vielen als ein zweiter Mirabeau, und es erscholl der Ruf dieser „beredten, muthigen, unabhängigen, freien Volksvertreter" weit über die Gauen des Schwarzwaldes. Doch dieß lebhafte Treiben war nicht nach dem Geschmacke des ernsten Großherzogs und seiner Minister — vielleicht trafen auch Winke von Außen ein — der Landtag wurde vertagt und später ganz aufgelöst.

Als im Jahre 1824 neue Wahlen ausgeschrieben und die Stände im März 1825 wieder zusammengetreten waren, zeigte sich nur allzu bald ein anderer Geist. Augenscheinlich folgten hier Wahlen, wie die Stimmung der Kammern den Strömungen der Zeit. Es tönten hier im Sitzungssaale nicht mehr die politischen Leidenschaften wieder, welche 1819 Europa bewegten. Ruhig wie damals die Außenwelt, war auch der Gang der ständischen Verhandlungen. Man nannte jene Kammer eine „reaktionäre", die Ehrenmänner, welche leidenschaftslos die Angelegenheiten des Landes beriethen, wurden als servil verschrieen; der Ständesaal glich nicht mehr einer Schaubühne, es erschallten keine Bravo's von den Tribünen, es gab keine Bürgerkronen und Ovationen mehr. Doch fehlte es auch hier nicht an unerquicklichen Scenen; der kleinen Anzahl Deputirter auf der Linken standen einige Hitzköpfe

entgegen, welche durch übergroßen Eifer eher ſchadeten. Der originelle Zachariä galt für den Luſtigmacher der Kammer, während ſich einige Redner von Talent auszeichneten. Ein entſchiedener und wohl auch berechtigter Widerſtand fand nur gegen die übermäßige Laſt des Militärbudgets ſtatt, welches in keinerlei Verhältniß zur Größe wie zu den Kräften des Landes ſtand. Es gab da harte Kämpfe, heftige Auftritte, welche auch das größere Publikum elektriſirten. — Dieſe Kammer trat noch einmal — im Jahr 1828 — zuſammen.

Der Großherzog Ludwig wird in der Geſchichte jenen Fürſten beigezählt werden, welche mehr gefürchtet, als beliebt ſind. Schon ſeine äußere Erſcheinung, eher einſchüchternd, als Ehrfurcht gebietend, nahm nicht ein. Man vermißte aber an ihm vor Allem jenes alle Herzen gewinnende Wohlwollen, jene Menſchenfreundlichkeit, den hohen ſittlichen Werth ſeines unvergeßlichen Vaters! Mehr ſchlau als geiſtreich, wußte er doch, wenngleich mißtrauiſch und zurückhaltend, meiſtens ſeinen ſcharf ausgeprägten Willen durchzuſetzen. Nicht wiſſenſchaftlich gebildet, nahm er es mit Styl und Orthographie nicht ſehr genau. Ein ordnungsliebender Monarch, ein guter Wirth, fehlte es dem Großherzog Ludwig nicht an den Eigenſchaften eines tüchtigen Regenten, doch konnten die wirklichen Verdienſte des ſtrengen Herrn nie völlig zur Geltung kommen. — Der Hofhalt zu jener Zeit war, wie es unter einem alten fürſtlichen Hageſtolzen wohl nicht anders ſein konnte, keineswegs glänzend. Nur bei beſonderen feierlichen Anläſſen, bei hohen Beſuchen fanden größere Diners oder Feſte ſtatt. Hofbälle und Concerte waren ſelten und von möglichſt kurzer Dauer. Nur das Theater beſuchte der Großherzog regelmäßig in ſeiner Parterreloge, aber kein Freund der Geſelligkeit, erſchien er nur ſelten und auf Viertelſtunden an den anderen kleinen Karlsruher Höfen oder

in den Häuſern der Miniſter und Geſandten. Die gewöhnliche Tiſchgeſellſchaft bildeten einige Auserwählte: ein alter Jugendfreund und Waffengefährte, ein pflichtvergeſſener katholiſcher Prieſter, ein halb militäriſcher, halb diplomatiſcher Günſtling, ein dichtender, trockner Spaßmacher, einige mehr mit ſcharfer Zunge, als gebildetem Geiſte unterhaltende Höflinge, mehrere frühere nicht hoffähige Bekannte u. a. m. Aus dieſer Gallerie hebe ich nur Einen beſonders hervor, theils weil er in derſelben die anziehendſte Perſönlichkeit war, theils weil ich mit ihm am meiſten in Berührung kam.

Heinrich Hennenhofer, der ſeine Laufbahn als Commis in einer Buchhandlung begann, wurde dem Miniſter von Berſtett zufällig bekannt, durch ihn zuerſt als Feldjäger, dann als Kabinets-Courier verwendet. Bald zog er Militäruniform an, ſtieg nach einigen Jahren bis zum Major und Flügeladjutanten des Großherzogs und wurde zugleich im auswärtigen Departement angeſtellt, in welcher doppelten Eigenſchaft er eine ungemeine Rührigkeit entwickelte. Liebling des Fürſten, deſſen volles Vertrauen er genoß, die rechte Hand im Kabinette des Miniſters, vermittelnd, ausgleichend, in beſtändigem Verkehre mit den Diplomaten und der Geſellſchaft der Reſidenz — ſo fand ich ihn! Die dunklen Wege, welche Hennenhofer früher betreten haben ſoll, die ihm zur Laſt gelegte allzu gefällige Thätigkeit berühre ich nicht; einmal liegen mir hierfür keine Beweiſe vor und dann ſpreche ich auch immer nur gerne von Dingen, welche ich ſelbſt geſehen und erlebt. Eine oberflächliche Schulbildung erſetzte Hennenhofer durch klaren Verſtand und einen gewiſſen Takt, welcher ihn, gewandt wie er war, im öffentlichen Leben ſelten verließ. Mehr durch Zufall, als eigenes Zuthun zu einer verhältnißmäßig ſchwindelnden Höhe gelangt, führte er eben durch 10 Jahre die Exiſtenz eines Emporkömmlings an einem kleinen Hofe nicht ohne Geſchick fort. Ich kenne wenige Fälle, in denen er ſeinen großen Einfluß mißbraucht

hätte; er verwendete ihn vielmehr nicht ſelten zum Guten oder hinderte manches Schlimme. Seine ausnahmsweiſe Stellung zog ihm ſelbſtverſtändlich nur wenige Freunde, um ſo mehr Neider und erbitterte Gegner zu; er vergalt ihre Angriffe mit Gleichgültigkeit, und eine gewiſſe natürliche Bonhommie, welche freilich auch oft nur Maske war, ließ keine Gehäſſigkeit in ihm aufkommen. Mehr eitel als ehrgeizig, ſah er ſich wider Erwarten in einen Strudel von Geſchäften und Ränken, in Hof- und andere Kreiſe gezogen, welche ſeinen Jugendeindrücken wie ſeiner Erziehung fremd waren. Er konnte ſich nie ganz von dem Tone der Karlsruher „Waldgaſſe“ losſagen. Seine Scherze waren nicht immer von der feinſten Art, und nur mit einigem Zwange eignete er ſich die Formen der beſſeren Geſellſchaft an. Andere fanden ihn wieder unzuverläſſig, falſch; es war dieß jedoch eine beinahe nothwendige Waffe in ſeiner eigenthümlichen Lage. Man hat nicht nur Hennenhofer's ſchöne Handſchrift — den erſten Grund zu ſeiner Beförderung — man hat auch ſeinen Styl bewundert. Es iſt wahr, ſeine Schreibart hatte einen gewiſſen Schwung; friſche Gedanken, geſchickte Wendungen mit paſſenden Citationen entſtrömten in Fülle ſeiner Feder, dagegen finden wir in ſeinen Noten und Briefen gar viele Gemeinplätze und geſuchte oder hochtrabende Phraſen, wie ſie die gewöhnliche Kabinetsſprache in ihrer Glätte und Abrundung nicht kennt. Hennenhofer war aber auch viel zu unſtät, zu zerſtreut, zu ſehr von allen Seiten in Anſpruch genommen, ſein Kopf war mit einer zu großen Menge von Hof- und politiſchen Intriguen angefüllt, als daß er mehr als die flüchtige Korreſpondenz des Tages hätte beſorgen können. So viel über dieſe Hälfte ſeines Lebens. Dem oft berechtigten Tadel, den er fand, den Anfeindungen und Vorwürfen kann man billigerweiſe auch ehrenvolle Züge entgegenſtellen.

Die Hofhaltungen der drei Markgräfinnen und der Königin Friederike von Schweden brachten mehr Leben in die Gesellschaft, als das stille großherzogliche Schloß. Es fehlte da nicht an geselligen Unterhaltungen aller Art in den, wenngleich meist beschränkten Räumen jener fürstlichen Wohnungen. Die Markgräfin Amalie war noch immer der Mittelpunkt dieser geselligen Hoffreuden; sie sah täglich Mittags und Abends Leute bei sich, und an Sonntagen, an denen noch die s. g. Nachmittagscouren gebräuchlich waren, konnte man ganze Schaaren von Offizieren und Hofherren in Uniform — in einer für naßkaltes Wetter nicht berechneten Tracht — von einem Palais zum anderen durch die Straßen ziehen sehen.

Die Markgräfin Friedrich war Wittwe geworden und bewohnte mit ihrer Schwester, der Prinzessin Auguste von Nassau, ihr eigenes Haus. Die Markgräfin, durch ihre Herzensgüte und unbegrenzten Wohlthätigkeitssinn, mehr aber noch durch ihre auffallende Erscheinung bekannt, lebte zurückgezogen im Familienkreise, welchen der Graf Bismark, württembergischer General und Gesandter, der geistreichen Prinzessin Auguste morganatisch angetraut, vermehrte. Jeden Sonntag waren da Gäste zu Tische geladen und fand nachher Empfang statt. Diese Cerclis gehörten nicht zu den erheiterndsten.

Markgraf Leopold, welcher sich 1819 mit der ältesten schwedischen Prinzessin Sophie vermählt hatte, bewohnte mit seinen beiden Brüdern ein schönes Palais; auch da gab es zuweilen Feste. An einem anderen Ort*) habe ich erwähnt, daß ich mich auf einem solchen Balle des seltenen Anblicks erfreute, vier Generationen von Fürstinnen neben einander zu sehen!**)

Die Königin Friederike war damals noch eine schöne, stattliche Frau; bis zu ihrem bald darauf (25. September 1826

*) Die Frauen in der Geschichte II. S. 354.

**) Die verwittwete Markgräfin Amalie, die Königin Friederike von Schweden, die Markgräfin Sophie von Baden, die Prinzessin Alexandrine.

zu Lauſanne) erfolgten Tode behielt ſie jene anmuthsvolle Würde bei, die, ein Erbtheil ihrer erlauchten Mutter, ſie auch auf ihre Töchter übertrug. Prinz Guſtav, in ein öſterreichiſches Uhlanenregiment eingetreten, war damals in Mailand.

Ein zu jener Zeit erſchienener Nachruf an die Verklärte ſchildert in kurzen, rührenden Umriſſen ihre denkwürdige Laufbahn; zuerſt ihre Reiſe mit der ſpäteren Kaiſerin Eliſabeth, ihrer Schweſter, nach St. Petersburg, dann ihre Verlobung mit König Guſtav IV. von Schweden, der ihr entgegen eilte und ſie zuerſt, von ihr nicht gekannt, zu Erfurt begrüßte, endlich den Beſuch ihrer fürſtlichen Eltern zu Stockholm 1801, der mit dem unerwarteten Tode des Erbprinzen, ihres Vaters, ſchmerzlich endete. Dann geht die Lebensbeſchreibung auf der Königin häusliches Glück über, die, umringt von blühend heranwachſenden Kindern, allgemein beliebt und verehrt war, und fährt dann fort: „Doch bald zeigte ſich in den krampfhaften Bewegungen der Gegenwart die drohliche Geſtaltung der Zukunft. Die göttliche Vorſehung ließ es in ihrem unerforſchlichen Gange geſchehen, daß der Boden alter nordiſcher Treue erſchüttert und die Königin 12 Jahre nach ihrer Vermählung Zeuge einer jener ſchreckensvollen Kataſtrophen werden ſollte, welche die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge ſo recht anſchaulich machen. Doch ſo groß war die Anhänglichkeit des ſchwediſchen Volkes, die ſchützende Stärke wohlverdienter öffentlicher Meinung, daß mitten im Sturme politiſcher Leidenſchaften, bei der Lockerung der heiligſten Bande Niemand die Königin perſönlich zu bedrohen wagte. Der Adel ihrer Seele, die zarte Gewiſſenhaftigkeit, der Gattin heiliger Eid ließen ſie in ihrem Entſchluſſe keinen Augenblick ſchwanken. Gottergeben wie immer nahm ſie die Krone von ihrem geſalbten Haupte und vertauſchte die Gemächer der Königsburg mit der Gefangenſchaft zu Gripsholm. Ein Jahr nachher verließ ſie mit dem König und ihren Kindern das Reich, der Welt ein erhabenes Beiſpiel muthiger Entſagung und wahrer

Seelengröße. Ihr Gottvertrauen, ihr reines Bewußtſein erhob ſie aber auch über noch weit ſchmerzlichere Schickſalsſchläge und herbe Erfahrungen. Doch zogen allmälig, im Anblicke ihrer Kinder, deren Erziehung ſie mit zärtlicher Mutterliebe leitete, an der Seite theuerer Verwandten die Bilder der Vergangenheit in milderem Lichte an ihr vorüber; eine heiterere Zukunft ſchien ihr beſchieden — da raffte ſie im 46. Lebensjahre eine ſchmerzliche Krankheit dahin! Wenige Monate zuvor war ihr die ruſſiſche Kaiſerin-Wittwe vorangegangen, und das Schweſterpaar, das 30 Jahre früher, im Glanze der Jugend und Schönheit, zweien Nachbarreichen zur Freude und Zier, nordiſche Throne beſtiegen, feierte nun ihre Wiedervereinigung im Jenſeits!“ *)

Viele verwandtſchaftliche Beziehungen, ſowie die geographiſche Lage des Landes brachten immer eine große Zahl fürſtlicher Beſuche nach Karlsruhe, Mannheim, Baden und Bruchſal. So erſchien unter anderen 1817 zur nicht geringen Verlegenheit des Hofes die extravagante Queen Karoline, welche auch Karlsruhe zum Schauplatze ihrer ſeltſamen Abenteuer auserſehen wollte. Doch blieb ſie nicht lange, und ich ſah ſie leider nie. Eine andere, willkommenere Erſcheinung war die Landgräfin Friedrich von Heſſen-Homburg, welche öfters ihre Tante, die Markgräfin Amalie, beſuchte. Dieſe Tochter Georgs III. hatte ſich erſt nach geſchloſſenem Frieden, ſchon ziemlich bejahrt, vermählt, eine Dame von ganz ungewöhnlichem Umfang, an Körperfülle nur mit der Markgräfin Friedrich zu vergleichen. Dabei war ſie mit Federn, Ketten, Ringen, Juwelen und anderem Schmucke bedeckt, und wäre bei ihren eigenen Manieren lächerlich geweſen, wüßte man nicht, daß ſie die

---

*) Vergl. die Königin Friederike von Schweden. Von einer Hofdame. Frankfurt. Sauerländer. 1857.

Vorſehung ihres kleinen Landes war, und ihre wohlwollende Güte wahrhaft königliche Großmuth übte.

Die Karlsruher Geſellſchaft bewegte ſich damals in gewiſſen, eng beſchränkten Kreiſen. Politiſche Geſpräche fanden keinen günſtigen Boden; mit um ſo größerem Eifer warf man ſich auf Hof- und Stadtklatſchereien, welche ſelbſt das gewöhnliche Maß kleinreſidenzlicher Commerage überſchritten. Das diplomatiſche Corps ſtimmte, mehr mit der Zunge als der Feder thätig, denn auch in dieſen Ton ein, und erwarb ſich dadurch die Benennung eines „Corps diabolique.“ Was die Intrigue erſonnen, die Läſterſchule zu Tage gefördert, trugen einige geſchäftige Hofherren mit mehr oder minder Geiſt von Haus zu Haus; das Geſchlecht der Iffländiſchen und Kotzebueiſchen Kammerjunker war noch nicht ausgeſtorben! Wie wichtig erſchien damals mitten in dieſem Treiben, dieſen Empfindlichkeiten und kleinlichen Reibungen — was jetzt kaum mehr der Erwähnung werth — une tempête dans un verre d'eau, wie es der preußiſche Geſandte nannte. Doch gab es in den Umgebungen des Hofes auch Ehrenmänner, auf die ich zurückkommen werde, einige ältere Herren, die, wie Geheimerath v. Stetten und Graf Benzel, in ihrer originellen Weiſe nicht gerade Medisance oder unanſtändige Witze zu Hülfe nehmen mußten, um zu unterhalten. Unter der großen Anzahl von Generalen zeichneten ſich v. Schäfer, v. Freyſtedt, v. Laſſolaye, v. Gailing, v. Stockhorn u. a. durch Talent oder treue Ergebenheit aus. Schäfer, mit ſeiner einnehmenden Perſönlichkeit und dem ſchönen, norddeutſchen Dialekte vertheidigte mit Erfolg und Würde die Rechte der Krone in den Kammern, und war im Kabinette, wie bei der Armee an ſeinem Platze.

Das Theater war im Ganzen gut, doch wie ſeine Leiſtungen den Hauptgegenſtand des Stadtgeſprächs bildeten, ſo wurden ſie denn auch fortwährend mit beißendem Tadel überſchüttet, was den „finſteren“ Intendanten Auffenberg noch menſchenſcheuer ſtimmte.

Gastspiele berühmter, fremder Künstler waren nicht selten, während einige gute einheimische zweckmäßig verwendet werden konnten; doch die wahre Perle der Hofbühne blieb immer Amalie Neumann-Morstadt. Im Jahre 1810 hatte ich sie in ihrem 11. Jahre zum erstenmale als Oberon auftreten sehen. Nun fand ich sie als junge, schöne Wittwe wieder, welche sich bald darauf mit dem bekannten Tenoristen Haizinger vermählte. 50 Jahre später erfreute sie sich noch in frischer Kraft ihres unvergleichlichen Talentes auf der Wiener Hofburgbühne eines seltenen Festes (1860).

Meine Amtsthätigkeit im Ministerium konnte damals ihrer Natur nach jedenfalls nur sehr untergeordneter Art sein; doch war für mich während derselben ein Moment von großer Wichtigkeit. Ich besuchte nämlich im Sommer 1824 mit dem Staatsminister v. Berstett den Fürsten Metternich auf dem Johannisberge, ein interessanter Aufenthalt, der sich durch Wochen hinzog. Wir hatten die niedliche Villa des Herrn von Quaita am Fuße des berühmten Weinberges bezogen, und da die gastfreundlichste Aufnahme gefunden.

Von der Familie des Fürsten Metternich war damals dessen erste Gemahlin, Eleonore geb. Fürstin v. Kaunitz mit ihren beiden noch sehr jungen Töchtern, Leontine und Hermine, sodann sein einziger Sohn Victor anwesend. Die Fürstin Eleonore hatte bei einer überaus schwächlichen Gesundheit, welche ihr die Erfüllung der Pflichten ihres Standes doppelt lästig machte, das 50. Jahr erreicht. Alle, welche sie früher und näher kannten, rühmten ihren gebildeten Geist, ihre vortrefflichen Eigenschaften. Eine zunehmende Kränklichkeit hielt sie aber immer mehr von der Gesellschaft zurück, und auch auf dem Johannisberge erschien sie nicht regelmäßig bei Tische oder im Salon. Sie starb ein Jahr nachher (März 1825) zu Paris, wo sie in der letzten Zeit gelebt hatte. — Victor, der

Botſchaft in Paris beigegeben, war ein ſchöner Jüngling von edler Haltung und den feinſten Manieren.

Der Fürſt Metternich ſelbſt, damals 51 Jahr, war noch rüſtig und heiter, leutſelig wie immer, doppelt froh aber, ſich auf ſeinem Lieblingsſitz zu befinden. Es iſt ſchwer, ſich jetzt, war man nicht ſelbſt Zeuge, eine Vorſtellung von dem bewegten Leben zu machen, welches die jeweilige Anweſenheit des Fürſten begleitete. Die Vereinigung von großen Herren und Diplomaten, welche man auch während dieſer Sommerzeit auf dem herrlich gelegenen Schloſſe des Rheingaues ſah, war eine ungemein glänzende. Deutſche Bundesfürſten — der Großherzog von Sachſen-Weimar, der Herzog von Naſſau, der Landgraf von Heſſen-Homburg, Fürſt von Reuß-Greiz — dann Prinz Friedrich von Sachſen, Prinz Emil von Heſſen, die Miniſter beinahe aller deutſchen Höfe, Botſchafter, Bundestaggeſandte, Generale, der benachbarte Adel, Freunde und Bekannte von Nah und Fern verſammelten ſich hier, und die Tafel in dem großen Saale mit der prachtvollen Ausſicht auf den Rhein enthielt täglich über 30 Gäſte. Unter ihnen gab es Namen von gutem, altem Klange, bewährter, ſtaatsmänniſcher Berühmtheit, Andere, welche ſpäter eine hervorragende Rolle ſpielen ſollten, wie Münch-Bellinghauſen. Caraman vertrat Frankreich, Tatiſtcheff Rußland, Hatzfeld Preußen, Graf Münſter Hannover. Die Fürſten Paul Eſterhazy und A. Schönburg mit einer ganzen Schaar öſterreichiſcher Diplomaten — Spiegel, Hruby, Binder, Mercy, Kreß u. a. ſchloſſen ſich ihnen an, und Frankfurt ſchickte uns beinahe jeden Tag einige Herren aus dem Bundespalaſte: Goltz, Nagler, Grüne, Beuſt, Gruben, Handel, Blittersdorf u. a. m. Auch der ruſſiſche Anſtett, der engliſche Sir Hamilton Seymour erſchienen öfters, Maucler, du Thil, Rivalier, Marſchall u. a. endlich verhandelten und beſprachen ſich mit dem Fürſten im Namen und Auftrage der ſüddeutſchen Regierungen. Couriere gingen täglich ab und zu, und ſelten wurde es vor zwei Uhr früh ſtille auf dem gaſtlichen Schloſſe.

Ich entnehme obigem langen Verzeichniſſe zwei Namen zu einer näheren Beſprechung.

Tatiſtcheff, durch ſo viele Jahre der Repräſentant Rußlands am k. k. Hofe, deſſen volles Vertrauen er ſo gut wie die Gunſt ſeiner beiden Kaiſer Alexander und Nikolaus beſaß, war ein feiner, begabter Diplomat. In äußerſt ſchwierigen Verhältniſſen wußte er Gewandtheit mit einem ſich ſtets als rechtlich erwieſenen Sinne zu verbinden. In Wien hielt er, gaſtfrei und prachtliebend, ein wahrhaft fürſtliches Haus. Stolz auf Geburt und Rang, weigerte er ſich einen Titel anzunehmen, da nach dem Wahlſpruche ſeines Wappens — pas donné — ſeine Familie älter ſei, als alle verliehenen Titel. Manche fanden ſein Weſen abſtoßend, wozu ſeine kleine, gedrungene Geſtalt, eine kalte, vornehme Haltung, ein gewiſſes Naſenrümpfen beitragen mochten. Auch ein durchaus nicht angenehmes Geſicht, welches ſeine Abkunft von Rurik nicht verleugnen konnte, ſchreckte Viele ab, während eine nähere Bekanntſchaft, die Würdigung ſeiner warhaft guten Eigenſchaften für ihn einnahmen. Im Gegenſatz zu Tatiſtcheff's äußerer Erſcheinung ſtand ſeine Frau, noch in vorgerückten Jahren von überraſchender Schönheit und wohlwollendem Weſen. Auf einer Reiſe nach Rußland brach ihr Wagen auf dem Eiſe eines Fluſſes durch und ſie ſtarb bald darauf in Folge der Erkältung. Mit dem Glanze ſeines Poſtens erbleichte aber auch der Stern des langjährigen Botſchafters. Als Privatmann, erblindet, ſchloß er ſein Leben in keineswegs glänzenden Verhältniſſen 1845 zu Wien.

Mit Tatiſtcheff zugleich auf dem Johannisberg befand ſich Fürſt Hatzfeld, der preußiſche Geſandte. Sein Name war in früherer Zeit oft genannt; von Napoleon zum Tode verurtheilt, wurde er durch ſeine Gemahlin, eine geb. Gräfin Schulenburg gerettet, welche 1806 in Weimar die Gnade des mächtigen Cäſar auf den Knieen erfleht hatte. Und ein Sohn dieſer Ehe war

merkwürdiger Weiſe ſpäter Geſandter Preußens am Hofe Napoleons III., wo er 1858 ſtarb.

Die alten Hatzfeld aber lebten lange Zeit in Wien im ſchönen Frieſiſchen Hauſe, wo ſie bei einer zahlreichen, beſonders mit Töchtern geſegneten Familie täglich Leute ſahen. Der Fürſt war ein harmloſer, in der Geſellſchaft beliebter Greis geworden; gaſtfreundlich, nicht ohne Eigenthümlichkeiten, nahm er gern an allen geſelligen Vergnügen Theil; doch nicht ſelten ſah man ihn auch auf dem Markte einkaufen und große Fiſche oder andere Vorräthe unter dem Mantel nach Hauſe tragen. Die Fürſtin unterſtützte ihn bei dieſen häuslichen Freuden, und verleugnete auch im Alter ihren entſchiedenen Charakter, ſowie den mit vielem Geiſte verbundenen Ordnungsſinn nicht. Hatzfeld ſtarb 1827 hochbejahrt zu Wien.

Es war aber jene Epoche der Johannisberger Zukunft auch deßhalb ſo merkwürdig, weil man ſie als den Höhe- und Glanzpunkt der Politik bezeichnen kann, welche man jene der heiligen Allianz zu nennen pflegte. Dieſes auf religiös-ſittlicher, nur zu idealer Baſis gegründete Bündniß verdankte ſeine Entſtehung einer ſchweren Prüfungszeit, aus der Europa glücklich hervor gegangen war. Es ſollten die damit aufgeſtellten Grundſätze dem göttlichen Rechte wieder Geltung verſchaffen, und den überſchäumenden Wellen der Revolution einen Damm ſetzen; ſie ſollten ferner die Welt vor den Greueln der 1790er Jahre bewahren, die Völker aber zugleich vor dem Drucke der Eroberer oder künftiger Tyrannei der Militärdeſpoten, wie der Demagogen ſchützen. Ziel und Abſichten dieſes heiligen Bundes waren daher die edelſten, reinſten, uneigennützigſten, und ein mehr der liberalen Anſchauung zuneigender Schriftſteller*) bemerkt darüber: „Durch Kaiſer Alexander ſah die Welt zum erſtenmale die Stiftung eines Bundes, der in der Politik einzig nur die Grundſätze der Religioſität, des Friedens, der

*) Varnhagen: Denkw. I. 201.

allgemeinen Wohlfahrt anerkennt, und bei aller Unvollkommenheit, welche den menſchlichen Abſichten in ihrer Anwendung beigegeben iſt, für immer das ehrenvollſte Denkmal ſein wird, wo Sieg und Macht den reinſten Zwecken huldigten. Die Möglichkeit eines ſolchen Bundes konnte ſich nur auf die gleiche Geſinnung der Mitverbündeten gründen, auf ihre gleich religiöſe, menſchenfreundliche, friedliebende Denkart. Dieſe erkannt und gewürdigt, ſie vereint zu haben in gemeinſam ausgeſprochener Verpflichtung wird immer das hohe Verdienſt Alexanders bleiben."

Aber eben die folgerichtige Durchführung war eine, menſchliche Kräfte beinahe überſteigende, und ſchon die theoſophiſch-philanthropiſche Richtung des Bundes kam vielfach in Widerſpruch mit den Mitteln, welche er zur Vollziehung ſeiner Pläne und Beſchlüſſe zu ergreifen gezwungen war, weßhalb ſeine Wirkſamkeit anfangs gelähmt, dann gehemmt, zuletzt unmöglich wurde. Ueberdieß war jedoch auch vorauszuſehen, daß drei Monarchen, von welchen jeder eine andere chriſtliche Konfeſſion bekannte, auf die Länge ebenſo wenig einer entſchieden gleichen religiöſen Richtung folgen würden, als ſie dieſelbe politiſche Tendenz einhalten konnten. Dabei ſtürmten von allen Seiten erbitterte Feinde auf die heilige Allianz ein; doktrinäre Verfechter der ihr feindſeligen Theorieen, wie die fanatiſchen Männer des Umſturzes griffen ſie mit vereinten Waffen des Spottes und der Lüge an. Man verſchrie die Grundſätze wie die Maßregeln des Fürſtenbundes, legte ihm fremdartige Zwecke unter und beklagte heuchleriſch oder unverſtändig die Periode ſeiner Thätigkeit als eine Völker unterdrückende, unheilvolle, troſtloſe. Es ſind jedoch nicht dieſe Vorwürfe, welche unbefangene Geſchichtsfreunde gegen die heilige Allianz zu erheben wiſſen; eine dem Parteitreiben der Gegenwart entrückte Zukunft wird jenen gutgemeinten Abſichten und zeitgemäßen Beſchlüſſen gerecht ſein. Das Bündniß genügte den Anſprüchen, dem Geiſte der Epoche ſeiner Entſtehung und hatte ſeine Aufgabe erfüllt.

Allein darin ſtimme ich völlig der Anſicht vieler Staatsmänner bei: daß, traten andere Zeitverhältniſſe ein, mit ihnen auch, nach den jeweiligen Erforderniſſen, die europäiſche Politik hätte modifizirt werden müſſen. Es ſcheiterte das Syſtem an dem ſtarren Feſthalten ſeiner Grundſätze bei gänzlich veränderten Umſtänden. Von jener Zeit (1824) an quälte man ſich durch 24 Jahre ab, die immer mehr durchlöcherten Pergamente der geſchriebenen, nicht mehr befolgten Staatsverträge zu flicken, die alten, unpaſſenden Artikel durch neue zu erſetzen. Mit dem Tode des Kaiſers Alexander (Dezember 1825) war die Hauptſtütze der Allianz gebrochen, und an den Machthabern war es nun, auf neue, zeitgemäßere Bahnen einzulenken. Immer aber ſchwebte die Furcht vor einem allgemeinen, verheerenden Kriege, vor dem Ueberhandnehmen der revolutionären Umtriebe zurück, und ſo zog ſich denn der Bund, ein vorübergehendes Uebereinkommen mit den Ereigniſſen des Jahres 1830 treffend, bis zur verhängnißvollen Kataſtrophe von 1848 fort. Einen 40jährigen Frieden, immerhin beſſer als der 30jährige Krieg des 17. Jahrhunderts, müſſen wir nun freilich mit einer alle Begriffe überſteigenden Verwirrung und Prinzipienloſigkeit büßen! Und dennoch! nenne man nun jene Zeit die des Drucks, der Verfinſterung, des Stillſtands, der Reaktion, wie man immer wolle, ſie war wenigſtens eine Epoche des allenthalben zunehmenden Wohlſtandes, wichtiger Erfindungen, einer ungetrübten Ruhe. Werden die Verächter, Verläumder und Gegner jenes politiſchen Syſtems uns während einer ebenſo langen Zeit auch nur annähernd befriedigende Zuſtände verſchaffen, das Glück, das ſie immer geträumt, aber nie erreicht, herbeizaubern, ſo wollen wir unbedingt in ihren Tadel einſtimmen. Fürſt Metternich aber, einer der erſten Träger jener Congreßpolitik, konnte damals mit einigem Wohlgefallen auf ſein 15jähriges miniſterielles Wirken zurückſehen, wenn er die Lage Oeſterreichs, ja die Lage Europa's von 1810 mit jener 1824 verglich. Ich

laſſe über jene Zeit wieder Varnhagen ſprechen: „Die merkwürdige Thatſache, daß bisher durch alle Veröffentlichungen nur immer heller und heller das Verdienſt, nur immer ſtrahlender der Ruhm des Fürſten Metternich hervorgegangen, beſtätigt ſich auch hier; gerade durch die bekannt gewordenen Aktenſtücke muß jeder Unbefangene ſich überzeugen, daß die damalige Politik Oeſterreichs, ſowie die mit ihr einſtimmende Preußens, die einſichtsvollſte, beſonnenſte, mäßigſte geweſen u. ſ. w.“

Die vielen diplomatiſchen Beſprechungen und Schreibereien auf dem Johannisberge wurden häufig durch Feſte oder Ausflüge in die reizende Umgebung unterbrochen; Mainz, Wiesbaden, Bingen, der Niederwald, alle die berühmten Weinorte längs dem Rheinufer, Marienthal, Schlangenbad u. a. m. wurden der Reihe nach beſucht. Eine Einladung eigenthümlicher Art ließ der Herzog von Naſſau an uns ergehen. Es war ein Frühſtück, das in dem fürſtlichen Keller zu Eberbach ſtattfand. Die Gäſte verſuchten da über dreißig verſchiedene Sorten der beſten Rheinweine: Hochheimer, Steinberger, Markbrunner u. a. Dieß wiederholte Nippen, die Atmoſphäre in den glänzend erleuchteten Kellergewölben bewirkte bei dem Heraustreten an das Tageslicht einigen Schwindel.

Auf der Hin- und Herreiſe hielten wir uns auch einige Tage in Frankfurt auf. Dieſe Stadt, ſchon anziehend an ſich, wurde es noch mehr durch die Geſellſchaft, mit der ich ſie damals ſah. Man bemühte ſich um die Wette, die diplomatiſchen Gäſte einzuladen, und war es denn, außer den Geſandten, zunächſt die Familie Rothſchild, welche ſich, wie gewöhnlich, dieſe Ehre nicht nehmen ließ. Ich wurde hier zuerſt mit dieſem gewichtigen Geſchlechte bekannt und begegnete ſpäter gar vielen ſeiner Mitglieder an verſchiedenen Orten. Die Zeitverhältniſſe waren damals Iſrael nicht günſtig; noch ertönte das kaum verklungene widerliche „Hepp-Hepp“-Geſchrei in vielen Ohren, und beinahe täglich ergötzte man ſich auf irgend einem Theater an der witzigen, aber boshaften Poſſe:

„Unſer Verkehr". Die Rothſchild fanden ſich weniger als Andere von dieſem tollen Treiben berührt; ihre Macht war ſchon zu feſt gegründet, und in der That iſt es ein eigenes, nur unſerem Jahrhundert vorbehaltenes Schauſpiel, eine jüdiſche Familie ſo großen politiſchen Einfluß üben, den Geldmarkt in ſolcher Weiſe beherrſchen zu ſehen. Jedenfalls iſt die zähe Beharrlichkeit zu bewundern, mit der die Rothſchild ihrem Ziele nachgeſtrebt und es in kurzer Zeit erreicht hatten. Ihr mit ſeiner Berechnungsgabe nur auf Erwerb gerichteter Sinn ließ ſie keinen Tag ruhen. Mit dem Glück im Bunde verlieh ihnen dieſe Rührigkeit einen Reichthum, eine Stellung, um die ſie Viele beneiden, welche ſie aber weniger als manche andere Geldgrößen mißbrauchen. Viele edle Züge, wahrhaft großmüthige Handlungen, freilich nicht immer frei von einer gewiſſen Oſtentation, erzählt man ſich von einzelnen Gliedern dieſer Familie, während wieder andere ihr Geſchäft mit einer kleinlichen Aengſtlichkeit, einer Engherzigkeit betreiben, die nur ihrer Taktloſigkeit im geſelligen Leben gleichkommt. Die Vorſehung hat die Rothſchild nicht, wie mit Geld, auch mit körperlichen Reizen bedacht. Die aus bekannten Gründen angenommene Gewohnheit, die Ehen meiſtens nur unter ſich abzuſchließen, kann jenen Uebelſtand nur erhöhen, und wirklich wird dieſe Familie mit jeder Generation kleiner und ſchmächtiger. Aus Ueberzeugung, vielleicht auch in der Abſicht, das Glück an ihre Unternehmungen zu feſſeln, ſind die Rothſchild ihren religiöſen Traditionen treu geblieben, und muß auch ihr früheres patriarchaliſch-einfaches Weſen einem ſteigenden Luxus, einer eleganten Gaſtfreundſchaft immer mehr weichen, ſo halten ſie doch, einig unter ſich, an gewiſſen Lebensregeln und Grundſätzen feſt. Zu jener Zeit nun ſaßen noch Mayer-Anſelm und ſeine Frau wie Fremde an einer Ecke ihrer eigenen Tafel, ohne die den Gäſten vorgeſetzten Speiſen zu berühren. Er hatte den Fürſten Metternich zu einem Diner eingeladen, einigen jüngeren Diplomaten und mir aber mit Bedauern

bemerkt, daß er keinen Platz mehr für uns habe, es ihn jedoch freuen würde, wenn wir bei'm Deſſert erſcheinen wollten. Wir machten jedoch von dieſer, gewöhnlich nur Kindern ertheilten Erlaubniß keinen Gebrauch. Zu jener Zeit fand in Frankfurt die Vermählung des Pariſer Rothſchild, James, mit ſeiner Nichte, der Tochter Salomons, ſtatt: große Feierlichkeit, bei der die ganze Familie zugegen war! In dem alten Rothſchild'ſchen Hauſe in der Judengaſſe lebte aber noch immer, von der liebenden Sorgfalt ihrer Kinder umgeben, die alte Stammmutter dieſer neuen Dynaſtie, eine zweite Lätitia, welche das Alter von beinahe 100 Jahren erreichen ſollte.

Vom Rheingau zurückgekehrt, verlebte ich in Karlsruhe noch zwei Jahre, angenehm umgeben, in abwechſelnder, intereſſanter Beſchäftigung. Größere Ausflüge unternahm ich nach der ſtets theuern Vaterſtadt, nach dem freundlichen Mannheim, dem immer mehr aufblühenden Baden-Baden. Während des Sommeraufenthalts der Markgräfin Amalie fanden öfters auf dem niedlichen Schloßtheater in Bruchſal dramatiſche Vorſtellungen ſtatt, an denen ich Theil nahm. Im Uebrigen war jene Epoche eine politiſch ruhige, ohne welthiſtoriſche Begebenheiten. Das Ableben Ludwigs XVIII. wie Ferdinands von Neapel ging faſt ſpurlos vorüber, und der Tod des Königs von Bayern war zunächſt nur für Baden von größerer Bedeutung. Das Sterbelager in Taganrog aber war ein Ereigniß von ſo hochwichtigen Folgen, daß es als der Anfang eines neuen europäiſchen Staatenſyſtems betrachtet werden kann.

Nachdem 1820 die Prinzeſſin Alexandrine, jetzige Herzogin von Sachſen-Coburg-Gotha, geboren, wurde das großherzogliche Haus am 15. Auguſt 1824 durch die Niederkunft der Markgräfin Sophie mit einem Erbprinzen erfreut. Glänzende Hoffeierlichkeiten, öffentliche Beluſtigungen folgten.

Im Februar 1826 trat ich die eigentliche diplomatiſche Laufbahn an, da ich zur großherzoglichen Geſandtſchaft nach Wien verſetzt wurde, zuerſt in der Eigenſchaft eines Attaché's, dann als Legationsſekretär, ſpäter als Geſandtſchaftsrath und Geſchäftsträger.

Dreißig Jahre — bis zum Jahre 1856 — widmete ich mich nun dieſem Berufe, und brachte dieſelben an folgenden Orten zu:

Vom März 1826 bis Juni 1830 in Wien.

Vom Juli bis Oktober 1830 in Paris.

1831 in Karlsruhe.

Vom Mai 1832 bis November 1835 in Wien.

1836 und 1837 in Karlsruhe: als Rath bei dem Großh. Miniſt. d. a. A.

Vom April 1838 bis Juni 1843 in München: als Geſchäftsträger und Miniſter-Reſident.

Vom Juni 1843 bis Juni 1846 in Paris: in letzterer Eigenſchaft.

Vom Juli 1846 bis Juli 1856 (mit Unterbrechung der Revolutionsjahre) in Wien: als außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter.

Einen Theil der während dieſer langen Zeit in Wien, München und Paris geſammelten Erfahrungen habe ich, wie ſchon erwähnt, in den „Erinnerungsblättern" niedergelegt. Die folgenden Aufzeichnungen fügen ſich nun jenen Bemerkungen, ſie ergänzend oder berichtigend, an. Ich werde darin mehr die perſönlichen Begegnungen und Eindrücke hervorheben, und hoffe, daß dieſe Darſtellung weder fühlbare Lücken noch Wiederholungen enthalten ſoll.

Sechster Abſchnitt.

(1826 — 1830.)

Inhalt: Wien. Ueberſicht. General v. Tettenborn. Der Kaiſer Franz und der Wiener Hof. Salons. Silhouette des Fürſten Metternich. Seine Geſchwiſter und Kinder. Die Familie Leykam. Tod der Gräfin v. Beilſtein und Victors. Diplomatiſches Corps. Wiener Volks- und öffentliches Leben. Der ruſſiſch-türkiſche Krieg. Die griechiſche Frage. Badiſche Angelegenheiten. Streit um die Pfalz. Der Herzog Karl von Braunſchweig. Drei Reiſen. Todesfälle. Die große Ueberſchwemmung in Wien. Tod des Großherzogs Ludwig. Veränderungen. Abberufung von Wien.

Wien erſchien mir in einem ganz anderen Lichte als vor acht Jahren, wo ich es als reiſender Student beſuchte. Ich ſollte nun in das öffentliche Geſchäfts- wie in das geſellige Leben eingeführt werden. Iſt ein ſolcher Einſtand in jeder großen Stadt ſchwer, ſo war er es doppelt in Wien, das eben nicht im Rufe ſtand, den Fremden die erſte Schritte zu erleichtern. Die diplomatiſche Zurückhaltung, wie die Ausſchließlichkeit der Geſellſchaft waren dort größer als irgendwo. Nähere Beziehungen, in welchen ich ſchon früher zu einigen Wiener Häuſern geſtanden, ſowie die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zu dem Fürſten Metternich kamen mir dabei vielfach zu gut. Ueberdieß fand ich aber in der Perſönlichkeit meines Chefs, des Generallieutenants Freiherrn v. Tettenborn, einen ſo überaus willkommenen Anhaltspunkt, in ſeinem gaſtfreien, mir unvergeßlichen Familienkreiſe eine ſo freundliche

Aufnahme, daß ich mich bald heimiſch fühlte. Tettenborn hatte damals das 50. Jahr noch nicht erreicht, eine ritterliche Geſtalt, einer jener Charaktere, wie ſie hie und da in der Geſchichte auftauchen, zu großherzig für gewöhnliche Abenteuer, zu unſtät, ungeſtüm und kriegsluſtig, um ſich den alltäglichen Anforderungen des Lebens zu fügen. Dieß war der Mann, zu dem mich mein Geſchick durch beinahe 20 Jahre in ſo nahe Berührung gebracht. Seine in halb Europa bekannte Erſcheinung, die faſt beiſpielloſen Wechſelfälle ſeines Lebens, ſeine heldenmüthige Tapferkeit, welche mit der Liebenswürdigkeit ſeines Umgangs gleichen Schritt hielt, all dieß ſind oft geſchilderte Wahrnehmungen! Eine eigentliche, erſchöpfende Biographie dieſes immerhin denkwürdigen Mannes fehlt aber noch. Was bisher über ihn geſchrieben, bezieht ſich meiſtens nur auf die militäriſche Thätigkeit des kühnen Reitergenerals. Mit heißem Blute, mit hochanſtrebendem, nicht leicht zu bändigendem Sinne trat Tettenborn, noch im jugendlichen Alter, in die öſterreichiſche Armee, wo er ſich bald durch ſeltenen Unternehmungsgeiſt und einen Muth auszeichnete, der vor keiner Gefahr zurückſchreckte. Er war Kriegsmann mit Leib und Seele, und verwendete, klaren und lebhaften Geiſtes, ſeine nicht gewöhnlichen Gaben weniger zu einer gehörigen Ausbildung als zur Befriedigung eines nach Thaten dürſtenden Ehrgeizes. Zwanzig Jahre ſeines Lebens gehören daher der neueren Kriegsgeſchichte an. In vielen Schlachten, mit Scharfblick und Geiſtesgegenwart thätig, erwarb er ſich bald den Thereſienorden. Als Adjutant dem Fürſten Karl Schwarzenberg, während deſſen Botſchaft in Paris, beigegeben, entfaltete Tettenborn nun hier auch ſeine geſellige Gewandtheit, ſchwelgte in den Freuden der Hauptſtadt, und zog ſich den Haß Napoleon's zu, den er ihm aus ganzer Seele zurückgab. Hier wohnte er dem unglücklichen Brande bei dem Ballfeſte bei, und unternahm 1811 jene merkwürdige Courierreiſe, um die Nachricht der Geburt des Königs von Rom nach Wien zu überbringen.

Er legte den Weg von Paris nach Straßburg zu Pferde zurück, holte den französischen Boten, welcher die letztere Stadt 24 Stunden früher mit der telegraphischen Depesche verlassen hatte, im Wagen noch vor den Thoren von Wien ein, und übergab dem Kaiser Franz ein paar eigenhändig von seiner Tochter geschriebene Worte.

Doch war Tettenborn wegen Verlegenheiten mancherlei Art genöthigt, bald Paris gegen eine kleine Garnison zu vertauschen, und den österreichischen Dienst später ganz zu verlassen. Er trat mit einigen anderen Kameraden zur russischen Armee über, und hier war es nun, wo er 1812 den welthistorischen Feldzug mitmachte, dann ein Freicorps bildete, Berlin überraschte, mit seinen Kosacken Hamburg befreite, Bremen einnahm, siegreich, wohl auch Schrecken verbreitend, die französischen Truppen allenthalben schlug, und endlich nach vielen glorreichen Waffenthaten mit den Alliirten in Paris einzog. Gleiche Thätigkeit entwickelte er im Jahre 1815. Solche außerordentliche Begebenheiten sagten dem kriegerischen Geiste Tettenborn's, wie seinem abenteuerlichen Sinne zu; dabei machte er unermeßliche Beute. Doch nun, da er gerade mit 38 Jahren in voller Manneskraft stand, war auch seine glänzende Feldherrnlaufbahn abgeschlossen. Tettenborn lebte fortan in großen Städten oder Bädern, freigebig wie ein Fürst, mit verschwenderischer Pracht. In Baden schloß sich Großherzog Karl an Tettenborn an, und bestimmte ihn, der in Rastatt geboren, eigentlich dem Lande angehörte, den russischen Dienst zu verlassen. Tettenborn nahm nun lebhaften Antheil an den für Baden so wichtigen staatsrechtlichen Fragen, und blieb in treuer Anhänglichkeit jenem Fürsten ein unzertrennlicher Gefährte bis zu dessen 1818 erfolgten Tod. Nun trat Tettenborn den ihm schon früher bestimmten Gesandtschaftsposten in Wien an, eine neue Lebensperiode, weniger brillant, weniger glücklich, als die erste, dennoch nicht ohne anziehende Momente. Tettenborn war schon 7 Jahre in diesen Verhältnissen, als ich in Wien eintraf. Er bewohnte das kleine Batthyanische Haus

am Franzensthor, deſſen beſchränkten Räume ſelten von Beſuchenden und Gäſten leer waren. Ich könnte ganze Seiten nur mit den Namen anfüllen der vielen Fürſten, Grafen, Generale, Staatsmänner, Gelehrten, Künſtler, welche das gaſtliche Haus bewirthete; mit den Trägern der edelſten Geſchlechtsnamen wie mit ſeinen alten Waffengefährten eng befreundet, verſammelte er ſie lieber um ſich, und vermied, wo er es immer konnte, größere Zirkel. Tettenborn war Gewohnheitsmenſch geworden, machte nach den Geſchäftsſtunden jeden Morgen regelmäßig einige Beſuche und brachte dann am liebſten Mittag und Abend unter Bekannten zu, wenn er nicht das ihm angenehme Burgtheater beſuchte. Eine Ehe, unter ſeltſamen Umſtänden eingegangen, fiel glücklicher aus, als man erwarten konnte; ſeine Frau, ihm von ganzer Seele ergeben, theilte mit ihm die Zärtlichkeit für einen einzigen Sohn, Alexander, einen lieblichen Knaben, das feſte Band, welches dieſe Ehe umſchlang. Nichts glich dem Reize ſeines Umganges, dem wohlwollenden Weſen, mit dem er die ausgezeichnetſten, wie die unbedeutendſten ſeiner Gäſte behandelte. Gleichweit entfernt von ſoldatiſcher Anmaßung und geckiſcher Gefallſucht wußte er die Mitte zu halten zwiſchen einem ſtolzen, ſich ſeiner Siege bewußten Benehmen und einer ſich der Höflingsart nähernden Zuvorkommenheit. Sein Auftreten war feſt, männlich, aber dabei doch ſo gewinnend, daß ſich gar wohl der Zauber erklären ließ, welchen Tettenborn, beſonders auf Frauen, ausübte. Von einer ungewöhnlichen Körperſtärke, einer unverwüſtlichen Geſundheit, welche Exceſſen aller Art, Kriegsſtrapatzen und nie ganz völlig geheilten Wunden widerſtand, war er auch gewandt in allen Leibesübungen, ein ausgezeichneter Reiter und die Fama wußte zu jeder Zeit von den Romanen zu erzählen, die er nicht gedichtet, bei denen er ſich ſelbſt aber mit der Hauptrolle bedachte. Tettenborn beſaß überdieß eine weniger bekannte, eigenthümliche Gabe, die des Ausſtrömens eines magnetiſchen Fluidums, das er nicht ſelten mit Glück bei Kranken,

aber immer in der edelſten aufopfernſten Weiſe, anwandte. Dabei war er meiſt heiter; ſelbſt in den peinlichſten Augenblicken verließ ihn ſeine gute Laune nicht; er wußte ſich in unglaublicher Weiſe zu beherrſchen, ſo heftig auch ſeine Leidenſchaften waren. Den Sommer brachte Tettenborn gewöhnlich auf dem Lande, in dem freundlichen Hütteldorf, ſpäter in dem reizenden Felſenthale der Brühl, zu. Nur in den letzten 10 Jahren machte Tettenborn öfters, ſeiner angegriffenen Geſundheit wegen, Reiſen in Bäder. Es war für ihn wohl ein Unſtern eigener Art, von ihm gar oft beklagt, daß ſich ſpäter nie mehr Gelegenheit bot, ſein erprobtes, tapferes Schwert — Flammberg, wie er es nannte, — zu ſchwingen. Schmerzlich war es ihm, nur auf, wenn auch nicht verwelkten, doch alten Lorbeern zu ruhen, und frühere, begeiſternde Erinnerungen nicht mit friſcheren zu vertauſchen. Das Handhaben der Feder, das ſitzende, das Salonleben behagten ihm nicht, und immer hoffte er, ſo lange ihn nicht körperliche Leiden kampfunfähig machten, den lange vermißten Schauplatz ruhmreicher Thaten wieder betreten, Kanonendonner vernehmen, Pulver riechen zu können. Tettenborn ſollte es nicht erleben, und ſo ging eine kräftige Natur, ein wie zum Helden geſchaffener Charakter, bei der ihm eigenen leidenſchaftlichen Erregbarkeit, in den kleinlichen Fragen des Tages, in häuslichen Sorgen, in einer ungewohnten, aber um ſo verzehrenderen Thätigkeit unter. Er war bequem geworden, ſelbſt die Jagd konnte ihn nicht erfreuen; er umgab ſich gern mit bekannten Geſichtern und im Kreiſe ſeiner Familie, und unter den vielen ihm bis zum Ende treu gebliebenen Freunden befand er ſich am behaglichſten, ſeine Pfeife ſchmauchend, die er der Cigarre zu lieb nicht beſeitigte. Ich ſelbſt aber bewahre dieſem merkwürdigen Manne Zeitlebens ein dankbares Andenken; es war, ſelbſt bei den in unſerer gegenſeitigen Stellung beinahe unvermeidlichen Zerwürfniſſen, mir nicht möglich, ihm zu grollen; ſolche Störungen waren immer nur vorübergehend, denn nur allzu oft bewies ſich Tettenborn mir

als väterlicher Freund, und einen Freund, an deſſen Tiſch man etwa tauſendmal ſaß, vergißt man nicht ſo leicht!

Der großherzoglichen Geſandtſchaft war außer einem früheren Adjutanten, Philippsborn, auch noch ein alter Legationsrath, v. Fabrice, beigegeben, welcher einen Theil der Kanzleigeſchäfte beſorgte. Fabrice gehörte jener Klaſſe von Beamten in Wien an, welche früher unter dem Namen von Reichshofrathsagenten gekannt, die Rechte kleiner deutſcher Fürſten bei jener Stelle vertraten. Nach Auflöſung des Reichsverbandes wurden einige von ihnen als Geſchäftsträger angeſtellt, ohne deßhalb von den übrigen Mitgliedern des diplomatiſchen Corps für ebenbürtig angeſehen zu werden. Dieſe Kategorie von Diplomaten in Wien iſt nun ausgeſtorben, Fabrice war unter ihnen einer der originellſten. Der philoſophiſchen Richtung der Joſephiniſchen Zeit angehörend, lebte er, unbekümmert um Politik, geſellſchaftliche Zuſtände und andere Außendinge, nur ſeinen Ideen. Ohne praktiſchen Sinn, ohne die geringſte Menſchenkenntniß erfüllte er mit gewiſſenhafter Treue ſeine Berufspflichten, verband aber mit einer bis an Naivität grenzenden Gutmüthigkeit eine im gewöhnlichen Umgange ſeltene Unbeholfenheit. Dabei umgab er ſich mit vielen Büchern, die er ſich nur mit pekuniären Opfern anſchaffen konnte, und begeiſterte ſich an dem Anblick berühmter Männer, deren Porträte — keine Meiſterwerke — ſeine Wände zierten. Sein in ſich abgeſchloſſenes Gemüth ließ jeder an ſich noch ſo unbedeutenden Begebenheit ſeines Lebens die größte Wichtigkeit beilegen. Er ſchrieb eine Selbſtbiographie, an Offenheit und kleinlicher Auffaſſung nur mit jener Jung-Stilling's zu vergleichen. Ebenſo tragen ſeine Gedichte immer nur den wahrſten Ausdruck ſeiner innerſten Gefühle, und eben in dieſer Urſprünglichkeit liegt der eigentliche Reiz ſeiner Werke. Ich widme dieſe Worte dem mir in unveränderter Anhänglichkeit ergebenen guten alten Mann, weil ich nicht glauben kann, daß ſeine, nur auf einen kleinen Leſerkreis beſchränkten

Schriften ihn aus dem Dunkel treten lassen werden, in das sich seine harmlose Existenz hüllte. Er starb mitten in den Bewegungen des Jahres 1848, deren eigentliche Bedeutung er, wie so viele Andere, nicht zu erfassen vermochte. Freilich mußte dem 83jährigen Manne Wien in einem anderen Lichte erscheinen, als zu der Zeit, wo er als Kind der ihn liebkosenden Maria Theresia vorgestellt wurde!

Drei Dinge waren es vorzüglich, welche in den neuen Verhältnissen meine Aufmerksamkeit fesselten: die diplomatische Welt mit den mir zum Theil noch fremden Formen; dann das Hof- und aristokratische Leben, der Geist, die Sitten wie der äußere Anstrich der höheren Gesellschaft; endlich das öffentliche, das Volkstreiben, die Sehenswürdigkeiten, Kunstgegenstände, Theater, Umgebungen u. s. w. Sobald ich mich mit diesen Dingen bekannt gemacht, Terrain gewonnen hatte, ging es dann zu ernsteren, gründlicheren Beobachtungen, galt es, näher in die politischen Fragen des Tages, in die Zustände der Monarchie mit ihren vielfach verzweigten und heterogenen Bestandtheilen einzudringen. Das Heerwesen, die Finanzen, die internationalen und volkswirthschaftlichen wie die Handelsbeziehungen waren ebenso viele Gegenstände anziehender Studien; ich nahm mir mit einem Worte vor, Zeit und Kräfte unausgesetzt der selbstgewählten Berufsthätigkeit zu widmen und an mir wenigstens die oft gehörte Ansicht zu widerlegen, daß angehende Diplomaten nur geschäftige und genußsüchtige Müßiggänger seien!

Kaum war ich vierzehn Tage in Wien, als Kaiser Franz im März 1826 lebensgefährlich erkrankte. Ich zeichnete damals die frischen Eindrücke dieses Ereignisses mit folgenden Worten auf: „Es war in der Nacht vom 11. auf den 12. März, als der Kaiser plötzlich von einem entzündlichen Fieber ergriffen wurde, welches bald einen so bedenklichen Charakter annahm, daß man

am 14. ſchon beinahe jeder Hoffnung zur Geneſung entſagte und die heiligen Sterbſakramente gereicht wurden. Der gewöhnliche Leibarzt (Doktor Stift) wagte es nicht, dem erſchöpften Kranken einen wiederholten Aderlaß zu verordnen. Fürſt Metternich, von der Kaiſerin unterſtützt, drang auf Zuziehung eines zweiten Arztes, des Dr. Staudenheimer. Dieſer alte erfahrene Mann ließ dem Kaiſer ſogleich und reichlich zur Ader, und ſo unerwartet ſchnell zeigte ſich der Erfolg, daß ſchon am 16. alle Gefahr vorüber war und kein Bulletin mehr ausgegeben wurde. Was mich bei dieſer vorübergehenden Epiſode am meiſten ergriff, war das ſeltene Schauſpiel, welches eine ganze große Bevölkerung in ihrer rührenden Theilnahme zeigte. Tauſende ſtrömten in die Kirche, um vom Himmel das Leben des wahrhaft populären Fürſten zu erflehen. Zahllos wogte die Menge um die Hofburg, ängſtlich jeder Nachricht harrend, die von Zeit zu Zeit den ſich zur Treppe des Schweizerhofes Drängenden verkündet wurde. War ſie günſtig, erweckte ſie nur einen Strahl der Hoffnung, ſo flog ſie von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, lautete ſie beunruhigend, ſo konnte man, ohne zu fragen, an den düſteren Zügen der Hörenden erkennen, daß noch Gefahr vorhanden ſei. Alles ſchien zu ruhen, jeder andere Wunſch und Gedanke nur dem einen zu weichen: den Kaiſer ſeinem Volke erhalten zu wiſſen! Ungeheuchelt wie dieſe Beſorgniſſe war auch der Jubel über die beinahe wunderbare Wiederherſtellung; er ſprach ſich in den rührendſten Demonſtrationen bei der erſten Ausfahrt und im Theater aus. Es ertönte bei ſolchen Anläſſen mit Begeiſterung das einfache, ſo beliebte Volkslied, welches ich gleichſam identiſch mit der Erſcheinung des Kaiſers nennen möchte, wie in Wien, ſo auch in den meiſten Provinzen. Gedichte, Adreſſen, wohlthätige Stiftungen folgten jenem Ereigniſſe."

Heutzutage iſt man nur zu leicht geneigt, über ſo herzliche Huldigungen, ſo naive Ergüſſe von Unterthanenliebe zu lächeln;

man begreift oder will eine Popularität ſolcher Art nicht mehr begreifen, man ſpannt lieber die Pferde vor dem Wagen irgend eines Tageshelden aus, oder zieht im Triumphe eine ſingende oder tanzende Schöne nach Hauſe. Jene Erſcheinungen aber, welche ſich an die Perſon des beliebten Monarchen knüpfen, ſind hiſtoriſche Thatſachen und man nimmt, ſie zu erklären, Zuflucht zu allerlei Verdrehungen. So nannte man ihn den Tartüffekaiſer, den Kaiſer mit dem Marmorherzen u. dgl. m. Tartüffekaiſer! Was heißt das? Hat er durch Verſtellung, Scheinheiligkeit und allerhand Künſte 43 Jahre lang Millionen der ſeinem Scepter unterworfenen Völker bethört, ſich ihre Liebe und Anhänglichkeit durch jede nur denkbare Liſt zu erwerben geſucht? In dieſem doch wohl kaum annehmbaren Falle würde ſolche Wahrnehmung der Faſſungskraft wie der Intelligenz all jener Leute gerade nicht zur Ehre gereichen. Der „Härte“ ſeines Herzens kann man ſeine allbekannte Güte entgegenſtellen, und der anſcheinende Widerſpruch löſt ſich am beſten, wenn man den ſtrengen Ernſt, welcher ihn beſeelte, ſeinem ausgeſprochenen Gefühle für Gerechtigkeit zuſchreibt. Dabei gebot ihm ſein Gewiſſen, alle Empörer mit unerbittlicher Conſequenz zu verfolgen wie zu beſtrafen, weil er eben in den Frevеln der Revolution das Grundübel ſeiner Zeit erkannte. Nur Bosheit oder blödſinniger Dünkel können daher in jene einſeitigen, gehäſſigen Urtheile einſtimmen; eine unparteiiſche Geſchichte unterſchreibt ſie glücklicherweiſe nicht. Sie wird den Kaiſer Franz zwar an Größe und hervorragenden Eigenſchaften nicht auf der Höhe der von ihm erlebten erſchütternden Weltereigniſſe erklären, wird ihn wohl der Unentſchloſſenheit, ſelbſt vorübergehender Schwächen beſchuldigen, aber dieſen Mangel an Thatkraft erſetzte er reichlich durch bürgerliche Tugenden, durch Gewiſſenhaftigkeit und jenen rechtlichen Sinn, die ihn gerade zum Vater ſeines Volkes machten. Kein Monarch ſtrebte weniger als er in ſeiner einfachen, ſelbſt oft trockenen Weiſe nach einer ephemeren Popularität,

und gerade in ſeinem prunkloſen Auftreten gewann er viele Herzen. War auch dieſes Berechnung, Verſtellung? Ein geiſtreicher Franzoſe (Reymond) hat vor einiger Zeit eine biographiſche Skizze des Kaiſers Nikolaus entworfen und dabei eine Parallele zwiſchen ihm und dem Kaiſer Franz in den folgenden Scenen aufzuſtellen verſucht. Er ſagt:

„Alle bekannten Anekdoten, ſelbſt jene, welche ihm zur Ehre gereichen, zeigen bei dem Kaiſer Nikolaus jene leidenſchaftliche Auffaſſung ſeiner hohen Würde, welche beinahe jedes andere menſchliche Gefühl zu unterdrücken ſchien. Nur ein Beiſpiel von vielen! Als der Kaiſer eines Tages durch die Straßen von Petersburg ging, begegnete er einem Leichenwagen, dem Niemand folgte. Man trug einen Hofdiener zu Grabe und der Czar war entrüſtet darüber, daß einer ſeiner Beamten im letzten Augenblicke ſo gänzlich verlaſſen werde. Er begleitete daher den Sarg und bald ſchloß ſich ihm eine unabſehbare Menſchenmenge an. Als nun der mit jeder Minute anwachſende Zug in die Gegend der Kathedrale von Caſan kam — erzählt ein Augenzeuge — wandte ſich Nikolaus gegen das verſammelte Volk und ſprach mit bewegter Stimme: Das Andenken an die Verſtorbenen ehrt die Lebenden; es iſt auch Gott angenehm und wohlgefällig. Es hat mich tief betrübt, zu ſehen, daß Niemand ſich gefunden, meinen Angeſtellten, der ſeine Lebenskräfte treu dem Dienſte des Kaiſers und Vaterlandes gewidmet, zu Grabe zu geleiten; ich wollte daher ſeiner irdiſchen Hülle dieſe letzte Ehre erweiſen. Doch nun rufen mich ernſte Staatsgeſchäfte und ich muß mich entfernen! — Wir ſehen hier immer nur den Kaiſer, nichts als den Kaiſer! Wie viel rührender iſt nicht das Benehmen des Kaiſers Franz in einem ganz ähnlichen Falle? Auch er traf in einer Vorſtadt Wiens auf die Leiche eines Armen, die man ohne Begleitung dem Kirchhofe zuführte. In ſeiner einfachen Art ſagte der Kaiſer zu ſeinem Adjutanten: „Folgen wir dem Sarge, denn man ſoll nicht ſagen können, ein Mitbürger ſei

aus unſerer Mitte verſchwunden, ohne daß andere Chriſten an ſeinem Grabe gebetet hätten.“ Und ohne an die „Staatsgeſchäfte“ zu denken, gelangte er zum Gottesacker, wo er knieend für Den betete, den er nie gekannt, der aber wie er durch Chriſti Blut erlöſt wurde. Er hielt keine Rede an das Volk und kehrte ſtill und ſchlicht, wie er immer war, zur Burg zurück. Denn er war nicht nur Kaiſer, er war auch Menſch und Chriſt, zwei Eigenſchaften, welche jene eines Fürſten wohl aufwiegen.“

Es hat mir einſt Jemand bemerkt, daß die meiſten Fehler des Kaiſers Franz eigentlich nur zu weit getriebene Tugenden ſeien; ſo artete ſeine allzu große Gewiſſenhaftigkeit häufig in Aengſtlichkeit, in eine gewiſſe Pedanterie aus, welche ihm bei Prüfung der Geſchäfte mehr Zeit, als nöthig, raubte. Seine an Schüchternheit grenzende Beſcheidenheit erzeugte einen allzu großen Mangel an Selbſtvertrauen, der nicht ſelten ſtörend oder zögernd auf ſeine Entſchlüſſe einwirkte. Er hielt ſich oft lange bei ſchriftlichen Ausarbeitungen auf und machte ſich ſelbſt über dieſe Art von Thätigkeit luſtig: „Wäre ich nicht Kaiſer,“ ſagte er, „ſo hätte man mich vielleicht doch als ziemlich brauchbaren Hofrath anſtellen können.“ Seine Ordnungsliebe wurde ihm als Mangel an Großmuth, ſeine Sparſamkeit als Geiz und Engherzigkeit ausgelegt, und in der That war ſein Aufwand wie ſeine bei vielen Gelegenheiten in Anſpruch genommene Freigebigkeit nicht immer im Einklange mit ſeiner kaiſerlichen Würde. Aus all dieſen Beobachtungen zog man nun häufig den Schluß, daß der Kaiſer Schätze ſammle und ſeine Hand ſich nicht großmüthig genug zur Austheilung von Gnadengeſchenken oder zu Spenden an Verunglückte und Nothleidende öffne. Ich hatte deßhalb in dem von mir entworfenen Bilde des Kaiſers Franz (Erinnerungsblätter S. 8) bemerkt: „Ueber die angebliche zu weit getriebene Sparſamkeit des Kaiſers ſteht mir kein Urtheil zu; nur halte ich die Gerüchte von fabelhaften Summen, welche er hinterlaſſen haben ſoll, für lächerlich

und übertrieben.“ — Ueber dieſe Stelle ging mir nun von beſſer unterrichteter Seite eine Berichtigung zu, welche ich glaube hier einſchalten zu müſſen. Es waren nämlich drei Kaſſen, aus welchen Kaiſer Franz ſeine Bedürfniſſe beſtreiten konnte. Die Staatskaſſe nahm er unglaublich wenig in Anſpruch, und die Summen, welche er daraus bezog, überſtiegen kaum die Civilliſte mancher kleinen deutſchen Fürſten. Die Familienkaſſe, ein von Franz I. und Maria Thereſia gegründetes Vermögen, verwaltete der Kaiſer nur, ohne je etwas davon für ſich ſelbſt zu verwenden, vermehrte es vielmehr durch Erſparniſſe mit beträchtlichen Kapitalien. Die Privatkaſſe endlich, durch Erbſchaften entſtanden, war nie im Stande, den vielfachen Anforderungen zu genügen; er nahm daher in dringenden Fällen zu Anleihen bei der reich dotirten Familienkaſſe ſeine Zuflucht und verzinſte dieſe ſelbſt regelmäßig. Bei der ängſtlichen Scheu, mit welcher er die von ihm ſelbſt gezogenen Grenzen ſeiner Ausgaben nicht zu überſchreiten wagte, fanden immer mehr Einſchränkungen ſtatt und wurde der Aufwand für den Hofhalt immer geringer. Es ergab ſich daher, daß bei des Kaiſers Ableben deſſen Privatkaſſe mit Schulden belaſtet war, und dieſe ſelbſt Ausgaben beſtritten hatte, welche das Aerar hätte übernehmen ſollen. Die Auseinanderſetzung der Verlaſſenſchaft wurde deßhalb eine ungemein ſchwierige und erſt nach 17 Jahren beendet. Uneingeweihte, welche mit den Verhältniſſen dieſer verſchiedenen Kaſſen wie mit der Art der Verwendung der Gelder nicht näher bekannt waren, konnten ſich daher leicht zu irrigen Vermuthungen verleiten laſſen.

Franz II. hatte auf dem, ſeinem kaiſerlichen Oheime Joſeph II. errichteten Denkmale unter anderen Inſchriften die Worte eingraben laſſen: „Er widmete ſich nicht lange, aber ganz (non diu, sed totus) dem Staatswohl.“ Was Joſeph nur kurze Zeit angeſtrebt, — die ſtrengſte Erfüllung ſeiner Regentenpflichten — machte Franz zur Aufgabe ſeines langen Lebens. Er widmete ſich ganz,

mit vollen Kräften ſeinem erhabenen Berufe, und es war daher auch natürlich, daß ihm ein großer Theil der Bevölkerung ſeines Reiches dieß raſtloſe Streben mit dankbarer Verehrung vergalt. Es ſchien ſich ſeine Verwaltung dem nie erreichten Ideale einer väterlichen Regierung möglichſt zu nähern: Es war ein Familienverhältniß in die Herrſchaft übertragen. Was zwei Generationen erlebt und geachtet, kann nicht auf Täuſchung beruhen. Unſere Zeit aber iſt für ſolche Eindrücke von Pietät nicht mehr empfänglich; ſie überſchüttet ſie mit Hohn oder greift zu gehäſſigen Auslegungen.

Einfach und ſchlicht, wie der Kaiſer ſelbſt, war damals auch die Hofhaltung, ſelten Feſte oder Ceremonien, und der frühere Glanz, die großartige Gaſtfreundſchaft, wie ſie die Wiener Burg zur Congreßzeit entfaltete, wich immer mehr einer ſtillen Häuslichkeit. Der Kaiſer, nach einem bewegten Leben, ſehnte ſich nach Ruhe und überließ ſich nur der gewohnten Geſchäftsthätigkeit. Repräſentationen, rauſchende Hoffreuden waren nicht nach ſeinem Geſchmack, und ſelbſt die früher gebräuchlichen Förmlichkeiten, Kirchengänge, Auffahrten, Gallatage verſchwanden immer mehr. Die Kaiſerin empfing Damen in verſchiedenen Abtheilungen und gab kleine Bälle in ihren Gemächern; größere Hoftafeln fanden nie ſtatt. Sonderbarer Weiſe ertheilte der Kaiſer auch fremden hochgeſtellten Damen oder Bräuten aus fürſtlichen Geſchlechtern Audienzen in den frühen Morgenſtunden. Außer den Praterfahrten, einem kurzen Beſuche in dem Blumengarten und dem Burgtheater gönnte ſich der Kaiſer keine andere Erholung. Die höhere Geſellſchaft, das diplomatiſche Corps kam daher immer weniger mit dem Hofe in Berührung, und es vergingen oft Monate, ehe ſich eine Gelegenheit ergab, ſich den Majeſtäten nähern zu können. Die Hofburg ſelbſt mit ihren vielen Gängen, Treppen und Nebengebäuden bildete ein in ſich ſelbſt abgeſchloſſenes Ganze, eine Stadt im Kleinen. Hier war nun Alles auf die kleinlichen Intriguen und Klatſchereien des Tages beſchränkt, und

ſelten nur machte ſich irgend ein Einfluß in wichtigeren Dingen geltend. Mit den Miniſtern und Oberhofchargen kam der Kaiſer, ſeltene Fälle ausgenommen, nur in den Geſchäftsſtunden zuſammen; in jeder Woche wechſelten die beiden Kämmerer vom Dienſte. Keine Männer von Bedeutung und Geiſt waren in der näheren Umgebung des Hofes; nie ſprach man da weniger von Politik und öffentlichen Angelegenheiten; nie hörte man ſeltener von beſonderen Gnadenbezeugungen, Begünſtigungen, Kabalen u. dgl. Kutſchera war lange Zeit der Mittelpunkt, um den ſich die ſubalterne Hofwelt drehte. Er hatte den Vortrag beim Kaiſer in Militärſachen, und täglich konnte man ihn auf der Baſtei mit dem Kaiſer, dem er an Geſtalt und Kleidung ähnlich, ſpazieren gehen ſehen. Vielen erſchien es unbegreiflich, wie der ſittenreine, rechtliche Monarch einen Generaladjutanten ſo lange in ſeiner unmittelbaren Nähe behalten konnte, der in mancher Beziehung keines vortheilhaften Rufes genoß und gründlich verhaßt war. Der Kaiſer aber hatte nach der Reihe ſeine früheren Vertrauten, Wrbna, Duka u. a., verloren, nur Kutſchera war ihm geblieben, und es feſſelte ihn lange Gewohnheit an denſelben. Ueber einen alten etwas aufgeblaſenen Hofdiener pflegte der Kaiſer lächelnd zu bemerken: „Wenn ich nur einmal Sonntags wäre, was ſich M.... am Werktage zu ſein einbildet!“ —

Die Kaiſerin Karoline Auguſte ſah man immer in der Nähe ihres Gemahls; ſie begleitete ihn auf Reiſen, erheiterte, pflegte ihn mit liebevoller Sorgfalt. Ihre Herzensgüte erſtreckte ſich nicht nur auf ihre nächſte Umgebung; ihr Hang zum Wohlthun kannte keine Grenzen und ſteht heute noch nicht im Verhältniſſe zu ihren beſchränkten Mitteln. Sie verſagte ſich eher alles, um Thränen zu trocknen, und Familien dem bitterſten Elende zu entreißen. Immer ſind auf ihren Befehl einige Untergebene beſchäftigt, die zahlreichen Bittgeſuche zu prüfen, und wahre Noth auszuſpähen. Eine beinahe kindliche Anhänglichkeit bewahrte

Karoline Auguſte ihrer Erzieherin, der Gräfin Kamille Mühlenfels-Andlaw, und es iſt gewiß ein ſchöner Zug, daß das Bild derſelben in dem Wohnzimmer der Kaiſerin zwiſchen den Porträten der königlichen Eltern hängt. Dieß Gefühl dankbarer Erinnerung an alte Freunde und Diener theilt die hohe Frau mit ihren erlauchten Geſchwiſtern.

Von den Kindern des Kaiſers bewohnten damals der Kronprinz, der Erzherzog Franz Karl nebſt der Erzherzogin Maria Anna die Burg; ihnen ſchloß ſich ein Enkel, der Liebling des Kaiſers, der Herzog von Reichſtadt, an. Ein Jahr vor meiner Ankunft hatte ſich der zweite kaiſerliche Prinz mit der Prinzeſſin Sophie von Bayern vermählt, eine Ehe, welche bis 1830 kinderlos blieb.

Ueber den Kronprinzen war es zu jener Zeit nicht leicht, ſich eine richtige Meinung zu bilden. Es war wenig von ihm die Rede, man ſah ihn nur ſelten, und wußte, daß er von Staatsgeſchäften fern gehalten, ſehr zurückgezogen lebte. Sein Aeußeres, mehr ungewöhnlich und auffallend, als geradezu häßlich, nahm nicht für ihn ein. Die Urtheile über ſeine Geiſtesgaben waren ſehr verſchieden; wenn ihm Alle Herzensgüte, einen edlen Charakter nicht abſprachen, ſo hielten ihn doch Viele für gänzlich unfähig, phyſiſch und moraliſch gedrückt, ohne Thatkraft und eigenen Willen; Andere behaupteten wieder, daß weit mehr in ihm verborgen liege, als man glaube, Kränklichkeit, natürliche Schüchternheit ihn verhinderten, ſeine beſſeren Eigenſchaften hervortreten zu laſſen. Dieſe Anſichten wurden bald zur Parteifrage; man ſprach von der angeblichen Ausſchließung des Kronprinzen in der Nachfolge, man verbreitete abſichtlich Gerüchte, welche ihn als unterdrückt, als Opfer von Hofintriguen, zum geiſtlichen Stande beſtimmt bezeichneten. Die Folge hat hinreichend bewieſen, wie unbegründet alle dieſe Vermuthungen waren, und wie man weder durch Zwang, noch auf anderen Umwegen es verſucht, dem Kronprinzen das angeſtammte Thronrecht zu entziehen.

Ebenſo ſtill und von Staatsfragen, wie von geſelligen Kreiſen unberührt, lebte das junge erzherzogliche Ehepaar. Gänzlich unzugänglich aber war die arme Erzherzogin Maria Anna, welche bis zu ihrem 50. Jahre mit dem Familienübel zu kämpfen hatte.

Am meiſten Leben brachte die muntere Laune des Herzogs von Reichſtadt in den kaiſerlichen Kreis. Er war, ein ſchöner Knabe, ſchnell herangewachſen und man konnte ſeinen dringenden Bitten nicht widerſtehen, ihn mit einer Uniform zu bekleiden. Lebhaft, mit dem vollen Feuer der Jugend ergriff er ſeinen neuen Stand, und ſein raſtlos thätiger Geiſt verzehrte allzu raſch die ihm nur ſpärlich zugewieſenen phyſiſchen Kräfte. Der Prinz erſchien zum erſtenmal in der Geſellſchaft bei dem engliſchen Botſchafter. Von jener Zeit an hatte ich öfters das Glück, ihn auf Bällen oder im Parke zu Baden zu ſprechen, und jedesmal erfreute ich mich an den edlen Geſichtszügen, dem ſeelenvollen Auge und ſeinem ganzen ſo überaus einnehmenden Weſen. Es fanden viele Verſuche Unberufener ſtatt, ſich dem Herzoge zu nähern, beſonders drängten ſich Franzoſen an ihn; doch außer Marſchall Marmont, der ihm Kriegsgeſchichte vorlas, fand Keiner Zutritt. Die Dichter Mery und Barthelemy waren nach Wien gekommen, um ihm ihr Heldengedicht „Napoléon en Egypte“ zu überreichen. Sie wurden nicht vorgelaſſen, und rächten ſich dafür durch ein albernes Gedicht: „Le fils de l'homme.“

Von den Brüdern des Kaiſers bewohnte nur der Erzherzog Ludwig die Burg. Sein Aeußeres iſt ernſt, beinahe abſchreckend; auch er lebte wie der Kaiſer, deſſen volles Vertrauen er beſaß, nur den Staatsgeſchäften, war Generaldirektor der Artillerie, gab oft Audienzen und war nicht ſelten ſeines kaiſerlichen Bruders Stellvertreter. Voll ruhiger Würde, gründlicher Kenntniſſe, wie alle Erzherzoge wiſſenſchaftlich gebildet, iſt Ludwig jetzt (1862) der einzige noch lebende der vielen Söhne Kaiſers Leopold II.

Zwei Erzherzoge lebten fortwährend in Wien, Karl in seinem ererbten Palaste auf der Bastei, Anton Victor als Großmeister in dem Gebäude des deutschen Ordens. — Dem Erzherzog Karl hatte die Vorsehung ein eigenes Geschick zugedacht. Schon mit 24 Jahren der Held des Tages, später der Sieger in vielen Schlachten zog er sich vor dem 40. Jahre von dem öffentlichen Leben zurück. Gouverneur von Mainz, Generalkapitän von Böhmen, Feldmarschall übte er diese Funktionen nie anhaltend aus. Mit einem Muthe, der jenem auf dem Schlachtfelde gleich kam, und stoischer Ausdauer überwand er durch Hungerkur und andere heroische Mittel das Erbübel. Nach völliger Heilung heirathete er 1815 die schöne Prinzessin Henriette von Nassau. Sie gehörte jenen seltenen Frauen an, deren edle Bestimmung es ist, das Glück einer ganzen Familie zu gründen. In ihrem Innern zärtliche Gattin, eine von lieblichen Kindern umgebene Mutter, war sie in der Welt die graziöse, geistreiche Fürstin. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen der herrlichen Bälle in der unabsehbaren reichbeleuchteten Reihe von Zimmern des Palastes, wo die Herren in Civil, die Damen in den reizendsten Toiletten erschienen. Es vereinigten diese Feste den Schimmer des Hofes mit der freien Ungezwungenheit der Privatunterhaltungen. Nicht minder anziehend waren die Empfangtage auf der schön gelegenen Weilburg. Auch sah der Erzherzog öfters Leute zur Audienz, und gab kleine Diners. Seine Persönlichkeit selbst gehörte nicht zu den angenehmsten. Er war klein, und sein früh gealtertes Gesicht nahm einen Ausdruck von Strenge und Ernst an, den nur seine natürliche Leutseligkeit milderte. Seine Conversation war lebhaft, geistvoll, sein Gedächtniß so treu als die Geschichte, welche die Erinnerungen an seine glänzenden Thaten aufbewahrt. Er schrieb fleißig an den Kriegs-Memoiren und anderen militärischen Werken, und umgab sich gern mit seinen reichen Kunstschätzen, wie mit einfachen Naturgenüssen. Ohne große Lebensbedürfnisse, Feind allen Prunkes, ging er meist

ganz ſchlicht in Civil, und gar oft begegnete man ihm allein, oder mit ſeinen Kindern ohne weitere Begleitung. Seine Stellung, dem Kaiſer, dem Hofe, der Armee gegenüber, war eine ganz eigenthümliche. Die Urtheile über ſeine frühere Thätigkeit, ſo gerechten Anklang ſie auch im Allgemeinen fand, gingen doch in manchen Dingen ſo ſehr auseinander, daß man von einem durch den Hof nicht begünſtigten Anhange des Erzherzogs ſprechen konnte. Eines Tages wurde man durch die Nachricht erſchreckt, daß die Erzherzogin Henriette von einem Scharlachfieber befallen worden, welches ſie beim Einkaufe von Weihnachtsgeſchenken geerbt haben ſollte. Einige Tage nachher war ſie eine Leiche. Die Art der Krankheit ſowohl, als der Umſtand, daß die Verſtorbene nicht der katholiſchen Kirche angehörte, ließen Bedenken gegen die gewöhnliche Ausſtellung auf dem Paradebette in der Burgkapelle, wie gegen die Beiſetzung in der Gruft der Kapuziner erheben. Aus Furcht vor Anſteckung unterblieb die feierliche Ausſtellung; über die Frage des Begräbniſſes aber entſchied der Kaiſer mit den Worten: „War ſie im Leben die treue Gattin meines Bruders, die Mutter ſeiner Kinder, ſo ſoll ſie auch einſt im Sarge neben ihm ruhen.“ Der Erzherzog überließ ſich ſeinem nur allzu gerechten Schmerze, der Hof, die Stadt einer wahren Beſtürzung. Von den vier Söhnen und zwei Töchtern war die älteſte, Erzherzogin Thereſe, kaum 13 Jahre. Weniger ſchön und ſchlank als ihre Mutter, hatte ſie ein freundliches Aeußere, und ſtand ihrem Vater tröſtend zur Seite, während der Erzherzog ſelbſt in der ſorgfältigen Erziehung ſeiner Söhne, in der Verwaltung ſeiner ausgedehnten Güter und litterariſchen Arbeiten Zerſtreuung ſuchte. Nur einmal ſah man ihn noch in jener Zeit in der Mitte ſeiner früheren Kriegsgefährten erſcheinen. Es war 1828 im Lager zu Traiskirchen, wo er eines Abends unerwartet im Wagen mit ſeinen Kindern erſchien, und mit nicht enden wollendem Jubel begrüßt wurde. Rührend endlich war, wie der alte Erzherzog bei dem

Ordensfeste des goldenen Vließes 1830 seinen ältesten Sohn als neu aufgenommenen Ritter herzlich umarmte.

Unter allen Erzherzogen genoß aber Anton Victor der entschiedensten Popularität. Man konnte dem freundlichen Manne mit der stets heiteren Miene täglich in den Straßen Wiens begegnen. Er war der liebenswürdigste Gesellschafter und in seinem geistlichen Ritterthume trat mehr die chevalereske Seite hervor. Mit Leidenschaft den Blumen und Blüthen jeder Art ergeben, weihte er sein Leben in behaglicher Ruhe der Huldigung des Schönen. Beschützer der Künste stand er im Winter an der Spitze des immer mehr aufblühenden Musikvereins, während er im Sommer seine schönen botanischen Gärten pflegte und die jährlichen Blumenausstellungen leitete. Alle Musiker, Maler, Dichter, Gärtner fanden in ihm einen freundlichen Mäcen, alle Bedrängten einen großmüthigen Beschützer. Der Erzherzog Anton besuchte regelmäßig alle Theater, Redouten und öffentlichen Vergnügensorte, man konnte ihn überall treffen, wo es fröhliche Gesichter gab, und er war, freigebig und leutselig, des Wohlwollens, das er auf Alle übertrug, auch von Jedermanns Seite gewiß. Auch im Kreise der kaiserlichen Familie war er, seiner erheiternden Munterkeit wegen, immer gern gesehen. Doch mehr als an alle diese vorübergehenden Eindrücke verbindet sich noch ein dauernderes Verdienst mit seinem Andenken: der Erzherzog stellte mit aufopfernden Bemühungen den deutschen Orden in Oesterreich wieder her. Er starb wenige Wochen nach seinem kaiserlichen Bruder (1835) und sein Tod ließ im Wiener Leben eine große, nicht zu ersetzende Lücke zurück.

Die anderen Brüder des Kaisers: Joseph, Rainer, Johann und Rudolph, machten zu jener Zeit nur seltene Erscheinungen in Wien. Der Erzherzog Joseph, so lange Jahre Palatin von Ungarn, stand diesem schwierigen Amte mit Klugheit und Geschick vor. Ich sah ihn selbst im Jahre 1827 den Reichstag in Preßburg mit unparteiischer Würde präsidiren. Ruhig saß die

Ehrfurcht gebietende Geſtalt mit dem weißen Schnurrbarte in der Mitte der Magnaten und Biſchöfe, umringt von einer lärmenden Verſammlung, wie man ſie nur dort fand. Wenn die Feinde des Palatins ihm Unentſchloſſenheit, Nachgiebigkeit vorwarfen, ſo haben die nachfolgenden Ereigniſſe gezeigt, daß man nur ſeiner Umſicht und genauen Kenntniß des Landes die Ruhe verdankte. Der Erzherzog-Palatin war dreimal verheirathet, und da jede ſeiner drei Gemahlinnen einer anderen chriſtlichen Confeſſion angehörte, aber keine katholiſch war, ſo bemerkte der Kaiſer Franz ſcherzend: „Wenn mein Bruder nur nicht noch einmal Wittwer wird, denn ich fürchte, er werde dann wohl eine Jüdin nehmen.“ Den Erzherzog Rainer hielt ſeine Stellung in Italien meiſtens fern. Ziemlich ſpät mit der ſchönen Prinzeſſin Carignan verheirathet, ſah er ſich dennoch bald von einer zahlreichen Familie umgeben. Man rühmte ſeine Milde und wirkungsreiche Thätigkeit.

Der Erzherzog Johann ſchien es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben, das kleine Steyermark zu beglücken. Hier in der großartigen Alpenwelt, unter guten, ihm ergebenen Menſchen war ihm wohl. Alle ſeine Kräfte, reichliche Wohlthaten wandte er dem armen Lande zu, und die Stadt Gratz zeigt in Sammlungen und Anſtalten gar viele Beweiſe fürſtlicher Freigebigkeit. Johann war der ſchönſte unter ſeinen Brüdern und noch im vorgerückten Alter war ſeine Haltung edel; er hatte regelmäßige Züge, einen verſtändigen Blick. Das beſte Bild von ihm ſtellt ihn in der Tracht eines Gemſenjägers vor, wie er ſinnend vom hohen Felſen in das Thal ſchaut. Auf dem romantiſch gelegenen Gute Brandhof lebte er ſeinem Hauptvergnügen, der Jagd. Mit einer Steyererin aus niederem Stande vermählt, zeigte er auch hierin ſeinen Unabhängigkeitsſinn, und verband ſich dadurch nur noch feſter mit den Gebirgsbewohnern. Noch lebt ein Sohn dieſer Ehe — der Graf von Meran.

Der Erzherzog Rudolph endlich, Cardinal-Erzbiſchof von

Olmütz, unterlag ſchon im Jahre 1831 der furchtbaren Krankheit, welche die ſpaniſche Ludowica in das Kaiſerhaus gebracht hatte.

Alle dieſe Erzherzoge, an Charakter und Berufsthätigkeit ſo verſchieden, waren gebildet, beliebt, nützlich in ihrer Sphäre; jeder hatte ſich irgend ein Studium erwählt, das er mit Vorliebe betrieb. Verehrung und Anhänglichkeit umgab die Mitglieder des Regentenhauſes, und wurde manchmal ein Witz, eine Satyre über ſie bekannt, ſo waren dieſe, wenn auch oft derb, doch nie verletzend. Die Wiener Gemüthlichkeit ließ nie die Unſitte aufkommen, hochgeſtellte Perſonen mit boshaftem Spotte oder gemeinen Karikaturen zu verfolgen.

Von den auswärts lebenden Töchtern des Kaiſers ſah man öfter die Herzogin von Parma, Marie Louiſe, in Wien. Sie erſchien mir bedeutend verändert, die Jugendfriſche, worin eigentlich immer nur ihre Schönheit beſtanden, war einer Bläſſe und Magerkeit gewichen, welche die ihrer Familie eigenthümlichen Züge bei ihr nur immer unvortheilhafter hervortreten ließen. Graf Neipperg war aus ihrem Ehrencavalier der Gemahl geworden und immer in ihrem Gefolge. Ich ſah den General nur ſelten; er war ein Mann von Welt, aber von nicht ſehr freundlichem Aeußern; ein Auge, das er verloren, war mit einer ſchwarzen Binde bedeckt. Sein Verſtand, ſeine Leutſeligkeit wie ſeine militäriſchen Verdienſte waren bekannt. Die Kinder dieſer Ehe, in Italien erzogen, erhielten den Namen Montenuovo. Auch die Erzherzogin Clementine erſchien öfters in Wien an der Seite ihres wohlbeleibten, lebensluſtigen Gemahls, des Prinzen Leopold von Salerno. Ebenſo die jüngere Schweſter, die ſchwächliche, mit dem Prinzen Friedrich von Sachſen vermählte Karoline. Im fernen Braſilien ſtarb damals die Kaiſerin Leopoldine, Don Pedro's Gemahlin, eines frühen Todes. Weite Entfernung über Land und Meer, Kränklichkeit, viele Sterbfälle ließen den Kaiſer eigentlich ſeiner Familie nie recht froh werden.

Die Monotonie des Wiener Hoflebens wurde häufig durch den Beſuch hoher Gäſte unterbrochen. Bei meiner Ankunft traf ich die Königin Karoline von Bayern, welche jedoch, da ſie erſt vor wenigen Monaten Wittwe geworden, in tiefer Trauer und Zurückgezogenheit lebte. Zu jener Zeit ſah man auch in Wien eine Schweſter des Kaiſers mit dem Prinzen Anton von Sachſen, ihrem Gatten, zwei Geſtalten, welche einer längſt vergangenen Welt anzugehören ſchienen.

Der Infant Karl von Bourbon, Herzog von Lucca, bewohnte längere Zeit mit ſeiner Familie das Kinsky'ſche Palais auf der Freiung. Er war meiſtens auf Reiſen, da ihn ſein ſchönes Land, das er einſt mit Parma vertauſchen ſollte, nicht anzog; eine Schilderung des Charakters dieſes bizarren Herrn, jedenfalls nicht ohne Intereſſe, muß der Zukunft vorbehalten bleiben. Die Geſchichte wird ihm wohl den Beinamen des „Unſtäten" geben. Die Herzogin, mit einem leidenden Ausdrucke in den edlen Zügen, war eine der drei Schweſtern, den letzten Sprößlingen des alten ſavoyiſchen Königsgeſchlechts, welche Frömmigkeit und Neigung eher zum Kloſterleben beſtimmten; doch zierten ſie auch ihre Throne durch leuchtende Tugenden. Die eine ſtarb bekanntlich im Rufe der Heiligkeit 1836 als Königin von Neapel, die zweite iſt ſeit 1831 mit dem Kaiſer Ferdinand vermählt. Der Sohn des Herzogs von Lucca, damals 10 Jahre alt, ein herrlicher Junge, berechtigte zu Hoffnungen, welche er leider nicht erfüllen ſollte.

Die Streitigkeiten mit der engliſchen Krone, die Zerwürfniſſe mit dem Grafen Münſter führten den Herzog Karl von Braunſchweig nach Wien. Früher von Karlsruhe her mit ihm bekannt, kam ich hier beinahe täglich in ſeine Geſellſchaft, um ſo mehr, da er die Thätigkeit der badiſchen Geſandtſchaft für ſeine Angelegenheiten in Anſpruch nahm. Der ſechsmonatliche Aufenthalt dieſes Prinzen gehört nicht zu den erfreulichen Erinnerungen

meines Lebens. Das Benehmen des Herzogs entbehrte jeder Würde, und selbst bei Hofe, wo er doch freundlich, wie ein Verwandter aufgenommen wurde, mußte er sich öftere Zurechtweisungen gefallen lassen. Jugendlicher Uebermuth mag Manches entschuldigen, nur darf er nicht in Herzlosigkeit ausarten; muthwillige Streiche gehen dabei gar zu leicht in bübische über. Das k. k. Kabinet unterstützte seine zum Theil gerechten Ansprüche lebhaft, erntete aber später wenig Freude an seinem Schützlinge. Bald nachher kam auch der Herzog Wilhelm nach Wien und besuchte es regelmäßig in späteren Jahren.

Um den Palastintriguen in Lissabon zu entgehen, war der Infant Dom Miguel 1825 nach Oesterreich gekommen. Seine äußere Erscheinung machte einen günstigen Eindruck, die Erziehung war aber auffallend vernachlässigt. Er lebte still, von heimischen wie österreichischen Offizieren und Lehrern umgeben, in einem Privathause. Als nun im März 1826 König Johann VI., sein Vater, starb, veränderte sich auch Dom Miguel's politische Lage. Er sah sich erstaunt vom portugiesischen Throne verdrängt, Bräutigam seiner Nichte Donna Maria da Gloria, die er nie gesehen und nur durch sie und die dem Lande verliehene Verfassung zum Regenten und König erklärt. Der Infant fügte sich scheinbar diesen willkürlichen Bestimmungen, er wurde mit dem portugiesischen Gesandten Villa Secca durch Prokuration verlobt, eine durch die späteren Ereignisse beinahe lächerlich gewordene Ceremonie.*) Von nun an bezog Dom Miguel die Hofburg und wurde als Prinz vom Hause behandelt. Bei der Audienz, welche er dem diplomatischen Corps ertheilte, benahm er sich in seiner schönen Uniform mit Gewandtheit und Takt; augenscheinlich hatte der dreijährige Aufenthalt in Wien vortheilhaft auf den Prinzen eingewirkt. Ich sah ihn den 6. Dezember 1827 bei einbrechender Dunkelheit eine

*) Erinnerungsblätter S. 49 bis 54.

Stadt verlaſſen, in welcher ſich ſeine künftigen Geſchicke entſchieden hatten, und konnte damals nicht ahnen, daß ſie einen ſo ganz anderen, als den allgemein erwarteten Verlauf nehmen ſollten. Unter den Begleitern des Infanten ſprach mich Graf Villa-Real am meiſten an; es war nicht möglich, feiner und gebildeter zu ſein, als dieſer ausgezeichnete Portugieſe, dem auch deutſche Sitte und Sprache nicht fremd waren. Dom Miguel ſelbſt ſah ich ſeither nie wieder.

Anfangs des Jahres 1827 wurde Prinz Guſtav von Schweden aus Italien als Oberſt zu einem Infanterieregiment (J. Gyulai Nr. 60) verſetzt. Nicht ohne Theilnahme ſah man ihn hier zugleich mit dem Herzog von Reichſtadt ſich in militäriſchen Waffen üben, zwei junge Prinzen, die, ſo verſchieden auch ihre Lage, doch ein gemeinſames Schickſal getroffen. Prinz Guſtav, überall mit freundlicher Zuvorkommenheit bei Hof wie in der Geſellſchaft empfangen, lebte ſich bald in ſeine neue Stellung ein, fand es aber gerathen, ſtatt des bisherigen, den Titel Prinz von Waſa anzunehmen. Zwei Jahre ſpäter trafen auch die beiden Prinzeſſinnen Amalie und Cäcilie von Schweden in Wien ein und bezogen mit ihrem Bruder das ſchöne Auerspergiſche Gebäude am Joſephſtädter Glacis.

Von den heſſiſchen Prinzen hatte ſich Georg, morganatiſch mit einer Ungarin vermählt, in Wien niedergelaſſen; auch ſein Neffe Karl war in öſterreichiſche Militärdienſte getreten, ein ſanfter, vortrefflicher Prinz, beliebt und geachtet, wie er es verdiente. Prinz Emil endlich war k. k. Feldmarſchalllieutenant und Regimentsinhaber geworden, ein Herr ſo groß an Geiſt, als klein von Geſtalt, mit ausdrucksvollen Geſichtszügen und dem feinſten Benehmen. Er bildete mit zwei anderen, immer gern in Wien geſehenen deutſchen Fürſten ein Kleeblatt ſeltener Art; es waren dieß die leider ſo früh verſtorbenen, noch heute ſchmerzlich vermißten Herzog Wilhelm von Naſſau und der XIX. Reuß

(Greiz). Zur Zeit der Lager und Truppenübungen trafen auch immer preußiſche und andere norddeutſche Prinzen ein. Endlich ſchlug die verwittwete Herzogin von Anhalt-Köthen, — geborne Gräfin von Brandenburg — welche katholiſch geworden war, ihren bleibenden Wohnſitz in Wien auf.

Auf die meiſten der vorſtehenden hochgeſtellten Perſonen, denen ich ſo oft auf meinen Lebenswegen begegnete, werde ich noch im Laufe dieſer Aufzeichnungen zurückkommen müſſen. Je mehr bei ihnen Charakter und Handlungsweiſe hervortreten, um ſo vielgeſtaltiger und ſchneller bilden ſich die Anſichten der Menge und verbreiten, prägen ſich oft, gleich Vorurtheilen, ein. Man übertreibt, bemächtigt ſich dieſer Meinungen als eines willkommenen Stoffes zur tendenziöſen Ausbeutung irgend eines Zweckes, gefällt ſich in Vergleichen oder Antitheſen und erhält dabei nur ein durch Parteileidenſchaften getrübtes Bild. Den fürſtlichen Perſonen iſt es aber, bei eigenthümlichen Verhältniſſen und mehr abgeſchloſſener Lebensweiſe, nur ſelten möglich, nachtheilige oder irrige Gerüchte durch einen, ihren beſſeren Eigenſchaften entnommenen Gegenbeweis zu widerlegen. Es iſt deßhalb Aufgabe wie Pflicht eines unbefangenen Augenzeugen, gleich weit entfernt von bannaler Bewunderung oder höfiſcher Schmeichelei, wie von unbilliger Tadelſucht, hiſtoriſcher Wahrheit Geltung zu verſchaffen.

Das diplomatiſche Corps, mit dem ich nun zunächſt in Berührung kam, war 1826 ſehr zahlreich, doch wechſelten ſeine Mitglieder beſtändig, und während der vier folgenden Jahre hatte es ſich, mit wenigen Ausnahmen, beinahe völlig erneuert. Ich habe an einem anderen Orte*) die Stellung dieſes Corps angedeutet und Skizzen von einigen Botſchaftern entworfen. Unter den Geſandten war es der bayeriſche, Graf Bray, deſſen

*) Erinnerungsblätter S. 15 bis 22.

Haus ebenſo gaſtfrei, als ſein Familienzirkel angenehm war. Er verheirathete ſeine älteſte, liebenswürdige Tochter mit dem preußiſchen Geſandten v. Malzahn, eine Ehe, welche leider deſſen allzu früher Tod bald wieder trennte. Malzahn's beſcheidenes, beinahe ſchüchternes Auftreten ließ bei dem erſten Begegnen die ſtaatsmänniſchen Fähigkeiten dieſes ausgezeichneten Diplomaten nicht vermuthen. — Mit wenig angenehmen Formen verband der ſardiniſche Abgeordnete, Graf Pralorme, einen feſten Charakter, umfaſſende Kenntniſſe. Für das Trockene in ſeinem Umgange entſchädigte die Lebhaftigkeit ſeiner Frau, einer gebornen Saint-Marſan. — Von dem neapolitaniſchen Fürſten Caſſaro war weniger die Rede, als von den drei Töchtern, die ihn begleiteten, und von denen zwei, verheirathet, mit den Wiener Damen einen ſeltenen Wettkampf in Schönheit und Eleganz aufnahmen. — Dänemark vertrat der edle, ſchöne Greis Graf Bernſtorff, Schweden der ungeſtüme Löwenhielm. — Von den kleineren deutſchen Bundesſtaaten war für Heſſen-Darmſtadt der beliebte Fürſt Adolph Wittgenſtein accreditirt, doch ſelten anweſend, Merveldt für Hannover, Münchhauſen für Kurheſſen. Der ehrenwerthe Graf Zepplin, welcher als württembergiſcher Bevollmächtigter den talentvollen Grempp abgelöſt hatte, fand in Wien ſein Grab. — Neben Tettenborn war der ſächſiſche Geſandte, Graf von der Schulenburg-Kloſterrode, der ſtabilſte. Von der Congreßzeit an in Wien beglaubigt, verließ er auch dieſe Stadt nicht, als er ſich 1830 vom Staatsdienſte zurückgezogen. Schulenburg gehörte der Klaſſe jener geiſtreichen, aber auch vielfach in eigenen Ideen befangenen Staatsmänner an, deren Thätigkeit ſich nicht über eine gewiſſe Richtung zu erheben vermag, und daher oft verkannt wird. Streng an den Grundſätzen der alten politiſchen Schule feſthaltend, verabſcheute er alle neueren Inſtitutionen, ſelbſt bis auf ihre modernen Ausdrücke. Auch für die großen Begebenheiten der Jahre 1814 und 1815

begeiſterte er ſich nicht wie Andere und ſchloß ſich mehr der nüchternen Auffaſſung des Wiener Kabinets an, das überall nur das Mögliche erſtreben wollte. Seine 15jährige politiſche Wirkſamkeit konnte nur eine geringe ſein; was er in Wien leiſtete, geſchah, wie bei den meiſten Geſandten kleiner Höfe in großen Staaten, nur durch ſeine Perſönlichkeit. Er beklagte das Mißgeſchick ſeines Landes, ohne es ändern zu können, und war rührig, wo es galt, ſeinem Hofe zu nützen. Seine Blicke waren jedoch immer mehr der größeren europäiſchen Politik zugewendet, deren Phaſen er mit lebhafter Theilnahme verfolgte. In gewiſſen geſelligen Kreiſen war Schulenburg nicht ohne Einfluß, verkehrte viel mit Metternich, mit dem ihm verwandten Hatzfeldiſchen Hauſe, und bewegte ſich am liebſten in jener anziehenden Cotterie, in der er übereinſtimmender Geſinnungsweiſe begegnete. Mitten in dieſer erwünſchten Thätigkeit wurde er durch die Juliereigniſſe aufgeſchreckt; er vermochte es nicht, Grundſätze, die ihm bis zum 60. Jahre als wahr und gut erſchienen, zu verleugnen, mißbilligte laut, was in Sachſen geſchah, ſagte ſich von jeder Verbindung mit Dresden los und lebte fortan, ſich in die Nothwendigkeit fügend, als Privatmann nur dem behaglichen Genuſſe der Güter, die ihm geblieben. Erſt in ſpäterer Zeit traf ich öfters mit ihm zuſammen, erfreute mich an ſeinen unterrichtenden Geſprächen, an der Fülle ſeiner Erfahrungen und tauſchte politiſche wie literariſche Gedanken mit ihm aus. Doch fehlte ſeinem Geiſte die Gabe einer höheren Auffaſſung. Es ging bei ihm Alles mehr in's Kleinliche über, und ſelbſt ſein Intereſſe an den Tagesereigniſſen war eher die Befriedigung einer augenblicklichen Neugierde, ein politiſch-geſelliges Geklatſche. Dennoch war ſeine Converſation, individuell gefärbt, nicht ohne einen gewiſſen Reiz. Schulenburg benützte ſeine freien Stunden zu ſchriftlichen Ausarbeitungen. In der Geſchichte ſprachen ihn Biographien und genealogiſche Forſchungen beſonders an; ſo ließ er ein kleines Buch über einen Herrn von Gleichen drucken,

der ſeiner Zeit eine Art von Rolle geſpielt, ebenſo ſuchte er die Kurfürſtin Sophie Dorothea von Hannover, die unglückliche Herzogin von Ahlden, in einer Abhandlung von den ihr zur Laſt gelegten Vergehen zu reinigen. Sein Styl war dabei ſteif, oft unklar, und ſprach nicht an. Ein Fehler beherrſchte dieſen Mann: der ausgeſprochenſte Egoismus in unverhüllter Form; ihm lag der Geiz zu Grunde, welcher nur da eine Grenze fand, wo es galt, bequem und gut zu leben. Schulenburg verſagte ſich nicht leicht noch ſo koſtſpielige Freuden und Liebhabereien, aber ſein Herz blieb da kalt, wo der um ſein eigenes Ich gezogene Kreis aufhörte. Von ſeiner Liebe zum Gelde erzählte man ſich manche ergötzliche Anekdote; ſie rettete ihm ſogar einſt das Leben. Todtkrank in Turin, traf er ſeine letzten Anordnungen, und als man ihm, dem Proteſtanten, 6000 Frs. für einen Begräbnißplatz anrechnen wollte, gerieth er über dieſe hohe Ausgabe im Grabe in ſolche Aufregung, daß er die Reiſe fortſetzte; die Erſchütterung wirkte wohlthätig, er genaß und lebte noch über 30 Jahre. Er geſtand ſelbſt, daß bei Nervenleiden das Wühlen in einer mit Dukaten gefüllten Chatouille ihm die größte Erleichterung gewähre. Er verſchmähte keinen noch ſo unbedeutenden Gewinn, ſtand mit allen Geldſpekulanten und Andern in Verbindung, aber auch hier gingen ſeine Pläne nie in's Große, er war ängſtlich, wollte ſicher gehen. Es freute ihn der wirkliche Beſitz, das Ergreifbare; ungewiſſe Combinationen, noch ſo lockend, reizten ihn nicht, erſchreckten ihn vielmehr, daher wäre er wohl, bei aller Luſt, ſich zu bereichern, nie ein unternehmender Handelsmann geworden. In ſeiner religiöſen Anſchauung neigte Schulenburg ſich mehr dem katholiſchen Glauben zu; doch auch hier leitete der Verſtand ſeine Ueberzeugung; Eigenheiten und eine gewiſſe Frivolität ließen kein wärmeres Gefühl in ihm aufkommen und unterdrückten, bei allen edleren Eigenſchaften, ein beſſeres Streben. Vielen ſchien die Art, wie Schulenburg ſeine Frau behandelte, empörend, und ich vermochte das Dunkel,

welches auf dieſem Eheverhältniſſe ruhte, nie aufzuhellen. Er hatte ſich im reiferen Alter, um einem Familienprozeſſe vorzubeugen, mit einer viel jüngeren Verwandten vermählt. Er lebte mit ihr in Wien, man ſah jedoch die junge Frau weder bei Hofe, noch in ihrem oder einem anderen Salon; nur zuweilen erſchien ſie in Begleitung einer Geſellſchafterin im Theater oder auf Spazierfahrten. Sie war hübſch, gebildet und angenehm, wie man ſagte; weßhalb nun dieſe Vernachläſſigung, während eine andere, weder durch liebenswürdigen Verſtand noch Jugendreiz ausgezeichnete Frau den Grafen Jahre hindurch auf eine Manchen ganz unbegreifliche Weiſe zu feſſeln wußte? Später ſoll die Gräfin Schulenburg auf ihre Güter gereiſt ſein, und es war nicht weiter von ihr die Rede; endlich hieß es, daß ſie irrſinnig in einer Anſtalt Norddeutſchlands verweile!

Schulenburg zog ſich in den letzten Jahren mehr von den höheren Zirkeln zurück und lebte einigen Freunden und ſelbſt gewählter Geſellſchaft. Anfangs September 1858 traf ich ihn, ungeachtet ſeiner 80 Jahre noch rüſtig, in Baden-Baden; 14 Tage nachher erfuhr ich durch die Blätter, daß er auf ſeinem Schloſſe Kloſterrode einem kurzen Unwohlſein erlegen ſei.

Nach langer Unterbrechung hielt 1827 ein päpſtlicher Nuntius, Mſgr. Spinola ſeinen feierlichen Einzug in Wien. — Unter den übrigen Geſandten fehlte es denn auch nicht an Originalen: da war Spaan, der Niederländer, welcher einem Geſpenſte gleich, ſich an einem in ſeinem Zimmer ausgeſpannten Seile mühſam dahin ſchleppte, und ſich jeden Abend in die Oper tragen ließ; dann ein Spanier, deſſen Auftreten nicht an die Grandezza ſeines Landes erinnerte, deſſen Salon einer ſchmutzigen Kinderbewahranſtalt, ſeine Diners Vergiftungsverſuchen gleich kamen; ein Anderer, der ſich mit einer Hofdame verheirathet, von der er ſagte: ma femme a été courtisane, maintenant elle est femme publique, nämlich die Frau eines Staatsmannes; endlich der

geſchmeidige Braſilianer Rezende mit dem klugen Geſichte, der kleine, intrigante Oſtini u. a. m.

Von den Geſchäftsträgern und Legationsräthen ſchloß ich mit Brokhauſen (Preußen) und Drachenfels (Gr. Heſſen) eine Freundſchaft für das Leben, auch zog mich Meyendorf (Rußland) an, mit dem ich ſpäter in noch nähere Beziehungen treten ſollte. Er hatte ſich 1829 mit der geiſtvollen Tochter des St.-M. Grafen v. Buol-Schauenſtein verheirathet. Mit den Franzoſen: Graf Ed. Lagrange und Th. v. Buſſières, nun geſchätzte Schriftſteller, mir ſchon von früherer Zeit bekannt, kam ich oft zuſammen. Weniger konnte ich mich mit den Engländern befreunden, wenn ich gleich den jungen Wellesley, jetzt Botſchafter in Paris, ſowie Sorbes, Hervey viel ſah; einer derſelben, Lord Ingeſtrie, fiel eines Tages im Prater mit ſeinem Pferde in einen Sumpf und erſtickte darin hülflos. Von zwei meiner Collegen war ſpäter, ihrer Heirathen wegen, viel die Rede: Luccheſi Palli (Sicilien), einer vorausſichtlich glänzenden diplomatiſchen Laufbahn entſagend, reichte 1832 der Herzogin v. Berry die Hand, Roſſi (Sardinien) wurde der Gemahl der Henriette Sonntag. Vorübergehend war Fürſt Butera eine angenehme, immer gern geſehene Perſönlichkeit. Er war von einem hannöveriſchen Pfarrersſohne und Lieutenant durch eine glückliche Heirath neapolitaniſcher Fürſt geworden, und verſtändig, gebildet, wurde er auch zu politiſchen Miſſionen verwendet.

Die flüchtigen Erſcheinungen, die geſelligen Genüſſe in den höheren Kreiſen haben in der Erinnerung eigentlich nur Werth für Jene, die ſie mit erlebt; dennoch will ich es verſuchen, den früheren Schilderungen *) einige allgemeine Züge beizufügen. Die

*) Erinnerungsblätter S. 56 bis 62; dann S. 94.

„Geſellſchaft“ in Wien war damals eine rein ariſtokratiſche; ſie beſtand aus dem hoffähigen Adel, dem diplomatiſchen Corps und einigen Auserwählten. Sie verſammelte ſich entweder bei Hofe, in den Paläſten jener Großen, deren Rang und Stellung es erheiſchten, ein „Haus zu machen,“ oder ſie kam in Salon's zuſammen, welche mehr die Natur von Privatzirkeln annahmen. Der kaiſerliche Hof war, wie wir geſehen, beinahe unzugänglich geworden. Die Miniſter und Botſchafter hatten ihre regelmäßigen Empfangtage, bei denen ſich jeder dazu Berufene in die weiten Appartements drängte. Außerdem gab es dann noch Rout's, Bälle, jede Art von geſelliger Unterhaltung, welche mit Galla- und anderen großen Diners wechſelten. Nur bei feierlichen Anläſſen erſchienen die Herren in Uniform, ſonſt immer, ſelbſt die Militärs, im Civilanzuge. Bei ſolchen Feſten entwickelte nun die Damenwelt einen blendenden Glanz an Schmuck und geſchmackvoll reichen Toiletten. Es ſind jedoch dieſe Zuſammenkünfte, wenn ſie nicht gerade mit Muſik, Tanz, Tableaux, Liebhabertheater, Spiel, Lotterieen oder dgl. gewürzt ſind, einförmig und ermüdend. Die wahre Geſelligkeit flüchtet ſich in die Salon's. Etiquette- und andere Fragen erſchwerten überdieß das Zuſammenleben in der großen Welt. Iſt die Beſtimmung der Rangverhältniſſe an jedem Hofe ſchwer, erſchien ſie in Wien noch verwickelter. Mancher Streit blieb da unerledigt; oft konnte nur ein Machtſpruch entſcheiden. Nicht nur war der Vorrang der Prinzen nicht königlicher Höfe und der Botſchafter nicht geregelt, es ſtritten ſich auch die Geſandten mit den k. k. Geheimeräthen um den Vortritt. Man ließ es dabei auf den Zufall, manchmal auch auf einen Wettlauf ankommen. Die Einheimiſchen rangirten bei Hofe nur nach ihrer Eigenſchaft von Geheimeräthen und Kämmerern. Die Fürſten unter ſich bildeten wieder eine eigene Rangklaſſe, unter denen, mit Ausnahme der Souveräne, der Fürſt Lobkowitz die erſte Stelle einnahm. Ungleich größere Dimenſionen nahmen aber die Streitigkeiten

dann an, wenn es galt, den Damen die ihnen gebührende Stelle anzuweiſen. Es fand ſich kein Sopha groß genug, um Alle aufzunehmen, welche auf einen Sitz Anſpruch machten. Bald war es eine Botſchafterin, welche mit der kaiſerlichen Oberſthofmeiſterin, bald eine fremde Prinzeſſin, welche mit inländiſchen Fürſtinnen in Colliſion kam. Viele Damen, wie die Herzoginnen von Lothringen und Württemberg, die Prinzeſſin von Sachſen-Coburg, die Fürſtinnen von Lichtenſtein und Fürſtenberg u. a. zogen ſich deßhalb ganz aus größeren Aſſembléen zurück. Ich erinnere mich, daß einſt auf einem Balle bei dem Fürſten Metternich die Kaiſerin, um allen Streitigkeiten vorzubeugen, die Mutter des Fürſten zu ſich auf das Kanapee zog, mit den Worten: „im Hauſe des Sohnes hat die Mutter immer den erſten Rang.“

Der Fürſt Metternich empfing jeden Sonntag die Diplomaten und vorgeſtellten Fremden, doch war ſein Salon täglich näheren Bekannten geöffnet. Das Bild der Geſelligkeit in dieſem Hauſe werde ich in einen eigenen Rahmen faſſen.

Die Botſchafter der drei Großmächte übten eine glänzende Gaſtfreundſchaft. Außer den allerliebſten franzöſiſchen Vaudevilles, in welchen Herren und Damen der Geſellſchaft an Talent und feiner Nüancirung wetteiferten, außer den Concerten, in denen ſich berühmte Künſtler wie Dilettanten hören ließen, außer den ſinnig und künſtleriſch geordneten lebenden Bildern gab es auch große Soiréen, in denen Spieltiſche in unabſehbarer Reihe aufgeſtellt waren. Man verabredete ſich wie zum Tanze an beſtimmten Tagen zu einer Partie Boſton oder Whiſt. Solche Verſammlungen fanden vorzüglich bei Tatiſtcheff, dem Fürſten Colloredo und dem Fürſt-Erzbiſchof Firmian ſtatt. Dieſe Sitte iſt nun gänzlich aus der Mode gekommen; kaum finden ſich in den Sälen noch ein paar Spieltiſche, dagegen hat unfehlbar die Geſellſchaft an Geklatſche und langer Weile zugenommen.

Von den vielen Feſten, welche während dieſer Zeit an meinen

Augen vorüber gezogen, will ich nur einiger erwähnen. Man war damals in Wien, noch unter dem Eindruck der Wunder des Congreſſes, etwas blaſirt; Niemand wagte ſich an die Wiederholung ſolch' zauberhafter Feſte. Dennoch fand wenig Tage nach meiner Ankunft ein coſtümirter Ball ſtatt, welcher an jene Glanzepoche erinnerte. Man ſah da wieder die Menge, wie die Pracht der Juwelen, welche ſchon 1815 die Augen geblendet hatten. Es wurden zwei große Quadrillen aus bekannten Romanen vorgeſtellt. Walter Scott führte in das Reich der Geſchichte, Lamotte Fouqué in die Feeenwelt ein. Kenilworth, Ivanhoe ließen die Mannigfaltigkeit, wie den Reichthum hiſtoriſcher Trachten entwickeln, während der Zauberring, Undine u. a. fantaſtiſche Geſtalten in's Leben riefen. Das alle Blicke feſſelnde Schauſpiel wurde in Bildern und Beſchreibungen der Erinnerung aufbewahrt. Zu dieſem Balle in dem engliſchen Botſchafts-Hôtel konnte ein anderer als Gegenſtück gelten, welchen einige Jahre ſpäter Tatiſtcheff in den herrlichen Räumen des Lichtenſteiniſchen Palaſtes, den er bewohnte, gab. Es war ein Maskenſcherz ganz eigener Art, wie man ſich nicht erinnerte, je geſehen zu haben. Die drolligſten Einfälle, groteske Geſtalten, überaus unterhaltende Scenen und Gruppirungen gaben demſelben einen ungemein bunten und originellen Anſtrich. Man überbot ſich in Witzen und Karikaturen; es gab da Ueberraſchungen der gelungenſten Art: Ein komiſches Turnir von Damen, welche auf kleinen Pferden von Pappendeckel die Preiſe mit der Lanze erkämpften, ein Schach, ein Kartenſpiel, ein großartiger Zug, welcher die „Contes des fees" mit allen ihren abwechſelnden Figuren darſtellte, die allerliebſte Gruppe von Mandarinen u. ſ. w. Hier ſah man Rieſen, Zwerge, Männer mit ungeheueren Köpfen und Bäuchen von Carton, die ſich öffneten, um daraus Blumen, Zuckerwerk, Gedichte zu reichen. Dort waren es wandelnde Orangenbäume, Oefen oder Thürme; in jeder Minute etwas anderes. — Man iſt jetzt ernſter geworden, gibt ſich nicht mehr die Mühe, ſo ſinnreich

unterhaltende Scherze auszudenken; politiſche Sorgen, geſellige Verflachung ſind auch in die Zirkel gedrungen.

Unter den Adelsgeſchlechtern waren es die Lichtenſtein und Schwarzenberg, welche man immer in erſter Reihe nannte, und in der That hatten auch beide Familien manche Berührungspunkte; viele ihrer Mitglieder waren eine wahre Zierde des deutſchen Adels. Ausgezeichnet, treu und anhänglich im Dienſte ihrer Kaiſer, großherzig und thätig, wenn ſie unabhängig waren, wohlwollend, gebildet, genoſſen ſie einer wahren Popularität. Von den Häuptern dieſer fürſtlichen Häuſer war damals in der Geſellſchaft nur wenig zu ſehen. Der Fürſt Johannes Lichtenſtein hatte eine ungemein glänzende Kriegslaufbahn hinter ſich, lebhaften Geiſtes, aber auch oft an ſtaatsmänniſchen Verhandlungen Theil genommen. Tapferkeit kam bei ihm einem klaren Verſtande gleich. Wie ſeinem großen Feldherrn, dem Erzherzog Karl, war es ihm nicht vergönnt, 1813 und 1814 die Truppen in den ſiegreichen Kampf zu führen. Viele edle Züge, aber auch manche Eigenheiten fanden ſich in dem Charakter dieſes originellen Fürſten. Er machte nicht den Rang eines Bundesfürſten, nur den eines Feldmarſchalls geltend, erſchien ſelten bei Hofe, aber täglich konnte man ihn, immer allein, ſpazieren fahren und Abends im Burgtheater ſehen. In Wien bewirthete er ſelten Leute bei ſich, und lebte vorzugsweiſe im Kreiſe der Seinen. Mehr als aller Ruhm, mehr als alle Reichthümer und Schätze galt ihm aber die Lebensgefährtin, Joſephine v. Fürſtenberg, eine Frau von hohem, ſittlichem und geiſtigem Werthe. Den ſchönſten Beweis von Liebe gab er der Fürſtin, daß er auf ihren Wunſch ſeiner ſtärkſten Leidenſchaft, dem Hange zu hohem Spiele, entſagte. Es umgaben ihn 7 Söhne, auf die ſich der ritterliche Sinn des Vaters vererbte, 4 Töchter der Mutter gleich! Seine ganze Zeit verwandte der Fürſt nur der umſichtigen Verwaltung ſeiner ausgedehnten Beſitzungen, die er ſtets noch zu vergrößern und zu verſchönern bemüht war. Wer kennt nicht die zahlreichen

Herrſchaften, welche ſelbſt die Hauptſtadt, wie Perlen, umgeben, das reizende Lichtenſtein mit ſeinen romantiſchen Thälern, Greifenſtein, die Donau beherrſchend, Sebenſtein und andere! Sah man auf 10 Stunden in der Runde irgend einen ſchönen Punkt, den eine Kapelle, ein Tempel, ein Obelisk, eine künſtliche Ruine oder was immer zierte, traf man einen gehegten Park mit meiſt weißem Damwilde, oder ſonſtige, großartige Anlagen, welche den Beſuchenden ſtets wohlwollend geöffnet waren, ſo war man ſicher zu erfahren, daß es Lichtenſteiniſche Beſitzungen ſeien. Hier auf dieſen Gütern war es nun, wo der Fürſt jährlich eine glänzende Geſellſchaft von Gäſten verſammelte. Beſonders auf den herrlichen Sommerſitzen Feldsberg und Eisgrub wurden wochenlang Jagden nach engliſcher Art im Großen betrieben, offenes Haus gehalten und dem Erſparnißſyſteme auf einige Zeit entſagt; hier war es endlich, wo die ganze Familie Gelegenheit hatte, ihre ſo natürliche Liebenswürdigkeit zu entfalten.

Wie Fürſt Johann Lichtenſtein lebte auch Fürſt Joſeph Schwarzenberg in gleich zurückgezogener Weiſe. Weniger als jener mit der Adminiſtration ſeiner gleichfalls großen Herrſchaften beſchäftigt, brachte er den Winter in Wien, den Sommer in dem lieblichen Dornbach oder auf ſeinen böhmiſchen Schlöſſern, ſtets im häuslichen Kreiſe, zu. Er hatte, ſeit ihm der furchtbare Brand in Paris die theure Gattin geraubt, wenig mehr Theil an den Weltfreuden genommen, ſich nicht wieder vermählt, und ſeine Schweſter, „die gute Fürſtin Lori," mit liebevoller Gewiſſenhaftigkeit die Erziehung der zahlreichen Kinder übernommen. Außer dem Haupte war die ganze Familie Schwarzenberg ſehr geſellig. Seine drei Söhne ſollten einſt, jeder in ſeiner Art, Ausgezeichnetes leiſten. Fünf Töchter waren ihres liebenswürdigen Umgangs und ihres gebildeten Verſtandes wegen beliebt. Wie Fürſt Joſeph hatte auch ſein Bruder, der berühmte Feldmarſchall Karl Schwarzenberg, drei Söhne zurück gelaſſen, alle drei in Kriegsdienſte, wenn auch

nicht an Thatkraft, doch an ehrenwerthem Charakter des Vaters würdig; der älteste als Landsknecht in weiten Kreisen genannt.

Der Chef eines dritten Geschlechts, des reichsten in der Monarchie, der Fürst Nikolaus Esterhazy, Generalkapitän der ungarischen Nobelgarde, hielt sich gleichfalls von der Wiener großen Welt, jedoch in einer seines Ranges und Namens unwürdigen Weise, fern. Nur einmal gab er zu Jedermanns Erstaunen ein Ballfest in dem von ihm bewohnten Gartenpalais. Er stand wie der beinahe allein Fremde in der Gesellschaft an der Thüre, die geladenen Gäste zu empfangen, und verwundert sahen die alten Murillo's und Rembrand's auf den ungewohnten Glanz der Lichter und die zu ihren Füßen tanzende junge Welt.

Ein gemeinschaftliches Band umschlang die Lichtenstein und Schwarzenberg mit der landgräflichen Familie der Fürstenberg. Sophie, geb. Oettingen-Wallerstein, seit 1828 Wittwe vom Oberhofmarschall v. Fürstenberg, war mit 85 Jahren noch so frisch und freundlich, daß sich ihre Kinder und zahlreichen Enkel und Verwandten immer in ihrem düsteren Salon um ihr Bett versammelten. Sie war in Ton, Kleidung und Benehmen das Ueberbleibsel einer längst verschwundenen Zeit. Ihr einziger Sohn, Landgraf Friedrich, mit der Fürstin Therese Schwarzenberg vermählt, trug seine Gutmüthigkeit auf seine Kinder über, deren Erziehung die vortreffliche Mutter sorgfältig überwachte. Mit diesen Häusern nahe verwandt waren die Lobkowitz, Windischgrätz, Kinsky, Schönburg, Auersperg u. a.

Der Oberhofmeister des Kaisers, Fürst Trautmansdorf, später der Fürst Colloredo empfingen bei feierlichen Anlässen, machten aber auch, wie der Oberkämmerer Graf Czernin, außerdem ein großes Haus.

Von den zahllosen Diners bleibt selten etwas mehr im Gedächtniß zurück als das Gefühl sie glücklich verdaut zu haben.

Sie erhalten ihre beſte Würze durch die Art ihrer Zuſammenſetzung und nicht leicht kann man ſich ein geſelligeres Vergnügen denken, als ein gutes Mahl unter heiteren geiſtreichen Geſprächen. Die Mehrzahl bildeten immer die Herrendiners. Eines derſelben ließ den peinlichſten Eindruck in mir zurück. Pariſh, der Bankier, lud mich mit einigen Bekannten ein: einige Tage nachher fand man ſeine Leiche in der Donau. Er hatte es verſucht, dem zerrütteten Frieſiſchen Vermögen wieder aufzuhelfen, war aber ſelbſt darüber zu Grunde gegangen. — Ein Herrendiner gab zu einem der vielen Witzworte des Fürſten de Ligne Anlaß. Einem ungariſchen Edelmanne, Rittmeiſter in der Armee, war in der Schlacht von Wagram das Pferd in der Art durchgegangen, daß er es erſt wieder in Preßburg aufzuhalten vermochte. Später ließ ſich dieſer reiche Magnat in Wien nieder, und wollte ſeine Bekannten zu Tiſche bitten. Man nahm Anſtand, die Einladung anzunehmen, aber der alte Feldmarſchall entſchied mit dem Scherze: „pourquoi n'y irait on pas diner? son cuisinier ne craint pas le feu.“

Die Wiener Salons haben ihre Geſchichte. Seit der Zeit, als Eugen, der tapfere Ritter, jeden Abend bei der Gräfin Lorel Bathiany zubrachte, ſeit Kaiſer Joſeph II. ſich in jenem Kreiſe liebenswürdiger Fürſtinnen gefiel, hat es in Wien nie an Vereinigungspunkten dieſer Art gefehlt. Den höchſten Glanz erreichten dieſe intimen Zirkel während des Congreſſes, und nicht ſelten wurden ſie ſelbſt von den Monarchen beſucht. — Ich ſah von jener weltbekannten Epoche nur noch — ich will nicht gerade ſagen — die „Ruinen“, doch zum mindeſten die „beaux restes“. An ihre Stelle war aber eine weibliche Generation getreten, wie man ſie in Wien ſelten ſchöner und anmuthiger geſehen; gegen zwanzig junge Frauen, etwa ebenſo viele blühende „Comteſſen“ überraſchten jeden Fremden, zogen alle Blicke auf ſich. Da war die Gräfin Huniady Lichtenſtein, waren, eben vermählt, die Schweſtern Julie und Felicie Zichy, Töchter der

einſt ſo blendend ſchönen Julie Zichy-Feſtitics, da waren die drei verheiratheten Fürſtinnen aus der in fünf Geſchwiſterpaaren beſtehenden Familie Lobkowitz, waren endlich die Gräfinnen Cr. Zichy, Aug. Zapary, N. Karolyi, A. Taaſe, Th. Czernin, Potocka und ſo viele andere. Aber auch von den älteren Damen hielten ſich einige mit Geſchick auf der Höhe des Modetreibens. Andere wurden, wie die edle Fürſtin Ch. Kinsky-Kerpen, die verſtändige Fürſtin Leop. Lichtenſtein, die beiden Gräfinnen Czernin, ihrer geſchätzten Eigenſchaften wegen aufgeſucht. Manche zogen ſich wieder alſobald von einer Geſellſchaft zurück, deren Zierde ſie früher waren. Im Gegenſatz zu dieſen wohlthuenden Erſcheinungen gab es denn auch einige Matronen, die durch Laune, Sonderbarkeiten, barocke Toiletten oder boshafte Commeragen bald erheiterten, bald auch wieder verletzten. Verlacht oder gefürchtet, wurden ſie nur geduldet.

Weniger als jetzt waren damals noch die „Kavaliere“ aus Bequemlichkeit den Salons entfremdet; noch gab es geiſtreiche Männer, welche die Converſation belebten und wieder durch den Umgang mit gebildeten Frauen an gutem Tone und Takt gewannen. Aus den Kriegszeiten hatten ſich noch einige Sommitäten erhalten, denen man überall gern begegnete. Ich ſah beſonders bei Tettenborn viele ſolcher Heldengeſtalten vorüberziehen, doch mit jedem Jahre lichteten ſich ihre Reihen, und die Leichenzüge mit dem geharniſchten Ritter zu Pferde waren kein ungewöhnliches Schauſpiel. Auch einige wahrhaft populäre Erſcheinungen, wie Fürſt Wenzel Lichtenſtein, Ferd. Palffy u. a. m., ohne die man ſich Wien kaum denken konnte. Eine beſondere Stellung nahm Fürſt Franz Dietrichſtein ein. Früher im Kriegsdienſte ausgezeichnet, M.-Th.-Ritter, hielt er ſich von Staatsgeſchäften wie von geſelligen Kreiſen fern und verband mit einem Verſtande ganz eigener Art eine ſelbſt gewählte Lebensweiſe. Großmüthiger Beſchützer der Künſte, ſchöpfte er auch, wenn es galt, Wohlthätigkeit zu üben, aus einer unverſiegbaren Quelle.

Unter den Salons galt jener der Gräfin Molly Zichy-Ferraris für den elegantesten. Er war jeden Tag einer auserlesenen Gesellschaft geöffnet, die Conversation ebenso heiter als belehrend. Die Gräfin wurde darin von zwei Töchtern und einer Schwägerin unterstützt. Man kam, ging, sprach, hörte und wählte sich einen der Zirkel aus, welche die vier Damen, jede gesellig in ihrer Art, gebildet hatten. War Melanie lebhaft, ein muthwilliges, oft launenhaftes Kind, durch graziöse Schönheit und originellen Geist fesselnd, so erfreuten Henriette durch ihre seltenen Talente und ein anspruchlos heiteres Wesen, Karoline aber durch geistreiches Gespräch. Scherze, Anekdoten wechselten da mit Bemerkungen über Kunst, Literatur, seltener über Politik, doch konnte selbstverständlich die Medisance nicht immer ausgeschlossen bleiben, wenn man gleich gewöhnliche Stadtneuigkeiten oder Gemeinplätze vermied. Nicht selten waren auch Spielpartien, und ich verdanke diesem Hause eine ganze Reihe genußreicher Abende.

Einen anderen Salon mußte man nahe am Prater suchen. Man traf da einen fast erblindeten Greis, umgeben von Verwandten und alten Freunden. Es war dieß der Fürst Andreas Rassumofsky, der einst zu St. Petersburg wie als Botschafter in Wien eine so hervorragende Stellung eingenommen. Der weite Palast, am Donaukanale mit reizenden Anlagen, war, während des Congresses nach einem Feste in Flammen aufgegangen und nun wieder aufgebaut und geschmackvoll eingerichtet, von der russischen Regierung angekauft. Ein reges Leben brachte die Gräfin Leo Rassumofsky in diesen Zirkel; ihre frohe Laune setzte Alles in Bewegung, und sie war ungeachtet ihres vorgerückten Alters erfinderisch in jeder Art geselliger Unterhaltung. Außerdem empfingen die Lubomirski, Potocki u. A. die Blüthe des galizischen Adels und im Hause Schönborn versammelten sich gewöhnlich die Gäste „aus dem Reiche“. Mehr einen anziehenden Familienkreis

als einen eigentlichen Salon bildete das fürſtlich Clary'ſche Haus. Fürſt Karl (unter dem ihm von der Kindheit gebliebenen Namen „Lolo“ bekannt) war das Vorbild eines vollendeten Edelmannes; ſein ſchönes, ausdrucksvolles Geſicht verrieth Geiſt wie Wohlwollen. Seine Mutter, eine der drei Töchter des Fürſten de Ligne, ſeine Frau, geborne Gräfin Chotek, ſeine liebenswürdigen Töchter bildeten mit den beiden Tanten Palffy und Spiegel das Innere dieſes angenehmen Hauſes. Man fand da die Fürſtin Kaunitz mit ihren drei Töchtern, die Gräfin Goëß, die fein gebildete Gräfin (Valentin) Eſterhazy. Auf den Fürſten Karl hatte ſich ein Theil des Geiſtes ſeines Großvaters vererbt; er war die Seele jedes Zirkels. Die Gräfin E. Palffy (de Ligne) aber gehörte zu jenen Erſcheinungen, die immer mehr aus der Geſellſchaft verſchwinden; ſie war in ihrer freundlichen Unbefangenheit der wohlwollendſte weibliche Amphytrion, und äußerſt angenehm die kleinen Diners in ihrem Hauſe (Wallnerſtraße). Dieſem zunächſt lagen auch die Paläſte Eſterhazy und Czernin. In dem erſteren gab die originelle, lebensfrohe Fürſtin Marie, geborne Lichtenſtein, Feſte der ſeltſamſten Art, welche nur zu oft an die Ueberraſchungen erinnerten, die nach den launigen Erzählungen der Dlle. d'Abrantès einſt Frau v. Mazarin in Paris erſann.

In früherer Zeit war der Salon der Gräfin Fuchs, gebornen Gallenberg, der beliebteſte. Der ſchönen „Lori“ huldigte beſonders die elegante Männerwelt, die ausgezeichnetſten Offiziere der Armee lagen ihr zu Füßen. Das Geheimniß ihrer Anziehungskraft lag nicht ſowohl in ihrer Schönheit, — denn bei einem blendenden Taint, ſeelenvollen Augen und einer üppigen Geſtalt waren ihre Züge nicht regelmäßig — ſie feſſelte vielmehr durch Sanftmuth, eine mit mäßigem Verſtande gepaarte Gutmüthigkeit und eine graziöſe Indolenz. Im Kreiſe ihrer Freunde hieß ſie nur die Königin, und es hatte ſich unter ihrem milden Scepter jene geſellige Vertraulichkeit gebildet, welche, der eigentliche Reiz einer

Cotterie, die Fäden eines heiteren, theilnehmenden Geſprächs immer wieder aufnehmen läßt. Dieſe verführeriſche Frau war für das Leben an ein kleines Weſen gekettet, das unter dem Namen „Xavier" keine andere Bedeutung hatte, als ihr Gemahl zu ſein. Mit cyniſcher Bornirtheit machte er ſich ſelbſt über dieß Verhältniß luſtig, und es traf ſich, daß eines Abends, zur Zeit ihres Glanzes, ein Engländer die Frage an die Hausfrau richtete: „Wer denn der unanſehnliche Herr ſei, den er hier täglich treffe, welcher nie ein Wort ſpreche und ſich nur bei dem Souper durch einen beneidenswerthen Appetit bemerkbar mache?" „Comment," rief die Gräfin lachend, „c'est mon mari! vous ne le connaissiez donc pas?"

Doch der Aufwand eines ſo gaſtlichen Hauſes ſtand mit dem Vermögen der Familie Fuchs nicht im Verhältniß. Auf ein kleines Einkommen angewieſen, zog ſich die gute Gräfin von der Welt zurück, ſah ſich aber gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge von ihren Freunden, welche mit ihr gealtert, nicht verlaſſen; ſie verdoppelten vielmehr ihre Aufmerkſamkeiten für ſie. Ihre beſchränkte Wohnung in der Strauchgaſſe faßte oft kaum die zahlreichen Beſuchenden, welche ſich um eine Lampe zu einer Taſſe Thee verſammelten. — So fand ich den Salon Fuchs! Von Damen traf man da in erſter Reihe die drei kurländiſchen Prinzeſſinnen. Die älteſte, Herzogin von Sagan, war öfters vorübergehend in Wien, die beiden anderen Schweſtern, Pauline, Fürſtin von Hohenzollern, und Johanna, Herzogin von Accerenza, hatten ſich ſeit Jahren dort niedergelaſſen, lebten jedoch nur in einem kleinen Kreiſe näherer Bekannten. — Ihr Umgang war ihres Geiſtes, ſelbſt einer gewiſſen leidenſchaftlichen Richtung wegen geſucht. Unter den Herren waren es ausgezeichnete Krieger, wie Prinz Philipp von Heſſen-Homburg, Wallmoden, Tettenborn, Woyna u. a., welche den Kern jener Geſellſchaft bildeten. Auch der Herzog von Naſſau, Prinz Emil, die Fürſten Lichtenſtein und Wittgenſtein,

Schulenburg, Gentz, Coudenhoven fanden ſich oft ein. So verfloß das Leben der Gräfin Lori, — im Sommer zu Baden oder Iſchl — getrübt durch häusliche Sorgen und den ſchmerzlichen Verluſt einer einzigen Tochter, bis ſie endlich einer langwierigen Krankheit unterlag.

Ein anderer Salon von eigenthümlichem Gepräge, meiſtens nur von Männern beſucht, war jener der Wittwe des ehemaligen Miniſters v. Hügel. Dieſe in mancher Beziehung merkwürdige Frau war von zwei Töchtern und zwei Söhnen umgeben, von ihnen mit wahrer kindlicher Liebe verehrt und gepflegt. Die ältere, Marie, ſtarb bald (1829) in Karlsbad, eine früh geknickte Blume, eines beſſeren Geſchickes werth. Fanny, eine der gefeiertſten Schönheiten Wiens, vermählte ſich ſpäter mit dem hannöveriſchen Diplomaten Grafen Hardenberg; beide ſind nun todt, ſowie auch Clemens, der, ein tiefer Denker, ein Mann von gründlichem Wiſſen, als Hofrath in der Staatskanzlei verwendet wurde. Karl Hügel endlich hatte ich als Huſarenrittmeiſter in Neapel kennen lernen. Als er den Dienſt verlaſſen, wandte er ſich, ausgerüſtet mit ſeltenen Gaben, eifrig den Naturwiſſenſchaften zu und erwählte die Botanik zum Lieblingsſtudium. Es ließ ſich nichts ſo ſinnreich geordnet, ſo bunt an auswärtigen ſeltenen Pflanzen denken, als ſeine Villa und Treibhäuſer in Hitzing. Er ſaß da, wie ein König in Flora's Reich, und ſeiner Umſicht wie ſeinem Geſchmacke verdankte Wien eine Reihe gelungener Blumen- und Pflanzenausſtellungen. Dabei war Hügel der Pfeiler, um den ſich die junge elegante Männerwelt drehte; kein Ball, kein Piknik, keine Landpartie ohne ſeine Leitung, kein Feſt ohne ſeine Anordnung; er war beſtändiger Vortänzer, und dabei verband er mit einer oft undankbaren und ermüdenden geſelligen Thätigkeit ſo viel Ruhe, Takt und Freundlichkeit, daß ihn weder Neid noch Intriguengeiſt auf dem Throne der Mode erreichen konnten, den er durch 10 Jahre behauptet hatte. So verließ ich

ihn 1830 und ſollte ihn erſt nach langer Zeit wieder in ganz anderer Lage ſehen!

Soll ich nun kurz Ton und Geiſt der damaligen Geſellſchaft bezeichnen, ſo möchte ich ſie ebenſo fein als harmlos nennen; ohne politiſche Kabale bewegte ſich die Unterhaltung in einem ziemlich einförmigen Kreiſe, an ſich unbedeutenden Dingen eine große Wichtigkeit beilegend, über die man ſpäter ſelbſt oft lächelte. Es galt einen Kampf um den Vorzug in der Eleganz, man ſtritt ſich in allem Ernſte um die Frage, wer zur „Crême“ gehöre, und nicht immer beſtimmten gerade Schönheit, Reichthum, Verſtand, Rang oder Geburt, ob in dieſem faſhionablen Reiche Bürgerrechte zu erwerben waren, denn launiſch wie ſie iſt, ließ ſeine Regentin, die Mode, nur zu oft den Zufall walten. Es müdeten ſich Viele vergebens ab, die Höhe des „Rahmtopfs“ zu erreichen, Andere ſchwangen ſich in unerklärbarer Weiſe leicht dazu auf. Eitelkeit, Uebermuth, Rückſichtsloſigkeit gegen Fremde und nicht Bevorzugte waren allerdings bei ſo eng gezogenen Schranken nicht zu verkennen; ſie ſind aber unvermeidlich, will man die höheren Kreiſe rein von fremdartigen Elementen halten, welche ſie für immer unmöglich machen würden. — Während daher zu Berlin, in anderen deutſchen oder in italieniſchen Reſidenzen der Hof den Ton angibt, während in Paris politiſche Bedeutung oder Geld und immer wieder Geld, Rang und Stellung in der Geſellſchaft beſtimmen, gefiel man ſich damals in Wien ſogar in einer Art geſelliger Oppoſition gegen den Hof, und näherte ſich ſomit in ſeiner ariſtokratiſchen Färbung mehr dem Londoner Modetreiben.

Wenn ich bis jetzt Bedenken getragen, von dem Fürſten Metternich zu ſprechen, ſo geſchah es, weil die bisher über ihn erſchienenen Schilderungen mich in keiner Weiſe befriedigten; ſie ſind entweder vom Parteigeiſt diktirt, und es entſteht in Folge

leidenſchaftlicher Ergüſſe ein verzerrtes Bild, oder ſie ſind noch zu Lebzeiten des Fürſten geſchrieben, voll fader Schmeicheleien und Ruhmpreiſungen. Es iſt das Schickſal der letzteren, daß ſie, meiſtens das Ziel des Lobes verfehlend, darüber hinausſchießen, ſomit den Wunſch rechtfertigen: „Gott bewahre uns vor unſeren Freunden und ihrem blinden Eifer!“ — Jetzt erſt, nachdem des Fürſten eigentliche Amtsthätigkeit mit dem Jahre 1848 aufgehört, nachdem er nun auch ſein, an glänzenden Erfolgen wie an bittern Erfahrungen ſo ungemein reiches Leben im 87. Jahre beſchloſſen, läßt ſich vielleicht ein unbefangenerer Ueberblick gewinnen, Licht und Schatten gehörig vertheilen. Dennoch finde ich es auch jetzt noch gerathen, hier den Menſchen vom Staatsmanne zu trennen. Der Fürſt ſelbſt hat irgendwo ganz richtig bemerkt, daß ſeine Memoiren ſchon geſchrieben ſeien; ſie lägen in den Archiven, und in der That iſt ſeine politiſche Wirkſamkeit mit allen Zeitfragen verwebt, ſein Name knüpft ſich an jede wichtige Begebenheit, ſo daß ſeine Biographie unzertrennlich geworden von der diplomatiſchen Geſchichte der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts. Wer kann es aber wohl jetzt ſchon unternehmen, dieſes unabſehbare, größtentheils noch unbekannte, in jenen Archiven vergrabene Material zu verarbeiten und eine gediegene, umfaſſende Darſtellung ſo ſeltſam verwickelter Verhältniſſe zu entwerfen? Ueberdieß hat der Staatskanzler, wenn auch keine fortlaufenden Memoiren, doch Aufzeichnungen über die denkwürdigſten Momente ſeines politiſchen Lebens hinterlaſſen. Wie iſt es nun möglich, ohne deren genaue Kenntniß, einer Aufgabe zu genügen, die bis jetzt noch Niemand erſchöpfend gelöſt? Will man jedoch vorläufig einen ſolchen Verſuch wagen, ſo ſind, wie mir ſcheint, fünf durchaus verſchiedene Epochen in der Laufbahn des Fürſten zu trennen. Wirft man dieſelben, wie dieß ſo häufig geſchieht, durcheinander, ſo wird das Geſammtbild immer ein einſeitiges bleiben. Der erſte Abſchnitt ſeines öffentlichen Wirkens umfaßt 15 Jahre. Noch als Jüngling in der

Diplomatie verwendet, ſpäter ſeinem Vater während des Raſtatter Congreſſes beigegeben, verſah er dann nach der Reihe die kaiſerlichen Geſandtſchaftspoſten zu Dresden, Berlin und Paris. Es iſt dieß die Zeit, in der der ſchöne Mann mit jugendlichem Muthe und Leichtigkeit die ernſten Fragen des Tages behandelte und die Freuden der großen Welt damit zu verbinden wußte. Seine Gegner verſchrieen den allenthalben beliebten Diplomaten als einen frivolen, oberflächlichen Lebemann, und nicht ohne Widerſtand ging im Jahre 1809 ſeine Ernennung zum Miniſter des Aeußern durch. Doch bald hatte er mit ſeiner neuen Stellung auch den tiefen Ernſt der Lage, wie das ganze Gewicht ſeiner Verantwortlichkeit erkannt. Von da bis zum Jahre 1815, welch eine Maſſe von Ereigniſſen! Wir finden ihn da nun auf der höchſten Stufe des Glückes und Ruhmes, und die zehn nachfolgenden Jahre leitete er unumſchränkt und erfolgreich das kaiſerliche Kabinet. Mit 1825 beginnt eine neue Periode, die, in zwei ſcharf getrennten Theilen, abermals zehn Jahre in ſich ſchließt — die Reſtauration unter Karl X., dann die Julirevolution bis zum Tode des Kaiſers Franz. Mit 1835 trat er in eine ganz neue Aera ein, die, unter vielfachen Erlebniſſen, mit der Entfernung des Fürſten aus der Staatskanzlei 1848 ſchloß. Von dieſer Kataſtrophe an war es ihm noch durch elf Jahre in Geiſtesfriſche vergönnt, ein unbefangener Zuſchauer der wechſelvollen Begebenheiten zu ſein, denen er ſtets mit lebhafter Theilnahme folgte. Ein Biograph wird einſt das Leben des Fürſten in ſolcher Weiſe aufzufaſſen haben. Seine miniſterielle Thätigkeit kann ich aber deßhalb nur vorerſt, nach eigener Anſchauung von 1824 an, jedesmal an gehöriger Stelle andeuten. Dagegen glaube ich vielleicht, mehr als Andere, im Falle zu ſein, ein Charakterbild des Fürſten aufzuſtellen. Ich befand mich in der glücklichen Lage, ihn Jahre lang beinahe täglich zu ſehen und zu beobachten; ich kam mit ihm in keine Geſchäfts- oder andere Berührungen, welche das Licht, in dem er

mir ſtets erſchien, hätten trüben können; ebenſo wenig aber beſtimmte mich die Stellung zu ihm zu einer Lobhudelei oder offiziöſen Bewunderung. Mein Standpunkt für ſeine Beurtheilung iſt demnach wohl ein möglichſt objektiver, und deßhalb um ſo ſeltener.

Als Hauptergebniß dieſer meiner Beobachtungen ſtelle ich einen, die nachfolgenden vielleicht mehr erläuternden Satz voraus: „So wie ſich in den Körpertheilen ein ungewöhnliches Ebenmaß fand, ſo zeigte ſich bei dem Fürſten auch eine gleichmäßige Vertheilung aller geiſtigen Eigenſchaften und Seelenkräfte. Die Harmonie in den äußeren Formen entſprach dem Gleichgewicht ſeiner intellektuellen Gaben.“ Manche Erſcheinungen in ſeinem Charakter und Benehmen laſſen ſich dadurch leichter erklären. Er ließ den Verſtand weder durch Eingebungen des Herzens, noch durch Einflüſterungen der Klugheit beherrſchen, wenn es mit Umgehung höherer Grundſätze die Erreichung perſönlicher Vortheile gegolten hätte. Seine Einbildungskraft trübte nie ſeinen klaren praktiſchen Blick und ſeine Gemüthsruhe ließ ſich nicht leicht durch noch ſo gewaltige äußere Einwirkungen erſchüttern. Ehrgeiz, Stolz, Eitelkeit und andere, beſonders bei eminenten Staatsmännern hervortretende Leidenſchaften waren auch ihm nicht fremd, wurden jedoch durch ſein Rechtlichkeitsgefühl, ebenſo wie durch eine gewiſſe Weichheit gemildert, und in ihren etwa nachtheiligen Einflüſſen niedergehalten. Mehr als Ehrgeiz fand ſich aber bei Metternich, wie er es ſelbſt geſtand, eine wahrhafte „Passion des affaires;“ es war ihm die Arbeit, es waren ihm ſeine freilich ſo unendlich wichtigen und anziehenden Staatsgeſchäfte ſo lieb, ſo unentbehrlich geworden, daß er nur die Möglichkeit des Gedankens an ſeinen Rücktritt für einen „cas inadmissible“ erklärte! Er nahm daher nie Urlaub, gönnte ſich auf dem Lande, auf Reiſen keinen Augenblick Ruhe, und ließ ſich ſelbſt in vorübergehenden Augen- und anderen Krankheiten immer Vortrag erſtatten. Früh ſchon ſchrieb er in ſeinem Kabinette,

begab ſich dann über die kleine Brücke in die Burg zum Kaiſer; gegen Mittag nahmen die Konferenzen und Beſuche kein Ende, aber auch bei Tiſche oder Abends gab es häufige diplomatiſche Unterredungen mit den Gäſten und als er ſich gegen Mitternacht aus dem Salon zurückzog, erwarteten ihn Unterſchriften, die Abfertigung von Courieren u. dgl. Selten nur war eine Fahrt oder ein Gang in der freien Luft, ebenſo gehörte ein Beſuch im Theater oder in Geſellſchaften zu den Ausnahmsfällen. Dennoch hörte man den Fürſten nie über Ermüdung klagen; ſeine Noten und Inſtruktionen, ſeine Depeſchen und mündlichen Mittheilungen, das war ſein Element, in dem er ſich fortwährend und gerne bewegte. Wie oft mußte ich lächeln, wenn ich Miniſter oder Diplomaten kleinerer Staaten über drückende Dienſtpflichten, viele Beſuche, über Kopfweh und andere Kanzleibeſchwerden jammern hörte! Was waren denn ihre Anſtrengungen gegen die 40jährige, kaum einen Tag unterbrochene Thätigkeit des Fürſten?

Nach der obigen Schilderung könnte man ſeinen Charakter eine juste milieu-Natur nennen, wenn dieſer Ausdruck nicht ſo oft mißbraucht und dadurch lächerlich geworden wäre. Sie erweckte ihm zahlreiche, politiſche Gegner in den beiden extremen Lagern. Wer bei ihm an irgend eine Leidenſchaft, eine übertriebene Idee appellirte, fand entſchiedenen Widerſtand. Sein Gleichmuth, inmitten der ihn umbrauſenden Wogen von Anforderungen, Beſtechungsverſuchen, Vorwürfen, ſich durchkreuzenden Plänen und Intereſſen, brachte die ihm gegenüber Stehenden oft zu einer Art von Verzweiflung. Doch war dabei ſeine Haltung nie verletzend, nie herausfordernd. Mit der größten Kaltblütigkeit hörte er die Ausfälle erregter Gemüther an, und behielt dadurch ſtets ein unleugbares Uebergewicht. Die Gewohnheit jedoch, das Geſpräch zu beherrſchen, ließ ihn leicht in einen doktrinären Ton verfallen, der weder Widerſpruch erwartete, noch ihn auch gerne annahm. Er ließ ſich daher auch ſelten auf längere Diskuſſionen ein, und

ſchwieg lieber, wo er ſich nicht verſtanden glaubte. Die volle Kraft der Ueberzeugung ließ aber nicht leicht die Idee in ihm aufkommen, daß Andersdenkende die von ihm vertheidigte Anſicht nicht theilten, oder ſich zu derſelben bekehrt hätten. Er gab ſich um ſo mehr dieſer nur zu oft trügeriſchen Meinung hin, als Niemand mehr wie Metternich die ihm verhaßten Grundſätze von dem Munde zu trennen wußte, der ſie bekannte, doch entließ er Manchen aus ſeinem Kabinet, deſſen politiſchen Widerſtand, auf ſeine Ueberredungsgabe vertrauend, er gebrochen zu haben wähnte, während er ſich erſt ſpäter vom Gegentheile überzeugen mußte. — Vielen erſchien Metternich in ſeiner Zurückhaltung ſtolz, eine Regung, welche jedoch nicht in ſeinem Charakter lag, und ihren Grund mehr in einer begreiflichen Zerſtreutheit hatte, welche ſich nicht immer ſtreng an die Regeln einer conventionellen Form hielt. Ein wenig Ueberhebung und Selbſtgefühl dürfte man aber doch wohl einem Manne zu gut halten, der ſo lange die Geſchicke Europa's in Kopf und Hand wog, den Könige und die höchſtgeſtellten Geiſter ſeiner Zeit wie ihres Gleichen behandelten, dem von allen Seiten der Hof gemacht, geſchmeichelt wurde, und der eben deßhalb ſo eigenthümlich begabt ſein mußte, um ſeine eigenen Verdienſte nicht allzu ſehr zu überſchätzen! Wie viele, ſelbſt bedeutende Miniſter, z. B. Kaunitz, ſcheiterten an dieſer Klippe! Gar oft wurde Metternich als Egoiſt verſchrieen. Eine Anklage dieſer Art iſt ſo alltäglich, gegen die meiſten Menſchen gerichtet, wenn ſie nicht gerade Vorbilder von Selbſtaufopferung und uneigennütziger Chriſtenliebe ſind, daß dieſer Vorwurf keiner ernſtlichen Widerlegung bedarf. War aber Fürſt Metternich Egoiſt, ſo war ſein Egoismus von der liebenswürdigſten Art; er kam Jedem ohne Unterſchied mit der wohlwollenſten Freundlichkeit entgegen, und kannte keinen perſönlichen Groll. Es war nicht möglich, milder, nachſichtiger im Urtheile über Dritte zu ſein, und nie erinnere ich mich, daß ich ihn in Ergüſſe von Zorn oder Galle ausbrechen ſah. Metternich war ein Weltmann im vollen

Sinne des Worts, heiter, geſellig von wahrhaft vornehmer Haltung. Im Salon erſchien er immer einfach gekleidet, nur mit dem goldenen Vließe geziert. Bei Tiſche, wo ſich immer einige Gäſte einfanden, ſprach er auffallend wenig, er lebte äußerſt mäßig, aß und trank ſehr zerſtreut, und war durchaus nicht Gourmand. Seine Küche galt daher nicht für die beſte in Wien, und ſelbſt der edle Johannisberger floß, zum Verdruſſe der Weinkenner, meiſtens ſehr ſpärlich. Nach Tiſche befand ſich der Fürſt gerne im Kreiſe ſeiner Familie, las Zeitungen, oder zog ſich in ſein Kabinet zurück. Gegen 10 Uhr wurde der Salon geöffnet, und da Metternich ſelten ſpielte, fand er eine erwünſchte Erholung in heiteren Geſprächen. Er ließ, dabei von einem ganz außerordentlichen Gedächtniſſe unterſtützt, ſeiner Erzählungsluſt freien Lauf, war unerſchöpflich in Anekdoten, in Schilderungen merkwürdiger oder lächerlicher Charaktere, nicht ohne Anflug einer feinen, doch nie verletzenden Satyre. Er konnte dabei herzlich lachen; eine harmloſe Myſtification beſchäftigte ihn oft Stunden lange; auch ſammelte er ſelbſt ein Archiv allerlei komiſcher Aktenſtücke, Briefe u. dgl. Wenngleich die Politik hier in der Regel ausgeſchloſſen blieb, ſo waren doch auch ernſtere Geſpräche über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, Erfindungen, die ihn lebhaft intereſſirten, nicht ſelten. In dieſem vertraulichen Kreiſe umgaben ihn denn immer willige Zuhörer, welche ſo anziehenden Mittheilungen lauſchten; es bleiben jene Abende mir, wie allen Gleichbegünſtigten, immer unvergeßlich. Wiederholte er ſich dabei auch öfter, waren beſonders bei zunehmendem Alter Redeweiſe und Gedanken nicht mehr ſo lebendig, die Erinnerungen weniger friſch, ſo blieb doch immer des Anregenden und Belehrenden genug, um bändereiche Memoiren mit dieſem abwechſelnden Stoffe anzufüllen.

Die Staatsgeſchäfte waren es jedoch nicht allein, welche ſeinen Geiſt wie eine lebhafte Einbildungskraft in Anſpruch nahmen; er beſchäftigte ſich vorzugsweiſe mit Naturwiſſenſchaften, Chemie und

medicinischen Studien, und wie Kaiser Franz sich für einen „brauchbaren Hofrath" hielt, so nahm Metternich an, daß er sein Brod auch als „tüchtiger Arzt" hätte erwerben können. Große Sorgfalt wandte er der Verwaltung seiner schönen Herrschaften zu, wenn gleich ihm seine Stellung ein näheres Eingehen erschwerte, und er sich nicht selten argen Selbsttäuschungen überließ. Ueber den eigentlichen Stand seines Vermögens aber, wie über die Art und Größe seines Gehaltes, herrschen immer verschiedene, sich oft widersprechende Ansichten. Bei einem so wechselvollen Leben ließ sich kaum eine gehörige Ordnung und Controle festhalten, und so einfach, so wenig prunkliebend Metternich auch war, so stand doch ein noch so beträchtliches Einkommen nicht mit dem bedeutenden Aufwande im Verhältnisse, den seine ausnahmsweise Lage erheischte.

Außer der Lektüre vieler Zeitungen, besonders französischer und englischer, welche er stets mit langen Commentaren begleitete, außer den Schriften, die sich auf seine Lieblingsstudien bezogen, blieb dem Fürsten wohl nicht viel Zeit übrig, sich mit Modelitteratur zu beschäftigen, doch hörte er gerne davon sprechen. An Poesie, selbst dramatischer, nahm er nur untergeordnetes Interesse, und auch die Musik sprach ihn nur so viel an, als sie auf jeden gebildeten Menschen einwirken muß. Dagegen wandte er sich mit mehr Theilnahme den bildenden Künsten zu, und in seinen Urtheilen darüber gab sich der reinste, richtigste Geschmack zu erkennen. Der Hang zur Architektur war bei ihm vorherrschend, doch hatte er leider wenig Gelegenheit, ihn im Großen zu befriedigen. Als Curator der Wiener Akademie nahm er sich des Aufblühens der Künste eifrig an, ermunterte, beschützte junge Talente, und viele Schüler verdanken ihm ihre Ausbildung auf Reisen. Mit allen bedeutenderen Künstlern stand er in fortwährender Berührung, in Austausch von Ideen, oder Ankauf von Werken. Die Wände seiner Säle waren mit Bildern lebender Maler geziert, andere zur

Schau bei ihm aufgestellt und die Gallerie seiner Villa enthielt kostbare Werke der modernen Sculptur.

Ungewöhnliches Genie, wie außerordentliche Erfolge bestimmen die Größe eines Staatsmannes. Zu allen Zeiten finden wir Minister, die mit weit höheren Geistesfähigkeiten, als Metternich, die Geschicke der Völker leiteten, die Welt mit glänzenderem Ruhme erfüllten, mit ihrem Ehrgeize erschütterten, Eroberungen, Staatsumwälzungen vorbereiteten oder vollzogen. Fürst Metternich strebte nicht nach dem Rufe solcher Größe; er war mehr der Mann des Worts und der Feder, als der That; seine ganze Denk- und Gefühlsweise war überwiegend conservativer Natur. Er zog, wenn auch nicht gerade die politische Intrigue — wie man ihm vorwarf — doch gewisse Auskunftsmittel einem raschen, entscheidenden Entschlusse vor; er umging gerne die Schwierigkeiten, schob die Fragen hinaus, er erwartete von der Zeit die Erledigung mancher Geschäfte, zögerte, vermittelte, während die Ereignisse nur zu oft seine Berechnungen überflügelten. Dabei war ihm immer der Gedanke peinlich, sich verkannt zu wissen; bei seinem Sinn für Recht und Billigkeit suchte er bei jedem Anlasse die über ihn verbreiteten Vorurtheile zu entkräften, machte deßhalb nicht selten Zugeständnisse, oder versprach, was er später nicht immer gewähren konnte, und erweckte so bei Dritten Illusionen, die er wohl selbst oft theilte. Nur in einem Punkte war er von unbeugsamer Consequenz: in dem Hasse und der Bekämpfung der Revolution, in welcher Gestalt sie ihm auch immer entgegen trat. Er fand daher die Anhänger der umwälzenden Ideen stets in der ersten Reihe seiner Feinde, die ihn mit gleicher Unerbittlichkeit verfolgten.

Ich verlasse hier diese oberflächliche Schilderung eines Mannes, der mehr als so viele Andere in die Geschicke unseres Jahrhunderts eingriff, und bin bereit, sie an passender Stelle wieder aufzunehmen. Unsere Zeit aber — eine Epoche politischen Schwindels — ist am wenigsten dazu angethan, mit unbefangenem Blicke geschichtliche

Charaktere zu prüfen. Nur noch eine Bemerkung! Wären die Lügen, welche über Metternich's Thätigkeit absichtlich verbreitet wurden, Wahrheit, wären die Anschuldigungen, Fehler und Schwächen, die man ihm angedichtet, nur zur Hälfte gegründet, so war sein Verbleiben auf einem so hohen Posten durch 40 Jahre doch nicht wohl möglich! Wie viele Minister trugen während dieser Zeit in allen Ländern ihren Ruf, ihre Treue, ihre Thätigkeit zu Grabe!

Doch nicht die Persönlichkeit des Fürsten Metternich allein war es, welche die Aufmerksamkeit fesselte; er sollte, in den Kreis politischer Verwickelungen so mächtig gezogen, auch nicht fremd bleiben den Eindrücken, welche an Freud wie an Leid in häuslichen Verhältnissen nur immer denkbar sind.

Das Geschlecht der Metternich stammt, eines der ältesten, aus den Rheinlanden. Viele Vorfahren des Fürsten haben sich im Civil- und Militärdienste ausgezeichnet. Sein Vater, Minister von Churtrier, dann in Oesterreich, starb 1818 zu Wien. Ich kannte ihn nicht. Seine Wittwe, eine 1754 zu Freiburg geborne (Beatrix) Gräfin Kagenek war durch ihre Mutter (Andlaw) Geschwisterkind meines Vaters. Diese Verwandtschaft, wie eigene Wahl brachten mich oft in ihre Gesellschaft. Ich habe wenige alte Frauen gekannt, welche mit der Feinheit des Benehmens jene Frische des Geistes verbanden, wie sie. Ergoß sie sich auch häufig in Klagen über die Gegenwart, welche mit den Erinnerungen an eine glückliche Vergangenheit nicht mehr gleichen Schritt hielt, so war ihr Gespräch doch nie ermüdend, ja die Vergleichungen, welche sie dabei anstellte, von der köstlichsten Laune. Wenn ihre witzige Zunge auch nicht immer des Nächsten schonte, so scherzte sie ebenso über sich selbst, und wenn man von ihrem guten Aussehen sprach, erwiederte sie gewöhnlich: „O mon cher, si vous saviez, comme je suis barbouillée!“ — Die Fürstin war Mutter von drei Kindern: Pauline (geb. 1771), Clemens (1773), Joseph (1774). Sie hing mit voller Liebe an ihnen; entschieden trat aber ihre

Zärtlichkeit für den Sohn Clemens hervor; er hatte sie am besten verstanden, seine Mutter in vielen Dingen zum Vorbilde genommen, auf ihn übertrug sie jene Urbanität im Umgange, jene leichte Gabe der Auffassung, welche ihm eigen waren. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist das Testament der Fürstin, in dem sie ihren älteren Sohn: „mon fils bien aimé," ihre Tochter: „ma chère fille," Joseph aber: „mon bon fils" nennt.

Die Fürstin Pauline hatte das seltene Glück, nie im Leben von der geliebten Mutter getrennt zu sein, und gab ihr jene Fülle von Sorgfalt und Zärtlichkeit zurück, welche sich in solchem Verhältnisse so schön entwickeln kann. Diese aufopfernde Kindesliebe war es zunächst, welche den Charakter der Herzogin so verehrungswürdig machte. Sie theilte mit ihrer Mutter viele edle Gaben des Herzens und Verstandes, wie die beinahe schwärmerische Anhänglichkeit an den Fürsten Metternich. Das Gemüthliche im Charakter Paulinens herrschte wohl vor, dagegen vermißte man an ihr die anmuthsvolle Gewandtheit, den stets heiteren Geist, welche ihre Mutter selbst bei anhaltenden körperlichen Leiden nie verlassen. Pauline hatte sich nach vielen Hindernissen erst spät (1816) mit dem Herzog Ferdinand von Württemberg (Bruder des Königs Friedrich) vermählt. Diese Verbindung brachte sie in eine etwas falsche Lage, und ihre vortrefflichen Eigenschaften, nicht selten durch äußere Formen erdrückt, wurden nur von ihren näheren Bekannten gehörig gewürdigt. Der Herzog Ferdinand aber, welcher sich bis zur Würde eines k. k. Feldmarschalls emporgeschwungen, war ein stattlicher Herr von ungemein höflichen Formen, aber etwas bizarrem Charakter. Statt des, nur Katholiken verliehenen, goldenen Vließes trug er das mit Diamanten besetzte Porträt des Kaisers an dem rothen Bande dieses Ordens. Sonderbar genug war der Herzog durch seine Heirath zugleich Schwager des Fürsten Metternich und des Kaisers, dessen erste Gemahlin bekanntlich Elisabeth von Württemberg war. — Was

nun den Grafen Joſeph Metternich betrifft, ſo gehörte er jener Klaſſe von Sterblichen an, welche, wie Figaro ſagt, ſich die Mühe gegeben haben, geboren zu werden. Anſpruchslos floß ſein Leben dahin, das er auf fünfzig und etliche Jahre brachte. Stets nur ſeinen Neigungen folgend, und gleich weit entfernt von den Staatsgeſchäften wie von der erſten Geſellſchaft, bekannte er ſich zu einer ganz eigenen Lebensphiloſophie. Früher Domherr, bewohnte er dann 20 Jahre lang die Staatskanzlei, kam aber nur hier und da bei dem Frühſtück mit ſeinem Bruder zuſammen. Man ſah ihn nie bei Tiſche oder im Salon, ebenſo wenig bediente er ſich eines Wagens. In einen Mantel gehüllt, mit einer Mütze bedeckt, ſchlich er ſich Abends aus ſeiner Bier- und Rauchgeſellſchaft oder von der Whiſtpartie bei ſeiner Mutter nach Hauſe, zündete bei dem Portier ſeine kleine Handlaterne an und ging, unbekümmert um das geräuſchvolle Treiben der großen Welt unter ihm, in ſeinem beſcheidenen Gemache zu Bette. Bei dieſer zurückgezogenen, bürgerlichen Lebensweiſe galt er für einen Sonderling, und ſeine Familie ließ es dem „bon Pepe“, wie er hieß, an Ermahnungen nicht fehlen. Doch ſtörte ihn dieß in ſeinen Gewohnheiten nicht; ſo wie man nichts von ſeinem Einfluſſe erwartete, war er auch Niemanden im Wege und im kleinen Kreiſe ſeiner Bekannten ſeines harmloſen Weſens wegen beliebt.

Durch ſeine erſte Ehe war der Fürſt Metternich mit öſterreichiſchen Familien verwandt geworden; zwei Töchter der Fürſtin Eleonore (ſiehe oben), Marie, verehelichte Gräfin Joſ. Eſterhazy, und Clementine (ſchon mit 17 Jahren), waren ihr im Tode vorangegangen. Die unvergleichliche Schönheit der letzteren hat Laurence in einem Bilde wiedergegeben, das man jetzt noch bewundert. Die zwei jüngeren Töchter, Leontine mit 14, Hermine mit 10 Jahren, waren nach dem 1825 zu Paris erfolgten Ableben ihrer Mutter nach Wien zurückgekehrt. Die Gräfin Flore Wrbna-Kagenek, Couſine des Fürſten, machte damals

die Honneurs in der Staatskanzlei. Außer den regelmäßigen Sonntagssoiréen waren größere Feste und Diners dort nur selten. Der einzige Sohn, Victor, befand sich in Paris. Wiederholt sprach man von der Absicht des Fürsten, sich wieder zu vermählen; man hielt ihn von der reizenden Erscheinung der Gräfin Melanie Zichy angezogen — da kam ganz unerwartet eine Familie von München nach Wien, von der man sagte, daß sie Metternich früher in Neapel gekannt hatte. Diese Familie bestand aus einem lahmen, sich mühsam auf Krücken durch die Salons schleppenden Vater, dessen kluges Gesicht eine Paar große Brillen deckte, aus einer Mutter, deren wahrhaft italienische Lebendigkeit sich mit Spuren nicht gewöhnlicher Schönheit verband; endlich aus vier Kindern, zwei Töchtern, zwei Söhnen. Diese Familie war die freiherrliche von Leykam. Unter den noch jungen Kindern erschien die älteste, Antoinette, so ungemein lieblich und anmuthsvoll, daß der Fürst, von diesem Zauber ergriffen, bald beinahe jeden Abend in dem ihn erheiternden Zirkel jener Familie zubrachte, wo Musik mit munteren Gesprächen wechselte und täglich mehr Bekannte, besonders Diplomaten, eingeführt wurden — so entstand der Salon Leykam. Nur die Damenwelt hielt sich größtentheils ferne, und Mutter, Schwester, wie die Cousine des Fürsten beobachteten mit ängstlichen Blicken seine sich stets steigernde Neigung. Als nun im Sommer 1827 Metternich sein Schloß Königswarth besuchte, verbreitete sich von Marienbad aus, wo die Leykam weilten, die überraschende Kunde, daß die Verlobung erfolgt sei. Ich war gerade in der kleinen Villa zu Grünberg bei der alten Fürstin Whist spielend, als Esterhazy, des Fürsten Schwiegersohn, den Verwandten jenen Entschluß mittheilte. Es knüpften sich an dieses Ereigniß Klatschereien, welche weit die Grenzen einer gewöhnlichen Commerage überschritten, und rufe ich mir jetzt noch alle diese Vorgänge lebhaft in's Gedächtniß zurück, so weiß ich nicht, was ich mehr bewundern soll, die Ausdauer des Fürsten, welcher so vielen

Rückſichten und Hinderniſſen trotzte, oder die Umſicht und das kluge Benehmen der Leykam, vor Allem aber die tadelloſe Haltung Antoinette's. Es war nicht möglich, die Huldigungen des nicht mehr jungen Fürſten mit mehr Beſcheidenheit und unbefangener Ruhe aufzunehmen. Sie beſaß aber beſonders im hohen Grade die ſeltene Gabe des Zuhörens, ging wißbegierig mit ſichtbarer Theilnahme auf ſein Geſpräch ein, und es freute den Fürſten, auf ihre Erziehung einzuwirken, in ihr die empfängliche und zugleich ſchöne Schülerin erkennend. Die günſtige Meinung, welche er von ihrem, durch blendenden Jugendreiz gehobenen edlen Charakter gefaßt, hat ſich auch in der Folge bewährt. Und war es dem Fürſten denn gar zu ſehr zu verargen, daß er mit 53 Jahren, von Geſchäften erdrückt, ſich ein angenehmes Interieur ſchaffen, eine Frau nach ſeinem Herzen, ſeinem Geſchmacke wählen wollte, wenn gegen ihre Perſönlichkeit nichts einzuwenden war? Von dieſer, wohl der beſten Seite ſahen die fürſtlichen Verwandten die Sache nun auch an, behandelten die vom Kaiſer zur Gräfin von Beilſtein erhobene Braut liebevoll, ja der Herzog Ferdinand wollte, daß die Vermählungsfeier in dem damals von ihm bewohnten kaiſerlichen Luſtſchloſſe zu Hetzendorf begangen werde. Man beſtimmte hierzu den 5. November. Schon hatte es ſeit einigen Tagen geſchneit; unfreundlich und kalt, wie das Wetter, war die Fahrt, eiſig, wie die Kapelle, die ganze Ceremonie. Außer den beiden Familien waren nur wenige Zeugen zugegen. Der Probſt von Hetzendorf, welcher die Trauung vollzog, hielt eine etwas einfältige Rede; freilich war eine Anſprache unter dieſen Umſtänden nicht leicht, ſie hätte daher füglicher ganz unterbleiben können. Hierauf fand — 1 Uhr — ein Gabelfrühſtück ſtatt; aber auch dieſes ſtille Mahl ſollte durch eine unerfreuliche Nachricht unterbrochen werden, denn ein Courier brachte während deſſelben die Nachricht der Seeſchlacht von Navarin. Der Fürſt verließ ſchnell den Tiſch; Alles kehrte beſtürzt in die Stadt zurück, und Gentz

erklärte dieſe Störung für ein böſes Omen! — So war das früher kaum Geahnte, wenn gleich mit Kämpfen und Opfern, geſchehen und der Winter verging in behaglicher Ruhe. Das Haus Metternich wurde wieder der Schauplatz von Feſten aller Art, bei denen aber die Muſik immer die Hauptrolle ſpielte. Deutſche und italieniſche Sänger waren tägliche Gäſte und wetteiferten mit ebenſo ausgezeichneten Dilettanten, unter denen Baron Schönſtein, ein geborner Troubadour, die Schubertiſchen Lieder unnachahmlich vortrug. Am meiſten gefielen aber die ſ. g. koſtümirten Concerte, geſchmackvoll zuſammengeſtellte Scenen aus beliebten Opern. Frau von Leykam Mutter aber war die Seele dieſer anziehenden Unterhaltungen; überaus muſikaliſch gebildet, hatte ſie ſelbſt noch eine ſchöne Stimme mit herrlicher Methode. Die Fürſtin Antoinette wurde bei Hofe wohlwollend empfangen und ſah ihren Salon allmälig ſich mit Wiener Damen füllen; ſie gefiel durch Einfachheit und würdiges Benehmen, und alle frühere Zurückhaltung war bis auf wenige Ausnahmen verſchwunden, ſelbſt die Familie Zichy behandelte ſie mit anerkennungswerthem Takte. Nur die Gräfin Flore Wrbna-Kageneck konnte ſich lange nicht in das Unvermeidliche finden; ſie war an der Spitze der Unzufriedenen, welche ſich laut mißbilligend über die Wahl des Fürſten äußerten, und man nannte ſie ſcherzweiſe nur: „La veuve du canapé!“

Wie alljährlich, wurde auch 1828 der Geburtstag des Fürſten (15. Mai) in der Villa gefeiert. Seine junge Frau wollte ihm einige Ueberraſchungen bereiten, die nicht alle gleich glücklich ausfielen. Den Anfang machte ein kleines Concert; es hieß, Paganini werde ſich hier zum erſten und einzigen Male in einem Privatzirkel hören laſſen, und Alles war darauf geſpannt, dieſe unheimliche Geſtalt und das dämoniſche Spiel in der Nähe zu beobachten. Doch vorher trat Fürſt Dietrichſtein, den man lange nicht geſehen, mit einem blonden Jüngling an's Klavier. Dieſer begann ſeinen

Vortrag, doch es wurden gerade Erfrischungen herumgegeben, die Gesellschaft war zerstreut, und Fürst Dietrichstein rief plötzlich entrüstet: „Cessez de jouer, on ne vous écoute pas!“ Nur mit Mühe konnte man den jungen Künstler bewegen, seine Sonate wieder aufzunehmen. Dieser angehende Virtuose war — Thalberg. Auf ihn folgte Paganini's Hexenconcert. Bald nachher gerieth der Salon in eine andere Bewegung: Feuerspritzen seien vor dem Hause; doch man hatte die Beleuchtung des Gartens in der Stadt für einen Brand genommen, und die zu eifrige Feuerwehr zog wieder ab. Man begab sich nun in die Gallerie, wo eine künstliche Blumenausstellung stattfand. Die jungen Mädchen nahmen sich jedoch als Pflanzen und Blüthen nicht gut aus, und als sie sich vollends in ihrem grotesken Kopfputze zum Tanze erhoben, konnte man nicht leichter etwas Plumperes sehen.

Heitere, zufriedene Tage verlebte der Fürst in diesem Sommer auf dem fürstlich Trautmannsdorfischen Schlosse zu Walterdorf bei Baden. Staatsgeschäfte wurden da durch den ihn immer ansprechenden Umgang mit der Frau seiner Wahl unterbrochen, deren liebenswürdige Eigenschaften täglich mehr hervortraten. Auch sein Sohn Victor war nach langer Abwesenheit wieder auf Besuch gekommen, und in der Hoffnung auf einen weiteren Erben schien dem Fürsten ein neuer Glücksstern aufzugehen. Ein Gemälde Antoinette's von Ender erinnert an jenen ungetrübt frohen Aufenthalt. Sie steht in Lebensgröße auf dem Balcon des Schlosses, heiter lächelnd, doch nicht ohne den melancholischen Zug um die Augen, der ihr eigen war. In einfach weißem Anzuge schreitet sie auf dem Bilde die Stufen abwärts dem Garten zu, während ihre eigenen Schritte dem Grabe so nahe waren! Den Hintergrund bildete der majestätische Schneeberg, in schwarze Gewitterwolken eingehüllt!

Kaum war der Fürst in die Stadt zurückgekehrt, als der Tod in kurzen Zwischenräumen eine reiche Ernte in seinem Hause

hielt. Den Anfang machte die Fürſtin-Mutter, welche am Namenstage ihres Sohnes (23. November) mit 74 Jahren ſtarb. Sechs Wochen nachher — 7. Januar 1829 — erfolgte die Niederkunft der Fürſtin Antoinette mit einem geſunden Knaben. Doch ſchon am neunten Tage ihres Wochenbettes verſchied ſie unerwartet ſchnell an einem zurückgetretenen Frieſel. Schmerzlich waren alle Bekannten von dieſer Nachricht ergriffen und allgemeine Theilnahme verbreitete ſich durch die ganze Stadt. In der That war es auch ein Ereigniß ungewöhnlich trauriger Art; eine junge Mutter ſchon nach flüchtig verſchwundenem Glücke, an einem vielfach beneideten Ziele angelangt, nun entſeelt im Sarge, an dem der Fürſt eine mit Sorgen erkaufte, vorausſichtlich für's Leben geſchloſſene Verbindung gelöſt ſah! Am härteſten aber traf dieſer Schlag die Familie Leykam. Die Mutter, welche noch des Tags zuvor auf einem glänzenden Balle bei dem Erzherzog Karl die Glückwünſche der ganzen Geſellſchaft, ihrer wenigen Freunde, ihrer zahlreichen Neider, empfangen, und ſtolz, der Zukunft vertrauend, war alſobald neben der Leiche ihrer Tochter ein wahres Bild der Verzweiflung! Mir ſelbſt kommen dieſe zwei Jahre, während welchen die Leykam ihre kühnſten Wünſche erreicht und Alles wieder verloren hatten, wie ein Traum vor. Ich war nicht Zeuge der Geſchicke dieſer Familie vor und nach jener Epoche; ich kann daher nur vom Hörenſagen ſprechen. Herr von Leykam Vater, früher in Taxiſchen Dienſten, badiſcher Kammerherr, dann ſpäter zum braſilianiſchen Geſandten in Frankfurt beſtimmt, welchen Poſten er jedoch nie antrat, begleitete ſeine beiden Söhne auf die Univerſität nach Göttingen und wurde während des Gottesdienſtes am Jahrestage des Todes ſeiner Tochter vom Schlage gerührt und verſchied ſogleich. Seine Wittwe hielt ſich mit ihrer jüngeren Tochter, unter allerlei nicht alltäglichen Erlebniſſen, lange in Italien auf, ging ſelbſt eine ſeltſame zweite Ehe ein und verheirathete Thereſine in Florenz mit dem Sohne eines reichen

Amerikaners, Thorn. Frau von Leykam hatte ein nicht minder ſchnelles Ende als ihr Gatte. Auf der Rückreiſe von Karlsbad 1840 zu Regensburg angekommen, nahm ſie im Gaſthofe ein friſches Glas Waſſer und ſank todt zu Boden. Die beiden Söhne nahmen ſpäter eine ehrenvolle Stellung in der Diplomatie und öſterreichiſchen Armee ein; Anatole, nun General, war einer der Lieblingsadjutanten Radetzky's.

In demſelben Jahre, als Richard, deſſen Geburt der Mutter das Leben gekoſtet, zur Welt kam, ſtarb (Nov. 1829) Victor Metternich nach unſäglichen Leiden an einer unheilbaren Lungenkrankheit, und abermals ſetzte ſich traurig von der St. Michaelskirche aus unter dem düſteren Scheine der Fackeln ein Leichenwagen nach der fürſtlichen Gruft zu Plaß in Bewegung. Victor war ein junger Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten; es war ihm der Adel der Geſinnung, die Wärme des Gefühls, das wahrhaft Diſtinguirte des Edelmannes im hohen Grade eigen. Er war für den Geſandtſchaftspoſten in Dresden beſtimmt, wo auch Metternich ſeine diplomatiſche Laufbahn begonnen hatte; doch unabhängigen Sinnes, ſtill, zurückhaltend, kränkelnd, zog es Victor, ſelbſt gewähltem Umgange, liebgewordenen Gewohnheiten lebend, vor, bis zum 27. Jahre als Attaché der kaiſerlichen Botſchaft in Paris zu bleiben, und verließ dieſe Stadt nur, um nach einem kurzen Aufenthalt in Italien ein zu ſo ſchönen Hoffnungen berechtigendes Leben im väterlichen Hauſe zu beſchließen!

Endlich trug man auch bald nachher (1830) geräuſchlos, wie er gelebt, den guten Pepe Metternich zur letzten Ruhe! —

Eine zu Anfang 1825 erſchienene „Revue politique“ ſtellt die nachfolgenden kurzen, aber die Lage bezeichnenden Betrachtungen an:

„Dans la situation actuelle des sociétés, dans le mouvement rapide qui les emporte, une année est un poids dans

la destinée des empires; les événements se pressent et se succèdent avec une promptitude qui révèle l'agitation du monde. Cette agitation elle-même sera plus vive de jour en jour, et le mouvement ne cessera point que les peuples n'aient conquis le dégré de bonheur, qu'ils ont conçu, et que la politique ne soit en harmonie avec la morale publique . . . . . Ainsi la France, sans état fixe, placée entre son ancien et son nouveau régime, est rappelée à ses vieux préjugés, l'Italie impatiente, attendant le moment de se défaire des siens, ... l'Autriche, conservant le modèle de la servitude heureuse!? La Prusse, ne sachant comment accorder son éxistence politique et son état civil . . . . L'Allemagne, toujours occupée des droits des rois et des peuples, interrogeant toujours tout, et ne décidant rien!! . . . . La Belgique, n'ayant qu'un pas à faire pour être le plus heureux état de l'Europe!? . . . . l'Irlande, d'autant plus fanatique, qu'elle est plus malheureuse; . . . . . l'ésprit polonais survivant à la Pologne . . . . . la Suède, avec ordre et sagesse!! marchant à ses nouvelles destinées!? le Danemarc sans mouvement au milieu des sociétés ébranlés . . . . . la Turquie s'écroulant enfin aux acclamations des peuples civilisés — la Grèce, se relevant sur ses ruines, et se replaçant au rang des nations . . . . . enfin la superbe Angleterre, appuyée sur l'Amerique, planant du haut des mers sur cette Europe agitée, contemplant sans danger les orages qui s'y amancèlent et dirigeant ses agitations à son gré. . . . . Telle est l'Europe aux premiers jours de 1825, elle ne sera plus la même à la fin de son cours! . . . . .

Dieſe, nicht ohne liberalen Anflug geſchriebene Ueberſicht paßt zum Theil auch noch auf die heutigen Verhältniſſe, enthält außerdem aber prophetiſche Winke. Sie läßt damals ſchon den Abfall Belgiens von Holland, den Aufruhr Polens, die Politik Schwedens,

wie die Erſchütterungen der Türkei ahnen. Bei Uebertragung jener allgemeinen Merkmale auf die Zuſtände der öſterreichiſchen Monarchie glaube ich, wie ſchon oben angedeutet, mich nicht zu irren, wenn ich das Neujahr 1826 als den Zenith der einflußreichen Macht des Wiener Kabinets bezeichnet habe. Von jener Zeit an hielt es ſich nicht mehr auf der gleichen Höhe: es hörte auf, die Situation zu beherrſchen, ließ ſich vielmehr von den Ereigniſſen tragen. Dieſe Umwandlung entſprang zunächſt dem ohne Zuthun Oeſterreichs geſtörten europäiſchen Gleichgewichte; in unmittelbarem Zuſammenhange ſtand aber damit die Entſchiedenheit, mit welcher die revolutionären Ideen wieder um ſich griffen. Fürſt Metternich, deſſen Superiorität noch immer anerkannt wurde, mußte ſich alſobald auf die Rolle, bald eines Vermittlers, bald eines ernſten Mahners, beſchränken; man hörte noch immer auf ſeinen weiſen Rath, ſeine gründlichen Erfahrungen, und wenn er auch hier noch viele günſtige Erfolge erreichte, ſo trat er bei den Berathungen nicht immer in erſter Linie auf, und eine politiſche Frage nach der anderen entſchlüpfte ſeinen ſonſt ſo gewandten Händen, weil er es nicht über ſich gewinnen konnte, ſo gänzlich veränderten Conjunkturen gehörig Rechnung zu tragen. — Mit dem Tode des Kaiſers Alexander, deſſen Charakter und Haltung beruhigendes Vertrauen eingeflößt hatten, war zuerſt der Standpunkt der bisherigen Allianzen verrückt worden. Ein junger Herrſcher, unter ſo ganz außerordentlichen Umſtänden auf den Thron gelangt, ließ bei dem kühnen Muthe und der Geiſtesgegenwart, welche ihn gleich Anfangs leiteten, ahnen, daß ſein Ehrgeiz die frühere Politik Rußlands wieder aufnehmen und dem Gange der Dinge eine andere Richtung geben werde. Zu gleicher Zeit verlor Oeſterreich an England einen alten, treuen Verbündeten. Dieſe Inſel, durch den Aufruhr Irlands, die Unruhen in den Colonieen, die Reform-, wie die Katholikenfrage im innerſten erſchüttert, ſuchte ſeine eigenen Verlegenheiten dadurch zu umgehen, daß es die Verwirrung auf dem Continent

zu verbreiten ſuchte. Als nun vollends Canning Miniſter wurde, und die bekannte Aeolus-Rede gehalten, war in der Politik dieſes Landes die Bahn vorgezeichnet, die es mehr und mehr von Oeſterreich trennte, und ſelbſt unter den ſpäteren, vorübergehenden Tory-Miniſterien wollte es nicht mehr gelingen, dieſe beiden Staaten enger zu verbinden. — Es ſchien demnach um ſo erwünſchter, ſich Frankreich zu nähern, und Metternich bahnte eine ſolche Allianz 1825 ſelbſt in Paris mit Villèle an. Doch auch hier fand er keine kräftige Unterſtützung, und Karl X., ſich bald England, dann wieder mehr Rußland zuneigend, blieb meiſtens kalt und verſchloſſen für die öſterreichiſchen Eröffnungen. Von den Großmächten blieb daher Oeſterreich nur noch mit Preußen einig und auf dem alten Fuße, und es war nicht das geringſte Verdienſt des Fürſten, durch dieſe Uebereinſtimmung Deutſchland ſo lange den inneren Frieden erhalten zu haben. Das Wiener Kabinet wandte daher den Zuſtänden in Italien wie in Deutſchland größere Sorge und Aufmerkſamkeit zu, und wenn es ihm nicht gelang, ſich auf der Halbinſel Sympathieen zu erwerben, ſo lag dieß in ungünſtigen, von ſeinem Willen unabhängigen Umſtänden. Ebenſo wenig erfreulich zeigten ſich die politiſchen Verhältniſſe in Spanien und Portugal, und die Erwartungen, welche man in Wien auf Dom Miguel geſetzt, wurden bekanntlich getäuſcht.

Aber alle dieſe Wirren überragte weit die Eine wichtige, große — die orientaliſche Frage. Sie umfaßte den Zuſtand der Türkei ſelbſt und dann den Aufſtand Griechenlands. Alles hatte ſich gegen den Sultan verſchworen: innere Unruhen, Naturereigniſſe, Stürme von Außen; kaum ſchien es, daß das ſchwankende Reich ſo gewaltigen und wiederholten Schlägen würde widerſtehen können. — Ich hatte mir von jeher eine eigene Anſicht hierüber gebildet und bin jetzt noch der feſten Ueberzeugung, daß die Erledigung dieſer ſtets gefahrdrohend über allen europäiſchen Staaten ſchwebenden Frage die eigentliche welthiſtoriſche Aufgabe

unſeres Jahrhunderts ausmache. Der Islamismus hat ſich offenbar überlebt; ſeine ihm von der göttlichen Vorſehung in ihrem unerforſchlichem Rathſchluſſe angewieſene Beſtimmung iſt erfüllt. Ein Reich, wie das der Türken, iſt eine politiſche Anomalie in unſerer Zeit, und alle die Mühe, die Opfer, die Anſtrengungen, welche die Diplomatie ſeit Jahrzehnten zu deſſen Friſtung aufgewendet, werden ſeinen ſicheren Zerfall nicht hindern. Ruhe und Gleichgewicht kann in Europa aber nicht wiederkehren, ſo lange dieſer Gegenſtand beſtändiger Beſorgniſſe und gegenſeitiger Eiferſucht nicht entfernt iſt, ſo lange die Fahne des Propheten auf der Sophienkirche zu Konſtantinopel weht!

Oeſterreich, welches durch drei Jahrhunderte beinahe allein den oft ungleichen Kampf mit dem Erbfeinde der Chriſtenheit aufgenommen, das zweimal ſeine Hauptſtadt bedroht ſah, die, als letztes Bollwerk, das Eindringen der türkiſchen Schaaren nach Deutſchland hinderte, Oeſterreich, das mit nicht zu berechnenden Opfern die weſtlichen Theile Europa's durch die Militärgrenze ſchützte und ſo lange vor der Verbreitung der Peſt bewahrte, Oeſterreich fand ſich endlich, durch mächtigere Feinde — die Revolution, die Eroberungsſucht Frankreichs, wie die zunehmende Macht Rußlands — bedroht, genöthigt, die traditionelle Politik ſeines Kabinets zu verlaſſen und gemeinſchaftlich mit England ſich zum Beſchützer des ſinkenden Reiches Mahomeds zu machen. Seit 70 Jahren hat es nun, wenn auch nicht offen und mit den Waffen in der Hand, doch vermittelnd und durch mehr oder minder glückliche Rathſchläge verſucht, die Pforte zu retten, den Plänen zu ihrer Auflöſung entgegenzutreten. Oeſterreich hat durch dieſe Politik nur bewirkt, daß die Türkei ſich langſam verblutet, während ſich bei dieſen täglich mehr anwachſenden Bedrängniſſen die Gefahren für die eigene Monarchie häufen. Ziehen die Stürme der Revolution einmal vom Bosporus herüber, die Donau aufwärts nach den Fürſtenthümern, nach Serbien, Bosnien und

Ungarn, werden ſie ſich weder an den Karpathen, noch an der Leitha brechen. Aber, fragt man, ſoll Oeſterreich das hinfällige Reich ganz dem nach Beute lüſternen Ehrgeize Rußlands überlaſſen? Gewiß nicht! Es iſt jedoch an der Zeit, daß die Großmächte dieſe, die Civiliſation wie das Chriſtenthum ſo weſentlich berührende hochwichtige Frage mit kräftigem Ernſt in die Hand nehmen würden und gemeinſchaftlich Maßregeln ergriffen, entſcheidend für das künftige Geſchick der europäiſchen Türkei. Jeder Zuſtand wäre der jetzigen Verwirrung vorzuziehen, in der man da die Provinzen durch Aufſtände loszureißen, dort den Sultan wieder gegen innere und äußere Feinde zu ſchützen ſucht und überall nur Halbheit, Unentſchloſſenheit begegnet!

Damals (1826) nun brach für die Pforte gerade eine furchtbare Zeit herein, welche ſich unter vielen qualvollen Momenten drei Jahre lang hinzog. Wir verfolgten daher dieſe merkwürdigen Vorgänge mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und die Monatstage, an welchen Couriere regelmäßig die türkiſchen Nachrichten nach Wien überbrachten, ſetzten Füße und Federn der jungen Diplomaten in geſchäftige Bewegung. Alle Augen waren auf den Orient gerichtet. Den Anfang der Zerwürfniſſe machte das zwiſchen Rußland und England am 4. April 1826 in Petersburg zu Gunſten Griechenlands unterzeichnete Protokoll. Seit fünf Jahren ſchon hatte der Unabhängigkeitskampf auf den Inſeln des Archipels gewüthet; Philhellenen aus allen Theilen der Welt bethätigten ſich dabei, und die revolutionäre Propaganda machte die griechiſche Sache zu der ihrigen. Dennoch behielt die Türkei, auf die Verträge geſtützt, unter blutigen Metzeleien und unerhörten Grauſamkeiten immer noch die Obermacht. Da nahmen jene beiden Großmächte die Sache ſelbſt in die Hand, drangen aber bei Frankreich und Oeſterreich mit ihren Vorſchlägen nicht durch. Rußland beſchränkte ſich nun darauf, in eigenem Namen am 5. April alle Beſchwerden gegen die Pforte in einer Note zu formuliren, welche

zu den Verhandlungen von Akjerman führten. Die hier aufgestellten 83 Artikel — das Ultimatum Rußlands — wurden, wenn gleich erdrückend für die Pforte, dennoch von ihr angenommen. Während dieſen Bedrängniſſen war aber auch die Türkei ſelbſt in ihrem Innerſten aufgewühlt, und das ganze gebildete Europa ſah mit Entſetzen die von maßloſen Gräueln begleitete völlige Vertilgung der Janitſcharen. Dabei loderte der Aufruhr in den Provinzen, zerſtörten Erdbeben Städte und ganze Strecken, ging ein Theil Konſtantinopels in Flammen auf. Hungersnoth, Peſt, Krankheiten und Elend aller Art wechſelten mit Hinrichtungen und Aufſtänden. Mit bewunderungswürdigem Muthe ertrug der Großherr nicht nur alle dieſe Calamitäten, er ſetzte auch mit barbariſcher Energie die von ihm beſchloſſenen Reformen rückſichtslos fort; die Armee wurde umgeſtaltet, der Trotz der Ulema's gebrochen. Das kaiſerliche Kabinet, während es der Nachgiebigkeit gegen Rußland das Wort ſprach, konnte ſelbſt nicht ohne Schaudern ſehen, wie die Pforte in ihrem eigenen Fleiſche wüthete.

Im darauf folgenden Jahre tauchte die griechiſche Frage wieder auf, und die Opfer von Miſſalunghi, der Acropolis ſollten ihre Rächer finden. Nach einigen Schwankungen trat Frankreich mit den beiden Mächten in London zuſammen, und am 6. Juli 1827 wurde die Tripelallianz geſchloſſen. Oeſterreich ließ geſchehen, was es nicht hindern konnte, und begnügte ſich mit Noten und Proteſten. Es trat nun ein eigenthümlicher Zuſtand ein; da die drei Großmächte ſich nicht im Kriege mit der Pforte befanden, ſo erfand man ſtatt des Wortes „bewaffnete Intervention" das friedlicher lautende „Pacification Griechenlands", ſtatt „Kampf" hieß es „Coercitionsmaßregeln". Die nächſte Folge davon war die berüchtigte Seeſchlacht von Navarin, wo am 20. Oktober die vereinigten Flotten der drei Seemächte die türkiſch-ägyptiſchen Schiffe in den Meeresgrund ſchoſſen. Verzweiflung bemächtigte ſich des Divans bei dieſer Schreckensnachricht, und es fanden nun in

Konſtantinopel wochenlange Verhandlungen ſtatt, nach welchen, da ſie zu keinem Reſultate führten, die drei Botſchafter abreiſten. Oeſterreich ſpielte dabei erſt die Rolle eines unbequemen Vermittlers, dann die eines ängſtlich beſorgten Zuſchauers.*) Die Türkei ſelbſt aber ging von einem dumpfen Hinbrüten zu einer heftigen Herausforderung Rußlands über, beklagte ſich laut und bitter über das ihr zugefügte ſchreiende Unrecht und rief in dem Manifeſte vom 20. Dezember die ganze Bevölkerung zur Rache und im Falle neuer Angriffe zum heiligen Kampfe. So ſtanden die Dinge Anfangs 1828.

Zwiſchen dieſen Vorgängen zogen ſich andere Ereigniſſe durch. Während in Rheims — früher unerwartet — einem 70jährigen König eine Krone aufgeſetzt wurde, welche alſobald wieder ſeinen altersſchwachen Händen entfiel, ließ ein junger, thatkräftiger Selbſtherrſcher, ſtolz, ſich mit kühnen Plänen für die Zukunft tragend, ſeine Krönung in Moskau mit aſiatiſchem Pompe vollziehen. — Canning war geſtorben, Villèle abgetreten, und ſo fanden in London und Paris Miniſterveränderungen ſtatt. Doch all dieß vermochte nicht die hereinbrechenden Stürme im Orient aufzuhalten. Rußland hatte ſchnell und glücklich einen Feldzug gegen Perſien beendet und warf ſich nun mit vollem Gewichte auf die Türkei. An Vorwänden, ſie zu bekriegen, hat es der nordiſchen Macht nie gefehlt: Beſchwerden ihrer Unterthanen, Stockung des Handels, gehemmte Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere, Nichterfüllung früherer Verträge gaben oft mehr als nur ſcheinbaren Anlaß zu Konflikten. Nun kam aber auch noch der aufreizende Hattiſcherif dazu, den Rußland alſobald mit einer nicht minder heftigen Erklärung erwiederte. Vergebens machten die vier Großmächte Vorſtellungen, England aber, gelähmt durch innere Parteikämpfe, Oeſterreich, entſchieden um jeden Preis den allgemeinen Frieden

*) Erinnerungsbl. S. 12.

zu erhalten, griffen nicht nachhaltiger ein, Frankreich aber war durch den ſteigenden Einfluß Pozzo di Borgo's gewonnen. Dabei verſicherte Rußland beſtimmt, daß es, verzichtend auf alle Eroberungen, nur die Pforte zwingen wolle, ihre Verbindlichkeiten einzuhalten, ja, der Czar wandte ſich ſelbſt an den Kaiſer Franz, um von ihm eine Erklärung zu erhalten, daß dieſer Krieg ein gerechter ſei. Doch der Kaiſer verweigerte auf dieſes Anſinnen einzugehen, beſchränkte ſich auf eine ſtrenge Neutralität und die Aufſtellung eines Obſervationscorps. Man ließ es dabei an Vorwürfen nicht ermangeln, daß Oeſterreich den Krieg nicht verhindert oder ſpäter nicht thätiger eingeſchritten ſei, nicht einmal die Moldau und Walachei beſetzt habe. Hierauf gibt es nur eine Antwort: daß alle Verſuche dieſer Art an dem beſtimmt ausgeſprochenen Willen des Kaiſers ſcheiterten, und überdieß die damalige Lage Italiens und Ungarns, die troſtloſen Finanzen, wie der Zuſtand des Heeres jene Zurückhaltung wenn auch nicht rechtfertigen, doch erklären. Die ruſſiſche Kriegserklärung erfolgte am 26. April, und bald darauf überſchritten die Ruſſen den Pruth und die Donau. Es wurden die Dardanellen blockirt und die Franzoſen beſetzten Morea. Mit abwechſelndem Kriegsglücke wurden nun Feſtungen erobert, viele Schlachten geliefert, aber wider Erwarten war das Ergebniß den ruſſiſchen Waffen nicht günſtig. Die Gegenwart des Czaren ſchien hemmend auf die Operationen der Armee zu wirken, dazu kamen Niederlagen, klimatiſche Einflüſſe, Krankheiten u. ſ. w. Man konnte in Wien ein Gefühl heimlicher Freude nicht unterdrücken, daß dieſer erſte Feldzug in ſolcher Weiſe ausgegangen war, und ermahnte beſtändig den Sultan, die Hand zum Frieden zu bieten. Tatiſtſcheff und Meyendorf aber benahmen ſich während dieſer Zeit auf eine nicht genug anzuerkennende Weiſe mit ebenſo viel Klugheit als Takt.

Mit dem Frühjahr 1829 begann der zweite Angriff. General Diebitſch drang ſiegreich über den Balkan bis in die Ebene von

Adrianopol, wo — 15. Sept. — unerwartet ſchnell ein Frieden abgeſchloſſen wurde, den man eben ſowohl den engliſch-öſterreichiſchen Bemühungen, als der großherzigen Mäßigung des Kaiſers Nicolaus verdankte. Die Pforte aber war dießmal mit dem Schrecken davon gekommen, und während man in Konſtantinopel ſchon vor dem Einmarſche der ruſſiſchen Truppen zitterte, gab man ſich bald darauf der Freude über dieſen kaum gehofften Ausgang hin, und unterzog ſich gerne den ſchweren Opfern, welche der Krieg in ſeinem Gefolge mit ſich brachte. — Nun wurden aber auch wieder Verhandlungen wegen Griechenland aufgenommen, deſſen Losreißung von der Türkei ausgeſprochen, dieſe Verhältniſſe förmlich in London geregelt, und die griechiſche Krone dem Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg angetragen, der ſie auch annahm, ihr jedoch bald wieder entſagte.

Während all dieß im Oſten vorging, wickelte ſich der ſeltſame und unſelige königliche Bruderzwiſt in Liſſabon ab, wobei gegen die Anſchauung Oeſterreichs der engliſche Einfluß ſich überwiegend zeigte. Mit den Niederlanden, Hannover und anderen deutſchen Regierungen lag das Wiener Kabinet im beſtändigen Federkriege, während Preußen, anſcheinend im beſten Einverſtändniſſe mit dem Kaiſerſtaate, im Stillen die Schritte vorbereitete, welche ihm ſpäter eine feſtere Stellung im Bunde verſchaffen ſollten. — Doch waren es nicht allein ſo allgemein wichtige Angelegenheiten, welche die großherzogliche Geſandtſchaft, ſomit auch mich, lebhaft beſchäftigten, Baden ſelbſt hatte einen diplomatiſchen Feldzug zu beſtehen, der einen Augenblick ſogar drohte, in eine ernſtliche, blutige Fehde überzugehen. Bayern hatte nämlich die vom Großherzog Karl angeordnete Succeſſionsordnung in jenem Lande deßhalb nicht anerkannt, weil die ehemalige überrheiniſche Grafſchaft Sponheim in gewiſſen Fällen wieder hätte an Bayern abgetreten werden ſollen. Da die Pfalz als Entſchädigung für jene Herrſchaft galt, ſo nahm Bayern, unter Anrufung von Familienverträgen, Heidelberg,

Mannheim u. ſ. w., als Aequivalent dafür in Anſpruch. Streitſchriften wurden gewechſelt, Unterhandlungen fanden ſtatt; der König Ludwig beſtand um ſo mehr auf ſeinem vermeintlichen Rechte, als der Großherzog Ludwig ehe- und kinderlos war. Schon ſah man wie früher einen bayeriſchen, nun einen pfälziſchen „Rummel" ausbrechen: Truppen marſchirten . . . . . da ſprachen ſich vier von den Großmächten, als angerufene Schiedsrichter, unumwunden für den rechtmäßigen Beſitz Badens, auch unter dem jüngeren Zweige ſeiner Dynaſtie, aus. Nur Oeſterreich, wohl in der Hoffnung, ſich bei dieſem Anlaſſe früherer mit Bayern eingegangener läſtiger Verabredungen zu entziehen, zögerte, warf Bedenken auf, ſchloß ſich aber zuletzt doch den anderen Mächten an. Der Markgraf Wilhelm, mit einer Gewandtheit und Feſtigkeit, welche nur ſeinen militäriſchen Verdienſten gleich kamen, hatte perſönlich dieſe ſo wichtige Sache in Paris und London betrieben, und von beiden Höfen die bündigſten Erklärungen zurückgebracht. Nur in Wien, wo eine weniger günſtige Auffaſſung herrſchte, war der Prinz nicht geweſen. Tettenborn trug daher die ganze Laſt der Verhandlungen, und mußte dabei einen ebenſo langjährigen als wohlwollenden Bekannten in dem bayeriſchen Geſandten, dem Grafen Bray, als Gegner finden. Mit weltmänniſchem Takte und der ihm eigenen Freundlichkeit behandelte dieſer ausgezeichnete Mann eine Sache, von der er die Perſonen zu trennen wußte, und in der wir in letzter Inſtanz den Sieg davon getragen hatten. Sein Sohn aber, Graf Otto, iſt nun, nach langen Jahren, ſelbſt an dem einſt von dem 1832 verſtorbenen Vater ſo würdig ausgefüllten Poſten.

Das verhängnißvolle Jahr 1830 erweckte gleich Anfangs wieder andere Beſorgniſſe. Die Revolution, ermuthigt durch die Löſung der griechiſchen Frage, unterwühlte nun Frankreichs Boden, wo der gute, aber ſchlecht berathene Monarch unter Polignac ihren Umtrieben eher Vorſchub leiſtete. Fürſt Metternich, nachdem der erſte Zweck der heiligen Allianz: den allgemeinen Frieden zu

erhalten, vereitelt war, ſah nun auch ihre weitere Beſtimmung, das Geſpenſt der Revolution zu beſchwören, nicht erfüllt. Vergebens ſuchte Metternich nach Bundesgenoſſen, um die Lebensaufgabe zu löſen, welche er ſich geſtellt, aber nirgends begegnete er mehr wie früher einer übereinſtimmenden Energie, den umwälzenden Prinzipien zu widerſtehen. Er beſchränkte ſich daher bloß auf Abwehr und die Wahl eigener, nicht immer glücklicher Mittel. Revolution iſt nicht Fortſchritt, nicht Freiheit, rief er oft, gerade das Gegentheil, einen allgemeinen Brand entzünden heiße nicht Aufklärung verbreiten! Er wollte, wie ein franzöſiſcher Schriftſteller: „Le contraire de la révolution, mais non la contrerévolution.“ Metternich ging aber noch einen Schritt weiter, er ſah in den, in falſch verſtandener Nachahmung der engliſchen Charte eingeführten Verfaſſungen die mächtigſten Alliirten der Revolution. Keinem politiſchen Lehrgebäude unbedingt ergeben, haßte er nur alles, was die Untergrabung monarchiſcher Grundſätze fördern konnte, und er zog eine reine Republik jenem Zwitterzuſtande vor, welcher den Thron mit demokratiſchen Inſtitutionen umgibt.

So war denn während dieſer fünfjährigen Epoche, welche Metternich ſelbſt als eine beklagenswerthe, als eine Uebergangsperiode bezeichnete, die Politik Oeſterreichs in den Kriegs- wie Verfaſſungsfragen eine mehr beobachtende, mahnende, paſſive, abwehrende, daher ziemlich iſolirt, um erſt in ſpäterer Zeit einen höheren Aufſchwung zu nehmen.

An dieſe Weltbegebenheiten reihten ſich dann andere, untergeordnete Thatſachen, wie ſie die Chronik des Tages eben immer bringt. So ſtarb, krank und beinahe vergeſſen, einer der berühmten Freiheitshelden Griechenlands — Ypſilanti. Einige Damen pflegten ihn bis zum Tode, und errichteten ſeinem Andenken ein Grabmal mit folgender Inſchrift: „Hier ruht Fürſt Alexander Ypſilanti: unglücklich in Wünſchen, erhaben an Willen, groß im Ueberſtehen, getäuſcht, verkannt, beweint, † zu Wien 10. Jänner 1828.“

Wenn ich dieſer politiſchen Ueberſicht noch einige Worte über den inneren Zuſtand der Monarchie und ihre Verwaltung in jener Zeit beifüge, ſo geſchieht es mehr, um den vielen irrigen oder übertriebenen Anſichten, welche über dieſen Gegenſtand verbreitet wurden, entgegen zu treten. Im Inland ſelbſt waren die Stimmen darüber ſelten; es ſind deßhalb meiſt fremde Federn, die jene Zuſtände, und zwar gewöhnlich in oberflächlicher oder gehäſſiger Weiſe ſchilderten. Nur nach der allmäligen Entwickelung eines Staates im Laufe der Zeiten, d. h. hiſtoriſch, läßt ſich die Verfaſſung und Lage deſſelben richtig beurtheilen. Die öſterreichiſche Monarchie, eigenthümlich zuſammengeſetzt wie kein anderer Staat in Europa, hat demnach auch ſich geſchichtlich und politiſch, wie kein anderer, ausgebildet. Gehen wir nur hundert Jahre zurück, ſo finden wir nach der muſterhaften Regierung der Maria Thereſia die ſtürmiſche Reformperiode des Kaiſers Joſeph, dann die Drangſale der Revolution und zwanzigjährige, verheerende Kriege. Die erſte Sorge des Kaiſers Franz war daher darauf gerichtet, die Leiden der Vergangenheit in einer ruhigeren Zukunft vergeſſen zu laſſen. Es gab da ſo Manches zu ordnen, ſo viele Wunden zu heilen, daß man dem augenblicklichen Bedürfniſſe billige Rückſicht tragen mußte. Niemand wird behaupten, daß Oeſterreich damals als Muſterſtaat gelten konnte, aber er entſprach den Zeitverhältniſſen. Schwerfällig zwar, doch geregelt und geſichert bewegte ſich die Staatsmaſchine, und kann man heute nicht genug des Tadels, des Spottes und der Verachtung auf jene Regierungsweiſe werfen, ſo will ich erſt, ehe ich in dieſe Deklamationen einſtimme, abwarten, ob und wie die bisher angeſtellten Verſuche, die Lage zu verbeſſern, auch gelingen. Damals war man bemüht, jedem Kronlande ſeine Autonomie, ſeine eigenthümlichen Einrichtungen zu bewahren: „Divide et impera,“ hieß es, ſei der Wahlſpruch, mit dem man das Ganze zuſammenhalten wolle; jetzt war das Loſungswort das: „Viribus unitis“ geworden, welches die Geſammt-

monarchie wie ein Band umſchlingen ſollte. Unter Kaiſer Franz beſtand ſtatt einer allgemeinen, ſich über alle Provinzen erſtreckenden Verfaſſung Etwas, das man, weil das Kind doch einen Namen haben mußte, mit dem Worte: „Syſtem“ bezeichnete; ſeine Gegner nannten es ſcherzweiſe: den aufgeklärten Despotismus, die glückliche Knechtſchaft. Dieſes Syſtem hielt der Kaiſer, ſelbſt der erſte Büreaukrat ſeines Landes, mit ſtrenger Conſequenz feſt; er konnte aber nicht, ungeachtet ſeiner raſtloſen und gewiſſenhaften Thätigkeit, immer alles überſehen, und es entging ihm über dem kleinlichen Detail nicht ſelten der richtige Ueberblick des Ganzen. Es machte ſich deßhalb der Beamtenſtand mit jedem Jahre breiter und unentbehrlicher. Man werfe nur einen Blick auf den damaligen Hof- und Staatsſchematismus, welche Maſſe von Angeſtellten, mit denen man füglich den halben Erdkreis hätte verſehen können! Man ſpreche nicht vom Einfluſſe der Ariſtokratie; waren auch die höchſten Stellen von ihr beſetzt, ſo hatte der Adel an ſich doch keine politiſche Bedeutung in der Monarchie, und konnte nur durch die Perſönlichkeit ſeiner Mitglieder, etwa auch auf ſeinen Herrſchaften oder bei den Provinzialſtänden wirken. Der eigentliche Schwerpunkt lag demnach in der Büreaukratie, und ſie wußte ihre Macht gehörig zu ihrem Vortheile auszubeuten. Und dennoch wüßte ich, ſo vielen ehrenwerthen und fähigen Männern in jedem Fache ich auch begegnete, keine einzige hervorragende, anerkannte Capacität aus jener Epoche zu nennen.

Jenes „Syſtem“ nun durchdrang alle Zweige der Adminiſtration. Die Finanzen hatten ſich ſeit 1815 während des langen Friedens und durch allerlei Erſparniſſe gehoben, um bald wieder neuen Schwankungen anheimzufallen. Handel, Zoll, Mauth, Polizeiweſen waren nicht gut beſtellt, Unterricht, Cenſur ließen viel zu wünſchen übrig, überall gab es Schäden, die man nicht auszubeſſern, Mängel, denen man nicht abzuhelfen, Mißbräuche, die man nicht zu berühren wagte. Begreiflicher Weiſe litt die Armee

am meiſten unter dieſen Verhältniſſen, und da wurde denn auch das Sparſyſtem am rückſichtsloſeſten durchgeführt. Blieb ſich auch der Geiſt des braven Heeres immer gleich, ſo hatte es doch mit Uebelſtänden und Gebrechen zu kämpfen, welche das durch Ueberſchwemmung bald aufgehobene Uebungslager (1828 bei Baden) nur allzu ſichtbar aufdeckte.

Dennoch wäre es unbillig, neben dieſen offenbaren Mißſtänden das viele Gute zu verkennen, welches eine Regierung mit ſich brachte, die man in mancher Beziehung wohl eine väterliche nennen konnte. So viel die gewiſſe Bevormundung auch Beſchämendes und oft Veratoriſches enthalten mochte, ſo entſprach ſie doch dem Geiſt der öffentlichen Meinung, welche ſich durchaus nicht um Staatsangelegenheiten bekümmerte; um deſto größer war die individuelle Freiheit, mit welcher man ſich, wie in wenigen anderen Staaten, bewegte, und die in Ungarn vollends ihren höchſten Grad erreichte. Die Polizei war mehr überwachend und neugierig, als läſtig, und wenn das von ihr erſtrebte Ideal: eine allwiſſende Vorſehung im Kleinen zu werden, auch viel Geld koſtete, ſo erdrückte ſie doch nie bei öffentlichen Vergnügungen oder durch Einmiſchung in Familienverhältniſſe. — Sehr viel wurde auf wiſſenſchaftliche Gegenſtände, auf Geſchichtskunde, Statiſtik, naturhiſtoriſche Sammlungen u. dgl. verwendet. Was für das Recht geſchehen, davon zeugen die Geſetzbücher, unſtreitig von den beſten, die man kennt; die Pflege der Arzneikunde aber war in vortrefflichen Heilanſtalten vertreten, und ebenſo für das Armenweſen geſorgt. Induſtrielle Unternehmungen, neue Erfindungen wurden unterſtützt, der Verkehr durch Dampfſchifffahrt, großartige Straßenanlagen u. dgl., die Kunſt beſchützt. Alles geſchah aber ohne Geräuſch, beinahe unbemerkt; es ſchien, als ob ſich dieß von ſelbſt verſtehe, und die Regierung, wie ſie für jeden Tadel empfindlich war und ihn ſcharf rügte, machte auf der anderen Seite auch auf keine beſonderen Lobeserhebungen Anſpruch. Hieraus entſprang

eine gewiſſe Geheimthuerei, welche oft mehr den Machthabern, als den Regierten ſchadete. Hatte ſich der Kaiſer die möglichſt lange Erhaltung des Beſtehenden zum Hauptzwecke ſeines Wirkens gemacht, ſo fand er ſich in ſeinem Widerſtand gegen alle Neuerungen um ſo mehr beſtärkt, als er rings um ſich her Reiche fallen, Dynaſtieen wechſeln und allenthalben politiſche Verwirrung entſtehen ſah. Er mißbilligte das Streben nach einem nie zu verwirklichenden Ideale vollkommener Einrichtungen und wollte ſich den tyranniſchen Anforderungen einer modernen Staatsweisheit nicht fügen. Doch der Gährungsprozeß, welcher ganz Europa in ſeinen Grundtiefen erſchütterte, durchdrang auch die Einzelntheile der Monarchie. Man ſuchte dieſen Uebeln entweder entſchieden mit bewaffneter Hand zu begegnen, wie in Italien, oder kündigte ihnen einen ſtillen Krieg an. Beide Auskunftsmittel trugen aber lediglich nur die Natur von Palliativen, und hierin lag die eigentliche Schwäche des Syſtems.

Was nun die damalige Lage der Kronländer betrifft, ſo war ſie eine ſehr verſchiedene, in einigen wenig erfreulich. Während die deutſchen Erblande im Ganzen ruhig und zufrieden nur unter Steuer- und anderen Laſten litten, welche nicht immer im Verhältniß zu den Erwerbsquellen ſtanden, hatten ſich in Italien die Nachklänge des Jahres 1821 noch nicht verloren und war auch in Galizien ſtets Zündſtoff genug vorhanden. Am beunruhigendſten geſtalteten ſich aber die Zuſtände in Ungarn und den angrenzenden öſtlichen Ländern, auf die ſichtbar jede Bewegung in der Türkei einwirkte. Es gab ſich während des Landtags — 1825 bis 1827 — zu Preßburg ein ſteigender Geiſt der Oppoſition, ein Unabhängigkeitsſinn kund, der von einigen allzu üppigen, ehrgeizigen oder von Demagogen mißbrauchten Magnaten ausging.*) Als mir daher bei einigen lärmenden Sitzungen herausfordernde

*) Erinnerungsblätter S. 23 bis 35.

Reden, ein gereizter Ton auffielen, war ich auch Zeuge des Schluſſes des Landtags durch den Kaiſer ſelbſt — Auguſt 1827 — bei dem laut und unverhohlen die Beſchwerden und Wünſche zur Abhülfe ausgeſprochen wurden. Es war dieß die keimende Saat, aus der die Früchte hervorgehen ſollten, welche wir jetzt genießen. Doch blieb es noch bei kleinlichen, oft lächerlichen Demonſtrationen, in denen die Ungarn Meiſter ſind, und während Einige tobten, nationale Sprache, Trachten, Gebräuche und veraltete Geſetze wieder hervorſuchten, hatten wenigſtens die Anhänger der Regierung und die Kronbeamten Muth und Kopf noch nicht verloren. Böhmen und Mähren waren augenſcheinlich begünſtigte Länder. Es verband ſich da eine ſich immer mehr ausdehnende, vielgeſtaltete Induſtrie mit dem reichen Segen des Bodens. Die Mehrzahl der Beamten war jenen Provinzen entnommen.

Was ſoll ich nun von dem Geiſte und den Sitten des Volkes, dem öffentlichen Leben und Treiben in Wien während der Jahre ſagen, welche der Julirevolution unmittelbar vorangingen? Als hervortretende Merkmale können Genußſucht und Gedankenloſigkeit bezeichnet werden. Es war das Wien, welches ſich allen nur denkbaren Freuden hingab, das Wien, das ein neues Stück im Burgtheater, ein von Duport in Scene geſetztes Ballet, eine Poſſe von Raimund, irgend ein „Spektakel“ in fieberhafte Bewegung ſetzen konnte, das Wien, das im Winter einem großen Tanzſaale glich, ſelbſt in Eispaläſten, in deren Wänden ſich Tauſende von Kerzen abſpiegelten, wie toll raſte, das in der ſchönen Jahreszeit mit kindiſcher Neugierde zu den Wettrennen, Feuerwerken und Ausſtellungen lief, mit einem Worte, das Wien der wahren Praterzeit! — Man überließ die Schlichtung der Welthändel der Staatskanzlei, bekümmerte ſich wenig um Politik und die Leute, die „da hinten in der Türkei“ ſich ſchlugen; auch

die Zeitungen, in ihrer trockenen Einförmigkeit, regten nicht an. Man hielt ſich an das Zunächſtliegende, und da waren es denn die Stadtneuigkeiten, welche vom Frühmarkte aus — gleichſam ihre Börſe — ſich in alle Häuſer verbreiteten. So ſprach man Wochen lang von dem Adelsmarſchalle Jaroczincki, der ſeinen früheren Lehrer, den alten Prieſter Plank, in deſſen Wohnung ermordet und beraubt hatte, und das ungewohnte Schauſpiel, einen Edelmann hängen zu ſehen, zog halb Wien nach der „Spienerin am Kreuze". Der Pole ſelbſt aber glaubte noch bis zum letzten Augenblick, an Rußland ausgeliefert zu werden.

Kunſt und Literatur flößten nur in geringem Grade Theilnahme ein; Bücher wurden nicht übermäßig viel geleſen, die Leihbibliotheken nicht überlaufen und die Gemäldegallerieen waren meiſtens leer. Man fand überhaupt jede Störung dieſes traumähnlichen Lebens unbequem, und ſprühten auch hier und da Geiſtesfunken auf, ſo wurden ſie wenig beachtet und verpufften bald in der dumpfen, nur für ſinnliche Eindrücke empfänglichen Atmoſphäre. Die Belletriſtik ſelbſt war nur ſpärlich vertreten: Hammer gab manchmal aus der Fundgrube ſeiner orientaliſchen Schätze „Gaſelen" zum Beſten; L. Pyrker ſang ſeine epiſchen Lieder, Fr. Schlegel's Muſe aber war verſtummt. Grillparzer hatte ſeine Glanzperiode ſchon hinter ſich, dagegen erfreute Zedlitz mit den Todtenkränzen, der nächtlichen Heerſchau, ſeinen Dramen und Gedichten. Einige angehende Talente ſchloſſen ſich dieſem lebensfriſchen Dichter an. Caſtelli, G. Seidl u. A. pflegten mit Glück die Volkspoeſie; reizende Verſe in öſterreichiſcher Mundart entfloſſen ihrer Feder. Auch der Humor blieb nicht aus und die Wiener Witze, deren Verfaſſer meiſt unbekannt blieben, gingen von Mund zu Mund; ich verſäumte ſie niederzuſchreiben, bereue es jedoch nicht, denn ſolche Geiſtesblitze zünden nur im Augenblicke, verlieren aber, geſammelt, ihre eigentliche Wirkung. Zahllos war das Heer der Ueberſetzer, beſonders fremder Schauſpiele. Unter ihnen nahm

Kurländer eine eigene Stellung ein; er wollte gern als Schriftsteller gelten, verarbeitete aber nur französische Lustspiele für's Burgtheater in sehr mittelmäßiger Weise. Beliebter waren seine musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltungen, zu welchen man sich drängte. — Nichts war damals häufiger, als die Klagen über die „Censur"; wäre ihre Scheere nicht, hieß es, oder die Furcht davor, welche Meisterstücke bekämen wir da nicht zu lesen! Aber siehe da! jener Druck verschwand und die erwarteten Resultate blieben aus. Es wurde viel Schlechtes, mancher Unsinn unter dem Schutze der Preßfreiheit zu Tage gefördert, aber das Beste in der schönen Literatur Oesterreichs erschien gerade während des Censurzwanges. Mit der geistigen wurde auch eine religiöse Richtung vermißt. Die Menge war nicht gottlos, gab sich nicht frevelhaften Lästerungen hin, aber es lag nichts Erwärmendes, Tröstliches in diesen Andachtsübungen, man ging aus Gewohnheit in die Kirche, wo nur selten ein begeisterter Kanzelredner die Gemüther anregte, und der Charakter der Gleichgültigkeit, welcher überall da hervortrat, wo es nicht auf stets wechselnde Befriedigung flüchtiger Genüsse ankam, beherrschte auch das religiöse Gebiet.

Die bildenden Künste waren weder glänzend bestellt, noch sorgsam gepflegt. Die Porträtmalerei stand oben an, und hier war der geniale Daffinger der Mann des Tages und der Mode, ihm zunächst Ammerling. Während Waldmüller, Ender, Fendi u. A. niedliche Genrebilder und Landschaften malten, waren größere historische Gemälde eine seltene Erscheinung. Auf den jährlichen Ausstellungen der Werke lebender Künstler in der Akademie machte sich gewöhnlich eine prosaische Mittelmäßigkeit breit. Man vermißte da zumeist die höhere Auffassung wie eine vollendete Technik. Die Bildhauer- und Baukunst hatte keine Gelegenheit, sich geltend zu machen; es wurden während dieser Periode keine Monumente, keine großartigen Werke der Architektur errichtet, und so blieb denn auch Wien, besonders dem damals so hoch aufstrebenden

München gegenüber, in dieſen Zweigen der Kunſt zurück. — Mit um ſo größerer Liebe wurde die Tonkunſt, und zwar in jeder Form geübt. Die Kirche wie der Concertſaal, die Oper wie der Salon ertönten von bald ernſten und begeiſternden, bald wieder von heiteren Weiſen. Die beiden Muſikheroen Wiens — Beethoven und Schubert — jeder groß in ſeiner Gattung, waren gerade aus dem Leben geſchieden; ſie wurden nicht erſetzt, doch pflanzte ſich ihr Geiſt zugleich mit dem des unſterblichen Mozart fort, und der thätig umſichtige Muſikverein pflegte und hegte dieſe glücklichen Anlagen. Kamen die öffentlichen Produktionen dieſer Geſellſchaft an Schwung und Präciſion dem Pariſer Conſervatoire auch nicht gleich, ſo waren ihre Aufführungen immerhin verdienſtlich, nicht ſelten im hohen Grade gelungen. Zahllos waren immer und viel beſucht die Concerte durchreiſender Künſtler, doch keiner brachte die ungeheuere Senſation hervor, wie 1828 Paganini mit ſeiner Zaubergeige.*)

Wollte man das damalige Volkstreiben in ſeinen Schattirungen beobachten und kennen lernen, ſo war dieſe Umſchau nach den verſchiedenen Jahreszeiten einzutheilen. Der

Frühling,

wie allenthalben die Zeit der erwachenden Freude an der Natur, ein Faſching im Freien, iſt in Wien nicht ſelten durch kalte Winde und unfreundliche Tage getrübt. Der meiſt ſehr lange Winter macht auch hier noch ſeine Rechte geltend. Oſtern iſt das Feſt, welches dieſe Grenzlinie bildet. Ihm gehen die ernſten Tage der Charwoche voran, wo ſich eine mehr ſchauluſtige, als andächtige Schaar zum Beſuche der heiligen Gräber, zur Auferſtehungsfeier drängt. Dann folgen ſich raſch die Kirchenfeſte mit weniger Pomp als im Süden, doch ihrer erhabenen Bedeutung nach würdig gehalten. Um dieſe Zeit bemerkt man in der Nähe

*) Erinnerungsblätter S. 110 u. f.

der St. Stephanskirche ein ungewöhnliches Treiben. Zahlreiche Fuhrwerke bedecken den Platz und die Straßen, Knaben und Mädchen, festlich geputzt, werden in langen Reihen in der ehrwürdigen Metropole aufgestellt. Es durchschreitet sie der Erzbischof, welcher in jedem Jahre in der Pfingstwoche an 15,000 bis 20,000 Kinder das Sacrament der heiligen Firmung ertheilt. Bei diesem Anlasse stellte ich mir immer auf's Neue die Frage, ob diese feierliche Handlung nicht auf eine andere, würdigere Weise begangen werden könne, als hier geschieht. Schon das zarte Alter, in dem man in der Regel gefirmt wird, läßt befürchten, daß eine so wichtige, im Glauben stärkende Feier in gedankenlosem Leichtsinn begangen werde. Der hier ausgestreute Same dürfte, wie im Evangelium, nicht immer auf fruchtbares Erdreich fallen. Die Eitelkeit, der Unverstand der Eltern trägt hieran wohl mehr Schuld, als das Benehmen der unzurechnungsfähigen Kinder. Es wird der großen Frage der Toilette mehr Aufmerksamkeit zugewendet, als dem heiligen Akte. Die Mädchen zumal werden mit Bändern, Schleiern, Blumen, Spitzen u. dgl. wie zu einem Balle geschmückt, und ärmere Kinder sehen beschämt oder neidisch auf diese kleinen Modepuppen. Nicht selten wird man daher auf der Straße von ganz unbekannten Kindern mit der Bitte angesprochen, sie zur Firmung zu führen; sie hoffen dadurch ein Geschenk zu erhalten. Ist nun unter fortwährenden Zerstreuungen die erhabene Handlung zu Ende, so beginnen die herkömmlichen Freuden, mit denen sich die jugendliche Phantasie schon Wochen lang voraus beschäftigte, ja es scheint, als ob die Befriedigung der Schau- und Eßlust die Hauptsache sei, die Firmung aber nur nebenbei, wie zufällig, abgethan werde. Alle die Kinderwelt anziehenden Belustigungsorte sind überfüllt; man spielt, tanzt, scherzt, die Methhütte im Prater wird förmlich belagert, ganze Berge von Backhändeln, Eimer von Kaffee und Bier verzehrt. Gewöhnlich werden die Kinder dann auch noch in die Vorstadt-

oder Sommertheater geführt. Welche Eindrücke die Jugend, deren Stirne erſt noch mit dem heiligen Oele geſalbt wurde, von dem Genuſſe dieſer frivolen Vergnügen mitnimmt, bedarf keiner weiteren Ausführung. Nicht als ob man in mürriſcher Laune der frohen Jugend vom Lande dieſe Unterhaltung nicht gönne; weßhalb aber gerade dieſe Zeit dazu wählen? Wohl müſſen die ſehr wünſchenswerthen Veränderungen bei dieſen Uebelſtänden auf große Hinderniſſe ſtoßen, weil ſonſt die erleuchteten Kirchenfürſten der Wiener Erzdiöceſe gewiß Abhülfe getroffen hätten.

Den Schluß der Kirchenfeſte im Frühjahre macht die feierliche Frohnleichnamsprozeſſion, welche immer bei der ganzen Bevölkerung die lebhafteſte Theilnahme erregt.

Mit dem 1. Mai begannen ſodann die weltlichen Freuden. Eine geputzte Menge verſammelte ſich zum Frühſtück im Augarten und belebte deſſen ſonſt ſo verödeten Alleen. Dann ſah man dem Wettrennen der herrſchaftlichen Läufer zu, ein widerwärtiges Schauſpiel, das glücklicherweiſe mit den Läufern ſelbſt abgeſchafft wurde. Keuchend gelangten dieſe armen Leute und todtenblaß an's Ziel, um dann ſich mit dem mühſam zuſammen gebrachten Gelde in Wein zu berauſchen. Nachmittag war eine jener großen Praterfahrten, wo eine unabſehbare doppelte Reihe von Wagen ſich vom Graben in der Stadt bis zum Ende der großen Allee hinzog. Langſam nur erreichte man das Ziel, um den Kreislauf auf's Neue zu beginnen. Kein Wagen, ſelbſt nicht der ſechsſpännige des Kaiſers, durchbrach die Reihe. Während in der Reiterallee die elegante Welt ihre engliſchen Pferde tummelte, wogte eine unzählbare Menſchenmenge durch die Jägerzeil der grünen Inſel zu. Jeder Stand fand hier die Freuden ſeiner Wahl; die Einen führten ihre neuen Wagen vor, die Damen trugen ihre Toiletten zur Schau, Andere gafften oder kritiſirten, wieder Andere erfreuten ſich an der Muſik, an den Schaubuden, oder labten ſich in den Kaffeehäuſern des Wurſtelpraters. Die überall geſchäftige, aber nirgends

ſtörende Polizei hielt Ruhe und Ordnung. Alles athmete Luſt, Alles begrüßte ſich lächelnd, und während die feine Welt ſich auf ihre Art vergnügte, tönte das frohe Getümmel, das verworrene Getöſe von Geſang, Jubel und der betäubenden Muſik der Ringſpiele herüber. Und über all dieſem bunten Treiben wölbte ſich ein grünes Dach voll duftender Kaſtanienblüthen, dehnte ſich zu beiden Seiten ein Teppich üppiger Wieſen aus, auf dem friedlich das ſchöne Damwild weidete, während die untergehende Sonne die nahe Stadt und ihre Kuppeln vergoldete. Zögernd kehrte man, wenngleich müde, doch voll der freundlichſten Eindrücke zurück.

Später kamen die Pferdewettrennen an die Reihe, eine engliſche, hier auf fremden Boden verpflanzte Sitte, oder vielmehr Unſitte, welche nie recht gedeihen wollte; die Menge fand nicht Geſchmack an einem Vergnügen, das zu einer wahren Qual für Menſchen, wie für die armen Thiere wurde, und überließ die Sache denn theilnahmlos dem frivolen Modetreiben und einer ſchnöden Gewinnluſt. Dazwiſchen wußte man die Genüſſe in der freien Natur mit den ſtädtiſchen Vergnügen zu vereinigen, denen man noch nicht ganz entſagt hatte; von Landpartieen, Pikniks und Waſſerfahrten kehrte man zur italieniſchen Oper zurück; improviſirte Bälle im Freien wechſelten mit Routs u. ſ. w. Von dem glänzenden Flore der Blumen und Pflanzen begab man ſich zu der nützlicheren, aber weniger duftenden Viehausſtellung; nach den Gemälden beſah man ſich die Erzeugniſſe der Induſtrie. Doch bald nahm die Stadt eine andere Phyſionomie an, als im

Sommer

Hitze und Staub die vornehmen und reicheren Leute vertrieben. Sie bezogen ihre Herrſchaften und Villen, oder reiſten in die Bäder. Doch blieb damals, mehr als jetzt, der Beamten- und Mittelſtand in der Stadt zurück, ſich mit beſcheideneren Sommerfreuden begnügend, und hier war es denn wieder der Prater, der fortwährend

ſeine Anziehungskraft übte, während die unteren Klaſſen dem beliebten Lerchenfeld treu blieben. Dazu kamen zahlloſe Kirchweihen und andere Volksfeſte, unter denen das in der Brigittenau den erſten Rang einnahm. Gegen hunderttauſend Menſchen bewegten ſich da während drei Tagen und Nächten unter freiem Himmel. Da dieſe großartigen Volksorgien nun aufgehört haben, ſo will ich auch durch eine nähere Beſchreibung ſie nicht wieder aufleben laſſen. So wenig aus manchen Gründen ihr Verſchwinden zu bedauern iſt, ſo ging doch mit jenem „Kirchtag" ein charakteriſtiſches Stück des „alten" Wien verloren.

Unter den Umgebungen wurden immer jene reizenden Thäler beſucht, welche ſich im Wiener Wald bis zum Schneeberge hinziehen, vor allen: Dornbach, die Brühl, Baden, Gutenſtein. Auch Laxenburg war ſeines herrlichen Parkes wegen ein Lieblingsausflug in einer Zeit, wo man die ſchöne Natur noch nicht in weiter Ferne aufſuchte. Baden aber war Wien auf ein kleineres Terrain verpflanzt, Wien mit ſeinen Toiletten, Equipagen, ſeinem Geklatſche, ſtatt des Praters das Helenenthal. Eigentliche Fremde fanden ſich da nur ſelten, die Unterhaltungen waren mäßig, und das gemeinſchaftliche Baden in dem heißen Schwefelpfuhl eben nicht einladend. Den eigentlichen Glanzpunkt der Saiſon bildeten die wenigen Wochen, welche der Kaiſer Franz jährlich dort verlebte. Auch der Aufenthalt ſeiner beiden Brüder, des Erzherzogs Karl in der romantiſch gelegenen Weilburg, des Erzherzogs Anton in ſeinem Blumengarten, dann einige gaſtfreie Häuſer brachten mehr Leben in die etwas einförmige Badeexiſtenz. So zog ſich der Sommer mit ſeinem brennenden Pflaſter, dem ausgetrockneten Glacis und der Atmoſphäre von Staub und Dunſt dahin, um im

Herbſte

der Weinleſe und dem „Heurigen" zu weichen. Dieſe Jahreszeit wird gewöhnlich durch die Wallfahrt nach Maria-Brunn eingeleitet,

dann folgen die größeren Feldübungen der Garniſon mit dem Geſchützesdonner und den Kirchenparaden, endlich die Feuerwerke Stuwer's und der Artillerie u. ſ. w.

Damals war der Fiaker noch in voller Blüthe. Dieſe derbe, oft unverſchämte, aber nicht ſelten gutmüthige und originelle Klaſſe von Menſchen beherrſchte den Platz innerhalb den Linien; nur vor dieſen waren die beſcheidenen „Zeiſelwagen" aufgeſtellt. Doch plötzlich entſtanden in der Stadt die unförmlichen Stellwagen, die Vorfahren der Omnibus, und machten ſich immer breiter, endlich ſuchten ſelbſt die nicht ſehr zierlichen Droſchken, Cabriolets, Confortables, und andere wie immer genannte Einſpänner, ſpäter die eleganten, ſchnell dahinſegelnden Fiaker zu verdrängen. Kein Fiaker irgend einer Stadt aber kommt dem Wiener gleich. Sie ſind von einer ebenſo erprobten Ehrlichkeit, als kühne und zugleich ſichere Pferdelenker. Mit dem

Winter

machten die fünf vernachläſſigten Theater wieder ihre Anſprüche geltend. Das kleine Burgtheater faßte kaum die heranziehende Zahl ſeiner Verehrer; Oper und Ballet hatten wieder ihre beſonderen Freunde, und die drei Vorſtadtbühnen konnten ſelten den ungeſtümen Anforderungen nach Neuigkeiten genügen. Ich habe von jeher den Leiſtungen des Burgtheaters die größte Theilnahme zugewendet, und von Zeit zu Zeit, in einem Zwiſchenraume von je 10 Jahren — 1826, 36, 46, 56 — die Schauſpieler, wie das Repertoire einer eingehenden Beſprechung unterworfen. Ich gebe ihm aber deßhalb vor allen anderen deutſchen Bühnen den Vorzug, weil ſich da ein gewiſſer Geiſt gebildet und fortgepflanzt, die größte Sorgfalt auf alle Einzelnheiten verwendet, jede dem Schau- oder Luſtſpiele fremde Gattung ferne gehalten, der Künſtler aber nur immer in ſeinem eigenen Fache beſchäftigt wird. Die Epoche von der ich gerade ſpreche, war keine günſtige, die guten früheren Schauſpieler waren noch nicht durch jüngere Kräfte

erſetzt; wohl traten der alte Koch, Krüger u. a. noch auf, doch nur Korn, Anſchütz und die Schröder genügten; dabei waren auch dem Repertoire gar zu enge Grenzen gezogen. Die Oper war nicht auf gleicher Höhe, und Duport, der Pächter des Kärnthnerthortheaters, hatte früher mit ſeinen Füßen mehr geleiſtet, als mit dem dramatiſchen Kommandoſtabe. Man fand, daß ſeine eigene Kaſſe ſich in dem Grade fülle, als die Vorſtellungen dürftig ausgeſtattet waren. Doch war es die Blüthezeit der Tanzkunſt: den unvermeidlichen Namen der Veſtris und Taglioni geſellten ſich jene der Dupuis, Brugnoli u. a. bei, ja ſelbſt die Schweſtern Elsler, noch nicht ſo weltberühmt, wie ſpäter Fanny, entzückten die Wiener.

Bei der Oper kehrte denn jährlich der Streit über die Frage wieder, welcher Oper, der deutſchen oder italieniſchen der Vorrang gebühre? Da dieß Geſchmackſache, wäre es wohl thöricht, ſich darüber zu ereifern. Wahr iſt, daß die italieniſche entſchiedene Vorzüge hatte, und ihre, mehr die Sinne als das Gemüth ergreifenden Töne immer enthuſiaſtiſche Bewunderer fanden. Dabei waren Lablache und die Paſta Sterne erſter Größe. Jener gewaltige Baſſiſt, gleich begeiſternd als Mime und Sänger, gleich unerreicht im tragiſchen, wie im heiteren Genre, dann die Paſta, mit dem wie eine antike Gemme geſchnittenen Profile; wer wird ſie ſo leicht vergeſſen? Endlich David, Donzelli, Rubini, welche Tenore! Roſſini beherrſchte als entſchiedener Liebling die Bühne, und nur ſchüchtern trat der weichere Bellini mit ſeiner erſten Oper auf. Der deutſchen Oper ſtanden keine ſo glänzenden Kräfte zu Gebote, und überdieß quälten ſich die einheimiſchen Sänger mit den Werken franzöſiſcher und italieniſcher Komponiſten ab; in den erſteren vermißte man das feine Spiel, bei den letzten konnten ſie eine Vergleichung mit den welſchen Kehlen nicht aushalten. Dadurch beraubten ſie ſich ſelbſt eines Theils des Beifalls, und erſt ſpäter kehrte man wieder von Auber, Donizetti, Herold u. a. zu Mozart, Weber und der vaterländiſchen Gattung zurück.

Das Theater an der Wien war, nach mancherlei Schickſalen, von dem damals gerade aus München überſiedelten Direktor Karl gepachtet worden. Es gelang ihm Anfangs nicht, durchzudringen; erſt nach Jahren gewann er jene komiſchen Elemente, welche die abgeſchmackten Melodrame, wie ſeine ſchon veralteten Staberliaden erſetzten. Die Joſephſtädter Bühne, ſtets ein Stiefkind der Wiener, konnte ihr Daſein nur durch wirklich allerliebſte Pantomimen friſten. Die größte Anziehungskraft übte aber das „Kasperltheater," und Jeder trug gerne ſeinen „Scheingulden" zu den dunklen Räumen, um ſich einen heiteren Abend zu verſchaffen. Jeden Tag ſpielte entweder J. Schuſter oder Raimund, doch nie beide zuſammen. Sie wurden von der kecken, aber unvergleichlichen Krones, der ſchönen Jäger, von Korntheuer u. a. trefflich unterſtützt, und Raimund's unnachahmliche Zauberpoſſen brachten immer wieder neues Leben in dieſe Volksbühne, welche in ihrer Originalität, wie in ihrer Anſpruchloſigkeit, ſpäter nie mehr ihres Gleichen fand. — Der Advent, die Faſten waren die eigentliche Zeit der Concerte, welche ſich in einem beinahe ermüdenden Kreislaufe ſtets wiederholten.

Je näher die Weihnachtstage heranrückten, um ſo lebhafter wurde es auf den Straßen, deſto beſuchter wurden die Boutiken, und nicht nur auf die Kinderwelt beſchränkten ſich die Beſcherungen, auch Erwachſene beſchenkten ſich gegenſeitig. Doch drang dieſe norddeutſche Sitte nur bei den höheren Ständen durch, das Volk, die Bürgerwelt hängt noch immer an ihrem heiligen Nikolaus und dem Knechte Ruprecht, der natürlich nicht fehlen darf. Gegen den Neujahrstag nimmt das Gedränge, das Fahren zu; die Kaufläden ſind wie belagert, die Häuſer werden von Glückwünſchenden beinahe erſtürmt. Dem Unfuge dieſer, mit den läſtigen Trinkgeldern verbundenen Neujahrsgratulationen konnte ſelbſt durch die ſ. g. Enthebungskarten nicht abgeholfen werden. Geſtalten, welche man ſonſt nie ſieht, gratuliren mit leeren Händen, in der Abſicht

ſie zu füllen, und ganze Schaaren von Bedienten klopfen an die Thüren, um ſich für die Einladungen ihrer Herrſchaften bezahlt zu machen — ein völlig weggeworfenes Geld — und ſo folgt auf die Weihnachtsfreuden ein Heer von Neujahrsleiden, welche daſſelbe nicht ſelten mit übler Laune antreten laſſen.

Im Faſching herrſcht Terpſichore unumſchränkt; man hat nur Sinn für den Tanz, und ſelbſt Maskenzüge oder andere öffentliche Späſſe ſind nicht häufig. Die Bälle ſelbſt aber ſind unter einander beinahe ſo verſchieden, als die Säle, in welchen ſie abgehalten werden. Unter dieſen war ehemals der Apolloſaal der beliebteſte; doch ſah ich nur noch geringe Spuren ſeines früheren Glanzes. Durch eine kleine Thüre und ſchmale Treppe gelangte man zu einer Art Terraſſe, von der man erſt den Saal überſchauen konnte. Der Anblick war überraſchend, denn auf dem, ſich im Dunſt und Lichtermeere in unabſehbarer Länge verlierenden Tanzboden trieb ſich eine bunte, verworrene Maſſe in toller, wirbelnder Bewegung umher. In zahlloſen Nebenzimmern wurde gezecht, gejubelt, geſungen, geraucht und eine betäubende Muſik übertönte vergebens das geräuſchvolle Treiben. Doch verſchwunden waren die kühlenden Waſſerfälle, die geheimnißvollen Grotten, die magiſch beleuchteten Haine und all die geprieſenen Wunder einer früheren Zeit. Die Tänze ſelbſt boten wenig Abwechſelung, beinahe immer der unvermeidliche Walzer; doch tanzte der ehrbare Bürger noch hie und da mit ſeiner Ehehälfte ziemlich gravitätiſch den „Monfrin“, gleichſam das letzte Ueberbleibſel des Menuets, das ſich ſonderbar genug gerade bei'm Volke am längſten erhalten. Die Erinnerung an alle dieſe Herrlichkeiten lebt jetzt, da ſich der Saal in eine Fabrik verwandelt, nur noch in den „Apollokerzen“ fort.

Die Maskenbälle in Wien zeichnen ſich von anderen ihrer Art nur dadurch aus, daß man da nicht tanzt und ſo wenig Masken und Koſtüme als möglich erſcheinen. Einige vermummte Geſtalten verſchwinden beinahe in der Maſſe der nicht Belarvten,

und das Flüſtern der nur ſelten geiſtreich intriguirenden Masken wird bei der rauſchenden Muſik oft kaum gehört.

Zieht ſomit jede Jahreszeit mit ihren beſonderen Erſcheinungen an uns vorüber, ſo ſind es auch immer wieder einzeln vorübergehende Dinge, welche die ſchauluſtige Menge feſſeln. Da ſind denn die Ordensfeſte, wie jenes des goldenen Vließes, wo der Kaiſer als Großmeiſter die neuen Mitglieder aufnimmt, welche in der Tracht Philipps des Guten erſcheinen, oder es werden in der Deutſchordenskirche, im Johanneshof Edelleute zu Rittern dieſer beiden geiſtlichen Orden geſchlagen. Dann iſt es wieder die feierliche Auffahrt eines Botſchafters bei Hofe, oder das militäriſche Gepränge eines Leichenzuges u. dgl. m. Aber auch ein neuer Circus, Vorſtellungen aus dem Zauberreiche und ähnliche Ankündigungen, ſelbſt das Eintreffen der erſten Giraffen konnte nicht minder lebhafte Theilnahme erwecken.

Es tritt uns ſomit im Ganzen aus dieſem Bilde immerhin eine Art kleinſtädtiſchen Lebens entgegen, dem man ſich nie völlig entziehen konnte. Dazu trug wohl am meiſten der engbegrenzte Raum der inneren Stadt ſelbſt bei, während jede der ausgedehnten Vorſtädte wieder ſelbſt für ſich eine eigene Stadt bildete. Die neueſte Erweiterung wird wohl hierin auch gar Manches ändern.

Während dieſes vierjährigen Aufenthaltes machte ich einige größere Reiſen, beſuchte die grüne Steyermark mit ihrer reizend gelegenen Hauptſtadt, welche die Franzoſen „La ville des Graces aux bords de l'amour“ nannten, ſah das inmitten der üppigſten Alpenwelt ſich erhebende Salzburg und kehrte über das damals noch wenig bekannte Iſchl zurück. Bei der erhabenen Natur, welche uns da rings umgibt, war man dem eigentlichen Gebirgsleben treu geblieben; Gaſthöfe, Wagen, Spaziergänge, ſelbſt die Preiſe noch ſehr primitiv; nur ein Luxusartikel ließ die hereinbrechende

Civiliſation ahnen: das eben erbaute kleine Theater, zu dem man ſich jedoch in Ermangelung von Sitzen ſeinen Stuhl ſelbſt mitbringen mußte.

Im September 1828 wohnte ich in Mannheim der Vermählung meines Bruders bei und brachte einige glückliche Wochen meines Urlaubs im väterlichen Hauſe zu. In Freiburg fand ich den erſten Erzbiſchof, — Bernhard Boll — welcher meiner Schwägerin und mir die heilige Firmung ertheilte. Wir hatten es nicht zu bereuen, dieſen erhabenen Akt unſerer Religion jetzt erſt begangen zu haben, da wir den Ernſt und die tiefe Bedeutung deſſelben beſſer erfaſſen konnten, als dieß gewöhnlich in jugendlichem Alter geſchieht.

In Karlsruhe wohnte ich der feierlichen Grundſteinlegung des Karl-Friedrich-Monuments durch Großherzog Ludwig bei, den ich bei dieſem Anlaſſe zum letzten Male ſah. Auch ahnte ich nicht, wie ſehr ich mich einſt bei der Ausführung des Denkmals betheiligen würde, das erſt 16 Jahre nachher vollendet werden ſollte.

Im Sommer 1829 endlich war ich in den vier böhmiſchen Bädern, von welchen jedes, ſo eigenthümlich in ſeiner Art, Stoff genug zu Beobachtungen bietet. Ueberall traf ich zahlreiche Bekannte, in Franzensbad die angenehmſte Geſellſchaft; ich wurde da von dem Großherzog von Sachſen-Weimar in der freundlich-gnädigen Weiſe behandelt, die nur ihm eigen war, und in Karlsbad auch der ausgezeichneten Großherzogin Marie vorgeſtellt. In Töplitz war es das gaſtliche Schloß der Familie Clary, welches täglich die Geſellſchaft vereinigte, oder zu Spazierfahrten in der reizenden Umgebung einlud. In Marienbad erregte unter den vielen Fremden die Wittwe und Tochter Iturbide's das meiſte Aufſehen. Nur ein großer Wildpark trennt dieſen Kurort von dem Metternich'ſchen Schloſſe Königswart. In einer ziemlich rauhen, felſigen Waldgegend in jener Ecke gelegen, in welcher die Grenzen von Böhmen, Bayern und Sachſen zuſammenſtoßen, war

dieſe Herrſchaft ziemlich vernachläſſigt. Der Fürſt, zum zweiten Mal Wittwer, war gerade anweſend, ſah aber nur wenige Gäſte. Er hatte für das Schloß die in ihrer Art einzige Sammlung des vormaligen Scharfrichters Huß von Eger angekauft, und der Mann ſelbſt, der als Hüter angeſtellt war, wie ſein Name erregten beinahe ebenſo viel Intereſſe, als die Alterthümer und Raritäten, welche er vorzeigte. Auf dem Rückwege lag Prag mit ſeinen hundert Thürmen in dem Sonnenglanze eines Morgens vor mir, und als ich es in der Nacht wieder verließ, ſchwamm die Stadt, von der Höhe geſehen, in dem Schimmer einer Beleuchtung, welche dem abreiſenden Kommandirenden, Grafen Gyulai, zu Ehren veranſtaltet wurde.

Das Jahr 1830 begann ruhig, und kein Anzeichen ſchien die Stürme zu verkünden, welche die Zukunft in ihrem Schooße verbarg. Auch mich perſönlich ſollten ſeine Schickſalsſchläge empfindlich treffen. Der Winter war durch eine ganz ungewöhnliche, ſtrenge Kälte ausgezeichnet. Von Mitte November bis im März ſtieg der Thermometer nie über den Gefrierpunkt, und nicht ſelten waren Nächte von 20 und mehr Graden Kälte. Der Nothſtand, die Krankheiten wurden aber noch durch die furchtbare Ueberſchwemmung, welche der Eisgang der Donau in den nieder gelegenen Vorſtädten bewirkte, vermehrt. Die Leopoldſtadt, die Roßau u. a. m. glichen mit dem Augarten und Prater einem See, aus dem die Häuſer hervorragten, deren Bewohner durch Kähne gerettet wurden. Die plötzlich hereingebrochene Waſſerfluth erſäufte viele Menſchen und Vieh in den Erdgeſchoſſen, und die gewaltigen Eismaſſen zertrümmerten Gebäude, zerſchnitten die ſtärkſten Bäume wie Halme. — Das Wild des Praters ſchwamm, Hülfe und Nahrung ſuchend, in der Jägerzeil umher, — ich ſah nie dergleichen. So groß wie der Jammer war aber auch das Bemühen, raſch zu retten, die Leiden zu mildern. Man ſah

Erzherzoge in kleinen Schiffen nach den bedrängten Orten eilen, und Alles überbot ſich im rühmlichen Wetteifer, durch reiche Spenden der Wohlthätigkeit ſo vielem Elende aufzuhelfen, Beiträge an Geld- und Kleidungsmitteln floſſen von allen Seiten, Liebhaberconcerte, theatraliſche und andere Vorſtellungen, vor Allem aber eine vom Damenverein veranſtaltete Rieſenlotterie im Redoutenſaale brachten bedeutende Summen ein.

In den letzten Tagen des März erfuhren wir, daß der Großherzog Ludwig plötzlich vom Schlage getroffen, und bald darauf, daß er geſtorben ſei. Major von Amerungen brachte die Nachricht nach Wien, und ihm folgte der General von Stockhorn, um dem kaiſerlichen Hofe den Regierungsantritt des Großherzogs Leopold anzuzeigen. Da gab es denn für die Geſandtſchaft bewegte Tage. Eine weit betäubendere Todespoſt ſollte mich noch gleich nachher treffen. Meine gute Mutter, zur Oberhofmeiſterin der jungen Großherzogin Sophie beſtimmt, wollte deßhalb nach Karlsruhe reiſen. Doch in der Nacht zuvor ſtarb ſie unerwartet ohne vorhergehendes Leiden. Nur wer ſeine Mutter ſo wahrhaft geliebt und verehrt wie ich, kann dieſen Schmerz, den erſten ſtechenden im Leben, erfaſſen! Einige Wochen früher war dieſer vortrefflichen Frau ein naher Vetter, ein langjähriger Freund unſeres Hauſes, der Staatsrath von Roggenbach, vorangegangen. Dieſer verehrungswürdige Mann gehört Jenen an, deren Leben keine Feder feſthält, die aber in dankbarem Gedächtniſſe Aller bleiben, die ſie kannten. Geboren 1750, war er von einer zahlreichen Familie der einzige, überlebende Sohn, weßhalb denn er auch, in der Hoffnung ihn zu erhalten, „Adam“ getauft wurde. Am Hofe von Pruntrut erzogen, wurde er ſpäter unter ſeinem Oheime, dem letzten regierenden Fürſt-Biſchof von Baſel, angeſtellt, und verband ſich mit einer ebenſo verſtändigen, als ſchönen Frau ſeiner Wahl (H. von Reuttner-Weyl). Blühende Kinder umgaben das glückliche Ehepaar, als die Stürme der Revolution

Roggenbach aus dem Lande vertrieben und er in den 1790er Jahren bei Karl Friedrich freundliche Aufnahme fand, zuerst in Malberg, dann als Kreisdirektor zu Freiburg angestellt wurde. In beschränkten Verhältnissen, mit Sorgen jeder Art kämpfend, gründete er gewissenhaft das Glück seiner Familie, die mit liebender Verehrung an ihm hing. Wenn ihn seine vier Söhne, seine drei Töchter, alle wohlhabend und in ehrenvollen Stellungen, umstanden, konnte man nicht leicht ein schöneres Bild häuslichen Friedens sehen. Der jüngste Sohn, August, hatte sich im Jahre 1825 mit meiner Schwester Antonia vermählt, welche diesen Namen von ihrer Taufpathe, der Großmutter ihres Bräutigams und Tante meines Vaters, erhalten hatte. Fr. v. Roggenbach-Reuttner, seit einigen Jahren gelähmt und der Sprache beraubt, starb bald nachher. Bis zu seinem 80. Jahre verließ den edlen Vater Roggenbach nicht die christlich-philosophische Milde, die er mit einem freundlichen Ernste und einer nie ruhenden, immer nützlichen Thätigkeit verband. Sanft, wie er gelebt, starb er Gott ergeben!

Der Thronwechsel in Baden veränderte auch meine Dienststellung, und, unter Ernennung zum Kammerherrn und Legationsrathe, zu einer besonderen Mission nach Paris berufen, verließ ich bald darauf Wien. Die unverhoffte Trauerzeit warf noch einen trüben Schein auf diese letzten Wochen, mit denen mein erster, längerer Aufenthalt in Wien zu Ende ging. Nicht ohne ein, mit Freude und Wehmuth gemischtes Dankgefühl konnte ich auf eine Epoche zurückblicken, mit der voraussichtlich sich wohl die erste Hälfte meiner Lebensbahn abgeschlossen hatte!

Siebenter Abſchnitt.

(1830 — 1832.)

Inhalt: Karlsruhe. Der neue großherzogliche Hof. Veränderungen und Eindrücke. Reiſe nach Paris. Abenteuer. Julitage-Anblick von Paris. Verlegenheiten. Marmont. St. Cloud und Rambouillet. Der König Ludwig Philipp und die Kammern. Tagesbegebenheiten und Meinungen. Der Herzog von Chartres. Der letzte Condé und ſein geheimnißvoller Tod. Das diplomatiſche Corps und ſeine Haltung. Der Bailli v. Ferrette. Politiſche Betrachtungen. Salons und der Cercle. Straßenſcenen und Theater. Die Miniſter und ihr Prozeß. Die Männer des Tages. Rückkehr nach Karlsruhe. Fürſtliche Vermählungen. Zuſtand Deutſchlands, polniſche Revolution. Das Jahr 1831. Ueberſicht. Vorgänge in Italien. Neunmonatliche Ständeverſammlung in Baden. Die Markgräfin Amalie und die Prinzeſſin Auguſte von Naſſau. Der Herzog Karl von Braunſchweig und ſein Kammerdiener Bitter. Die Polen in Freiburg. Börne in Karlsruhe. Aufenthalt in Mannheim. Der Salon der Großherzogin Stephanie. Die Königin Hortenſe und Louis Napoleon. Ueberblick der politiſchen Ereigniſſe. Blaye. Die Schweiz. Das Hambacher Feſt. Die Bundesbeſchlüſſe. Rückreiſe nach Wien.

In den Abendſtunden des 1. Juni 1830 verließ ich Wien, um über Salzburg, München und Stuttgart nach Karlsruhe zurückzukehren, wo ich eine neue Welt finden ſollte. — Selten wohl hatte eine Fürſt die Regierung unter günſtigeren Umſtänden angetreten, als Großherzog Leopold. Im kräftigſten Lebensalter ſtehend, nahm er durch männliche Schönheit, wie ein ungemein leutſeliges Weſen ein. Ihm zur Seite ſtand eine durch liebenswürdigen Geiſt ausgezeichnete Gemahlin, und der ſchöne Familienkreis

war in den letzten Jahren noch durch zwei Prinzen vermehrt worden — Friedrich, geb. 9. Sept. 1826, der jetzige Großherzog — und Wilhelm, geb. Dezbr. 1829. Aber nicht nur Karlsruhe, auch das ganze Land jauchzte dem jungen Herrscherpaare zu. Die letzte Regierungszeit des alternden, ernsten Ludwig hatte vielfach erdrückend auf die öffentliche Meinung eingewirkt; es trat in ihm immer etwas mehr von den Eigenschaften hervor, welche in gewisser Beziehung an zwei bekannte, wenngleich in ihrem Charakter verschiedene, französische Könige erinnerten. — So sehr man auch seinen Vorzügen und Verdiensten gerne Gerechtigkeit widerfahren ließ, so fand man sich doch bei seinem Tode wie von einem beengenden Alpe befreit. — Großherzog Leopold hatte das frühere Ministerium mit der Aeußerung beibehalten, daß er sich zu glücklich fühle, solche Männer, denen er sein volles Vertrauen zuwenden könne, vorzufinden, um eine Aenderung eintreten zu lassen. Nur die nächsten Umgebungen vertauschte Leopold mit ihm angenehmeren Männern; einige Hofleute wurden ganz entfernt; Hennenhofer blieb. Nahm daher die Regierungsweise auch etwas mehr von dem sanfteren Charakter des neuen Herrn an, so wurde doch im Ganzen nur wenig geändert, höchstens, daß sich hie und da ein Nachlassen der bisher so streng und festgezogenen Zügel fühlbar machte.

In der politischen Welt hatte sich während des ersten Halbjahres 1830 — Frankreich ausgenommen — nichts von besonderer Bedeutung ereignet. Während Oesterreich mit Marocco einen Waffenstillstand schloß, bereitete sich Karl X. zu einem Feldzug gegen Algier vor, ein willkommener Vorwand, die ihm selbst drohenden Schicksalsschläge abzuleiten. So schnell und siegreich Bourmont auch diese Seefahrt und Eroberung vollbrachte, erreichte sie doch jenen Zweck nicht, und während französische Waffen an ferner afrikanischer Küste an dem Dey die von ihm dem Consul ertheilte Ohrfeige rächten, mußte der gute, alte Monarch die frisch errungenen

Lorbeeren bald darauf ſelbſt mit in's Exil nehmen. Noch erinnere ich mich eines Abends aus jenen Tagen. Es war am 26. Juni. Auf Beſuch bei der Großherzogin Stephanie in Umkirch, beſtieg ich mit ihr den Hügel bei Munzingen, auf welchem ſich die Kapelle erhebt. Von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, lag die herrliche Landſchaft, von dem wundervollen Gebirgspanorama begrenzt, vor uns. Der ſilberne Rhein theilte die fruchtbaren Gefilde des Breisgaues und Elſaſſes und von den zahlreichen Dörfern tönten ringsum die Abendglocken zu uns herauf; Freiburg, Breiſach ſtiegen mit ihren ehrwürdigen Domen aus der Ebene; eine tiefe Ruhe lag auf dem reizenden Gemälde — nur hinter den Vogeſen thürmte ſich ein dunkles Gewölke von unheimlichem Wetterleuchten durchzuckt, in ſeltſamem Contraſte zu der Scene des Friedens, die vor unſeren Augen lag. Da bemerkte die Großherzogin, in banger Vorahnung der Geſchicke Frankreichs: „Iſt dieß ſchwüle Gewitter, welches ſich in verheerenden Blitzen zu entladen droht, nicht ein Bild der Zuſtände meines Vaterlandes ſelbſt!“ — Vier Wochen ſpäter ertönten die Kanonen auf den Barrikaden der Julitage!

Der Sommer verfloß in bewegter, heiterer Weiſe, und ich ſelbſt war erfreuter Zeuge des häuslichen Glückes auf dem Throne, wie der gehobenen Stimmung im Lande, als ich in Griesbach mich der großherzoglichen Familie vorſtellte, Freiburg beſuchte, und einen Theil des Schwarzwaldes durchreiſte. Von den friſchen, ſtillen Thälern des Kniebis begab ich mich unmittelbar auf den von der Juliſonne erhitzten Boden Frankreichs, traf am 25. — gerade am Tage der Ordonanzen — in Straßburg ein, und ſetzte die Reiſe im eigenen Wagen nach Paris fort. Die diplomatiſche Stellung, welche ich da einzunehmen beſtimmt, war eine eigenthümliche; ich ſollte dem 80jährigen Geſandten, Bailli v. Ferrette, den man nicht entfernen wollte, als Legationsrath zur Aushülfe beigegeben, zugleich aber auch, ohne daß er es wußte, als

ſelbſtſtändiger Geſchäftsträger bei dem damaligen Miniſterpräſidenten Fürſten Polignac beglaubigt werden. Ich fuhr Tag und Nacht meiner neuen Beſtimmung zu, ohne auf der langen, breiten Heerſtraße einem Courier, einer Diligence oder irgend einem anderen Wagen zu begegnen. Als ich bei der gewöhnlichen Champagnerſtation in Epernay Halt machte und dem Poſthalter mein Erſtaunen über dieſe auffallende Stille auf der ſonſt ſo lebhaften Route ausdrückte, fragte er mich: ob ich denn die Ordonanzen nicht kenne! und gab ſie mir in dem neueſten Blatte zu leſen. Er fügte bei, daß ſeit dieſer Zeit weder Reiſende noch Poſten angekommen ſeien und man Unruhen in Paris vermuthe. Während dieſes Geſpräches kam gerade die Malleposſt, doch ohne Briefpaquete und Zeitungen, an. Sie brachte den ängſtlich harrenden Bewohnern und mir die erſten Nachrichten von dem zu Paris ausgebrochenen Aufſtande; der Conducteur hatte ſich nur mit Mühe durch die verbarrikadirten Straßen winden, nichts von der Poſt mitnehmen können. Seine Schilderung war ebenſo unvollſtändig als verworren. Ich fuhr nun mit keinem anderen Gedanken, als dem der zu erwartenden Ereigniſſe beſchäftigt, fort; wohl hatte ich mir den Widerſtand lebhaft gedacht, welchen die Pariſer den Ordonanzen entgegen ſetzen würden, doch konnte ich nicht ahnen, daß dieß in ſo furchtbar nachhaltiger, blutiger Weiſe geſchehen würde. Ich hatte nun Château-Thierry erreicht, und da ausgeruht, auch etwas am Wagen ausbeſſern laſſen. Hier trafen nun auf kleinen Poſtkarren Mitglieder der Deputirtenkammer: Jacqueminot, Koechlin, Hartman u. a. ein, welche auf die erhaltenen Nachrichten nach Paris eilten. Sie riethen mir, beſonders wenn ich Papiere für die Regierung Karls X. bei mir hätte, den Lauf der Begebenheiten vorerſt außerhalb Paris ruhig abzuwarten. Doch wo war da Ruhe zu finden! Ungeduld, Neugierde trieb mich unaufhaltſam vorwärts. Allen Ortſchaften hatte ſich ſchon die Bewegung mitgetheilt; man ſuchte die alten Uniformen der Nationalgarden hervor,

und bewaffnete ſich gewärtig beim erſten Winke gegen Paris zu marſchiren. Indeſſen hatte der Wagenſchmied, den Augenblick benützend, für ſeine kleine Arbeit 200 Frcs. verlangt, und ich mußte dieſe unverſchämte Forderung bezahlen, weil der Maire erklärte, bei der ſteigernden Gährung der Gemüther mir nicht Recht verſchaffen zu können. So ging es fort bis la Ferté; auch hier fand ich Alles elektriſirt; jede Arbeit war eingeſtellt; ganze Schaaren durchzogen ſingend oder lärmend die Straßen; Alles ſchmückte ſich mit dreifarbigen Bändern, theils aus Luſt, theils wohl auch um von der Menge nicht inſultirt zu werden. Wie ich mich der Stadt Meaux näherte, vernahm ich von Weſten her immer deutlicher den Donner der Kanonen; dort ſelbſt traf ich eine Abtheilung der königlichen Garde-Küraſſire, halb eingeſchüchtert, halb in drohender Stellung, welche dem Volke noch imponirte. Doch als eine ungeheuere Tricolorfahne mit der erſten Pariſer Diligence erſchien, war des Jubels kein Ende; man umarmte, trank ſich zu, der Rauſch hatte auch hier begonnen. Die Truppen zogen ſich langſam und ungehindert zurück. Ich erfuhr nun, daß der König zu Gunſten ſeines Enkels abgedankt habe, der Herzog von Orleans Generalſtatthalter, die Ruhe in Paris augenblicklich hergeſtellt ſei. In Bondy, der letzten Station, gab mir der Poſtmeiſter den Rath, meinen Wagen zu Paris bei einem bekannten Schmiede in der Vorſtadt St. Martin unterzubringen. Den 30. gegen Abend erreichte ich endlich die Barriere. Der Empfang war kein freundlicher, vielmehr ein lebensgefährlicher.*) Nach einer viertelſtündigen, betäubenden Verhandlung, aus der ich nur ſoviel entnehmen konnte, daß man mich für einen Ordonanzminiſter, einen Spion, was weiß ich! hielt, rettete mich die Geiſtesgegenwart des Poſtillions, und die von Freiheitsſchwindel, Blut und Wein berauſchten Proletarier folgten ſchreiend dem Wagen bis zu dem Hauſe des

*) Erinnerungsblätter S. 244.

Schmieds, der ihn versorgte, und welcher nun, mit seiner Bürgeruniform angethan, die thörichte Menge beruhigte, die sich endlich verlief. Man konnte ihr lange nicht begreiflich machen, daß, wäre ich eine verdächtige Person, ich Paris wohl in diesem Augenblick nicht betreten hätte. In der That verschwanden auch damals Polignac und seine Collegen in allen nur denkbaren Verkleidungen durch die Thore, und das Volk sah in jedem ankommenden oder abfahrenden Fremden einen Verräther. Bei solcher Aufregung wäre mir freilich die Untersuchung meiner Papiere, welche nicht für die gänzlich veränderte politische Lage der Dinge paßten, durch solche Hände sehr unerwünscht gewesen. Die ganz außerordentlichen Ereignisse aber, in die ich so unerwartet plötzlich hineingerieth, die ausnahmsweise Stellung, in welcher ich mich dem diplomatischen Corps von Paris gegenüber, außerhalb dieser Stadt befand, mein bizarrer Einzug selbst, der Empfang, der mir als dem ersten Extrapostreisenden nach der Katastrophe zu Theil wurde, all' dieß waren auf mich so mächtig wirkende Vorgänge, daß diese Eindrücke kaum von den Erscheinungen überboten werden konnten, welche mich in Paris selbst erwarteten. Da wegen der Barrikaden keine Wagen zirkuliren konnten, setzte ich mich zu Fuße nach der Rue Richelieu in Bewegung, aber auch hier war das Durchkommen nicht immer leicht. Omnibus und andere Wagen, Meubles aller Art hemmten mit dem aufgerissenen Pflaster die Schritte; auf verschiedenen Plätzen wurden Betten und andere Geräthe, welche man aus den Kasernen der verhaßten Soldaten und Schweizer geholt, verbrannt; Wilden gleich tanzten singend Männer, Weiber, Kinder um die Flammen; dazwischen trug man Todte oder Verwundete vorüber, sammelte für die „Schlachtopfer der Tyrannei." Auf den Boulevards mußte ich über die schönen Bäume steigen, welche auch der Freiheit zum Opfer gefallen waren, und fand in der Straße mein Hôtel nicht, weil der Eigenthümer feige den Schild: „Hôtel des Princes," als zu aristokratisch,

abgenommen hatte; als ich es endlich erfragte, wurde mir erſt nach langem Läuten aufgethan. Ueberhaupt waren die Gewölbe nicht nur, auch Fenſter und Thüren feſt verſchloſſen, und die königlichen oder anderen fürſtlichen Wappen, welche die Spießbürger früher ſo glücklich und ſtolz waren über ihren Laden befeſtigen zu können, wurden ſchnell durch dreifarbige Trophäen, oder die zwei Moſis-tafeln der Charte erſetzt.

So war ich denn vorläufig in dem ſicheren Hafen der Ruhe angelangt, wenn der aufgeregte Zuſtand der Hauptſtadt irgend Ruhe verheißen konnte. Leider habe ich es gerade wegen dieſer mit jeder Minute wechſelnden Auftritte verſäumt, ein umſtändliches Tagebuch zu führen. Nur flüchtig zeichnete ich auf, was die Blicke, die Ohren mit Staunen ſtündlich aufnahmen. So hörte ich gleich bei dem erſten Erwachen vor meinen Fenſtern den Tod des Mar-ſchalls Marmont ausrufen; das Volk aber nahm den Wunſch für die That. Sonderbares Geſchick dieſes Mannes, der 1814 als Verräther an der Sache Napoleons verſchrieen, nun auch wieder von den Bourbonen mit dem Vorwurfe beſchuldigt wurde, ſie ver-laſſen zu haben, während die liberale Partei ihm fluchte, und ihn aus Frankreich vertrieb, das er nie mehr ſehen ſollte. Marmont rächte ſich für dieſe Ungunſt der öffentlichen Meinung in ſeinen erſt nach deſſen Tode (1853) erſchienenen Memoiren, in denen er, während er ſich zu vertheidigen ſuchte, ſeine Gegner auf eine nicht immer zu rechtfertigende Weiſe angriff. Nach ſeiner Ausſage hatte man ihn, den Gouverneur von Paris, in jenen entſcheidenden Stunden ohne Weiſung, ohne Hülfe und Rath gelaſſen, weder für die Verpflegung der Truppen, noch für den Schutz der Hauptſtadt geſorgt; ſo ſei er denn nach drei Tagen genöthigt geweſen, den zweckloſen Straßenkampf aufzugeben, um den königlichen Sitz in St. Cloud zu decken. Hier wurde er nun von dem Herzog v. Angoulême mit Schmähungen empfangen; er entriß dem Mar-ſchall den Degen, und verwundete ſich ſelbſt dabei in der Hand,

das einzige Blut, welches dieſer damals kaum 50jährige Prinz für die Vertheidigung ſeiner Familienrechte vergoſſen! Während der altersſchwache König, in beſtändiger Unwiſſenheit der wahren Sachlage erhalten, bei der erſten Nachricht ruhig ſeine Partie Whiſt fortſpielte, nur an einen unbedeutenden Straßenauflauf, nicht an eine Revolution glaubend, während ein 10jähriger Knabe ſanft und ahnungslos ſchlief, war es an dem Dauphin, ſich für ſeine Dynaſtie zu ſchlagen, zu opfern; dafür zog er es vor, die von aller Hülfe entblößten Truppen und ihre Anführer zu beſchimpfen, dann mit Karl X. abzudanken, und den traurigen Rückzug, geſchützt von den braven Garden und treuen Schweizern, nach Rambouillet anzutreten. Die Dauphine, von der man ſagte, daß ſie allein den männlichen Muth in dem Hauſe Bourbon vertrete, war abweſend, und kam, aus einem Badeorte herbei eilend, gerade noch zu dem verhängnißvollen: „zu ſpät!“ das man dem zögernden Staatsrathe des Königs entgegen hielt. Nun folgte eine Woche unglaublicher, peinlicher Ungewißheit; eine Maſſe von Maueranſchlägen, fliegender Blätter verlangte in mehr oder minder gereiztem Tone, die Rechte des Volkswillens anrufend, bald Napoleon II., bald die Republik, bald das Haus Orleans. Es war ein verworrenes Geſchrei, in dem die Stimmen, früher einig zum Umſturze, ſich nun trennten, entzweiten, anfeindeten, wo es galt einen neuen Zuſtand zu gründen. Es findet ſich nicht leicht eine geſchichtliche Thatſache, welche in ihrem Urſprunge, in ihren Verzweigungen, wie in ihren Folgen ſo unverhüllt der Beurtheilung der Nachwelt vorliegt, wie dieſe ſeltſame Julirevolution. Wie gewöhnlich in ſolchen Fällen gab es auch hier Verführer und Verführte; während ſich die letzteren aufopfernd voranſtellten, genoſſen die vorſichtigeren Urheber die für ſie gepflückten Früchte, verzehrten die für ſie aus dem Feuer geholten Kaſtanien. Wahrhaft patriotiſche Begeiſterung fand ſich nur bei der Jugend, die, verblendet und todesmuthig, für vermeintliche Rechte kämpfte. Die anderen trieb Ehrgeiz, Habſucht

oder der Haß gegen die neue Ordnung, Neid gegen höher Geſtellte. Der ſ. g. Mittelſtand, das Heer, die Republikaner waren der Regierung feindſelig; ihnen ſchloſſen ſich die nie ruhenden Secten an. Es entſpann ſich daher ein Kampf zwiſchen dieſen Parteien, und während die Einen für die Ideen von 1789 ſchwärmten, und es abermals mit einer Republik verſuchen wollten, während die Armee, in der Erwartung neuer Lorbeeren und Beute, das Andenken ihres Kriegshelden anrief, bereitete die ruhigere, aber mächtige und in Ränken erfahrene ſ. g. liberale Partei ſich einen ſicheren Sieg vor. Sie war unſtreitig in der Mehrheit, und von dem kleinen Gewürzkrämer bis zu dem großen Bankier und Induſtriellen, der Millionen zählte, verſchwor ſich Alles zum Untergange der bevorzugten Klaſſen, ſchrie über Prieſterherrſchaft, Adelſtolz, und trug der Regierung die Begünſtigung nach, welche ſie nach ihrer Anſicht jenem Treiben gewährte. Im Namen der Freiheit wurde daher nur mehr das Intereſſe einer anderen Schichte der Geſellſchaft ausgebeutet, welche ſich an die Stelle der Herrſchenden ſetzen wollte. Dieſer Geiſt des Widerſtandes wurde durch die Verhandlungen der Kammer, wie durch zahlloſe Tagblätter genährt und verbreitet, und während der Philiſter ſeine politiſche Weisheit aus dem Conſtitutionell ſchöpfte, erhitzte ſich der Proletarier an den zündenden Phraſen des National. Dabei ließ es ſich nicht läugnen, daß von Seiten der Regierung die ärgſten Mißgriffe begangen wurden, und ſie, rathlos, unentſchloſſen, bald, den Sturm zu beſchwören, nachgab, dann wieder mit unbegreiflicher Strenge verfuhr. Es fehlten eben damals noch die erſt ſpäter gemachten Erfahrungen, daß nur vollbrachte Thatſachen gelten, daß zuletzt immer nur der Stärkere Recht behält, und um einen Staatsſtreich zu wagen, man vor Allem dazu gehörig vorbereitet und klug wie kräftig genug ſein müſſe, um ihn auch mit Erfolg ausführen zu können.

Der Abend des 29. Juli fand die Sieger daher in nicht geringer Verlegenheit. Um ſich in dieſer Noth zu helfen, rief man

die Kammern in größter Eile zuſammen. Sie waren aber weder vollſtändig noch beſchlußfähig; den unter ganz anderen Umſtänden gewählten Deputirten insbeſondere aber fehlte jede Vollmacht, an der Charte ſo hochwichtige Veränderungen vorzunehmen. Es war in der Nacht vom 4. Auguſt; ein Gewitterſturm zog über Paris und entwurzelte Bäume im Garten der Tuilerien — da veränderte jene Kammer in drängender Haſt, ohne Mandat, eine Verfaſſung, für deren Heiligkeit und Unverletzlichkeit man ſich drei Tage lang in den Straßen geſchlagen hatte; ſie ernannte eigenmächtig einen König, und ſomit wurden die letzten Trümmer der alten Monarchie begraben, nachdem 41 Jahre früher — auch an einem 4. Auguſt (1789) — die erſte Hand an die Auflöſung der bisherigen geſellſchaftlichen Zuſtände Frankreichs gelegt worden war. Man mag dieſe Vorgänge beleuchten, wie man will, immer begegnet man Widerſprüchen, Geſetzloſigkeiten; man kann, was geſchehen, mit der Furcht vor drohender Anarchie, mit der dringenden Macht der Nothwendigkeit entſchuldigen; nur nenne man dieſe Schritte nicht legal, die Erhebung keine „glorreiche," keine unvorbereitete; das Volk im Großen und Ganzen nahm keinen Antheil daran und Frankreich fügte ſich ſtillſchweigend den Beſchlüſſen, welche vom Pariſer blutbefleckten Pflaſter ausgingen, und zuletzt im Palais Bourbon ihren anſcheinend geſetzmäßigen Ausdruck fanden. Und die Pairskammer? Sie decimirte ſich ſelbſt. Chateaubriand, nachdem er die königliche Regierung in Wort und Schrift angegriffen, erſchrack über die unerwarteten Folgen, und legte ſeine Würde nieder; ihm folgten über 50 andere Pairs, unter ihnen Graf Felix Andlaw. Schöne Reden, voll der edelſten Gefühle, vermochten nicht in einem Augenblick wieder gut zu machen, was 15jährige Verblendung verdorben. Ein Jahr ſpäter entzog man bekanntlich der Pairswürde die Erblichkeit, und die Kammer, welcher das engliſche Oberhaus zum Vorbilde gedient hatte, ſank zu einem bedeutungsloſen Senate herab!

Während ſich all' dieß zutrug, hatte ſich Karl X. mit ſeiner Familie, umgeben von einer kleinen Schaar Anhänger und ihren Fahnen treu gebliebener Truppen, in dem Jagdſchloſſe zu Rambouillet niedergelaſſen. Plötzlich durchlief am 3. Auguſt die Stadt das Gerücht, daß der König mit einer ſtarken Heeresmacht gegen Paris ziehe, und ſo groß war noch die Furcht vor der Möglichkeit eines ſolchen Unternehmens, daß alle Bewohner nur wie von einem Gedanken beſeelt ſchienen, ihm zuvorzukommen. Nach Rambouillet! erſchallte es von allen Straßen, auf allen Plätzen; man bemächtigte ſich der Pferde, der Wagen, wo man ſie nur finden konnte, und in unabſehbarer Linie bewegte ſich dieſer kleine, moderne Kreuzzug in den bizarreſten Gruppen mit zum Theil bewaffneten Männern, von Weibern und Kindern begleitet, dem Süd-Weſten zu. Ich ſelbſt, dieſem Treiben fremd, wurde auf dem Concordeplatze ganz höflich gebeten, aus meinem Cabriolet zu ſteigen, um es einem der dahin Fahrenden zu überlaſſen. So dauerte es einen Tag, eine Nacht hindurch fort. Dieſer Aufwand an Kraft und Geſchrei zeigte ſich aber ſehr überflüſſig. Der königliche Greis, noch im hohen Alter ein leidenſchaftlicher Jagdfreund, ſaß nun ſelbſt, einem gehetzten Wilde gleich, in dieſem Schloſſe, und erwartete ruhig den Ausgang der Dinge. Die lärmende Menge ließ ſich, da ſie keine feindliche Bewegung bemerkte, harmlos lagernd in der Umgebung nieder, die proviſoriſche Regierung aber ſchickte Commiſſäre ab, um mit Karl X. zu unterhandeln und begleitet von ihnen wanderte die königliche Familie unbeläſtigt dem Meere zu, um in England ein abermaliges Aſyl zu finden.

Was ging nun während dieſer denkwürdigen Tage im Palais royal vor? Es blieb hermetiſch geſchloſſen; man ſchickte Boten nach Neuilly, wo der Herzog von Orleans, von den Ereigniſſen überraſcht, in einer unbezweifelt furchtbaren Aufregung und rathloſen Unentſchloſſenheit ſich befinden mußte. Seine Ernennung zum Generallieutenant drängte ihn zum raſchen Handeln. Ludwig

Philipp ſchlich ſich am Abend des 29. unerkannt nach Paris, ſich bei ſeinen Freunden Rath erholend. Eigentlich blieb ihm nur die Wahl, während der Minderjährigkeit Heinrichs V. die Rolle ſeines Ahnherrn, des einſtigen Regenten Orleans, wieder aufzunehmen, oder ſich dem Zuge des älteren Zweiges der Bourbonen in's Ausland anzuſchließen. Man fand jedoch in jener geheimen nächtlichen Unterredung einen dritten Ausweg. Lafayette umarmte öffentlich auf dem Rathhauſe Ludwig Philipp als die „beſte der Republiken"; der Herzog von Orleans wurde zum König ausgerufen, leiſtete am 9. Auguſt in der Deputirtenkammer den Verfaſſungseid, und beſtieg ſomit den ſchwankenden, von republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen, aber nicht unterſtützten Thron — le tour était fait! Man hatte einen honnêt homme, einen bürgerlichen König, der überdieß noch verſprach, daß die bis zur Unkenntlichkeit entſtellte Charte künftighin eine Wahrheit werden ſollte! Die Partei Orleans triumphirte, die Royaliſten wurden in Spottbildern verhöhnt, Republikaner und Bonapartiſten, ohnmächtig und nicht gerüſtet, ergaben ſich knirſchend in das Unvermeidliche; das Heer vertröſtete man auf den baldigen Ausbruch eines Krieges. Doch nur zu bald erwachte der kaum unterdrückte Geiſt der Oppoſition; es war ein beſtändiges Wogen und Schwanken einer bethörten Menge; man kam zur Beſinnung; „il valait bien la peine d'avoir chassé un roi, pour nous en laisser imposer un autre!" hieß es. Der leichtfertige, veränderliche Sinn der Pariſer vergaß bald das alte Regime und verfolgte nun die neuen Machthaber mit witzigen oder gemeinen Caricaturen und Couplets. Man brüllte nicht mehr ſo oft die abgeſchmackte Pariſienne und vertauſchte ſie bald wieder mit der kräftigeren, aber republikaniſchen Marſeillaiſe, die, abgeſehen von den Gräueln, an die ſie erinnerte, doch wenigſtens den Schwung einer begeiſternden Melodie für ſich hatte.

Ich ſelbſt war bei allen dieſen Vorgängen ein ebenſo erſtaunter als neugieriger Zeuge und trieb mich bei dem herrlichen

Wetter den größten Theil des Tages auf den Straßen umher. Allein oder in Gesellschaft des Fürsten Felix Schwarzenberg, des Clemens Hügel oder einiger anderen jüngeren Diplomaten durchstreifte ich die Boulevards, die öffentlichen Plätze und kehrte täglich mit Eindrücken der verschiedensten Art nach Hause zurück. Selbstverständlich konnte die mir zugedachte diplomatische Stellung nicht zur Ausführung kommen, dennoch schloß ich mich an die Gesandten an und berichtete regelmäßig über die seltsamen Dinge, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte. So brachte ich zwei Monate in immerwährender Spannung zu. — Ich hebe zwei merkwürdige Episoden hervor. Eines Tages gab sich eine ungewöhnliche Bewegung auf dem Boulevard kund; man erzählte sich, daß Ludwig Philipps ältester Sohn, der Herzog von Chartres, — nunmehr Orleans — an der Spitze seines Regiments einziehen werde. Der 20jährige Prinz war Oberst eines Husarenregiments und zu Joinville, wie ich glaube, in Garnison. Als die Nachricht des Pariser Aufstandes dahin drang, erklärte sich sofort das Regiment gegen Karl X., und wurde nun in Paris, den muthmaßlichen Thronerben an der Spitze, bejubelt. Da war aber von keiner Disciplin, von keinem regelmäßigen, militärischen Marsch die Rede. Zöglinge der polytechnischen Schule, welcher der Prinz früher angehörte, Nationalgarden, Studenten mischten sich in die Reihen der Truppen; es war eine Art von Verbrüderungsfest, deren wir so viele gesehen, ohne daß deßhalb die Bruder- oder Nächstenliebe sichtbar gewonnen!

Einen Mißton in diese und andere offizielle Freuden brachte der auffallende Tod des Herzogs von Bourbon, Condé. Dieser 70jährige, übrigens weder durch Charakter noch Haltung besonders ausgezeichnete Prinz war mit einer Schwester Philipp Egalité's vermählt gewesen, und sein einziger Sohn, der Herzog von Enghien, wurde bekanntlich gewaltsam in Ettenheim Nachts durch Husaren aufgehoben und auf Befehl Napoleons in dem Festungsgraben von

Vincennes erſchoſſen. Condé hatte mit der königlichen Familie das Exil getheilt, ſeinen Namen der Armee der Emigranten wie den Verhandlungen von Koblenz gegeben, und war 1814 wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Im Beſitze ungeheuerer Reichthümer, welche das Entſchädigungsgeſetz unter Karl X. ihm zuerkannte, hatte er, kinderlos, wie man allgemein ſagte, einen der Söhne des Herzogs von Orleans, Aumale, zum Erben beſtimmt. Mit dem Ergebniß der Julitage unzufrieden, hieß es, wolle Condé ſein Teſtament zu Gunſten des Herzogs von Bordeaux ändern und ſich in England niederlaſſen. Gerade als ſich der Herzog von Condé zu dieſer Reiſe anſchickte, fand man ihn eines Morgens (28. Auguſt) an den Fenſtern ſeines Schlafgemachs aufgehängt! Die Vermuthung eines Selbſtmordes lag unter dieſen Umſtänden fern; der Zukunft muß es vorbehalten werden, dieſe geheimnißvolle Todesart mit allen ihren Details zu enthüllen; Viele ſehen wohl jetzt ſchon darin klar; man wiederholte die verſchiedenſten Gerüchte, deutete das Ganze als Parteiſache aus; doch bald verlor ſich die Erinnerung an das Unerhörte im Strome der Alles fortreißenden Bewegung der Zeit. Später kam es zu einem Rechtsſtreite, in dem eine Mde. Feuchères, Geliebte des alten Herrn, eben keine ſehr erbauliche Rolle ſpielte; Aumale, damals 8 Jahre alt, blieb im Beſitze des Condé'ſchen Vermögens! Aber in ſo kläglicher Weiſe endete ein Greis, der Letzte eines erlauchten Geſchlechtes, das durch mehr als drei Jahrhunderte Frankreich mit ſeinem Namen und Ruhm erfüllt hatte!

Wie verhielt ſich nun das diplomatiſche Corps bei jener Kataſtrophe in Paris? Einige Geſandten, u. a. auch Graf Apponyi, waren abweſend, andere unſichtbar geworden. Als man ſich endlich wieder zuſammenfand, wurde berathſchlagt, was zu thun ſei. Hier war es nun Pozzo di Borgo, der Vertreter Rußlands, welcher dem Vorſchlage des Geſandten des damals in Europa einzigen, nicht legitimen Monarchen — von Schweden — entgegentrat.

Löwenhielm wollte nämlich, daß die bei Karl X. und nicht bei Ludwig Philipp beglaubigten Repräſentanten auch Erſterem folgen ſollten. Der alte, ritterliche Graf, in deſſen Armen Guſtav III. das Leben ausgehaucht hatte, wurde überſtimmt, und die Mehrzahl beſchloß, den Lauf der Begebenheiten abzuwarten. Die Hauptfrage für die Geſandten blieb aber immer: ob und wer von ihnen zuerſt wieder bei der neuen Regierung accreditirt oder abberufen werden würde; ſie mußten jedoch ihren Höfen weitere Entſchließung überlaſſen. Ich ſah Werther (Preußen), Pfeffel (Bayern), Könneritz (Sachſen), Fagel (Holland), Rumpf (Hamburg) u. a. m. Sie waren, je nach ihren perſönlichen Anſichten, mehr oder minder verſtimmt, alle fanden ſich aber unbehaglich, und es war jedenfalls eine traurige Genugthuung, wenn manche auf den von Polignac verſchmähten Rath hinwieſen, den ſie, das Gewitter zu beſchwören, ertheilt haben wollten. Wenn alle auch nicht geradezu den Umſchwung beklagten, ſo ſahen ſie doch die Frage der Zukunft in einer nicht zu enträthſelnden Weiſe verwirrt. — Gleich nach meiner Ankunft hatte ich mich nach meinem Chef, dem Bailli v. Ferrette, umgeſehen und fand den geſpenſtigen Mann in ſeinen weißen Püdermantel gehüllt — der leibhaftige Commandeur im Don Juan — hinter einem Tiſche ſitzen, auf dem am hellen Tage zwei Wachskerzen brannten. Der 82jährige Mann konnte ſich in dieſer raſchen Wendung der Dinge nicht zurecht finden. Er glaubte immer noch die Kugeln in den Straßen pfeifen zu hören und verſchloß feſt ſeine Fenſterläden und Thüren. Nur von Zeit zu Zeit ließ er aus ſeiner Arche eine Taube fliegen, und als ſie ihm den Oelzweig, das heißt die Nachricht von dem Aufhören des Gewehrfeuers brachte, wagte er es, den ihm gegenüber wohnenden Fürſten Talleyrand in der Rue St. Florentin zu beſuchen. Dieſer weihte ihn nun in die Geheimniſſe der neuen Lage ein, und Ferrette tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß er bei „Monseigneur le Duc d'Orléans", den er ſich noch immer nicht als König denken konnte,

gut angeſchrieben ſei. Nach und nach ſuchte er ſeine alten liebgewordenen Orte wieder auf, gab ſeine kleinen Diners und fühlte ſich in dem Gedanken glücklich, in Paris bleiben zu können. Seit 50 Jahren hatte er dieſe Stadt, eine kurze Unterbrechung während der Schreckenszeit ausgenommen, nicht verlaſſen. Er ſtand ſehr ſpät auf und außer dem Hauſe ſah man ihn nur zur Nachtzeit, wo er regelmäßig bald die große, bald die italieniſche Oper beſuchte und ſeinen Platz auf dem Balcon einnahm. Ganz Paris kannte ihn an ſeiner geiſterhaften Erſcheinung. Nach einigen Beſuchen brachte er dann jede Nacht ſpielend im „Cercle" zu, und gar oft ſah man ihn erſt nach Sonnenaufgang nach Hauſe zurückfahren. Der originelle Greis ſtarb 1831, ein nicht unbeträchtliches Vermögen, das er in eigener Weiſe zu verſtecken geſucht hatte, lachenden Erben hinterlaſſend.

Von dem betäubenden Treiben im Innern wandte man ſich endlich wieder mehr der Außenwelt zu. Viele, und nicht nur die Unzufriedenen, wünſchten einen allgemeinen Krieg, um ſich dem Peinlichen der Lage zu entziehen. Ludwig Philipp theilte dieſe Anſicht nicht; ihm war vor Allem daran gelegen, ſich in den friedlichen Beſitz der Errungenſchaften zu ſetzen, und mit Jubel wurde von ſeinen Anhängern die Anerkennung begrüßt, welche England dem Bürgerkönig zuzuſchicken ſich beeilte. Das Londoner Kabinet, auf Karl X. zürnend, der es wagte, Algier ohne ſeine Erlaubniß zu erobern, hoffte in den Orleans gefügigere Verbündete zu finden, und täuſchte ſich nicht. Dieſem Beiſpiele folgten allmälig die europäiſchen Mittelſtaaten, dann kamen Preußen und Oeſterreich, zögernd endlich auch Rußland — das Zeitalter der „faits accomplis" hatte begonnen!

Wäre der Julidynaſtie damals ein Kriegsheer ungelegen gekommen, ſo gab ſie ſich um ſo mehr der Hoffnung hin, daß die Begebenheiten, welchen ſie ihre Erhebung verdankte, auch in anderen Ländern Nachahmung finden würden. Und ſiehe da! ſchon im

September wurde man durch die Nachricht einer Revolution in Belgien überraſcht; ein Straßenkampf, Barrikaden en miniature zu Brüſſel! Was wollte man mehr?

Die Tagesbegebenheiten ließen nur wenig Zeit für geſellige und andere Genüſſe übrig. Man war wenig empfänglich für den Beſuch von Kunſtanſtalten, und ſelbſt die Natur erfreute nicht mit ihren ſtillen Reizen bei der Aufregung, in der man beſtändig erhalten wurde. Dennoch fand ich mich bald wieder in dem Kreiſe der mir ſtets und allenthalben befreundeten Familie Apponyi heimiſch; auch beſuchte ich einige Häuſer von Verwandten und Bekannten, deren Sympathien meiſtens dem vertriebenen Königshauſe angehörten. Hier mußte ich nun gar viele Klagen, Ausdrücke ſpäter Reue und größtentheils übertriebener Anſichten hören. Die Familie Grammont und ihre Freunde verſammelten ſich gewöhnlich bei der alten Madame Crafford, eine Frau, deren Lebensgeſchichte allein einen bändereichen Roman bilden könnte; ihre Enkel, der bekannte Dandy d'Orſay, der Alcibiades ſeiner Zeit, und die reizende, blonde Herzogin von Guiche, belebten dieſen Salon. Guiche ſelbſt, Jugendfreund und Vertrauter Angoulême's, galt für das Haupt der früheren Hofpartei, aber ihre nachträglichen, unfruchtbaren, wenn gleich ehrenwerthen Huldigungen vermochten die königliche Familie ebenſo wenig zu retten, als die wohlfeilen Witze und Schmähungen auf den Barrikadenthron. Der Sohn dieſer Eltern, der jetzige Duc de Grammont, galt für einen der ſchönſten Männer von Paris. Ich konnte damals nicht erwarten, ihm einſt wieder am Hofe Ludwig Philipps zu begegnen. Noch mehr erſtaunte man aber ihn ſpäter als Repräſentanten des neuen Kaiſerreichs in Rom und Wien zu ſehen. — In derſelben Rue d'Anjou befand ſich auch das Hotel Dalberg, deſſen Beſitzer, der Schule Talleyrand's angehörend, wenn gleich mit anderen Geſinnungen, als die Grammonts, die Ereigniſſe dennoch nicht völlig beiſtimmend betrachtete.

Je leerer und ſeltener die Salons, um ſo beſuchter waren die Spielhäuſer, und die beſſere Geſellſchaft verſammelte ſich jeden Abend in den weiten, glänzend erleuchteten Räumen des ſ. g. Cercle des Etrangers. Hier kam man nun zuſammen, um Neuigkeiten zu hören, ſeine Gedanken über die Tagesbegebenheiten auszutauſchen, und man konnte dabei ſein Geld mit der größten Ruhe, mit einem gewiſſen Anſtande verlieren, welcher die Schrecken geheimnißvoller Dramen, die auch hier nicht fehlten, nicht ahnen ließ. Es herrſchte da der feinſte, beſte Ton; in jeder Woche fanden die ausgeſuchteſten Diners ſtatt, zu denen die aufgeführten Fremden ſchriftlich eingeladen wurden. Die ſ. g. Commiſſäre machten dabei die honneurs, Männer guter Familien, aber meiſt ſelbſt durch das Spiel zu Grunde gerichtet, daher gleichſam Penſionäre der Bank. Es war ein glatter Firniß, der Alles bedeckte, ſelbſt die Roulette als zu gemein verbannte; Whiſttiſche waren ſelten, dagegen das trente et quarante in voller Blüthe, auch das verderbliche „Crep's" eingeführt, das, weil ein Würfelſpiel, noch einförmiger und geiſtloſer, als die übrigen Glücksſpiele. Der Ort, die Umgebungen waren um ſo gefährlicher, als man glaubte, ſich hier dem Hang zum Spiele ungehindert hingeben zu dürfen. Ich habe junge Edelleute, beſonders ungariſche und polniſche, gekannt, welche hier in kurzer Zeit Verluſte erlitten, die ihre ganze Exiſtenz verdarben. — Dem Cercle gegenüber lag das berüchtigte Frascati, wo man ſich freilich in ſehr gemiſchter Geſellſchaft befand, wenn gleich die Säle noch eine gewiſſe Eleganz verriethen, nur anſtändig gekleidete Herren und — Damen eingelaſſen wurden. Hier nun war der Thron der Roulette aufgeſchlagen und Alles drängte ſich unaufhörlich Tag und Nacht um die verhängnißvolle Kugel. Die eigentlichen ſ. g. Spielhöllen aber, Nr. 113 des Palais royal u. a., hatte ich nie den Muth zu betreten. Wird einſt dem König Ludwig Philipp ein Ruhmestempel erbaut, ſo bleibt nicht einer der kleinſten Pfeiler deſſelben das Verdienſt,

dieſem widerlichen Treiben, der Quelle ſo vieler Laſter und Verbrechen, ein Ende gemacht zu haben. Alle Gründe, welche man für die Beibehaltung der öffentlichen Spiele gewöhnlich anführt, erzeigen ſich bei näherer Beleuchtung als ebenſo viele Sophismen. Das Hauptübel beſteht immer in der Gelegenheit, welche der Menge geboten wird, ihrer ungezügelten Leidenſchaft zu fröhnen. Dabei erinnere ich mich immer eines Vorfalls aus eigener Erfahrung. Als ich 1822 Paris mit einigen Jugendfreunden beſuchte, gaben dieſe, wohl unvorſichtiger Weiſe, einem deutſchen Lohnbedienten eine 1000 Frs.-Banknote zum auswechſeln. Lange kehrte er nicht zurück, endlich erſchien er blaß, ein Bild der Verzweiflung, und auf die Frage: was mit dem Gelde geſchehen? antwortete er ſtotternd: „Sie haben mir es aus der Hand geſpielt.“ Dieſe dunkle Phraſe wurde zuletzt dahin erläutert, daß Alles am grünen Tiſche verſchwunden ſei. Der Unglückliche erſchien ſpäter vor der Police correctionelle; wir wurden als Zeugen vorgeladen; er geſtand unter Thränen, wurde beſtraft, aber das „aus der Hand geſpielte Geld“ war für immer verloren.

Paris kam damals lange nicht wieder in das gewohnte Geleiſe zurück. Die Kirchen waren verödet, einige ganz geſchloſſen, die Tuilerien unbewohnt, öffentliche Orte wenig beſucht, Handel und Wandel lagen darnieder und die junge Freiheit ging bald nach allen Richtungen in Zügelloſigkeit über. Auf den Plätzen wurden nebſt widerlichen Zerrbildern oder Spottgedichten Bücher der gemeinſten Art zum Verkaufe angeboten. Hatte man Morgens den aufregenden Diskuſſionen in den Kammern beigewohnt, ſo las man Abends ihr Echo in den leidenſchaftlichen Ergüſſen der Blätter, oder war auf den Straßen Zeuge irgend eines ſeltſamen Auftritts. Wo das wirkliche Leben täglich ſo reich an dramatiſchen Emotionen war, konnte man den Theatern ſelbſt nur wenig Geſchmack abgewinnen. Die kleinen Bühnen beſonders überboten ſich in Aufführung abſcheulicher, Religion und Sitte verhöhnender

Stücke; jede politiſche Anſpielung wurde beklatſcht, dazwiſchen mußte dann wieder eine Schauſpielerin patriotiſche Verſe deklamiren, oder es erſchien ein Sänger mit einer rieſigen Fahne und gab eines der beliebten Volkslieder zum Beſten, die dann vom Publikum nachgebrüllt wurden. Bald las man Zeitungsartikel laut vor, oder ein Zuſchauer erbat ſich das Wort, um zu einem Leichenbegängniſſe eines ſeinen Wunden erlegenen Julihelden einzuladen; bald wurden wieder Zuſammenkünfte, Clubangelegenheiten, Studentenvereine beſprochen u. ſ. w. Aber auch in den größeren, ſelbſt in Operntheatern ging es nicht viel ruhiger zu, und der eigentliche Genuß des Schauſpiels wurde unter dieſen fortwährend fremdartigen Eindrücken vielfach geſtört. Zwei Opern waren es vorzüglich, welche durch mehrere Jahre die ſo leicht entzündlichen Gemüther vorbereiteten. Die von Roſſini ſo herrlich in Muſik geſetzten Freiheitsphraſen im „Tell“ zeigten ſich nicht weniger wirkſam, als die begeiſternden Scenen in Auber's „Stumme von Portici“, deren dritter Akt bald von der Bühne auf die Straße ſelbſt verpflanzt werden ſollte. Nach der Julirevolution fand man jedoch für gut, mit dem Triumphzuge Maſſaniello's zu ſchließen. Man wollte auf den Rauſch doch nicht gar ſo bald die Ernüchterung folgen laſſen.

Eine traurige Epiſode in dieſer Zeit bildete die Jagd, welche man auf die flüchtigen Miniſter anſtellte. Nur wenige entkamen, die bedeutenderen, wie Polignac, Peyronnet, wurden gefangen, bekanntlich im Dezember verurtheilt und längere Zeit eingeſperrt. War Karl X. nach der Charte unverletzlich, ſo mußte man ſich an die verantwortlichen Miniſter halten, ſtrafte man aber in der Perſon des Königs den Urheber der Ordonanzen mit Verbannung, ſo hatte die Verurtheilung ſeiner Rathgeber keinen Sinn!

So verließ ich denn Paris, ohne den königlichen Hof begrüßt, deſſen Miniſter und Anhänger beſucht zu haben. Dennoch begegnete ich öfters Ludwig Philipp und ſeiner Familie, ſah in den Kammern,

den Salons oder auch auf der Straße noch alle die Männer, an deren Namen man damals ſo große Erwartungen für das Heil der Zukunft knüpfte! Talleyrand mit dem Marmorgeſichte, der allen Regierungen Unentbehrliche, Laſitte, welcher dem Wahne, ein großer Staatsmann zu ſein, ſeinen Ruf als Banquier und ein koloſſales Vermögen opferte, Caſimir Perrier, fähiger als die meiſten, der aber im erſten Jahre der Cholera unterlag, Lamarque, Mauguin und wie ſie alle hießen, die, einſt hochgefeiert, in Vergeſſenheit endeten! Am meiſten beſchäftigte ſich doch während eines halben Jahrhunderts die öffentliche Aufmerkſamkeit mit Lafayette, der neben Waſhington auf den Schlachtfeldern von Amerika neue, nie verdaute Ideen eingeſogen, von frühem Kriegsruhm wie von Eitelkeit und Ehrgeiz aufgeblaſen, ſich 1789 angemaßt, das Königthum zu retten, zur Revolutionszeit kaum dem Henkerbeile entgangen, in öſterreichiſche Gefangenſchaft gerathen war. Nun, nachdem er unter jeder der vielen Verfaſſungsformen, die ſich Frankreich gegeben, als Ideolog zurückgeſtoßen, ſchwur er, alt und beinahe kindiſch geworden, zur Fahne Orleans und mußte ſich von der Pariſienne als „Lafayette au cheveux blancs“ anſingen laſſen, ihn, den man immer nur in einer braunen Perücke geſehen hatte! Es war daher kein alltägliches Schauſpiel, als Ludwig Philipp auf dem Marsfelde ſich von dem unvermeidlichen Lafayette die Pariſer Nationalgarde vorſtellen ließ, welche dieſer nun ſeit 40 Jahren wieder zum erſten Male befehligte!

Hätte damals Jemand gewagt, vorher zu ſagen, daß die neue Ordnung der Dinge 18 Jahre ſich erhalten würde, er wäre reif für das Tollhaus erklärt worden! Man ſah nur zwei Ausgänge: den baldigen Untergang der Dynaſtie durch eine neue Revolution, oder einen, die ſtaatlichen Verhältniſſe Europa's umgeſtaltenden allgemeinen Krieg!

Mitte Oktober war ich wieder in Karlsruhe zurück, vorerſt ohne beſtimmte Beſchäftigung. Alle mir für den Pariſer Poſten zugeſagten Entſchädigungen blieben aus, und auch die in Ausſicht geſtellte Verſetzung nach St. Petersburg kam nicht zur Ausführung. Ich wurde vorläufig zu Hofdienſten verwendet, welche meine Zeit über Erwarten häufig in Anſpruch nahmen. Doch blieb mir immer Muſe genug, den wunderbaren, ſich überſtürzenden Weltbegebenheiten aufmerkſam zu folgen, um eintretenden Falls den gegen meinen Willen unterbrochenen Faden einer gewohnten Geſchäftsthätigkeit alſobald wieder aufnehmen zu können. In Deutſchland ſelbſt zeigten ſich in Folge der Julitage allenthalben convulſiviſche Zuckungen. Die Einen waren gutmüthig genug, das franzöſiſche Phraſengeklingel für baare Münze zu nehmen, und träumten von allen nur denkbaren Freiheiten und Erleichterungen, Andere ſuchten die Ereigniſſe zu ihrem Vortheile auszubeuten, und natürlich war, wie immer, die umwälzende Partei vor Allem rührig, welche da und dorthin Brandfackeln warf. Doch zündeten ſie nur da, wo ſie wahrhaft wunde Theile fanden — in Kurheſſen, in Sachſen, wo eine Mitregentſchaft errichtet wurde, endlich in Braunſchweig, eine Pariſer Revolution im Kleinen, welche mit dem Brand des Schloſſes und der Vertreibung des Herzogs Karl endete. In vielen Städten, beſonders dem Sitze von Univerſitäten, gab es Kravalle; doch da Oeſterreich und Preußen in Ergreifung wirkſamer Maßregeln einig waren, ſo wurde die Ruhe, wenigſtens für den Augenblick, bald wieder hergeſtellt. Baden aber verdankte nur dem Regierungswechſel, daß es vor größeren Erſchütterungen bewahrt wurde. Sechs Monate früher hätte die Julirevolution auch dort Zündſtoff genug gefunden. So ſtellten aber badiſche Truppen ſelbſt die Ordnung in den heſſiſchen Landen her. — Auch einigen Kantonen der Schweiz hatte ſich die Bewegung mitgetheilt, welche ſpäter theilweiſe in Bürgerkrieg überging. Als nun aber vollends, um Rußland zu beſchäftigen, die Propaganda

am 29. November die Sturmglocke des Aufruhrs in den Straßen von Warſchau ertönen ließ, als, um Oeſterreich zu ſchwächen, der Ruf nach italieniſcher Einheit von den Alpen bis zum Veſuv erſchallte, da war das Loſungswort zu einer allgemeinen politiſchen Verwirrung gegeben; das Jahr endete trübſelig und Alles ſah in peinlicher Erwartung den Ereigniſſen des kommenden entgegen.

Im November wurden in der großherzoglichen Familie zwei Vermählungen gefeiert. Prinz Guſtav Waſa verband ſich an ſeinem Geburtstage — 9. November — mit der damals in Jugend und Schönheit blühenden Prinzeſſin Louiſe von Baden. Als Ceremonienmeiſter überreichte ich dem hohen Brautpaare die Ringe am Traualtar. Einige Tage nachher kehrte Markgraf Wilhelm mit der ihm in Stuttgart angetrauten Prinzeſſin Eliſabeth von Württemberg in ſein Palais zurück, welches von nun an durch beinahe 30 Jahre der Sitz eines ungetrübten häuslichen Glückes werden ſollte. Beglückwünſchungscouren, Hoffeſte, Gallatheater, Fackelzüge und andere unvermeidliche Dinge folgten dieſen fürſtlichen Verbindungen.

Das Jahr 1831, gleichſam das Vorſpiel von 1848, war ein Jahr ſocialer Auflöſung, eine Uebergangsperiode von veralteten Zuſtänden zu einer neuen ſich Bahn brechenden Zeit. Doch bezeichnet es nur ein Stadium in dieſem großen Entwickelungsprozeß, und während es daher von einer Seite nicht die Befürchtungen, die man davon hegte, in vollem Maße rechtfertigte, erfüllte es wieder von der anderen nicht die ſanguiniſchen Hoffnungen der Neuerer. Alle Blicke waren dahin gerichtet, woher die erſte Bewegung ausgegangen, und da ſah man denn die Straßenunruhen in Paris, Lyon und anderen Orten, die ſtürmiſchen Kammerverhandlungen, die Februarexceſſe, den Cynismus der Preſſe, die Leidenſchaftlichkeit der Parteien, die Schwierigkeiten der Regierung. Der kluge Sinn des Königs, die Energie Caſ. Perrier's, der die

Zügel mit kräftiger Hand ergriff, ſetzten der Bewegung für einige Zeit ein Ziel. Ludwig Philipp und ſeine Söhne durchreiſten beruhigend einige Theile Frankreichs und in dem Grade, als die Flammen des Aufruhrs anderwärts auflohderten, ſchienen ſie dort dem Erlöſchen nahe. Belgien und Italien waren es zunächſt, welche die Sorge des Pariſer Kabinets in Anſpruch nahmen. In beiden Fragen kräftiger zu ſeinem eigenen Vortheil einzugreifen, dazu fehlte ihm der Muth. Das ganze Jahr hindurch zogen ſich die Verhandlungen über das künftige Schickſal Belgiens, endlich ergab ſich die Citadelle Antwerpens, und in London brachte man gegen 70 Protocolle zu Stande, welche aus einem Königreiche der Niederlande deren zwei machen ſollten; der anglo-ſächſiſche Prinz endlich vermählte ſich als König mit der Prinzeſſin Louiſe von Orleans. —

In Italien aber hatten ſich an allen Ecken Bürgerkrieg und Empörung entzündet; und während im Februar Cardinal Capellari als Gregor XVI. zum Papſte gewählt wurde, ſah man Freiſchaaren die Halbinſel durchziehen, zwei junge Napoleoniden an der Spitze, von denen der ältere den verunglückten Verſuch mit dem Leben büßte. Polen hatte ſeinen Freiheitsdurſt mit Blut geſtillt, und nach langem verzweiflungsvollem Kampfe ergab ſich im September Warſchau. Ludwig Philipp aber hatte für das von ihm früher ermuthigte Volk keinen anderen Troſt, als die oft wiederholte, bekannte Phraſe: „la Nationalité polonaise ne périra pas!“ Griechenland lag in Geburtswehen, in Spanien Aufruhr und Hinrichtungen; in Portugal ſtanden ſich zwei königliche Brüder in Waffen gegenüber, ſelbſt in England gährte es, und der Ruf nach „Reform“ wurde immer lauter und drohender; der Proceß gegen O'connel ſetzte ganz Irland in fieberhafte Bewegung. Die beiden deutſchen Großmächte ſahen in würdevoller Ruhe, mehr abwehrend als thätig, dem wirren Treiben zu; nur ihre militäriſchen Kräfte wurden ungewöhnlich und über Gebühr angeſtrengt. In

den deutſchen Bundesſtaaten endlich quälte man ſich mit Conſtitutionen ab; hier wollte man die ſchon beſtehenden in einem liberaleren Sinne ummodeln, dort neue einführen. Auch Baden konnte ſich dieſen Anforderungen nicht ganz entziehen; neue Wahlen ſollten ſtattfinden, der Zeitpunkt zur Einberufung des Landtages rückte heran, und ſo großes Vertrauen auch die Perſönlichkeit des Großherzogs und die Haltung der Regierung einflößten, ſo theilte ſich doch das allgemein in Deutſchland verbreitete Unbehagen auch dieſen Gegenden mit. Dieſe Mißgunſt bezog ſich zunächſt auf den Miniſter v. Berſtett und ſeine Umgebungen, und wenn er die im Innern des Landes immer lauter werdenden Stimmen nicht beachten wollte, ſo verſetzten ihm benachbarte Blätter, beſonders jene des Elſaſſes, täglich empfindlichere Nadelſtiche. Waren dieſe Angriffe auch vom Parteigeiſt eingegeben, einſeitig, übertrieben, gehäſſig, ſo mußte Berſtett, den Moment richtig erkennend, ſie nicht erſt erwarten, ſondern lieber früher einem Poſten entſagen, den er ungeachtet unläugbar großer Verdienſte, nicht mehr mit Erfolg auszufüllen hoffen konnte. Mit ihm trat auch Hennenhofer zurück, gegen den hauptſächlich alle Pfeile des Spottes wie der Schmach und Verläumdung gerichtet waren. Er ließ ſich zuerſt in Malberg, dann in Freiburg nieder, und von da an war es ihm erſt möglich, die Gutmüthigkeit ſeines Charakters, wie andere edlere Eigenſchaften zu entfalten, welche unter den früheren ihn beengenden Verhältniſſen mehr oder minder unterdrückt worden waren. Während er ſich jetzt ſeinen Freunden mehr nähern konnte, entwaffnete er ſeine früheren Gegner durch eine harmloſe, ſelbſtgewählte Thätigkeit. Selbſt bei öfteren Schlaganfällen blieb er ſtets heiter und ſeine völlig zerſtörte Geſundheit trübte nicht ſeinen lebhaften Geiſt. Auch ich ſtand mit Hennenhofer in einem beſtändigen Briefwechſel, der nur mit ſeinem Tode (1850) endete.

Die erſte Ständeverſammlung unter der neuen Regierung fand Ende März ſtatt, und wurde vom Großherzog Leopold ſelbſt

mit einer viel bewunderten und viel bejubelten Rede feierlich eröffnet. Dieſer Landtag ſchloß am letzten Dezember und erreichte ſomit die volle Dauer von neun Monaten. Ich bin glücklicher Weiſe nicht berufen, die Geſchichte dieſes, ſowie der früheren und ſpäteren badiſchen Landtage zu ſchreiben. Doch ſtand ich dieſer Verſammlung perſönlich näher, und hatte daher mehr Anlaß, ſie zu beobachten, als die anderen. Der Großherzog hatte mich nämlich zum Commiſſär für das Ceremonielle ernannt; in dieſer Eigenſchaft beſprach ich mich im Namen des Hofes mit den Präſidenten der beiden Kammern, überwachte die Ordnung auf den Tribünen, theilte Eintrittskarten aus u. ſ. w. War mein Amt auch nicht ſchwer und anſtrengend, ſo hielt es mich doch Zeit raubend in Karlsruhe feſt, und lief nicht ohne unangenehme Scenen und kleine Konflikte ab.

Zuſammenſetzung und Geiſt dieſer Kammer verriethen nur zu bald die politiſche Farbe des Augenblicks, und die gereizte leidenſchaftliche Richtung, welche ſich damals gleichſam in der Luft befand, wirkte auch auf die Wahlen ein. Glänzende Reden wurden zur Erbauung der überfüllten Gallerieen gehalten, ſtundenlange Vorleſungen aus dem „Staatslexikon" belehrten die Zuhörer, und vor Allen war es das Freiburger Profeſſorenkleeblatt, welches durch ſeine Beredtſamkeit den Landtag wohl um wenigſtens drei Monate verlängerte, während der ſchlaue Itzſtein das Büdget mit ſcharfem Meſſer zerlegte; große Summen, fruchtbringend für die Zukunft, wurden votirt, andere verwendet, um den Lieblingsideen des Tages zu huldigen. Schwerlich hätte je eine abſolute Regierung gewagt, die Kräfte des Landes in der Weiſe in Anſpruch zu nehmen, wie es hier mit Zuſtimmung der Kammern geſchehen. Manches zeigte ſich ſpäter als Treibhauspflanze, aber viele beſſere ergiebige Körner löſten ſich doch immer von der unfruchtbaren Spreu ab, und trieben eine üppige Saat. Doch waren es nicht nur die inneren Angelegenheiten, welche die Gemüther beſchäftigten; man folgte

unwillkürlich auch den Impulſen von Außen; Belgien, Polen, die Schweiz, Italien und alle die „brennenden Fragen des Tages“ fanden ihr Echo in den begeiſternden Worten der tonangebenden Männer des Volkes.

So zog ſich denn dieß Jahr unter Gemüthsbewegungen der verſchiedenſten Art fort, und nicht die geringſte Sorge war das ſich in der Ferne zeigende drohende Geſpenſt der Cholera mit allen ſeinen Schrecken. Mit größter Ruhe las man früher, daß in Oſtindien ſo viel Tauſende der Seuche erlegen; als aber die ruſſiſchen Truppen ſie aus Aſien nach Polen verſchleppten, und es vollends hieß, einige Perſonen in Berlin und Wien ſeien der Krankheit erlegen, da überließ man ſich einer allgemeinen Furcht. Wer nicht erlebt, was darüber geſprochen und geſchrieben wurde, macht ſich jetzt keinen Begriff mehr von der Angſt, mit der man den tödtlichen Gaſt erwartete, wie von den unſinnigen Vorkehrungen, welche man gegen ſein Erſcheinen traf.

Außer kleinen Ausflügen nach Freiburg, Mannheim und Baden bewegte ich mich den Sommer über in den gewohnten Kreiſen der Karlsruher Geſellſchaft, welche, ſo wie das Hofleben, inmitten der täglich ſteigenden Beſorgniſſe nur wenig Abwechslung bot. Ich beſuchte die Häuſer der Geſandten, beſonders das des mir befreundeten Grafen Buol, und betrat öfters als früher das Palais der Markgräfin Amalie. Die ehrwürdige, beinahe gänzlich erblindete Fürſtin hatte Abends nur noch einen Zirkel vertrauter Freunde um ſich verſammelt. Seit ihrer Vermählung waren 60 Jahre, wohl von den wichtigſten in der Weltgeſchichte, vorübergegangen; ſie war, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch ihre Stellung in alle Vorgänge ihrer Zeit gezogen, mit den merkwürdigſten Perſonen in nahe Berührung gekommen. Nur mit inniger Rührung konnte man ſich der edlen Frau nähern, die, eine moderne Niobe, den Gemahl, den einzigen Sohn, ihre Töchter von Rußland, Schweden und Braunſchweig, die ledige, ihr zur

Pflege gebliebene Prinzeſſin Amalie beweint, den Kaiſer Alexander wie den König Max Joſeph verloren; es blieben ihr nur noch zwei Töchter und zahlreiche Enkel, die ſie, wie ihre Kinder, auf Thronen ſah und an denen ſie mit zärtlicher Liebe hing. So zogen die Erinnerungen an ein reich bewegtes Leben ſtill an ihr vorüber, als unerwartet die Umwälzung 1830 auch ihr eine neue Zeit verkündete, in die ſie ſich nicht mehr finden konnte. — Einiges Leben in die Geſellſchaft brachte das Haus der Prinzeſſin Auguſte von Naſſau, welche nach dem Tode ihrer Schweſter, der Markgräfin Friedrich, das freundliche Gartenpalais bezog. Ihr geſelliger Sinn ließ dieſe ſchönen Räume von Beſuchenden nie leer werden, und Spiel, Muſik, Tanz erheiterten die Abende. Ihr Gemahl, der Graf Bismark, wie einige ſeiner gebildeten Nichten unterſtützten die geiſtreiche Fürſtin bei dieſen angenehmen Zirkeln. Bis zur Zeit ihres Todes 1846 ſetzte die Prinzeſſin dieſe, für Karlsruhe ſo überaus erwünſchte Gaſtfreundſchaft fort, und wenn auch ſpäter anhaltende Kränklichkeit ſie hinderte, größere Verſammlungen zu halten, ſo blieb ſich doch im engeren Kreiſe von Bekannten ihr reger Geiſt, ihre muntere, oft witzige Laune, die freilich nicht immer des Nächſten ſchonte, gleich.*)

Das Jahr 1831 verfloß, wider alles Erwarten, ohne daß der gefürchtete allgemeine Krieg ausbrach; dagegen trugen die Bewaffnung aller Staaten und die überall zu bekämpfenden Empörungen weit mehr zur ſteigenden Unzufriedenheit und Verarmung bei; ſelbſt die Türkei wurde über dieſem Treiben vergeſſen!

Im März 1831 wurde ich durch einen Erlaß des herzoglich braunſchweigiſchen Kabinets überraſcht, welches mich zur Erklärung darüber aufforderte: wann und weßhalb ich in die Dienſte

*) Siehe: Aus dem Leben einer deutſchen Fürſtin (von Freifrau v. Dalberg-Müllmann).

des Herzogs Karl von Braunſchweig getreten ſei? Dieſe Anfrage zu begründen, war ein Schreiben des Sekretariats jenes, damals nach Paris geflüchteten Herzogs beigefügt, und dieß Schreiben zu meinem Erſtaunen „Legationsrath v. Andlaw“ unterzeichnet. Während ich ſogleich nach Braunſchweig ſchrieb, daß ich in keinerlei Berührung mit dem Herzog Karl ſtehe und hier ein Mißbrauch des Namens vorliegen müſſe, wurde mir das Räthſel bald darauf durch einen Brief aus Frankfurt aufgeklärt, welcher mir anzeigte, daß der ehemalige Kammerdiener des Herzogs Karl, ein gewiſſer Bitter, mit Aufträgen ſeines Herrn dort eingetroffen ſei. Zugleich erfuhr ich, daß dieſer ihn, unter Ernennung zum Legationsrathe, in den Freiherrnſtand mit Namen und Wappen unſerer Familie erhoben habe. Ich konnte mir bei dieſem ſonderbaren Einfalle kein anderes Motiv denken, als daß Seine Durchlaucht ſich den gnädigen Scherz machen wollte, mir einen Doppelgänger zu geben. Von Frankfurt aus ſollte Bitter mit einem von der öſterreichiſchen Botſchaft in Paris unter dem erborgten Namen ausgeſtellten Paſſe in beſonderer Miſſion nach Wien reiſen. Ich ſchrieb daher eiligſt nach Braunſchweig — die dortigen „Anzeigen“ brachten alſobald eine förmliche Ungültigkeitserklärung des ertheilten Titels und Namens von Seiten des herzoglichen Staatsminiſteriums unterm 8. April. Ich ſchrieb nach Frankfurt — der Bundestag nahm den Braunſchweiger Proteſt ſofort in das Protokoll auf. Ich ſchrieb nach Paris — Graf Apponyi entſchuldigte ſich wegen des Paſſes, der Bitter ſpäter wieder abgenommen wurde. Ich ſchrieb endlich nach Wien, wo man dem Bitter bei ſeinem Eintreffen bedeutete, die ihm nicht gebührenden Prädikate abzulegen, oder die Stadt ſogleich zu verlaſſen. Er zog das letztere vor und theilte ſeine Aufträge ſchriftlich mit. Von da an wurde er bald in Paris, dann wieder in Florenz, Würzburg und anderen Orten geſehen. Nachdem er im Gefolge ſeines Herrn die abenteuerlichſten Dinge erlebt, wurde er endlich von ihm entlaſſen,

und der überall umherſchweifende Exkammerdiener ließ ſich in allerlei Unternehmungen ein, bis wir zuletzt ſeine Spur verloren. Nur von Zeit zu Zeit ſpukte er noch mit dem falſchen Namen in öffentlichen Blättern, und noch im Jahre 1840 waren meine Verwandten und ich genöthigt, in der Allgemeinen Zeitung dagegen zu reklamiren. Ich erwähnte aber dieſes an ſich unbedeutenden Vorganges, um dadurch wiederholt gegen die wunderliche Laune des Herzogs Karl, wie gegen die Unverſchämtheit, mit welcher Bitter dieſelbe benützt, Verwahrung einzulegen. Herzog Wilhelm aber, welcher ſich bei dieſem Anlaſſe der verletzten Rechte unſerer Familie auf's Freundlichſte annahm, ſcherzte ſpäter oft darüber und meinte, ich ſollte mich für dieſen „bittern Vetter" damit tröſten, daß ich ihm gegenüber als der „ſüße" erſcheine.

Mit einem großen Hofdiner bei dem Schluſſe der Ständeverſammlung endete das Jahr 1831, und am nächſten Tage fand das gewöhnliche Neujahrsbanquet mit den Miniſtern, dem Hofſtaate, den Geſandten und Fremden ſtatt. — Die großherzogliche Regierung, durch den ermüdend langen Landtag fortwährend in Anſpruch genommen, konnte ſich nun ungeſtörter der inneren Verwaltung unterziehen, keine kleine Aufgabe, welche ihr die thätigen, Alles ändernden und in Frage ſtellenden Stände hinterlaſſen. In dem Grade, als dieſe neun Monate an Diäten verzehrten, war man bemüht, wieder in anderer Weiſe zu ſparen. Aber auch den Außendingen konnte man ſich jetzt wieder unbefangener zuwenden, und da waren es denn die deutſchen Angelegenheiten in erſter Linie, welche das Kabinet beſchäftigten. Auf einer Seite die zunehmende Gährung, auf der anderen die Vorſtellungen des Bundes, deſſen Anſchauungen nicht immer im Einklange mit den Beſchlüſſen der badiſchen „Volkskammer" ſtanden, alle dieſe Erſcheinungen bildeten eine Reihe von unerquicklichen Sorgen,

Geſchäften und Konflikten für den neu ernannten Staatsminiſter des Aeußern, Freiherrn v. Türkheim. Ich ſelbſt aber, des langen Harrens wie der gezwungenen Unthätigkeit müde, wünſchte lieber wieder in meine früheren Dienſtverhältniſſe nach Wien zurückzukehren, was man denn auch, meine billigen Anſprüche auf Beförderung nicht beachtend, nach langem Zögern bewilligte. Vorher begab ich mich jedoch nach Freiburg, wo ich im väterlichen Hauſe, umgeben von liebenden Verwandten, einige ungemein heitere Wochen zubrachte, nur einen Augenblick durch eine unerwartete Epiſode getrübt. Nach dem Falle von Warſchau hatte ſich ein Schwarm flüchtiger Polen nach allen Richtungen über Deutſchland verbreitet. Die beredte Schilderung ihrer Leiden und Noth wie der Anblick ihrer Jammergeſtalten brachten allenthalben eine unbeſchreibliche Wirkung hervor. Ein ſolcher Zug kam im Februar auch durch Freiburg. Man beſchenkte, bekleidete, bewirthete, unterſtützte ſie in jeder Weiſe, doch ließ man natürlich dieſe ſchöne Gelegenheit zu politiſchen Demonſtrationen auch hier nicht unbenützt vorüber gehen; die ſchwunghaften Reden, die feuerigen Toaſte bei den Trinkgelagen wurden bald von den Sälen auf die Straßen verpflanzt, und des nicht ſelten die Nachtruhe ſtörenden Lärmes war kein Ende! — Welch fein fühlendes Gemüth könnte dem traurigen Geſchicke einer Nation, welche mit ſo glänzenden hiſtoriſchen Erinnerungen einen gewiſſen ritterlichen Charakter verband, die wärmſten Sympathien verſagen? Doch miſchten ſich in dieſe Theilnahme gleich viele Täuſchungen über den eigentlichen Geiſt und die Tragweite einer ebenſo leichtfertig unternommenen, als mit aufopfernder Tapferkeit durchgeführten Erhebung. Es war die Sache des Glaubens, die der Vorrechte des Adels, welche man in Warſchau verfechten wollte; an dieſe Vorkämpfer ſchloß ſich der Mittelſtand, hing ſich die Umſturzpartei an. So kam es denn, daß ſich neben den Mitgliedern der erſten Familien unbekannte Demagogen in den Reihen fanden und Rußland deßhalb zu einem Kampf auf Leben und Tod

herausgefordert wurde, der begreiflich mit der Niederlage des Schwächeren enden mußte.

Nach Karlsruhe zurückgekehrt, fand ich dort den Carneval in ziemlich lebhafter Bewegung. Am 1. März wurde der Jahrestag des Regierungsantritts des Kaisers Franz vor 40 Jahren durch einen feierlichen Gottesdienst in der katholischen Kirche und ein Galladiner bei Hofe begangen, bei welchem Anlasse der Großherzog in der Uniform seines österreichischen (des 59.) Infanterie-Regiments erschien. — Um diese Zeit sah ich an dem Gasthoftische täglich einen kleinen, häßlichen Mann, den ich für einen Juden hielt, und welcher stets finster vor sich hinblickte, ohne je ein Wort zu sprechen. Ich erfuhr, daß es Börne war, dessen frühere Werke mich ungeachtet aller ihrer Schwächen so sehr unterhalten hatten. Sein Aeußeres schreckte mich ab, und was er später in ekelhaftem Cynismus und undeutschem Spotte geschrieben, ließ mich keineswegs bedauern, nicht persönlich mit ihm in nähere Berührung gekommen zu sein.

Im März begleitete ich den Grafen Buol nach Mannheim. Wir brachten da in dem heiteren Kreise von Bekannten und Verwandten einige vergnügte Tage zu und besuchten beinahe jeden Abend den Salon der Großherzogin Stephanie. In früherer wie in späterer Zeit hatten in Mannheim, Baden, Umkirch wie an anderen Orten diese Abendgesellschaften für mich immer den größten Reiz. Die liebenswürdige, unbefangene Art, mit der die edle Fürstin bald anziehende Gegenstände zu berühren, Fragen aufzuwerfen, jeden Gast zu beschäftigen wußte, war nur ihr eigen; bald warf sie mit dem Bleistifte kleine Zeichnungen auf's Papier, bald sang oder spielte sie am Piano, oder machte mit großer Geschicklichkeit eine Partie Billard; die Karten liebte sie nicht. Rasch, in der reizendsten Abwechslung verflossen immer diese Abende, und ich dachte mir oft, welch eine dankbare Aufgabe es für eine

gewandte Feder ſein müßte, die Annalen des Salons Stephanie von ihrem erſten Auftreten in Mannheim 1807 bis zu ihrem noch immer allzu frühen Tode 1860 in Nizza zu ſchreiben. Um ihre ſo graziöſe Erſcheinung gruppirten ſich da ſtets die merkwürdigſten Perſönlichkeiten der Zeit; es war ihr Salon gleichſam ein neutraler Boden, auf dem ſich Fürſten und Künſtler, Staatsmänner und Krieger, die Vertreter aller politiſchen Meinungen, Leute vom Hofe wie aus der gelehrten Welt, geiſtreiche Frauen wie fein gebildete Männer und Schriftſteller zu immer anregenden Geſprächen zuſammenfanden. Aller Zwang war ſo gut wie aufreizende Polemik und langweilige Pedanterie verbannt. Zu jener Zeit nun gewann dieſer Zirkel noch dadurch einen höheren Reiz, daß ſich die Herzogin v. St. Leu auf Beſuch bei ihrer Couſine befand. Ich hatte dieſe merkwürdige Frau früher nie geſehen; eine hohe Geſtalt, eine natürliche, graziöſe Liebenswürdigkeit verriethen mehr als ihr gealtertes Geſicht frühere Schönheit und äußere Vorzüge. Die unmittelbar vorangegangenen traurigen Tage hatten über ihr ſonſt ſo heiteres Gemüth einen Schleier ſtiller Wehmuth geworfen. Dennoch blieb die „Reine Hortense“ ihrer Gewohnheit treu: „de roucouler ses romances“; ohne „partant pour la Syrie“ konnte man ſie ſich nun einmal nicht denken; auch durchging ſie mit der Großherzogin den Klavierauszug der damaligen Lieblingsoper „Robert der Teufel“. Es zeichneten beide Prinzeſſinnen um die Wette, dieß Talent in zierlicher Weiſe übend. Die beiden allerliebſten, noch ſehr jungen Töchter der Großherzogin, Joſephine und Marie, verſammelten wieder um ſich einen munteren Kreis, wo kleine, nicht immer ſtille Spiele aufgeführt wurden. An dieſe ſchloß ſich dann auch ein junger Mann an, der eher zurückhaltend und unbedeutend, als vorlaut und lebhaft, dennoch unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zog; es war Louis Napoleon, nach dem kürzlich in Italien erfolgten unglücklichen Tode ſeines älteren Bruders der einzige Sohn und Erbe der

Hortenſe. Sie hatte mit ihm, nachdem ſie den großmüthigen Schutz Ludwig Philipps genoſſen, Paris verlaſſen, um, über Mannheim reiſend, ihren künftigen Aufenthalt auf dem Arenaberg zu nehmen. Nichts ließ in dem beinahe ſchüchternen, jedenfalls ſehr verſchloſſenen Jünglinge die Geſchicke ahnen, denen er entgegen ging. Die beiden fürſtlichen Frauen fanden ihn nicht aufgeweckt, nicht theilnehmend genug. Ich ſelbſt aber ſollte ihn erſt 28 Jahre ſpäter in Baden als Kaiſer wiederſehen. A. v. Sternberg hat in ſeinen „Erinnerungsblättern“ in anmuthiger Weiſe jene Abende im Mannheimer Schloſſe geſchildert, wenn er es gleich, ſeiner Manier treu, nicht laſſen konnte, einige Pinſelſtriche beizufügen, welche das Gemälde entſtellen. Aber ſeine Skizze iſt nicht ganz vollſtändig; neben der originellen Gräfin Walsh durfte auch der Oberſthofmeiſter v. Roggenbach, neben Fräulein Jung die ebenſo anſpruchsloſe als talentvolle M. Bils Platz finden, welche mit ihrem ausgezeichneten Klavierſpiele ſo manchen Abend erheiterte. Mit der gebildeten Fräulein v. Reck konnte wohl auch die niedliche Hofdame Gräfin Kageneck genannt werden, die mit dem Hofmarſchalle v. Schreckenſtein 40 Jahre lang die unzertrennliche Gefährtin der Großherzogin war!

Von Mannheim aus begab ich mich zum Beſuche des Herzogs Ferdinand von Württemberg nach Mainz. Er bewohnte dort, als Gouverneur der Bundesfeſtung, mit ſeiner Gemahlin Pauline das großherzogliche Schloß. Es verſammelte ſich da oft Abends ein anziehender Kreis von Bekannten, unter denen der ſo ausgezeichnete Herzog Wilhelm von Naſſau, wie der liebenswürdige Prinz Emil von Heſſen immer gern geſehen waren. Auch die Familie Mennsdorf war meiſtens unter den Theegäſten. Wer die ſchlichte Frau ſah, wie ſie den vortrefflichen Gatten ihrer Wahl in ſeinen verſchiedenen Garniſonen begleitete, wie ſie mit ihm ihre Söhne, eine liebende Mutter, zu tüchtigen Soldaten erzog, hätte leicht vergeſſen, welchem erlauchten Stamme ſie angehörte, ließen

ihr feiner Verſtand, ihr einfach wohlwollendes Weſen in ihr nicht die würdige Schweſter des Königs Leopold erkennen.

Während ich mich zur Rückkehr nach Wien anſchickte, zogen noch in dieſem erſten Halbjahre 1832 unſeren Blicken gar wichtige politiſche Ereigniſſe vorüber. Zuerſt Frankreich, das nie ruhende; es hatte da der Ausbruch der Cholera den Pöbel zu den furchtbarſten Exceſſen verleitet, und wie abermals Barrikaden und Straßenkampf die Pariſer mit Entſetzen erfüllten, entzündete ſich der Bürgerkrieg auf's Neue in der Vendée. Die muthige Herzogin von Berry hatte bei dem gewagten Unternehmen, ihrem unmündigen Sohne den Thron zu erkämpfen, vergeſſen, daß der kühnſte Wille da nicht genüge, wo die Kräfte nicht ausreichen. Der abenteuerliche Zug endete in kläglicher Weiſe zu Blaye, und wenn dieſer Ausgang ihre Anhänger tief betrübte, ihre Gegner mit unverhohlener Schadenfreude erfüllte, ſo traf Louis Philipp der nicht unverdiente Vorwurf eines feigen, unzarten Benehmens gegen eine fürſtliche Frau und nahe Verwandte. Die Regierung aber, von allen Seiten gedrängt, ermannte ſich, und was man vor einem Jahre noch für unmöglich gehalten hatte — der Belagerungszuſtand wurde im Juni verfügt. — In Italien wiederholte Zuckungen, denen Oeſterreich und Rom entgegentraten, während in Uebereinſtimmung mit dieſen Staaten zur Herſtellung der Ruhe franzöſiſche Truppen Ancona beſetzten. — In der Schweiz Unruhen, welche in einigen Kantonen in Anarchie ausarteten. — Endlich in Deutſchland ſelbſt hatten Preſſe wie Kammerverhandlungen die Gemüther in gleicher Weiſe aufgeregt; der Polenſchwindel that das Uebrige, und in zahlloſen Schwingungen hatten ſich dieſe Ideen, die öffentliche Ruhe gefährdend, verbreitet. Die Gährung fand ihren entſchiedenſten Ausdruck, erreichte den höchſten Grad in dem Hambacher Volksfeſte trübſeligen Andenkens. Im Freiheitsrauſche überbot man ſich bei Wein und Geſang, von unzähligen deutſchen Fahnen überragt, an politiſchen Ausſchweifungen und Orgien, die

in ihrer rothen Färbung nur zu ſehr an 1793 erinnerten. Der Bundestag, bisher nur abwehrend, beſchwichtigend, mahnend, trat nun energiſcher auf, und die Frankfurter Beſchlüſſe ſtellten, wenn auch vielfach geſchmäht, dennoch eine vorübergehende Ordnung her. — Mitten unter dieſen Wirren gingen aus den Londoner Verhandlungen zwei neue Königreiche in Europa hervor: Leopold beſtieg den belgiſchen, Otto den griechiſchen Thron.

In Begleitung meines Schwagers A. v. Roggenbach kehrte ich Anfangs Mai über Mannheim, Heilbronn, Regensburg und Linz nach Wien zurück, wo ich mich ſchon wieder im Juni — dießmal bei Dehne, dem Hofburgtheater gegenüber — inſtallirt fand und dieſe freundliche Wohnung während drei Jahren nicht verließ.

Achter Abschnitt.

(1832 — 1835.)

Inhalt: Wien. Freiherr v. Falkenstein. Politische Rückblicke. Die Cholera. Tod von Gentz. Ableben des Herzogs v. Reichstadt und der Markgräfin Amalie von Baden. Die jüngere Königin von Ungarn. Ein Attentat. Ein Gedicht Grillparzer's. Die zehnte Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher. Die Bourbonen älterer Linie. Die Großherzogin Stephanie in Wien. Pozzo di Borgo. Das Jahr 1833. Uebersicht. Schriftsteller. Volksleben. Theater und Fasching. Die Grippe. Graf Polier. Politische Bewegungen. Fürstencongreß in Münchengrätz. Drei Todesfälle. Diplomatische Corps und Salons. Drei Damen aus der Gesellschaft. Die deutschen Ministerialconferenzen. Porträte. Die Schweiz. Feste und Liebhabertheater in Schönbrunn. Ein Pasquill. Fremde und Bekannte in Wien. Fürst v. Fürstenberg. Varnhagen von Ense. Graf Ferd. Palffy. Neustadt und Eisenstadt. Eine Installation. Zwei Lager. Vermählungen und Testamente. Saphir. Wiener Kritik. Holtey und Raimund. Trauung des Grafen Sandor. Tod des Kaisers Franz. Oligarchie. Botschaften und hohe Besuche. Trauerfeierlichkeiten und Huldigung. Die erste Industrieausstellung. Auswärtige Ereignisse. Zusammenkunft der Monarchen in Töplitz und Prag. Kaiser Nikolaus in Wien. Meine Abreise.

So war ich denn nach zweijähriger Abwesenheit wieder in meine vorigen Verhältnisse zu Wien eingetreten, und ehe ich noch Zeit fand, mich gehörig umzusehen, mich mit den mannigfachen Veränderungen, welche sich da im großen Ganzen, wie in dem engeren Kreise meiner Umgebungen zugetragen, erwarteten mich gleich anfangs ebenso wohl Rücksichten zarter Natur, als Geschäfte nicht gerade der angenehmsten Art.

Die Vorgänge des Jahres 1831 hatten die großherzogliche Regierung dem kaiserlichen Hofe vielfach entfremdet; eine

Verſtimmung, welche General v. Tettenborn in ſeiner eigenthümlichen Stellung ganz zu heben nicht geeignet war, fiel dem Großherzog peinlich, und man fand es gerathen, ein beſſeres Einvernehmen wieder anzubahnen, den geheimen Rath v. Falkenſtein in beſonderer Miſſion nach Wien zu ſchicken. Dieſe Sendung kam Tettenborn ſelbſtverſtändlich nicht gelegen, dennoch benahm er ſich dabei taktvoll und klug genug, um ſich ebenſo gut einen Theil am Erfolge derſelben zuſchreiben zu können. Der redliche, mit dem beſonderen Vertrauen ſeines Herrn beehrte Freiherr v. Falkenſtein, dem Kaiſer überdieß als guter Freiburger perſönlich bekannt, kehrte vollkommen befriedigt und mit dem beruhigenden Bewußtſein zurück, den Zweck ſeiner Miſſion erreicht zu haben. Die Spannung jedoch, welche zwiſchen meiner Regierung und meinem Chef eingetreten war, wirkte nachtheilig auf mich und mein Verhältniß zu ihm zurück, und es bedurfte längerer Zeit, und einer feſten Ausdauer von meiner Seite, um die Vorurtheile Tettenborn's zu beſiegen.

Ein kurzer Rückblick auf die Lage Oeſterreichs während der zwei Jahre mag den folgenden Schilderungen der ſich von da aneinanderreihenden Tagesbegebenheiten zur Einleitung dienen. Die Julirevolution hatte unſanft aus dem behaglichen Zuſtande gerüttelt, dem man ſich in Wien hingegeben. Noch weit mehr aber erſchütterte die von wahrem Entſetzen begleitete Empörung in Ruſſiſch-Polen. Bald nachher ſchlugen die Flammen des Aufruhrs in Italien auf, und es trat eine ernſte Mahnung an das Kabinet heran, was ſo lange und in ſo unbegreiflicher Weiſe vernachläſſigt worden, zu verbeſſern, und zwar in erſter Reihe — den Zuſtand der Armee. Sie erſchien nach einem Jahre wie verjüngt, rüſtige Führer an ihrer Spitze, ergänzt, muthig, voll des beſten Geiſtes, mit erneuerter Kraft und gänzlich verändertem Ausſehen! Dazu trug denn auch der Tod Kutſchera's, die Beſetzung der höchſten Kriegsämter durch fähige Männer der That, trug endlich das unabweisliche Gebot der Nothwendigkeit bei. Invalide

wie untaugliche Generale wurden durch jüngere, tüchtige Offiziere ersetzt und selten sah man noch einen auffallenderen Umschwung, ein rascheres Avancement. Man entsagte dem System einer engherzigen Sparsamkeit, und fühlte, daß bei einem Heere jeder Stillstand einer Niederlage gleich komme. Bei einem thatkräftigen Willen wurde so in kurzer Zeit Großes vollbracht; weit wichtigere Veränderungen waren aber noch einer späteren Epoche vorbehalten. Wo die Gefahr am dringendsten, war die Thätigkeit am sichtbarsten — in Italien. Hier vollführte der ebenso erfahrene und gewandte, als noch rüstige Radetzky Unglaubliches; jetzt und später herrschte darüber nur eine Stimme, daß kein österreichisches Armeecorps glänzender, keine Truppe besser eingeübt, von ächt kriegerischem Geiste beseelt war. Dennoch fanden sich in Wien Neider und Pedanten genug, welche den kühnen Plänen des tapferen Generals nicht folgen wollten, und befürchteten, daß sein Corps, welches doch nur eine ruhmlose Jagd auf italienische Feiglinge zu bestehen hatte, die anderen Heerestheile überflügeln könnte.

Aber auch die Politik Oesterreichs mußte von 1830 bis 1835 eine jener der fünf früheren Jahre entgegengesetzte Richtung annehmen. Die Haltung der Regierung Rußland gegenüber war eine weise, ruhige, sie trat mit Preußen mehr vermittelnd als thätig einwirkend in dem Warschauer Aufruhre auf; Galizien hatte sich der Bewegung nicht angeschlossen, und den in Ungarn ausgebrochenen Unruhen lagen andere Ursachen zu Grunde. Fürst Metternich aber erkannte, daß er mit der Zeit in dem vorsichtigen, zu keinerlei Uebergriffen geneigten Ludwig Philipp einen sicheren Verbündeten zur Abwehr der revolutionären Umtriebe gewinnen könne. Wenn sich nun auch ein gewisses Mißtrauen, genährt durch die enge Allianz mit England, einem allzu raschen und entschiedenen Anschließen beider Höfe entgegenstellte, so ließ doch der Julithron das Wiener Kabinet in Italien sichtbar gewähren, und hinderte nicht die lange Reihe von Maßregeln, welche zur

Beruhigung Deutſchlands verſucht worden waren. Dagegen verzichtete Oeſterreich wieder auf einen unmittelbaren Einfluß in jenen Fragen, welche daſſelbe — wie in Spanien, Portugal, Belgien, Griechenland und der Schweiz — nicht zunächſt und dringend berührten.

Kaum war der erſte Lärm der Julitage verrauſcht, als im September der ungariſche Landtag in Preßburg zuſammen berufen, und ein ebenſo kluger als zeitgemäßer feierlicher Akt vorgenommen wurde. Um in ſtürmiſcher Zeit dem an Geiſt und Körper gleich ſchwachen Erzherzog-Kronprinz die Nachfolge in jenem Lande zu ſichern, ließ man ihn zum jüngeren Könige von Ungarn krönen. Bald nachher (1831 Febr.) wurde der Kronprinz mit der ſardiniſchen Prinzeſſin Anna Maria Pia vermählt. Ein anderes, nicht minder glückliches, in der kaiſerlichen Familie längſt erſehntes Ereigniß war ſchon früher eingetroffen. Am 18. Auguſt 1830 wurde dem Erzherzog Franz Karl ein Sohn, Franz Joſeph, — der muthmaßliche Thronerbe — geboren.

Auch im Metternich'ſchen Hauſe fand ich bei meiner Rückkehr bedeutende Veränderungen. Der Fürſt hatte ſich zu einer dritten Ehe entſchloſſen, und im Januar 1831 wurde ihm die Gräfin Melanie Zichy Ferraris angetraut, und ich fand ſonach Mai 1832 nicht nur die mir ſchon bekannte, ſondern auch noch eine ganz kleine, vierteljährige Melanie in der Staatskanzlei einheimiſch. Es war nun wieder ein neues Leben in dieſe ſo lange verwaiſten Räume zurückgekehrt, und von da an verging nur ſelten ein Abend, den ich nicht dort, oder im Sommer in der Villa am Rennwege zubrachte. Welche Geſpräche, unterhaltend und belehrend zugleich! Spiel, Tanz und Muſik waren nicht ausgeſchloſſen. Wäre es möglich geweſen, mit ſtenographiſcher Feder alle dieſe Salonſcenen in ihren wechſelnden Nüancen auf dem Papiere feſtzuhalten, es gewährten ſolche Schilderungen einen anziehenderen Stoff, als die Protocolle mancher ernſteren Verſammlung.

Im Herbſte 1831 wurde Oeſterreich von einer bisher unbekannten Geißel heimgeſucht — der Cholera, — welche ſich raſch über die meiſten Theile der Monarchie verbreitete. Sie hatte in Wien ſelbſt bei ihrem erſten Auftreten plötzlich in einer Nacht 200 Opfer hinweggerafft, dennoch fanden bei den Schreckniſſen, welche dieſe unheimliche Erſcheinung begleiteten, nicht wie in anderen großen Städten, Exceſſe des Pöbels ſtatt; man belehrte die Unwiſſenden, gab den Aermeren reichliches Almoſen und genügende Arbeit, verſorgte Kranke mit wärmerer Kleidung, geſunden Speiſen, und wie immer gab ſich in Wien auch bei dieſen Anläſſen unter allen Klaſſen ein edler, aufopfernder Wohlthätigkeitsſinn kund. Bald nach meiner Ankunft trat die bereits erloſchene Epidemie wieder mit geſteigerter Heftigkeit auf, und nun, nachdem ich ſie in der Nähe geſehen, mehrere Bekannte begraben, Menſchen ringsum, ſelbſt im eigenen Hauſe geſtorben waren, hatte das Geſpenſt für mich viel von ſeiner Furchtbarkeit verloren. Es iſt eigentlich nur die Idee ſeiner unmittelbaren Nähe, die uns wie ein Alp beängſtigt, der raſche Verlauf der Krankheit, welcher erſchüttert. Bekannte, die man geſtern noch begrüßt, verſchwinden plötzlich und in unbegreiflicher, beinahe launenhafter Weiſe berührt der Würgengel jedes Alter, jede Menſchenrace; Starke wie Schwache. Dennoch iſt die Cholera weniger gefährlich als andere anſteckende Krankheiten, wie die Peſt, Typhus, Scharlach, Blattern u. ſ. w. Unter hundert Fällen kann man gewiß 90 nachweiſen, daß man ſich die Cholera durch irgend eine Unvorſichtigkeit, einen Diätfehler od. dgl. zugezogen. Eine Geneſung, wird der Anfang der Krankheit nicht vernachläſſigt, iſt beinahe immer ebenſo gewiß, als eine Rettung, iſt ihr erſtes Stadium einmal überſchritten, ſelten. Nur ganz Schwache, vor allen aber Trunkenbolde, fallen ihr ſicher zur Beute. Ich ſelbſt fühlte während dieſer Periode ſo wenig als bei den ſpäter durchlebten Choleraepidemien irgend ein Unwohlſein, kann aber doch nur Jenen Glück wünſchen, welche um dieſe Erfahrung

im Leben ärmer sind. Ich habe mich dabei überzeugt, daß von all' den vielgepriesenen Heilmethoden keine untrüglich befunden wurde; es muß sich das Verfahren immer nur nach der eigenthümlichen Konstitution des Kranken selbst richten. Am unsinnigsten sind aber auch hier die gutgemeinten Rathschläge der Aerzte, sich vor Gemüthsbewegungen zu hüten; in wessen Macht steht es, sie zu verhindern oder über sie zu gebieten? sind ja sogar aus Furcht vor der Cholera allein Menschen krank geworden und gestorben. Sonderbarer Weise sind da die Sterbefälle nicht viel häufiger als in gewöhnlichen Zeiten, und ist dieß auch nicht der Fall, so gleicht sich die Zahl der Bevölkerung nach der Durchschnittsberechnung später bald wieder aus. Frauen werden in der Regel mehr davon betroffen als Männer. Eine in der That schauderhafte Seite dieser Krankheit bildet die nahe Gefahr, lebendig begraben zu werden. Es sind mir Fälle bekannt, in denen die vermeintlich Todten erst nach 4 Tagen aus dem Starrkrampfe erwachten, und es kann nicht genug vor dem Drange gewarnt werden, sich der Leichen, aus Furcht vor Ansteckung, bald möglichst zu entledigen. Wie viele Unglückliche in Spitälern und auf dem Schlachtfelde mögen so der gräßlichsten aller Todesarten verfallen sein! Endlich ist man so ziemlich allgemein von dem Wahne zurück gekommen, die Cholera absperren zu wollen; kein Klima, kein Himmelsstrich, weder Gebirge noch Ebenen, bleiben von dieser räthselhaften Seuche verschont; sie setzt über Meere und Flüsse, wird von den höchsten Bergketten nicht aufgehalten, und verbreitet sich oft sprungweise in unbegreiflicher Art. So empfehlenswerth diätische Maßregeln, so erfolgreich vorbeugende Mittel sind, so unzweckmäßig haben sich jene quälerischen Vorschriften erwiesen, welche in der wohlgemeinten Absicht, die Krankheit abzuhalten, über Länder und Völker weit größere Uebel brachten, als die Ansteckung selbst. War die Cholera häufig die Veranlassung oder auch nur der Vorwand zu Aufruhr und den furchtbarsten Greueln,

so hatte sie doch auch wieder oft das Verdienst, die Menschen zu Gott zurückzuführen, sie zu bewegen, sich unter einen unerforschlichen, allmächtigen Willen zu beugen, und waren diese Folgen, wenn vielleicht auch nicht immer nachhaltig, doch jedenfalls heilsam.

Ich gehe nun zur Erwähnung der Begebenheiten über, wie sie sich mir, der Reihe nach, im Laufe der Zeit darstellten.

Kaum war ich einige Wochen in Wien zurück, als (9. Juni) Hofrath v. Gentz starb. Ich habe der Silhouette*), welche ich früher von diesem berühmten Manne entworfen, nur wenig beizufügen. Es wurden da seine Vorzüge, auffallenden Schwächen gegenüber, zu schildern versucht. Alles, was ich seither von ihm und über ihn gelesen, konnte in mir nur jenes Urtheil bestätigen. Wer sich in seinen Ansichten über Thatsachen und Menschen von einer so leidenschaftlichen Verblendung leiten läßt, wer so wenig Herr einer gereizten Stimmung, so einseitig absprechend ist, kann nicht Anspruch auf die Eigenschaften eines großen Staatsmannes, noch weniger auf die eines wahrheitsgetreuen Historikers machen. Wer so offen seine eigene Schmach nicht nur bekennt, sondern sich ihrer auch noch rühmt, entbehrt jeder sittlichen Würde. Wer ihm zu gefallen oder zu schmeicheln wußte, wurde von ihm weit überschätzt, dagegen fiel er mit so größerer Gehässigkeit über ihm mißliebige Personen her. Einen liebloseren Dienst aber konnte man dem Andenken Gentz's nicht erweisen, als durch den Druck eines Theils seiner Tagebücher, deren indiskrete Veröffentlichung nur die Aussicht auf einen schnöden Gewinn erklären kann.

Bald nach dem Congresse hatte sich Gentz von der großen Gesellschaft zurückgezogen; selbst bei Metternich sah man ihn nur selten; er besuchte einen Kreis vertrauter Freunde, und mit den Jahren nahm seine Scheu vor allem Fremden und Ungewöhnlichen

*) Erinnerungsbl. S. 73.

zu. Hinter ſeinen zwei großen Brillen beobachtete er im Stillen, und entſchädigte ſich dann für dieſe Zurückhaltung, gerade wie ſein Freund Varnhagen, zu Hauſe durch die gallichten Ergüſſe ſeiner Feder. Sehr empfindlich gegen Kälte, wußte er ſich in ſeinen vier Mauern ſo bequem und warm als möglich einzurichten, und war dabei von einer zahlreichen Dienerſchaft umgeben, die ſich mit ihm in die grenzenloſe Unordnung des Haushaltes theilte. Gegen dieſe zeigte er ſich ſehr großmüthig, gab auch Hände voll Gold für Fiaker, Trinkgelder u. dgl. aus und bemerkte darüber mit Befriedigung: „dafür ſehe ich auch überall freundliche Geſichter“ — abermals ein verſteckter Zug ſeiner gewohnten Poltronerie. Im Sommer pflegte er ſeiner Blumenliebhaberei in der mit elegantem Luxus eingerichteten Villa zu Weinhaus, wo er zahlreiche Beſuche empfing. Freundlich und unterhaltend für gute Bekannte, war er oft rückſichtslos, ja unhöflich für ihm Gleichgültige. So ſagte er einſt zu einer mir befreundeten Dame, die zufällig neben ihm bei Tiſche ſaß: „Sie haben mir, ich Ihnen nichts zu ſagen, was uns gegenſeitig intereſſiren kann; ſchweigen wir daher lieber beide ganz ſtill!“ Bei einem anderen Diner rief er ganz laut und entrüſtet aus: „Hier lebe ich nur von Waſſer und Brod, denn dieſe kann man doch nicht, wie Küche und Keller, vergiften!“ In den letzten Jahren entſagte Gentz wieder mehr ſeiner Zurückgezogenheit, da einige junge Damen aus der höheren Geſellſchaft Geſchmack an ſeiner Converſation fanden; ſie luden ihn ein, ſchrieben ihm Morgenbriefe, überhäuften ihn mit Lob, mit einem Worte, ſie brachten Gentz in die Mode. Der alte, eitle Mann war nicht unempfänglich für ſolche unerwartete Zuvorkommenheit; er änderte ſeine Lebensweiſe, wurde überall eingeladen, fetirt, geſchmeichelt, und glaubte im Ernſte an die Dauer eines nur auf augenblickliche Unterhaltung berechnenden Scherzes. Mit dem gefährlichen Spiele der geſelligen Coquetterie erwachte aber auch in Gentz die längſt entſchlummerte Sinnlichkeit, und er ſollte ſich noch in der letzten Zeit durch über-

triebene Zärtlichkeit lächerlich machen. Von den prüden Damen, die nur den geistigen Verkehr mit Gentz suchten, wandten sich seine Blicke einer schönen Tänzerin zu. Er verließ die Salonfreuden, um nur für Fanny Elslet zu leben, brachte Stunden in ihrer Familie mit ihr zu, bedeckte sie mit Gold, vertauschte seine diplomatischen Arbeiten mit dem süßen Geschäfte ihrer geistigen Ausbildung, und verträumte so die letzten Tage seines Lebens in Liebesgaukeleien. Während sich Fanny auf einer Urlaubsreise in Berlin befand, besuchte er täglich ihre Wohnung, schrieb ihr darin die zärtlichsten Briefe, schmückte sie mit Blumen aus und erfüllte sie mit Wohlgerüchen wie mit Seufzern der Sehnsucht. In diesen bis an Wahnsinn grenzenden idyllischen Freuden wurde Gentz durch einige wohlgefällige Freunde unterstützt; doch bald überraschte ihn der Tod. Fanny kam gerade noch zu rechter Zeit zurück, um ihn sterben zu sehen. Selten verließ noch Jemand das Leben mit mehr philosophischer Ruhe, welche in seltsamem Kontraste zu seiner Todesfurcht stand.

Den 6. Juli gab die Erzherzogin Sophie einem zweiten Prinzen — Ferdinand Max — das Leben. Ich wohnte mit dem ganzen diplomatischen Corps der feierlichen Taufhandlung in Schönbrunn bei, welche der Fürst-Erzbischof Milde vollzog. Der Kaiser war während mehreren Wochen auf einer Reise in Oberösterreich abwesend.

Jener erfreulichen Geburt folgte nur zu bald ein, die kaiserliche Familie tief betrübender Todesfall. Während einer durch die Cholera noch unerträglicher gewordenen Hitze erlag in den Morgenstunden des 22. Juli der Herzog von Reichstadt seinen langen unsäglichen Leiden.*) Nur Maria Louise und der Erzherzog Franz Karl umstanden sein schmerzenvolles Sterbelager! Welch ein Geschick, einzig in der Geschichte! Nur 21 Jahre waren verflossen, als

*) Erinnerungsbl. S. 42 u. flg.

dieſer einzige Erbe Napoleons geboren, und nun ſtarb der zarte, blonde Knabe, deſſen einſtige Bezeichnung als Napoleon II. erſt in neueſter Zeit wieder zur Geltung kam, ruhm- und thatenlos an einer auszehrenden Krankheit! Zweimal im Leben, 1814 und 1830, war dem Herzog der Weg zum Throne gebahnt; die göttliche Vorſehung hatte es anders beſchloſſen! Herrliche Anlagen, edle Gaben, viele Hoffnungen trug man mit dieſem jungen Prinzen zu Grabe, und tief erſchüttert ſah ich den ſtillen, nächtlichen Trauerzug mit Fackeln ſich von der Burg nach der Gruft der Kapuziner in Bewegung ſetzen! Die Wiege — einſt ein Geſchenk der Stadt Paris an den „König von Rom“ — wird in der kaiſerlichen Schatzkammer aufbewahrt, und ſo trennen nur wenige Schritte die Wiege von dem Sarge, gleichſam ſymboliſch den allzu kurzen Lebenslauf des Herzogs bezeichnend! Die Trauer war allgemein. Marmont, der dem Vater ſo nahe geſtanden, dem Sohne in der letzten Zeit Unterricht in der Kriegsgeſchichte und Wiſſenſchaft gegeben, konnte an jenem Abende, den ich mit ihm zubrachte, dem unaufhaltſamen Laufe ſeiner Thränen nicht gebieten.

Einen Tag vor jenem jungen Prinzen ſtarb hochbetagt zu Bruchſal die Markgräfin Amalie. Der Kammerherr A. v. Gemmingen brachte dieſe Trauerbotſchaft nach Schönbrunn, wo gerade die Königin-Wittwe Karoline mit der Prinzeſſin Marie von Bayern auf Beſuch anweſend war. Dieſer längſt erwartete Verluſt ergriff dennoch ſchmerzlich die hohen Verwandten, ließ eine nicht auszufüllende Lücke am großherzoglichen Hofe zurück und verſetzte die meiſten deutſchen Fürſtenhäuſer in Trauer. Aber auch abgeſehen von dieſen nahen Familienbeziehungen, welch eine Fülle von Erinnerungen knüpfte ſich an die ehrwürdige Geſtalt dieſer letzten Repräſentantin einer mit 1830 abgeſchloſſenen Epoche!

Das zweite Jahr ihrer Ehe war für die jüngere Königin von Ungarn ſchon ein Jahr von Leiden und Prüfungen geweſen. Ihre in Turin verabredete und dort durch Procuration gefeierte

Vermählung erſchien Vielen unerwartet; man konnte ſie ſich bei der ſchwankenden Geſundheit des Kronprinzen um ſo weniger erklären, als die Thronfolge ſchon geſichert war. Ferdinand zählte 40, die hohe Braut ſchon über 28 Jahre. Sie erſchien in Wien, und alſobald wandte ſich ihr eine nicht gewöhnliche Theilnahme zu. Sie war ſchlank, würdevoll, ihr blaſſes Antlitz mit den ungemein feinen Zügen war ſo ernſt, daß es ein leiſes Lächeln kaum verſchönte. Man fand ſie von einer in der kaiſerlichen Familie nicht gewöhnlichen Förmlichkeit. So viel von dem erſten Eindrucke. Kaum hatte ſich die Neuvermählte in ihren nunmehrigen Verhältniſſen zurecht gefunden, ſich ſchon damals, wie ſpäter immer, ſtill, fromm, ergeben und wohlthätig gezeigt, quälte ſie ſich auch mit Erlernung der deutſchen Sprache ab, weßhalb ſie, wenn gleich ungern, öfters das Burgtheater beſuchte. Hier nun wie auf Spazierfahrten ſah man ſie immer an der Seite ihres Gatten. Während des Sommeraufenthalts in Baden geſchah es nun (9. Auguſt), daß auf den Kronprinzen, welcher mit ſeinem Adjutanten, Grafen Salis, ſpazieren ging, ein Schuß fiel. Die Kugel hatte den Erzherzog leicht verwundet und war im Aermel ſtecken geblieben. Der Thäter wurde, noch mit der Piſtole in der Hand, verhaftet, der Kronprinz aber eilte zum Kaiſer, um ihn zu beruhigen und zugleich Gnade für den unglücklichen Mörder zu erbitten. Die Nachricht von dem unglaublichen Attentate war alſobald nach Wien gedrungen und ſetzte die ganze Stadt in Bewegung. Ich ſah Abends den Thäter geſchloſſen auf einem offenen Wagen hereinbringen, und nur mit Mühe konnte man ihn vor Mißhandlungen der entrüſteten Bevölkerung ſchützen. Man erfuhr, daß er ein penſionirter Hauptmann war, Reindl heiße und vom Kronprinzen ſchon oft großmüthig unterſtützt worden ſei. Erſt kürzlich hatte er von ihm 100 fl. erhalten, und da dem Nichtswürdigen dieß zu wenig erſchien, ſich an ſeinem Wohlthäter rächen wollen. Wirklich konnte man dieſe That, welche ihm nicht einmal

eine traurige Berühmtheit verschaffte, nur einem Tollen zuschreiben, und als solcher wurde er denn auch behandelt. Er verschwand, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, in irgend einer Festung. Die Zeitungen erwähnten des Vorgangs nur mit einigen Worten, und es war weiter nicht mehr davon die Rede. Die fromme Gemahlin aber legte bei einer Wallfahrt die Kugel auf dem Muttergottesaltare zu Mariazell nieder.

Eine zweite, noch größere Lebensgefahr bestand der Kronprinz gegen Ende desselben Jahres. Sein Erbübel hatte sich, dießmal durch Schlaganfälle gesteigert, heftiger gezeigt, und so schnell nahmen die drohenden Symptome überhand, daß man am dritten Tag schon jeder Hoffnung entsagte. Die öffentlichen Vergnügungsorte wurden geschlossen, in den Kirchen Gebete angeordnet u. dgl. Doch bald trat eine günstige Wendung ein, und die Freude über diese unerwartete Genesung war ebenso ungeheuchelt als allgemein.

Ich kann mir nicht versagen, das gelungene und, wie ich glaube, wenig bekannte Gedicht beizufügen, welches Grillparzer bei diesem Anlasse in vielen Abschriften zirkuliren ließ. Es ist gleichsam ein Seitenstück zu jenen tiefgefühlten Versen, welche der Dichter 1826 nach der gefährlichen Krankheit des Kaisers Franz verfaßte. Die nachstehenden Zeilen nun enthalten ebenso viele poetische Schönheiten, als ihr Sinn verschiedene Auslegungen erfuhr.

Gedicht: Neujahr 1833.

Als der Thronfolger die Gesundheit wieder erhielt.

Bist Du genesen denn? Sei uns willkommen!
Wir jubeln in der Begeisterung Gluth!
Des Glückes sicher, das uns halb genommen,
Der Zukunft froh, denn Du bist gut!
Mag sein, daß höchsten Geistesgaben Fülle
Dereinst umleuchten Deinen Fürstenhut,
Wir forschen nicht, was Zukunft uns enthülle,
Des Einen sicher: Du bist gut!

Denn was der Menſch erringen mag und haben,
Die Güte bleibt der höchſte letzte Preis!
Die Weisheit irrt, Bedächt'ge trifft der Tadel,
Die Tapferkeit erringt nur, was ihr glückt.
Doch Güte, Herr, gleicht der magnetiſchen Nadel,
Zeigt nach dem ew'gen Pol hin unverrückt,
Und Treue und Gerechtigkeit und Milde,
Sie ſind nur Strahlen jenes einzigen Lichts!
Als Gott den Menſchen ſchuf nach ſeinem Bilde
Sprach er: „ſei gut!" von Weisheit ſprach er nichts!
Nicht gut nur heute, manchmal nur, nein immer, immer,
Ob Nutzen auch, ob ſchlaue Klugheit ſchützt;
Des Einzelnen Vortheil iſt geborgter Schimmer;
Doch dauernd bleibt, was auch den andern nützt!
Und ſo iſt denn der Gute auch der Weiſe,
Er iſt der Erſte, denn er bleibt ſich gleich,
Er iſt der Mächtige, denn im ſelben Gleiſe
Mit ſeines Schöpfers Weltall rollt ſein Reich!
D'rum tritt die Zukunft an mit frohem Muthe,
Und jubelnd wird ein Chor einſt ſingen:
Sein Volk war treu und Er war gut!

Die Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher und Aerzte hatte beſchloſſen, ihre jährlich wiederkehrende allgemeine Verſammlung im Herbſte 1831 in Wien zu halten. Doch da gerade dazumal die Cholera in jener Stadt ausbrach, ſo waren die Herren nach einer näheren perſönlichen Bekanntſchaft mit dieſer Krankheit gerade nicht lüſtern, und zogen es vor, ſie in einer gewiſſen Entfernung theoretiſch zu erforſchen. Sie fanden es daher gerathen, dieſe zehnte Zuſammenkunft auf das nächſte Jahr zu verſchieben, und ſo fanden ſich denn die Mitglieder Ende September 1832 auch zahlreich ein. Ich muß mich auf die Annalen des Vereins beziehen, denn ich erinnere mich jetzt all' der gelehrten und berühmten Namen nicht mehr, welche hier genannt wurden. Die Zahl der Theilnehmenden betrug über 412, der Mehrheit nach

Oeſterreicher. Unter ihnen glänzten Mohs als Mineralog, Littrow als Aſtronom, und mehrere bekannte Wiener Aerzte, wie Malfatti, Wierer, Türkheim u. a. Der Chemiker Jacquin präſidirte. Von Berlin war der Geologe Buch gekommen, und auch vornehme Dilettanten fanden ſich bei den Sitzungen ein; Fürſt Metternich, Graf C. Sternberg, Altgraf Salm, Marmont u. a. erſchienen ſelbſt bei den Verhandlungen der einzelnen Sektionen. Aber auch der Kaiſer und einige in den Naturwiſſenſchaften bewanderte Erzherzoge intereſſirten ſich lebhaft für die Berathungen der Geſellſchaft. Es fanden drei allgemeine öffentliche Verſammlungen — den 18., 22. und 26. Sept. — ſtatt, in welchen jedesmal drei größere Vorträge verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Inhaltes gehalten wurden. Man beſtimmte hierzu die ſchöne Aula der Univerſität. An einem dieſer Tage ergab ſich nun ein ganz eigenes Intermezzo: es beſtieg nämlich ein kleiner, ſchon an Jahren vorgerückter, elegant gekleideter Mann die Tribüne. Die meiſten Fremden kannten ihn nicht, doch lief ein leiſes Gemurmel durch den Saal, als Einige in dem ſtotternden Redner mit dem überrothen Geſichte den Grafen Ferdinand Palffy erblickten. Man fragte ſich erſtaunt, was dieſer Magnat der gelehrten Verſammlung mitzutheilen haben könnte, und die Verlegenheit des guten Grafen ſtieg in dem Grade, als die Aufmerkſamkeit der Zuhörer nicht eben groß war, und das Rücken der Stühle, Räuſpern u. dgl., bekannte Zeichen der Ungeduld zum Schluſſe drängten. Er beeilte ſich daher, und von der wenig vernehmbaren Rede erfuhr man ſpäter, daß er ſich bemühen wollte zu zeigen, in welcher Weiſe ſolche Zuſammenkünfte auch zu anderen, als nur gelehrten, zu gemeinnützigeren Zwecken verwendet werden könnten. Er ſchien zu fühlen, daß die für das Wohl der Menſchheit etwas ſterile Ausbeute ſolcher Geſellſchaften fruchtbringender gemacht werden könnte u. ſ. w. Dieß allerdings anziehende Thema wurde nun in ziemlich ſtarken Gemeinplätzen breit getreten, und Fürſt Metternich parodirte Abends die, zwar gut gemeinte,

aber mißlungene Rede Palffy's, indem er sagte: es sei ihm vorgekommen, als ob man einen Dictionär zerschnitten, die Stücke in eine Urne geworfen, und die Worte dann einzeln herausgezogen und vorgelesen habe. Auch noch lange nachher mußte der gute Graf manchen heiteren Spott über die eitle Befriedigung jener kleinen Laune hören. Auf Palffy selbst, eines jener Originale, welche nun leider ausgestorben scheinen, werde ich später zurückkommen.

Wie gewöhnlich war auch bei dieser Zusammenkunft für Feste, Zerstreuungen und Vergnügen gesorgt. Im Saale des Augartens versammelten sich die Mitglieder zu gemeinschaftlichen Mittagessen und Abendunterhaltungen, dabei fehlte es denn natürlich nicht an Reden und Trinksprüchen. Der Kaiser bewirthete die Gesellschaft unter einem Riesenzelte im Lachsenburger Parke, und einen Tag brachte sie in Baden zu, wo sie der Erzherzog Karl in seiner schönen Weilburg sah. Eine Medaille wurde zum Andenken an die Versammlung geprägt, Gedichte, Festlieder vertheilt u. dgl. So ließ denn diese Zeit bei den Gelehrten einen angenehmen Eindruck zurück, und Viele mochten wohl irrigen Ansichten entsagen, im Stillen manches Vorurtheil über Oesterreich ablegen, und sich der wohlwollenden, heiteren Gastfreundschaft erfreuen. Auf das öffentliche Leben Wiens selbst hatte die Zusammenkunft nur wenig Einfluß, und wenn man die Herren „im schwarzen Frack" in Schaaren durch die Straßen ziehen sah, scherzte das Volk gutmüthig: „Da gehen die Naturmenschen." Im Jahre 1855 sollten sie sich wieder in Wien versammeln, vertagten sich jedoch sonderbarer Weise abermals wegen der Cholera auf das nächstfolgende Jahr. Wie viele der früheren Vereinsmitglieder mögen sich wohl bei diesem zweiten Stelldichein eingefunden haben? Aber auch dieses traf den Fürsten Metternich noch theilnehmend am Leben!

In dieſem Jahre hatte die flüchtige franzöſiſche Königsfamilie Schottland verlaſſen und ein gaſtfreies Aſyl in der öſterreichiſchen Monarchie gefunden, in der ſie ſich auch bisher immer aufgehalten. Karl X. bezog den Hradſchin in Prag, berührte nie Wien und ſtarb lebensmüde 1836 in Görz. Die übrigen Mitglieder der älteren Linie der Bourbonen hielten ſich dann bald in Kirchberg, bald in Venedig oder anderen Orten auf; die Herzogin von Berry kaufte ſich in Steyermark an, der Graf von Chambord bewohnte ſein Schloß in Frohsdorf. Im Oktober war die Herzogin von Angoulême nach Wien gekommen. Ich hatte ſie zehn Jahre früher im Glanze des Hofes der Tuilerien geſehen, und fand ſie nun wieder in den Räumen, welche einſt ihre kaiſerliche Großmutter bewohnte, die ihr in der Taufe den Namen gegeben; es war gerade am Thereſientage, den 15. Oktober, als ich ihr aufwartete; 40 Jahre zuvor hatte ihre Mutter den Martyrertod erlitten. Ich traf die Herzogin nur wenig verändert, nur war ſie noch ernſter geworden, und mit ihrer männlichen Stimme ſprach ſie immer in kurzen, abgeſtoßenen Sätzen. Ihre hohen Tugenden, ihre fromme Ergebung ließen die Schroffheit ihrer äußeren Erſcheinung bald vergeſſen. Ruhig, ohne Bitterkeit nahm ſie anſcheinend wenig mehr Theil an den Ereigniſſen, ihre Sorge nur den königlichen Kindern zuwendend, die man von der Mutter ſeit deren Irrfahrten getrennt hatte. Einfach in ihrer Lebensweiſe und ihren Bedürfniſſen, bewegte ſich die Herzogin täglich in einem regelmäßigen Kreiſe, ſelbſt in ihrer Kleidung war ſie ſo auffallend vernachläſſigt, daß man nur ihre Umgebung, beſonders die ſie ſtets begleitende alte Gräfin d'Agout, mit ihr vergleichen konnte. Beinahe komiſch war es, zu ſehen, welche Verlegenheiten den Franzoſen die Titel bereiteten, die ſie der Tochter Ludwigs XVI. beilegen ſollten. Jene, welche Karl X. für ihren rechtmäßigen König hielten, nannten ſie als Gemahlin des Thronerben „Dauphine", Anderen galt ſie, weil Karl X.

abgedankt, als „Reine Marie Thérese“, und wieder Anderen, welche Henri V. als König ausgerufen, war ſie nur deſſen Tante, die Duchesse d'Angoulême, die unglückliche Tochter einer noch unglücklicheren Mutter. Von der ſchwer geprüften Fürſtin wandten ſich die Blicke theilsnahmsvoll der 14jährigen blonden „Mademoiſelle“ zu. Sie hatte ihre Mutter erſt wieder nach langer, ſchmerzlicher Trennung in Leoben geſehen. Die Herzogin von Berry ſelbſt aber war ſpäter öfter, doch immer nur auf kurze Zeit, in Wien erſchienen, ein wenig vortheilhaftes Aeußere ſtets mit derſelben Lebhaftigkeit verbindend.

Prinz Guſtav Waſa hatte in dieſem Sommer mit ſeiner jungen Gemahlin eine Villa in Meidling bezogen. Schon ein Jahr zuvor vermählte ſich die ſchöne und liebenswürdige Prinzeſſin Cäcilie von Schweden mit dem Großherzog von Oldenburg, während Prinzeſſin Amalie bei ihrem Bruder in Wien geblieben war. Im Oktober kam nun die Großherzogin Stephanie von Baden mit den Prinzeſſinnen Joſephine und Marie bei ihrer Durchreiſe nach Italien zu ihrer Tochter Louiſe auf einen 14tägigen Beſuch. Es war das erſte Mal, daß jene hohe Frau in Wien erſchienen, und trat ſie auch auf dem ihr fremden Boden etwas befangen auf, ſo gewann ſie doch bald wieder die ihr eigenthümliche taktvolle Sicherheit und reiſte ebenſo befriedigt ab, als ſie ſelbſt den günſtigſten Eindruck zurückgelaſſen. Die Majeſtäten behandelten die Großherzogin mit Auszeichnung, die Erzherzogin Sophie ſah in ihr eine theuere Verwandte, und der Kaiſer beſonders ergötzte ſich an der jugendlichen Munterkeit der Prinzeſſin Marie. Ueberdieß traten ihr auf jedem Schritte Erinnerungen in Maſſe entgegen! Hier war es Schönbrunn, wo ſich ſo manche Scene aus dem Drama Napoleons abſpielte, dort ſtand ſie an dem friſchen Grabe des Herzogs von Reichſtadt, und konnte an einem Tage das Marchfeld wie die Inſel Lobau beſuchen. Sie traf hier mit den Flüchtigen von Holyrood zuſammen und ſah in ihrem eigenen Schwieger-

ſohne den vertriebenen Erben eines alten Thrones. Nachdem ſich viele Herren und Damen der Geſellſchaft zum Beſuche gemeldet hatten, drückte ſie mir eines Tages den Wunſch aus, den Erzherzog Karl und Marſchall Marmont zu ſehen. Der Erzherzog lebte ſtill, ſelbſt vom Hofe zurückgezogen, in Baden, beeilte ſich jedoch die Großherzogin aufzuſuchen, und der General, welcher lange allein dem größten Feldherrn ſeiner Zeit ſiegreich gegenüber geſtanden war, hatte eine lange Unterredung mit der geiſtreichen Fürſtin, welche ſich, von nicht minderem Intereſſe angezogen, auch mit dem greiſen Marſchall unterhielt. Darin beſteht aber gerade der Reiz unſerer, an ſo raſchen Wechſelfällen reichen Epoche, daß die meiſten der handelnden Perſonen in ſo verſchiedenen Lagen noch mit einander ſelbſt in Berührung kamen!

Von den vielen Fremden und Diplomaten, welche Wien im Laufe des Jahres beſuchten, war es vorzüglich Pozzo di Borgo, welcher die Aufmerkſamkeit der Salonwelt auf ſich zog. Dieſer ruſſiſche Diplomat war vom Congreß her in Wien Vielen bekannt und befreundet, ſtimmte aber mit dem Fürſten Metternich ſelten in politiſchen Fragen überein, ſich nur mit ihm im Haſſe gegen Napoleon vereinigend. Selbſt Corſe, verfolgte Pozzo ſeinen Landsmann unaufhörlich, trieb den Kaiſer Alexander zum Kriege an und ruhte nicht, bis ſein Feind in St. Helena war. Später, im Genuſſe eines beträchtlichen Vermögens, war es Pozzo, der als Botſchafter Rußlands zu Paris das diplomatiſche Corps verhinderte, Karl X. auf der Flucht zu begleiten. Von einer Sendung aus Berlin nach Wien kommend, war die ſtattliche Geſtalt des immer noch kräftigen, einſt ſo ſchönen Mannes der Gegenſtand beſonderen Intereſſes. Mit der Julirevolution hatte jedoch Pozzo's Einfluß den höchſten Grad erreicht; er blieb nicht mehr lange Botſchafter unter Louis Philipp, wurde zu verſchiedenen Sendungen verwendet; immer lebhaften Geiſtes, überall gewandt, nicht ſelten intrigant, vertrat er zuletzt ſeinen Hof in London, und ſtarb nicht

auf dem von ihm erſehnten Poſten zu Paris, an den er ſich früher ſo ſehr feſtgeklammert hatte! —

Das Jahr 1833 war das ruhigſte meines geſchäftlichen Lebens; ich überließ mich um ſo froher einer gewiſſen Behaglichkeit, als die letzten Jahre in ſo fortwährender Aufregung vergangen waren. Selbſt bei kleineren Ausflügen brachte ich keine Nacht außerhalb der Stadt zu, und ſorgenfrei lebte ich nur ſelbſtgewähltem Umgange mit wohlwollenden Freunden, den Genüſſen, welche Geſelligkeit, die Künſte wie die ſchöne Natur in reichem Maße gewährten. Ich theilte meine Zeit in die Erfüllung meiner gewohnten Berufspflichten und in die nähere Kenntnißnahme der Erzeugniſſe der ſchönen Literatur, welche ich während der politiſchen Stürme ſo ziemlich vernachläſſigt hatte. Seit den Julitagen hatte auch die religiöſe wie die poetiſche Richtung in Frankreich ſich vielfach verändert. Lamennais, Chatel und die Simoniſten hatten es vergebens verſucht, eine neue Kirche zu gründen; Oeſterreich blieb dieſem Treiben fremd. Größere Anziehungskraft übten die modernen Dichter und Romanſchreiber, und während Victor Hugo, Balzac, E. Sue, A. Dumas, Soulié u. A. der Literatur neue, bisher ungeahnte Bahnen eröffnet, that ſich, zwei iſraelitiſche Bannerträger an der Spitze, Jung-Deutſchland hervor, und es blieb auch dieſe völlige Umwälzung nicht ohne Einfluß auf den Ideengang und die Begeiſterung der öſterreichiſchen Dichter. Zwei derſelben, beide Edelleute (Graf Auersperg und v. Nimpſch), ſchloſſen ſich unter den Namen An. Grün und N. Lenau jenem Streben an und ließen ihre politiſchen Lieder wie ihre elegiſchen Klagen ertönen!

Auf das Wiener Geſellſchafts- und Volksleben wirkte jedoch die neue Richtung der Zeit nicht ſo ſehr ein; man war zwar weniger gedankenlos, wandte ſeine Blicke mehr der Außenwelt zu, ſtellte Vergleiche an, wurde ſogar etwas vorlaut, ſelbſt oppoſitionsluſtig, doch die Frivolität, die Genußſucht nahm nur andere Formen

an. Nie waren die Bälle belebter, nie die Theater beſuchter, und nicht nur der Faſching, auch die Sommerfreuden nahmen eine bisher unerhörte Ausdehnung an. In dem Grade, als ſich die Zahl der nach allen Gegenden führenden Stellwagen vermehrte, tauchten auch allenthalben die ländlichen Feſte und Zerſtreuungen auf. Wo ſich nur immer ein reizender Punkt fand, war gleich auch ein Orcheſter bemüht, die Ohren zu erfreuen, die Füße zu beleben. Man drängte ſich nach Tivoli mit der herrlichen Rundſicht, zu ſeinen Feuerwerken und Rutſchbergen, man erfreute ſich an den feenartigen Feſten und Beleuchtungen bei Dommayer in Hitzing, im Augarten, Sperl oder anderen Vergnügungsorten. Und über all dieſem Jubel ſchwebten die Töne, welche Strauß und Lanner, damals in friſcher Blüthe, ihren Violinen entlockten. Es war ein ganz eigener Zauber, welcher ſich mit dieſen bald einſchmeichelnden, bald fortreißenden Tanzweiſen verband, und wenn auch nicht zu läugnen, daß man die Leiſtungen dieſer Tonſetzer weit überſchätzte, ſo bleibt es doch immerhin ein Verdienſt, für die Beſten ihrer Gattung zu gelten.

Der Carneval kehrte wieder mit ſeinen Freuden, ſeinem ermüdenden Gefolge von Nachtwachen, betäubender Tanzmuſik und erſchöpften Finanzen. Der Bälle, elegant und glänzend, gab es viele, doch ragte kein Feſt beſonders hervor. Wie in jedem Jahre erfreute der ſ. g. Tagball bei Tatiſtcheff; er begann um Mittag am Faſchingdienſtag und endete um Mitternacht. Der Mangel einer italieniſchen Oper wurde nicht durch beſſere Leiſtungen der deutſchen erſetzt. Wie ſeit Jahren blieben Oper und Ballet gleich mittelmäßig: Sabine Heinefetter galt für die beſte Sängerin und Staudigl begann gerade ſeine glänzende Laufbahn, während Wild's Stimme ſchon nicht mehr ausreichte. Das Hofburgtheater hatte unter Deinhardſtein's umſichtiger Leitung einen bedeutenden Aufſchwung genommen; wenn auch vielleicht auf Koſten einer ſ. g. klaſſiſchen Richtung oder eines geläuterten Geſchmackes, kam doch

mehr Abwechslung in das Repertoir, und bei den gedrängt vollen Häusern befand sich auch die Kasse vortrefflich. An Fichtner, Laroche, Löwe u. A., an Frl. Gley, Karoline Müller, Peche, Wildauer waren junge, tüchtige Kräfte gewonnen. — Das Kasperltheater hatte die Höhe seiner Beliebtheit erreicht; sein Genre schien veraltet; Raimund war oft abwesend, und es vermochte das bescheidene Haus nicht mehr gleichen Schritt zu halten mit dem rasch aufstrebenden Direktor Karl „an der Wien". Hier ging nun in dem Kleeblatt des „Lumpaci" den Wienern eine nie versiegende Quelle von heiteren und witzigen Scherzspielen auf, und während sich Nestroy's so ungemein beliebten Zauber- und Charakterstücke rasch folgten, ergötzten die trockene Komik und der unverwüstliche Humor des nicht erreichten Scholz.

Das Klima Wiens ist bekanntlich keines der besten; der beständige, Kalkstaubwolken aufwirbelnde Wind wirkt schädlich auf die Nerven, die Lunge wie die Augen. Auch in jenem Winter hatte die ungünstige Witterung mancherlei Krankheiten erzeugt, besonders Scharlach und eine bösartige, oft in Typhus ausartende Grippe, welche beinahe die Hälfte der Bevölkerung ergriffen. Ihren Folgen erlag auch in den besten Jahren der so ausgezeichnete preußische Gesandte v. Malzahn. Prinz Wasa aber war vom Scharlachausschlage befallen, während Graf Polier-Vernand im Februar einem Nervenfieber erlag, ohne daß der Prinz, selbst krank, diesen tödtlichen Ausgang erfahren. Polier (aus Lausanne) hatte die Erziehung des Prinzen geleitet, und war später aus einem Hofmeister ein Oberhofmeister, aus einem Schweizer Republikaner ein Graf geworden. Man sagt, daß er, für die Rechte und das Wohl seines königlichen Zöglings begeistert, ihm in treuer Anhänglichkeit ergeben war. Mir steht über diese wirklichen oder angeblichen Verdienste kein Urtheil zu; nur so viel weiß ich, daß Polier wenige Freunde hatte; eine gereizte Stimmung, die Unkenntniß des Terrains mochten wohl manche seiner

Schritte entſchuldigen. Sein grüngelbes Geſicht, zu dem ſelbſt ein meiſt gezwungenes Lächeln nicht paßte, ſowie eine gewiſſe manierirte Haltung machten ſeine Perſönlichkeit nicht angenehmer.

Auf die politiſche Bewegung der früheren Jahre war naturgemäß eine gewiſſe Erſchlaffung gefolgt. Nur in den deutſchen Kammern tauchten bisweilen die Nachklänge auf, und der Frankfurter, auf den Bundestag gerichtete „Putſch“ im April endete die lange Reihe von Angriffen auf den Beſtand der Dinge in Deutſchland. Frankreich blieb verhältnißmäßig ruhig, und nur auf der pyrenäiſchen Halbinſel fanden wichtige Vorgänge ſtatt. Es war der Königin Chriſtine gelungen, den ſterbenden König Ferdinand VII. zur Umänderung der Thronfolge zu bewegen, und dieſe ganz willkürliche Beſtimmung war das Loſungswort zu einem jahrelangen gräulichen Bürgerkriege. Der widerwärtige Kampf in Portugal endete mit der Vertreibung Dom Miguel's, und in den beiden Staaten der Halbinſel verdrängten zwei Prinzeſſinnen, hier die „unſchuldige“ Iſabella, dort die dem Herzog von Leuchtenberg beſtimmte Braut Donna Maria da Gloria, die angeſtammten Thronerben, und all dies unter dem heuchleriſchen Vorwande der Einführung liberaler Inſtitutionen, welche allein nur überwiegend den Einfluß Englands in Spanien und Portugal ſicherten. Don Pedro, ſeines Sieges nicht lange froh, ſtarb ſchon im folgenden Jahre. —

Im Juli wurde ein dritter Erzherzog — Karl Ludwig — geboren und mit denſelben Feierlichkeiten in Schönbrunn, wo die Erzherzogin Sophie das Wochenbett hielt, getauft. Ebendaſelbſt gab beinahe zu gleicher Zeit die Prinzeſſin Waſa ihrer erſten und einzigen Tochter — Karola — das Leben.

In Böhmen ging es während dieſes Sommers äußerſt lebhaft zu. Kaiſer Franz hatte den König von Preußen in Thereſienſtadt geſehen und begab ſich im September nach dem gräflich Waldſteiniſchen Schloſſe Münchengrätz, um da mit dem Kaiſer

Nikolaus zuſammenzutreffen. Nur einige deutſche Fürſten, nur wenige Diplomaten waren zugegen, und der von jeder größeren Stadt weit entlegene ſtille Ort reizte um ſo mehr die Neugierde, etwas von den dortigen Verhandlungen zu erfahren. Dieſe Zuſammenkunft war ſchon deßhalb hiſtoriſch merkwürdig, weil ſich da die beiden Kaiſer zum erſten und einzigen Male in ihrem Leben perſönlich begegneten. Ihnen ſchloß ſich der Kronprinz von Preußen an. Die fremden Kabinette beſchäftigten ſich lebhaft mit dieſem kleinen Fürſtencongreſſe, und die Zeitungen aller Länder erſchöpften ſich nach ihrer Gewohnheit in Vermuthungen über deſſen möglichen Reſultate. Hauptſächlich war es aber doch mehr auf eine nähere Verſtändigung der Monarchen unter ſich ſelbſt abgeſehen; man tauſchte die Ideen aus, beſprach die ſchwebenden europäiſchen Fragen und erließ Ermahnungen und Vorſtellungen nach London und Paris über die Haltung der politiſchen Flüchtlinge, die Umtriebe der Propaganda u. ſ. w. Zunächſt waren es aber auch Maßregeln, welche zur Wiederherſtellung der Ordnung in Deutſchland verabredet wurden, und zu dieſem Zwecke ſollten noch vor dem Schluſſe des Jahres in irgend einer Stadt, die nicht Reſidenz ſei, — man nannte Prag — Miniſterial-Conferenzen ſtattfinden. Doch gingen in der politiſchen Welt die Vorausſetzungen viel weiter; man wollte in jenen Berathungen einen Verſuch ſehen, die ſtrenge Durchführung der Grundſätze der heiligen Allianz wieder aufleben zu laſſen, während es ſich doch in der That nur um gemeinſchaftliche Schritte für gewiſſe Eventualitäten handelte, ohne daß dieſe Verabredungen in beſonderen Verträgen näher formulirt worden wären. Dennoch erweckte dieſe Zuſammenkunft das politiſche Mißtrauen der Weſtmächte, und es kann in dieſen Beſorgniſſen wohl der erſte Grund zu der ſpäter abgeſchloſſenen Quadrupelallianz geſucht werden. Die Blätter jener Zeit wußten aus Münchengrätz freilich wenig mehr zu erzählen, als von Ordensertheilungen, Paraden, Spazierfahrten u. dgl. m.

Der Kaiſer Franz traf auf dem Rückweg mit dem König von Bayern noch in Linz zuſammen, Nikolaus aber begab ſich aus Böhmen in das Lager nach Modlin. Dieſe Reiſe — die erſte, welche der Czar nach dem Polenaufruhre unternommen — war von beſonderen Umſtänden begleitet. Er hatte Ende Auguſt St. Petersburg verlaſſen und ſich nach den preußiſchen Oſtſeeküſten eingeſchifft. Da trieb ein gewaltiger Sturm das Dampfſchiff nach Kronſtadt zurück, und in unglaublich ſchneller Zeit traf nun der Kaiſer zu Land in Schwedt ein, wo ihn der König von Preußen erwartete. Schon hatte man ſich da wegen des langen Ausbleibens des Schiffes den größten Befürchtungen überlaſſen, als Nikolaus unerwartet zu Lande beinahe ebenſo raſch anlangte, als dieß zur See möglich geweſen wäre.

In den letzten Monaten des Jahres ſtarben die Häupter drei fürſtlicher Familien: Fürſt Innocenz Odescalchi, Fürſt Joſeph Schwarzenberg, Fürſt Nikolaus Eſterhazy. Erſterer war zum Oberhofmeiſter der Königin Anna von Ungarn ernannt worden und vermählte ſich als Wittwer mit der Gräfin Henriette Zichy. In ſtets freundlichem Verkehr mit dieſem Ehepaare, hatte ich noch am 22. September Abends ſpät die von ihm bewohnte Villa in Meidling verlaſſen; den anderen Morgen fand man den Fürſten todt in ſeinem Bette. Die ſo kurze Ehe war eine überaus glückliche geweſen; ein Sohn Victor, vor drei Monaten geboren, lag lächelnd in der Wiege. Betäubend wirkte dieſer fürchterliche Schlag auf die arme Frau, die ſich von der Leiche nicht trennen konnte und bis zur Beerdigung mit mir und anderen Freunden die meiſte Zeit am Bette des Verſtorbenen zubrachte. Ihr frommer Sinn, die Sorge für den Sohn ließ ſie den ungeheueren Schmerz muthig überwinden, den der Verluſt eines ihr mit Zärtlichkeit ergebenen, wie durch ſeine angenehmen Formen allgemein beliebten Mannes ihr bereiten mußte.

Auf ſeinem Landſitze in Böhmen, umgeben von einer liebenden

Familie, ſtarb nach kurzem Krankenlager Fürſt Joſeph Schwarzenberg. Wie ſelten im Leben wurde ihm der Troſt zu Theil, daß ſein Sohn Friedrich, damals Domherr in Salzburg, ihn zum Tode vorbereitete; aus den Händen des vortrefflichen Sohnes empfing der Vater die heiligen Sterbſacramente. Beweint, geehrt lebt er fort im Andenken ſeiner Nachkommen; ſeine Aſche ruht in der Gruft ſeiner Vorfahren. Beinahe zu gleicher Zeit hauchte Fürſt Nikolaus Eſterhazy auf fremdem Boden, fern von ſeinen Angehörigen, in den Armen einer von ihm wie von aller Welt verachteten Frau! ſein Leben aus! Ich erzähle nur Thatſachen; weßhalb ich ſie, die längſt vergeſſen, wieder aufgefriſcht? Weil, abgeſehen von ihrer hiſtoriſch-ſittlichen Bedeutung, jener Kontraſt allgemein auffiel, und ſich wohl ſelten, wie hier, die ganze Exiſtenz in den letzten Stunden ſo auffallend abſpiegelte!

Im diplomatiſchen Corps gingen manche Veränderungen vor; die meiſten fanden bei den deutſchen Geſandtſchaftspoſten ſtatt; ich werde ſie zur Zeit des Thronwechſels anführen. Der Marſchall Maiſon wurde durch Herrn St. Aulaire als franzöſiſcher Botſchafter erſetzt.*) Gagliati vertrat Neapel; ſeine höchſt unbedeutende Perſönlichkeit wurde wieder durch eine Frau, eine Tochter, beide gleich liebenswürdig, ausgeglichen. Der holländiſche Geſandte v. Mollerus konnte ſich ſchwer in die neue Lage der Dinge finden; der kleine, leidenſchaftliche Mann war fortwährend in der übelſten Laune, welche die Anweſenheit eines belgiſchen Geſchäftsträgers noch vermehrte. Dieſer, ein noch junger Mann, Graf Lalaing, war, ohne Erfahrung und Takt, nicht geeignet, dem neuen Königreiche auf einem ohnehin nicht günſtigen Boden Freunde zu erwerben; er wurde daher bald durch einen wirklichen Geſandten, Herrn v. Loë, abgelöſt; doch auch dieſer, ein deutſcher Edelmann,

*) Erinnerungsblätter S. 20.

fand ſich in Wien nicht heimiſch, und es erſetzte ihn ſpäter Oſullivan, der, früher in niederländiſchen Dienſten, nun dem König Leopold gehuldigt. Beinahe ſeit einem Vierteljahrhundert vertritt dieſer in den Grafenſtand erhobene Diplomat den Brüſſeler Hof in Wien. Graf Alcudia endlich war der nicht offiziell beglaubigte Agent des Don Carlos von Spanien.

Auch der portugieſiſche Geſandte, obwohl die Königin eine Enkelin des Kaiſers, wurde nicht anerkannt, und Villa Secca, ſo lange in Wien, da häuslich niedergelaſſen, wurde nur für ſeine Perſon dem diplomatiſchen Corps beigezählt.

Die Pforte war in Wien lange Zeit nur durch einen Geſchäftsträger, den Griechen Maurozeny, vertreten, der ſich in der ſchönen Tracht und mit einem weißen Schnurrbart ſehr ſtattlich ausnahm. Für die Namen der vielen Bey's, Effendi's und Paſcha's, welche ich als türkiſche Diplomaten geſehen, habe ich kein Gedächtniß; nur drei derſelben, durch Bildung und Geiſt beſonders ausgezeichnet, erinnere ich mich; unter dieſen des Botſchafters Fehrik Achmed Paſcha, eines jungen, ſchönen Mannes mit belebter Phyſiognomie; geſellig, verſtand er auch mehrere Sprachen, und wurde viel eingeladen, ſelbſt in Kupfer geſtochen und in anderer Weiſe bevorzugt. Später vermählte er ſich mit einer Tochter des Großſultans.

Der kaiſerliche Hof lebte zurückgezogener als je; dagegen ſetzte Prinz Waſa die einige Zeit unterbrochenen Feſte und Diners in ſeinen prachtvollen Appartements wieder fort; auch die Botſchafter verſammelten die höhere Geſellſchaft zu Liebhabertheatern, Concerten, Tableaux, Bällen, zu Spiel- und anderen Routs. Von Wiener Häuſern aber waren es beſonders drei, welche beinahe jeden Abend dem geſelligen Verkehr geöffnet waren: Metternich, Eſterhazy, Sagan. Es möge ſich hier eine kleine Schilderung der drei Hausfrauen anreihen, welche, jede ſo verſchieden in ihrer Art, dieſe Salons hielten.

Der Fürſt Metternich ſah, wie früher, jeden Sonntag eine größere Geſellſchaft, während ſein Salon täglich den näheren Bekannten wie den Diplomaten zugänglich war.

Die Fürſtin Melanie behandelte mich wo möglich noch wohlwollender als früher, wie einen Verwandten. Es fällt mir deßhalb ſchwer, dieſe freundlichen, perſönlichen Beziehungen von dem Urtheile zu trennen, das ich, der Wahrheit gemäß, über ſie fällen ſollte. Mir wie allen Freunden des Hauſes fiel vorerſt der Gegenſatz auf, der ſich bei den beiden Frauen des Fürſten, welche ſich ſo bald auf einander folgten, zeigte. Antoinette, eine anziehende, aber indolente Blondine, lieblich, zart, aber nicht glänzend, nicht imponirend, von einem ſtillen, aber um ſo einſchmeichelnderen Zauber. Melanie, in der Farbe der Haare und des Teints, im feurigen Auge, in der ganzen blendenden Erſcheinung die ungariſche Abſtammung, den mehr ſüdlichen Typus verrathend, ungleich in ihrem Benehmen, bald auffahrend, dann wieder von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit, von ebenſo lebhaftem Geiſte als tiefem Gemüthe — ſo ſtanden ſich die beiden Bilder gegenüber! Melanie kann jedoch nur in getrübtem Lichte erſcheinen, wenn man ihren Charakter nicht nach den verſchiedenen Lagen prüft, in denen ſie ſich während ihres Lebens befand. Damals nun im 30. Jahre hatte ſie noch von ihrer Jugendzeit die etwas bizarre, oft leidenſchaftliche Auffaſſungsweiſe beibehalten, welche ſich ſpäter verlor. Wie bei dem Fürſten muß man daher auch bei ihr die einzelnen Zeitabſchnitte trennen und dieſen Rechnung tragen, will man nicht einſeitig oder vorſchnell über ihre Eigenſchaften abſprechen.

Mrs. Troloppe ſchildert in ihrem Werke: „Vienna“ ꝛc. auch die Wiener Geſellſchaft, und ſpricht dabei von der Fürſtin Metternich in einer Weiſe, welche beweiſt, daß die ſchreibſelige, in ihrem Urtheil ſonſt ziemlich ſcharfe Touriſtin von ihr gut behandelt wurde, und daher durch eine mehr nüancirte Charakteriſtik nicht habe

undankbar erſcheinen wollen. Ich werde ihre Worte mit einigen Bemerkungen begleiten. Sie ſagt: „Die Fürſtin gibt ihre Gedanken mit einer Offenheit, einer Unbefangenheit, einer Klarheit des Ausdrucks wieder, von welchem ich bisher noch kein Beiſpiel geſehen habe.“ Dieß heißt wohl mit anderen Worten: ſie ſagt Alles, was ſie denkt; dabei verſchweigt aber Mrs. Troloppe, daß gerade dieſe allzu große Offenheit in der Stellung der Fürſtin ein doppelter Fehler war, welcher ihrem Manne viele Verlegenheiten, ihr ſelbſt aber unverdient und ohne Noth Feinde zuzog. Mrs. Troloppe ſagt daher weiter: „Ohne ihre außerordentliche Güte könnte ihr die Lebhaftigkeit ihrer Aeußerungen wohl Feinde zuziehen, allein ich zweifle, daß ſie deren hat (!), wenn nicht der Neid ihr welche erweckt,“ ſetzt aber dann gleich wieder berichtigend hinzu: „Freilich iſt es in ſo hoher Stellung immer ſchwer, ſich keine Feinde zu machen; es zürnt die verletzte Eitelkeit und die Empfindlichkeit der Eigenliebe weit mehr jenen offenen Menſchen, die ſtark im Bewußtſein ihres Rechts und der Reinheit ihrer Geſinnungen ſich wahr äußern, als mit jenen, die aus Schwäche oder Nachgiebigkeit für die Meinungen anderer, ſich mit ihrem Gewiſſen abfinden, und entweder ſchweigen oder anders ſprechen, als ſie denken.“ Aber eben deßhalb klagten ihre Umgebungen, daß man bei jener oft ganz unnöthigen, jedenfalls übertriebenen Rückſichtsloſigkeit Melanie's wahrhaft glänzende und ſchätzenswerthe Seiten überſah, um ohne Schonung über ihre Schwächen herzufallen. Keiner Verſtellung fähig und jedem Intriguengeiſte fremd, ſetzte ſie ſich unbefangen über gar Vieles hinaus, und beurtheilte Alles, Religion, Politik, Erziehung, Muſik, Litteratur, Künſte, geſellige und Familienverhältniſſe nach ihrer eigenen Weiſe. In politiſchen Geſprächen trafen ihre offenen, aber auch oft einſeitigen Aeußerungen mit den klugen und berechneten Phraſen des Fürſten nicht immer zuſammen, und ebenſo leidenſchaftlich nahm ſie in der Medizin Partei für die homöopatiſche Heilmethode. Nicht minder

entſchieden war ſie in Sachen des Geſchmacks, der Mode, und auch hier hatte ſie ſich Ideale geſchaffen, neben denen ſie alles unbedingt verwarf, was dieſe nicht erreichte. Dennoch konnte man ungeachtet dieſer excluſiven Richtung, dem vortrefflichen Herzen, dem edlen, reinen Charakter Melanie's die höchſte Achtung nicht verſagen; ihre Freunde bewahrten ihr ſtets die treueſte Anhänglichkeit. Eine fromme Katholikin, eine wahrhaft chriſtliche Frau, war ſie dem Fürſten, ihren Kindern mit inniger Liebe ergeben, und erfüllte mit gewiſſenhafter Hingebung die Pflichten einer treuen Gattin, einer zärtlichen Mutter. Wer das Gegentheil behauptet, verläumdet gefliſſentlich, oder kannte ſie nicht näher! —

Nachdem Fürſt Paul Eſterhazy ſeinen Botſchafterpoſten in London aufgegeben, bezog die Fürſtin Thereſe mit ihren Kindern das Palais in der Wallnerſtraße, welches ſie mit elegantem Comfort einrichtete. Muntere Diners, Soirées in heiterer Abwechſelung folgten ſich raſch und man ſah es der Hausfrau an, daß ſie viel und lange im Auslande gelebt, und da, beſonders für Fremde, eine unbefangene, graziöſe Art die Honneurs zu machen, angenommen hatte; ſie, welche man die „cousine de tous les rois“ nannte, verſchmähte es nicht, ſelbſt mit den unbedeutendſten und langweiligſten ihrer Gäſte höflich zu ſein, oder einige verbindliche Worte zu wechſeln. Dabei war ſie gutmüthig, von immer gleich heiterer Laune, und ihr Salongeſpräch artete nie in liebloſe Urtheile oder boshafte Commeragen aus. Damals im 40. Jahre hob ſie ihre herrliche Geſtalt durch eine überaus geſchmackvolle Toilette, und war dabei immer wie von einer Wolke duftender Wohlgerüche umgeben. Es ſcheint, als ob Balzac dieß Bild vor Augen gehabt, wenn er in einem Romane nachſtehende Schilderung entwirft:

„A quarante ans Madame .... était belle, d'une beauté semblable à celle de ces magnifiques couchers de soleil, qui couronnent en été les journées sans nuages. Elle avait les

cheveux et les yeux noirs, le pied et la taille des Espagnoles. Ces formes offraient les indices de la constitution, qui rend les femmes de ce pays particulièrement célèbres. Son visage toujours beau séduisait par ce teint créole, dont il est impossible de peindre l'animation autrement qu'en le comparant à une mousseline jetée sur de la pourpre, tant la blancheur en est également colorée. Elle avait des formes pleines, attrayantes par cette grace qui sait unir la nonchalance et la vivacité, la force et le laisseu aller. Elle était grande, ce qui lui donnait à volonté l'air et le port d'une Reine. Elle recevait avec ce goût, cette grandeur qui ne s'apprennent pas; mais dont certaines belles ames peuvent se faire une seconde nature, en s'assimilant les bonnes choses partout où elles les rencontrent."

Die Dame, welche, ebenſo angenehm, liebenswürdig und zuvorkommend, einem anderen Salon vorſtand, war in ihrer Art doch wieder ſo ſehr verſchieden von der eben geſchilderten, daß beide unwillkürlich zum Verſuche einer Parallele einladen. Bei der Nachſicht, welche ſie mit fremden Fehlern und Schwächen übten, konnten ſie dieſelbe mit um ſo größerem Rechte für ihre Schattenſeiten in Anſpruch nehmen, und es zeigte ſich auch hier wieder, wie geſellige Vorzüge ein Hauptmoment der Verträglichkeit oder der Beliebtheit in der vornehmen Welt bilden. Die Herzogin Wilhelmine v. Sagan-Kurland, damals ſchon im Alter vorgeſchritten, war noch immer eine ſtattliche Erſcheinung. Sie brachte unſtät ihr halbes Leben auf Reiſen zu, und ſcheint eine ebenſo große Vorliebe für die Veränderung ihres Aufenthalts, wie ihrer Neigungen gehabt zu haben. Zweimal geſchieden ließ ſie ſich endlich mit ihrem dritten Manne in Wien nieder, wo ihre Wohnung im ſchwarzenbergiſchen Hauſe (Wollzeil) mehr einem Muſeum glich, ſo ſehr überraſchten darin die herrlichſten Kunſtſchätze, ſeltene Antiken, Gemälde der beſten Meiſter. Im vollen Sinne des Wortes

Weltdame, ſchien ſie die Leere, mit der ein nach allen Richtungen genoſſenes Leben ſie jetzt erfüllte, verdrängen zu wollen. Ihre Bemerkungen waren geiſtreich, aber auch oft befangen: ſie erſetzte durch große Lebenserfahrungen und vielſeitige Bildung, was ihr an natürlichem, ſcharfem Verſtande abging. Ihr Wunſch, jünger zu erſcheinen, verleitete ſie oft zu nicht immer glücklichen Toilette-Künſten: Alle aber überſtrahlte ſie durch den reichſten Schmuck. In ihren Salons nun, in denen ein ausgeſuchter Luxus und Kunſtſinn den Beſuchenden aus jeder Ecke entgegen trat, empfing ſie mit leichtem Anſtand, war jedoch ziemlich wähleriſch in ihren Einladungen, und nicht immer ſo gleich und natürlich in ihrem Benehmen wie die Fürſtin Thereſe. Sie liebte die feine Konverſation, unterſtützte vielfach und mit ausgeſuchtem Geſchmack die ſchönen Künſte; ſie ſelbſt ſprach viel und gut, aber oft in einem ermüdenden Tone von Einförmigkeit und nicht ohne eine gewiſſe Bitterkeit in manchen ihrer Aeußerungen. Sie ſtarb 1839. —

Mit dem Jahre 1834 begannen die deutſchen Miniſterialkonferenzen in Wien. Seit 1820 hatte dort keine ähnliche Verſammlung mehr ſtattgefunden. Es hing dieſe Konferenz mit der allgemeinen politiſchen Lage der Zeit eng zuſammen. Der Fürſt Metternich hatte ſeit 1830 einen Theil ſeiner früheren Schwungkraft erlangt; er fühlte ſich ſtark in Ergreifung der Mittel zur Abwehr der Gefahren; es ſchien die Epoche der Kongreſſe wieder aufleben zu wollen. Mit Preußen war man in allen wichtigeren Fragen einverſtanden; Rußland hatte ſich dem Wiener Kabinet genähert, und mit Ludwig Philipp ging der Fürſt in größerer Eintracht, als man ſich es anſehen laſſen wollte, um ſo mehr als auf das durch innere Unruhen erſchütterte England mit ſeiner ſchwankenden, bald von Tory's, bald von Whig's geleiteten Politik nur wenig zu rechnen war. So wollte man denn auch

Deutſchland wieder zur Ruhe bringen. Um dieſen Zweck am beſten zu erreichen, ſollten, unabhängig von den Bundesverhandlungen in Frankfurt, die deutſchen Miniſter in freien Beſprechungen die Lage Deutſchlands erwägen, die wunden Stellen bezeichnen und die geeigneten Heilmittel gemeinſchaftlich berathen. Es ſollten da die Konflikte der Regierungen mit den Landſtänden, das Schiedsgericht, die Preſſe, die Univerſitäten u. dgl. m. zur Sprache kommen. Die Konferenzen befriedigten in ihrem Ergebniß nach keiner Seite; man fand ſie von der einen ungenügend, mangelhaft, während man ihnen von der anderen Seite eine freiheitsmörderiſche Tendenz unterlegte. Wie gewöhnlich ging man bei allen dieſen vielſeitigen Beurtheilungen auch hier zu weit. Daß die Konferenzen unter den gegebenen Umſtänden den davon in Wien gehegten Erwartungen nicht völlig entſprechen konnten, lag in der Natur der Sache: daß aber den Zuſtänden, wie ſie ſich ſeit drei Jahren in Deutſchland anarchiſch entwickelt hatten, entſchiedener entgegen getreten werden mußte, darüber konnte kein Zweifel beſtehen. Auch in Frankreich ſuchte man einem ähnlichen dringend gefühlten Bedürfniſſe durch die Septembergeſetze deſſelben Jahres abzuhelfen. Der Gründe aber, welche eine Unvollſtändigkeit im Reſultate des Kongreſſes herbeiführten, gab es gar mancherlei. Einmal hatten ſich ſchon die früher ſo hoch gehenden Wellen der Bewegung wieder etwas gelegt, und man fand die Zeit zu allzu ſtrengen Maßregeln nicht angethan. Preußen, mit der Idee der Erweiterung ſeines Zollvereins beſchäftigt, war jeder Thatſache feind, welche möglicherweiſe den Einfluß Oeſterreichs in den Bundesſtaaten erhöhen könnte. Bayern zumal, in ſeinem Inneren beruhigt, mit ſeinen Ständen im Frieden (Ehre dem Ehre gebührt! ſo lautete die vom König auf den Landtag 1834 geprägte Medaille) legte mancherlei Hinderniſſe in den Vollzug der getroffenen Verabredungen. Die Konferenzen wurden am 13. Januar vom Fürſten Metternich mit einer vortrefflich redigirten Rede eröffnet, Zweck und Ziel der

Verſammlung darin klar und in ächt deutſcher Geſinnung angegeben. Man ſchritt hierauf zu der Wahl der Kommiſſionen für die einzelnen Gegenſtände, welche mit 61 Nummern bezeichnet wurden. Bis zum 12. Juli, an welchem Tage das Schlußprotocoll mit einer gleichen Anzahl von Artikeln unterzeichnet wurde, fanden 16 allgemeine Sitzungen ſtatt. Aber auch äußere Umſtände verkümmerten die beabſichtigten Beſtimmungen. Anfangs ſchon wurde weder der Ort noch die Zeit des Zuſammentrittes eingehalten. Das urſprünglich beſtimmte Prag wurde ſpäter mit Wien vertauſcht; dieſe Aenderung verſtimmte Preußen; die Herren ſollten ſchon im November zuſammen kommen, und mühſam brachte man ſie vereinzelt erſt im Laufe des Januars nach Wien. Der erſten Verabredung zufolge ſollten nur die verantwortlichen Miniſterpräſidenten der Bundesſtaaten erſcheinen, um gleich bindende Beſchlüſſe treffen zu können, und dadurch die weitläufigen Inſtruktionseinholungen zu vermeiden. Doch auch hier fanden wieder Ausnahmen ſtatt: Ancillon traf erſt gegen Ende März ein, und blieb dann nur ſechs Wochen, Miniſter v. Giſe wurde bald durch Herrn v. Mieg erſetzt; überdieß waren die meiſten Bevollmächtigten von einem Staatsmanne ihres Kabinettes begleitet, und dieſe theilten ſich dann wieder in die Geſchäfte. Ferner war ausgemacht, daß keiner der in Wien beglaubigten Geſandten den Sitzungen beiwohnen ſollte; dennoch wurde General v. Tettenborn beigezogen. Ich füge ein Verzeichniß der Mitglieder des Kongreſſes bei:

Für Oeſterreich: Fürſt Metternich, Graf Münch.
„ Preußen: Ancillon, Graf Alvensleben.
„ Bayern: v. Giſe, dann v. Mieg.
„ Sachſen: v. Minkwitz.
„ Württemberg: Graf Beroldingen.
„ Hannover, Braunſchweig und Naſſau: v. Ompteda.
„ Baden: Miniſter v. Reizenſtein, v. Duſch.
„ Heſſen-Caſſel: v. Trott.

Für Heſſen-Darmſtadt: du Thil, Linde, dann v. Gruben.
„ Holſtein: Graf Reventlow.
„ Luxemburg: v. Verſtolk.
„ die ſächſiſchen Häuſer: v. Fritſch.
„ Mecklenburg: v. Pleſſen.
„ Oldenburg: v. Berg.
„ die 16. Stimme: v. Strauch.
„ „ freien Städte: Smidt v. Bremen.

Ancillon, welchen ich hier zum erſten Male ſah, war ungewöhnlich groß, Ernſt im nicht angenehm gebildeten Geſichte, eine impoſante Erſcheinung, doch von etwas ſchroffer Haltung. Er ſprach ausgezeichnet ſchön mit gewählten Ausdrücken, doch nicht ohne einen Anflug von Pedanterie. Er ließ ſich ebenſo gerne hören, als man auf ſeine belehrenden Geſpräche achtete. Jeden Abend kam er mit dem Fürſten Metternich im Salon zuſammen, und es ließen ſich nicht leicht zwei verſchiedenere Staatsmänner denken: der hugenottiſche Miniſter in ſeiner Abgemeſſenheit und der Weltmann mit ſeinen leichten Formen. Beide begegneten ſich nur in der Theorie „von der Vermittelung der Extreme," und beide glaubten mit ſchönen Worten überzeugen zu können, wo Thaten mehr als je nöthig geweſen wären. Graf Alvensleben war ein in Geſchäften erfahrener, vielſeitig gebildeter Mann, ein ſtets heiterer, oft witziger Geſellſchafter. Münch, Reizenſtein, Verſtolk, Smidt, Strauch galten für die tüchtigſten Kräfte des Kongreſſes. Der kleine, lebhafte 70jährige Reizenſtein, den man wohl mit Unrecht den badiſchen Talleyrand nannte, da ihm die Haupteigenſchaft dieſes Diplomaten, die Geſchmeidigkeit abging, brachte ſeine reichen Erfahrungen und Geſchäftskenntniſſe, wie ſeinen redlichen Sinn zu den Verhandlungen.

Einen eigenen Incidentpunkt bildeten die Angelegenheiten der Schweiz, welche ſich durch Anarchie, den abenteuerlichen Zug Romarino's, die Haltung der Flüchtlinge immer drohlicher geſtalteten.

Herr v. Duſch, mit dieſen Verhältniſſen genau bekannt, überdieß in der Schweiz accreditirt, brachte Ende Mai die letzten Mahnungen nach Zürich, und die Tagſatzung fügte ſich dieſen dringenden Vorſtellungen; es kehrte da wenigſtens für einige Zeit Ruhe zurück.

Wenn dieſe Verſammlung von Diplomaten auch nur wenig in den geſelligen Verhältniſſen Wiens änderte, ſo brachte ſie doch einen ungemein lebhaften Verkehr in die Geſchäftskreiſe. Die Anweſenheit ſo vieler hervorragender Männer gab Anlaß zu ebenſo häufigen Beſprechungen als anziehenden Beobachtungen. Ich ſelbſt war durch ſechs Monate beinahe ausſchließend mit dieſen Verhandlungen beſchäftigt, denen ich mit geſteigerter Spannung folgte. Bewegten ſie ſich auch nur mühſelig vorwärts, wurde der Zweck der Zuſammenkunft auch nur nothdürftig erreicht, ſo kann doch nur Parteigeiſt den wenigſtens theilweiſe für die Ruhe Deutſchlands heilſamen Erfolg verkennen, der in den Bundesbeſchlüſſen vom 30. September niedergelegt iſt.

Der Congreß zog auch einige Beſuche von Fremden herbei; unter denen, die mich zunächſt berührten, waren der badiſche Miniſter v. Berſtett und Herr v. Zobel. Erſterer kam auf ſeiner Rückkehr aus Italien nach Wien, wo man ſeine Erſcheinung in jenem Augenblicke weder paſſend noch taktvoll hielt. Hr. v. Zobel aber, an der Spitze einer Deputation des reichsunmittelbaren Adels, fand, wie ich vermuthe, in dem Drange anderer Geſchäfte nur wenig Gehör. Dagegen ſpannten die Conferenzen die fremden Geſandten zu erhöhter Thätigkeit an; es hatten ſich die Mitglieder das ſtrengſte Geheimhalten der Verhandlungen gelobt; um ſo größer war die Neugierde, etwas davon zu erfahren. Tatiſcheff, am meiſten eingeweiht, verhielt ſich ruhig; um ſo beweglicher waren St. Aulaire und Lamb, wenn Letzterer ſich auch anſcheinend gleichgültig zeigte; die italieniſchen Miſſionen blieben ziemlich theilnahmslos.

Die von ſolchen Zuſammenkünften unzertrennlichen Diners, Einladungen, geſelligen Zerſtreuungen fehlten auch hier nicht und brachten, wie dieß in einer großen Stadt begreiflich, wieder vielfache Störungen in den Gang der Geſchäfte ſelbſt. Die Herren v. Beroldingen und Minkwitz waren von ihren liebenswürdigen Frauen begleitet, und ſomit hatte der Congreß auch ſeine anmuthige Seite. Selbſt ein Hofball — lange nicht mehr geſehen — fand ſtatt, auf dem der Kaiſer jedoch nicht erſchien. Die mit ſolchen Schilderungen unvermeidliche Einförmigkeit zu umgehen, werde ich nur von zwei Feſten aus jener Zeit ſprechen, welche ſich über die alltäglichen Unterhaltungen erhoben. — Den fühlbaren Mangel einer italieniſchen Oper zu erſetzen, hatten ſich ſchon ſeit zwei Wintern einige talentvolle Dilettanten zuſammengefunden, welche Scenen aus beliebten Opern im Coſtüm vorſtellten. Gräfin Marie Gallenberg (jetzt Gräfin Stolberg) war durch den Klang ihrer Stimme wie die Vortrefflichkeit ihrer Methode die Seele dieſer Abende. Der Spanier Montenegro, der Arzt Gabrieli unterſtützten dieſe Leiſtungen, welche jedoch bisher die Grenzen des Salons nicht überſchritten hatten. Nun entſchloß man ſich zu öffentlichen Vorſtellungen, und es ſollte ihr Ertrag in die Kaſſe des nach allen Richtungen ſo wohlthätigen Damenvereins fließen. Es wurde hierzu das ſchöne, geräumige Schloßtheater in Schönbrunn beſtimmt, und die muſikaliſchen Genüſſe ſollten da mit der Aufführung deutſcher Luſtſpiele abwechſeln. Ich wurde zur Theilnahme wie zu den Berathungen gezogen, welche der ſächſiſche General Vieth leitete, in vielen Städten als einer der Pfeiler der Liebhabertheater bekannt. Seit meiner Jugendzeit war beinahe kein Jahr vergangen, in dem ich nicht bei irgend einem Geſellſchaftstheater mitwirkte; nun ſollten dieſe beſcheidenen Darſtellungen eine größere Ausdehnung erhalten. Doch auch hier zeigte ſich der wie durch ein eigenes Verhängniß auf jedem Theaterweſen ruhende Fluch; auch hier gab es Zerwürfniſſe wegen der Wahl der Stücke,

kleine Intriguen in Beſetzung der Rollen, Unannehmlichkeiten jeder Art, und das Comité quälte ſich mit Vorbereitungen, die zum Mitſpielen auserſehenen Opfer mit Proben wochenlang ab, bis die Sache endlich dennoch, mühſam genug, zu Stande kam. In der That war es auch ſehr ſchwer, paſſende deutſche Luſtſpiele zu finden, da man jeden Vergleich mit der Burgbühne vermeiden, auch nicht veraltete oder überſetzte Stücke wählen wollte. Nach langem Zögern entſchloß man ſich zu einem noch nicht bekannten einaktigen Luſtſpiele in Verſen von Bauernfeld: „Ewige Liebe“ und zu einer der „Theaterprobe“ von Molière nachgebildeten Poſſe. Der wichtige Tag war erſchienen; der kaiſerliche Hof, 600 Perſonen (den Platz zu 5 fl.) hatten ſchon das Haus gefüllt; nicht ohne Emotion der Schauſpieler ging die nicht enden wollende Ouverture von Othello unter Weigel's Leitung vorüber. Graf L. Szechenyi betrat zuerſt die Bühne; ihm folgte ich mit der ſchönen Gräfin Julie Hunyady, bei deren ſichtbarer Angſt ich mich von der eigenen erholte. Das Stück ſpielte ohne Unfall zu Ende, und Erfolg wie Beifall verdankte man dem allerliebſten Spiele der beiden Damen (der Gräfinnen Amadé und Hunyady). Das zweite Stück, zwar reich an komiſchen Scenen, war doch zu ſehr Pièce à tiroir, ohne dramatiſchen Gehalt und Zuſammenhang, um zu befriedigen. Es nahmen ſehr viele Mitſpielende daran Theil, und wir unterhielten uns ſelbſt dabei viel beſſer, als die Zuhörer. Zwiſchen und vor dieſen Stücken fanden nun die erwähnten coſtümirten Scenen aus Opern von Roſſini, Bellini und Donizetti in anziehender Weiſe ſtatt. Die Blätter übten in ihren Beſprechungen eine nachſichtige Kritik; ſie lobten uns über Gebühr, dagegen wurden wir von zum Theil höchſt unbilligen Urtheilen des Publikums verfolgt. Wir konnten uns darüber um ſo leichter hinausſetzen, als der Hauptzweck ja erreicht, die Kaſſe gefüllt, unſere Gefälligkeit anerkannt war. Ueber die Leiſtungen ſelbſt kann ich, dabei betheiligt, mich nicht näher ausſprechen, doch führe ich nur

zur Erinnerung einige Aeußerungen darüber aus der „Theaterzeitung“ an:

„Die Stellung der mitwirkenden Damen und Herren würde eine kritiſche Beleuchtung der mit ſo menſchenfreundlicher Bereitwilligkeit gebotenen Kunſtgenüſſe unpaſſend erſcheinen laſſen. Wäre aber uns eine ſolche Aufgabe geworden, ſo könnten wir nur, der Wahrheit getreu, des fein nüancirten Zuſammenſpiels wie des Talents der Sänger in den lobendſten Ausdrücken erwähnen u. ſ. w.“

Nach Oſtern fanden noch einige ähnliche Vorſtellungen ſtatt, in denen ſich General Vieth als vollendeter Schauſpieler zeigte; ich wirkte nicht mit. Auch dieſe Vorſtellungen ſprachen nicht an, dagegen tröſtete man ſich wiederholt mit dem Ertrage zu Wohlthätigkeitszwecken; wieder ſtritt man ſich um Gallerie- und Parterreſitze, die Plätze hatten einen Kurs wie an der Börſe.

Dieſe noch ſo gut gemeinten Beſtrebungen konnten doch dem Spotte der Wiener nicht entgehen. Es erſchien bald darüber ein ſo ungemein witziges Pasquill, daß, wäre ich der einzige Gegenſtand deſſelben geweſen, ich keinen Anſtand nähme, es hier einzuſchalten. Doch da darin hochgeſtellte, zum Theil noch lebende Perſonen lächerlich gemacht werden, ſo muß ich mir es leider verſagen, die ſo überaus gelungene Schmähſchrift zu veröffentlichen. Man kannte oder nannte vielmehr den Verfaſſer nicht, allein ich glaube, daß es damit wie bei einer Schneelawine ging; irgend ein witziger Kopf gab die erſte Idee dazu; ſie circulirte, Jeder ſetzte wieder etwas bei, und ſo entſtand wohl das Ganze, das neben manchem Trivialen ſo viel Feines und Draſtiſches enthält, daß es jedem Zeichner von Karikaturen zum Ruhme gereichen würde, ſo treffend war die Parodie in ihren einzelnen Zügen.

Ein originelles Feſt gab die Fürſtin Metternich am 15. Mai im Garten des Rennwegs. Der Direktor Karl von der Wieden hatte das Arrangement unternommen und ſo gelungen als möglich

ausgeführt. Wie mit einer Zauberruthe änderten ſich die Scenen und Bilder; 300 Mitglieder jenes Theaters waren dabei thätig und vertheilten ſich in verſchiedene Gruppen. Hier war es das Zigeunerlager der Präcioſa, von friſchem Grün umgeben, dort ein Tyrolerfeſt, maleriſch aufgeſtellt; hier kämpften Gladiatoren, dort Amazonen bei magiſcher Beleuchtung, endlich ein Zug von Liebesgöttern; Feuerwerk und komiſche Geſänge von Scholz und Neſtroy, köſtlich vorgetragen, füllten die Pauſen aus, dazu der herrlichſte Maiabend, die bunteſte Geſellſchaft im blühenden Parke, in den duftenden Treibhäuſern ſich ergehend — Alles geſtaltete ſich zu einer wahren Feerie; man ging von einer Ueberraſchung zur anderen über, und die Gäſte waren entzückt von den ebenſo ſeltenen als wechſelnden Genüſſen.

In Wien wie an anderen Orten meiner diplomatiſchen Thätigkeit erhielt ich alljährlich die Beſuche vieler Verwandten, Bekannten und Landsleute, welche als Reiſende die Verwendung oder die Gefälligkeit der Geſandtſchaft in Anſpruch nahmen. Mit den Einen beſah ich Merkwürdigkeiten, Gallerien, Umgebungen u. ſ. w., Andern war ich ſo glücklich, wahrhaft nützliche Dienſte zu erweiſen. Während mich ſo das Wiederſehen und der freundliche Verkehr mit werthen Bekannten vielfach erfreute, ſo gewährte mir das Bewußtſein Troſt, Manchen hülfreich mit Rath und That begegnet zu ſein, und entſchädigte mich für ſo viele andere unangenehme Erfahrungen in der Carrière. Dazu kamen noch die Söhne der beſten Familien des Landes, welche zahlreich als Offiziere oder Kadetten in die k. k. Armee traten. Auch dramatiſche Künſtler waren keine ſeltene Erſcheinung. In jenen drei Sommern nun waren es Graf und Gräfin Buol, Fr. v. Porbek u. a. aus Karlsruhe, Fürſtin Yſenburg, die Herren v. Herding, C. v. Roggenbach, Fr. v. Venningen aus Mannheim, welche Wien beſuchten; ihnen ſchloſſen ſich noch Hennenhofer und Camill v. Lotzbek an, Letzterer ein vielverſprechender Jüngling, der ſeine glücklichen

Anlagen auf weiten, ſelbſt außereuropäiſchen Reiſen entwickelte und in Paris ein ſo baldiges Ende finden ſollte.

Während jener Zeit war Tettenborn leidend, und ich verließ nur ſelten die Stadt. Es verſammelte ſich um ſein Krankenlager jeden Abend ein Kreis vertrauter Freunde, unter ihnen Fürſt von Fürſtenberg, Varnhagen von Enſe, Graf Ferdinand Palffy.

Der Kaiſer hatte dem Fürſten Karl Egon von Fürſtenberg das goldene Vließ verliehen, und er war, für dieſe Auszeichnung zu danken, nach längerer Zeit wieder zum erſten Mal in Wien erſchienen. Ich ergreife dieſen Anlaß, hier einige Worte dankbaren Andenkens an dieſen vortrefflichen, leider nur allzu früh dahin gegangenen Fürſten niederzulegen. Es iſt ſo ſelten und für ein fühlendes Gemüth doppelt erfreulich, wenn man einmal ohne Rückhalt loben, alle die unvergleichlichen Eigenſchaften eines edlen Charakters hervorheben und anerkennen kann. Ich habe den Fürſten Karl Egon durch 40 Jahre an verſchiedenen Orten, in mannigfaltigen Lagen des Lebens, als Familienvater, als Staatsmann und Redner, als Regent und Geſellſchafter, endlich als einen mir ſtets gnädigen Gönner geſehen, und immer und allenthalben erſchien er mir als das Vorbild eines ebenſo ausgezeichneten als wohlwollenden und liebenswürdigen Mannes. Doch alle dieſe Vorzüge wurden bei ihm durch die Reinheit eines feinfühlenden Herzens überſtrahlt. Mit der angebornen Großmuth — dem Kennzeichen eines echten Edelmanns — mit ſeinem Wohlthätigkeitsſinn — dem den lauterſten Quellen entfließenden Bedürfniſſe, zu helfen, Segen, Glück um ſich zu verbreiten — gingen ſeine ſtrengen Grundſätze von Gerechtigkeit und Wahrheit Hand in Hand. Heiter, geſellig und in der Welt ſeinen hohen Rang mit Würde behauptend, war er doch wieder im Kreiſe ſeiner blühenden Familie der einfachſte, herzlichſte Hausvater. Mit einer ſeltenen Rednergabe verband der Fürſt einen klaren, natürlichen Styl, und ſchon ſeine ſchönen, männlichen, leſerlichen Schriftzüge verriethen

den ausgeprägten Charakter. Von einer raſtloſen Thätigkeit, für das Wohl ſeines Hauſes wie des Landes mit gewiſſenhafter Umſicht beſorgt, war er auch in Staatsgeſchäften bewandert, und bei den Ständeverſammlungen in Berlin, Stuttgart und Karlsruhe eine einflußreiche, glänzende Erſcheinung. Es trat bei dem Fürſten der ſeltene Fall ein, daß die von jedem menſchlichen Charakter unzertrennlichen Schwächen ſeine edleren Eigenſchaften nie verdunkelten. Niemand war überdieß nachſichtiger für Andere, als er, und die Menſchen im Allgemeinen für viel beſſer haltend, als ſie in Wirklichkeit ſind, fehlte es ihm nicht an mancher traurigen Erfahrung. Dennoch entſchlüpfte ihm nie ein Wort der Bitterkeit oder Klage; ſeine Menſchenfreundlichkeit kannte, ſelbſt bei zahlloſen Enttäuſchungen, keine Grenzen; denn er hatte im eigenen Gemüthe, in ſeinen häuslichen Umgebungen, im ſtarken Bewußtſein redlich erfüllter Pflichten ſich einen Himmel gegründet, aus dem ihn weder der Undank der Welt, noch Freiſcharen oder politiſche Ränke zu vertreiben vermochten.

Varnhagen, mit dem ich früher und auch ſpäterhin öfters zuſammen kam, war zu jener Zeit, obwohl ſchon gegen 50 Jahre alt, noch ein ziemlich ſtattlicher Mann, doch fortwährend ängſtlich mit ſeiner Geſundheit beſchäftigt. Er hatte als öſterreichiſcher Offizier die Schlacht von Wagram mitgemacht, und kehrte, um ſeine Erinnerungen zu erfriſchen, gerade 25 Jahre ſpäter wieder nach Wien zurück. Er verzeichnete dieſe Eindrücke in ſeinen Denkwürdigkeiten (8. Band). Mit Tettenborn, den er auf ſeinen glänzenden Streifzügen im Norden Deutſchlands als Freiwilliger begleitete, war Varnhagen eng befreundet, und traf mit ihm auch wieder auf dem Wiener Kongreſſe zuſammen, deſſen Vorgänge er beſchrieb. Seit Jahren ohne beſtimmte Anſtellung trieb er ſich, ein moderner Orpheus, umher, ſtets den Verluſt ſeiner Eurydice in der Geſtalt Rahel's bejammernd. Es ſtritten ſich in Varnhagen zwei Dinge: in politiſchen Fragen ein Doktrinär, und als ſolcher

natürlich mit einer tüchtigen Doſis Eigenſinn begabt, konnte er es nicht über ſich gewinnen, ſeinem ſeichten Liberalismus zu entſagen. Damit gerieth aber nun ſein Ehrgeiz in Konflikt, der ſeit ſeiner Abberufung vom Poſten in Karlsruhe im Jahre 1819, einer zurückgetretenen Krankheit gleich, immer wieder auszubrechen drohte. Dieſer beſtändige Kampf, geſteigert durch eine maßloſe Eitelkeit, rief bei ihm ebenſo wohl jene Bitterkeit hervor, als auch in ſeinen Aeußerungen ſich zahlloſe Widerſprüche nachweiſen laſſen. Dieſe gereizte Stimmung zeigt ſich noch auffallender in den ſeit ſeinem Tode unbegreiflicher Weiſe bekannt gemachten Korreſpondenzen und Tagebüchern: es geht daraus hervor, daß ſeine glatte Außenſeite leidenſchaftliche Regungen deckte, er nur augenblicklichen Eingebungen folgte, und Perſonen nur immer nach der Weiſe beurtheilte, wie ſie ihn gerade behandelten. Bei dieſer einſeitigen Auffaſſung kann Varnhagen als politiſcher und Memoiren-Schriftſteller nicht für unparteiiſch gelten; durch ſein Prisma geſehen erſcheinen die Bilder oft getrübt; Vieles kommt dabei wohl auch auf Rechnung ſeiner hypochonderiſchen Launen. Das größte Verdienſt erwarb ſich Varnhagen als Kritiker, wo er, wenn auch ſcharf, doch meiſt treffend, urtheilte. Man zählt ihn den beſten deutſchen Proſaiſten bei, doch ſein Styl iſt vielleicht zu correkt, zugeſpitzt, wie ſeine Feder, welche ſo zierliche, regelmäßige Züge ſchrieb.

Graf Ferd. Palffy, ein Wahrzeichen Wiens, war von Jedermann gekannt, Niemand, der nicht auf der Straße von dem kleinen Manne mit dem violetten Geſichte freundlich gegrüßt wurde; er trug den Hut ſtets in der Hand, und ſetzte ſeinen graugelockten Kopf Regen und Kälte aus. Palffy war nie vermählt, nicht ohne Geiſt ſich fortwährend mit Lebensplanen aller Art tragend, war er früher ebenſo ſehr in politiſche Intriguen verwickelt, als er das Theater a. d. Wien leitend, jene Prachtſchauſpiele, Kinderballete u. dgl. in Scene ſetzte mit einem Aufwand, der, unerhört, bisher nicht mehr erreicht wurde. Als Titular-Geheimerath ſich gerne,

doch ohne gründliche Kenntniſſe, in Alles miſchend, jagte er ebenſo ſehr nach Genüſſen, als nach Auszeichnungen. Einige Male völlig ruinirt, dann wieder immer durch glückliche Zufälle aus den peinlichſten Lagen gerettet, Beſitzer von Herrſchaften, doch immer ohne Geld, kannte Palffy in vollem Maße des Lebens Höhen und Abgründe. Es war in ſeinem Charakter ein ſeltſames Gemiſch von Eitelkeit und Gutmüthigkeit, Spekulationsgeiſt und gedankenloſer Verſchwendungsſucht, Kunſtſinn und Geſchmackloſigkeit. Wer ihn als glänzenden Magnaten, als großmüthigen Mäcen und freigebigen Kavalier, dann wieder am Spieltiſch, wo es oft in einer Nacht ſeiner ganzen Exiſtenz galt, ſah, oder ihn in ſeiner zierlich eingerichteten Villa zu Hernals beſuchte, konnte ſich eines Gefühls der Sympathie, wie des Bedauerns nicht entwehren, daß ſo viele nicht zu läugnende, ſchätzbare Eigenſchaften in einer wie zum Syſtem erhobenen Grundſatzloſigkeit, in einem ganz unglaublichen Leichtſinne untergingen. Palffy, der viele Freunde, nur wenige zählte, die ihm grollen konnten, endete 1842 in Dürftigkeit ein ebenſo geräuſchvolles, als doch wohl größtentheils nutzlos vollbrachtes Leben.

Der Fürſt Metternich hatte das Buoliſche Haus in Baden angekauft, wo er dieſen Sommer mit ſeiner Familie zubrachte. Auch hier verſammelte er täglich viele Gäſte um ſich, und nach der Rückkehr in die Stadt wurde ihm im Oktober ein Sohn geboren, den man nach ſeinem Taufpathen, dem Fürſten Eſterhazy, Paul nannte.

Im Herbſte machte ich zwei Ausflüge nach benachbarten Städten, von denen ich verſchiedene Eindrücke zurücknahm. Am 8. Sept. hatten die Flammen einen großen Theil von Wiener-Neuſtadt verzehrt; das Elend war ebenſo groß, als die der Schweſterſtadt geleiſtete Hülfe raſch und ergiebig. — Gegen Ende deſſelben Monats fand in Eiſenſtadt die feierliche Inſtallation

des Fürſten Paul Eſterhazy als Obergeſpan des Comitats ſtatt.*) Es war ein ebenſo anziehendes als glänzendes Schauſpiel mit all' dem eigenthümlichen Gepränge, mit den ſich auf ihren Pferden tummelnden Magnaten, den überaus originellen Trachten und belebten Volksfeſten. Drei Tage dauerte dieſes ſeltene Feſt, und nie ſah man Eiſenſtadt mit ſeinen Erinnerungen an Haydn, mit ſeinen wundervollen Parkanlagen volkreicher, belebter. Während die Croaten um den am Spieße gebratenen ganzen Ochſen tanzten, aus den mit Wein gefüllten Brunnen tranken und ſich dabei blutig ſchlugen, lud das Orcheſter von Strauß die feinere Welt zum Balle ein; hier ſah man das Waſſerfeuerwerk, dort drängte man ſich zum ungariſchen Schauſpiele, und eine Rieſentafel nahm die ungeheuere Zahl von Gäſten auf, die an einem Tage bis zu 800 ſtieg. Begierig, wie ſich die Küchenanſtalten bei ſolchen Gelagen ausnehmen, betrat ich mit einem Collegen die unterirdiſchen, unabſehbaren Gewölbe, in denen große Rührigkeit herrſchte. Voll Erſtaunen über dieſe ziſchenden, dampfenden und hellauflodernden Elemente bemerkten wir Anfangs das leiſe Gemurmel nicht, mit dem uns das Küchenperſonal empfing. Ein „Chef" gab endlich dieſen Gefühlen der Entrüſtung Ausdruck, indem er zu uns herantretend ſprach: „Haben denn die Herren ſo wenig Achtung vor der hochfürſtlichen Küche, daß ſie ihre Hüte aufbehalten?" — Wir entſchuldigten uns mit Unkenntniß der Etiquette des Küchenherdes, fügten jedoch bei, daß, wo ſo viele Köche und Marmitons ihre blendend weißen Mützen trügen, wir geglaubt hätten, auch unſere ſchwarzen Cylinder aufbehalten zu dürfen.

Zwei große Heereslager in dieſem Sommer zeigten einen erfreulichen Fortſchritt in der kaiſerlichen Armee. Das eine, bei Turas in Mähren, beſuchte der Kaiſer ſelbſt — es war das letzte militäriſche Schauſpiel, dem er beiwohnte. Das zweite,

*) Erinnerungsbl. S. 86.

weit belebter und von dem ſich ſtets verjüngenden Geiſte Radetzky's beſeelt, fand bei Verona ſtatt, und zog viele Fremde an.

Niemand kann dem Schickſale entgehen, wenigſtens zweimal von ſich ſprechen zu machen: bei der Verlobung und nach dem Tode. So gaben denn auch in der höheren Geſellſchaft Wiens Vermählungen und Teſtamente reichlichen Stoff zur Unterhaltung. Die uralte Gräfin Fekete hielt ein eigenes Verzeichniß von jungen Herren und heirathsfähigen Comteſſen; ſie reihte ſie da nach ihrer Idee auf dem Papiere, wie im Cotillon zuſammen, und war ärgerlich über jede Störung, die ihre Leporello-Liſte erlitt. Ebenſo ſammelte ſie Teſtamente, wo ſie ſie nur finden konnte, und deren Abſchriften ſie oft theuer bezahlte. Dieſe merkwürdige Frau, von der man nur wußte, daß ſie die Tochter eines Grafen Eſterhazy, der vor hundert Jahren kaiſerlicher Geſandter in Dresden war, hatte keine Zeitgenoſſen mehr, die ihr das Alter nachrechnen konnten. Dennoch trieb ſie ſich eher einer böſen Fee, als einer Eheſtifterin ähnlich, kneifend und klappernd, auf einen Krückenſtock geſtützt, in den Salons umher, war ſehr empfindlich, wenn ſie nicht überall, ſelbſt auf Bälle, eingeladen war, und machte ſeit undenklicher Zeit jeden Abend regelmäßig ihre Partie L'hombre, zu der ſich die Eingeladenen in ein Buch eintragen, und ſich Wochen vorher verpflichten mußten, am beſtimmten Tage mit ihr zu ſpielen. Sie bezahlte dabei nur immer mit kleinen Papierſtreifen, auf denen ſie die Verluſtſumme mit einem galgenartigen F verzeichnete. —

Ungewöhnliches Aufſehen erregte zu jener Zeit die letztwillige Beſtimmung der Gräfin E. Palffy-de Ligne, welche, mit Umgehung ihrer nächſten Verwandten, ihren Geſchäftsmann, den ungariſchen Advokaten Udvarnoky, zum Haupterben einſetzte. Man konnte ſich dieſe Laune der ſo vortrefflichen Frau nur dadurch erklären, daß das Teſtament erſchlichen war, und der Rechtsſtreit

endete mit einem Vergleiche, bei dem der Erbe mehr an Achtung einbüßte, als er an Vermögen gewann.

Was nun die ſtets offene große Frage der Heirathen betrifft, ſo ſah ich deren in höheren Kreiſen Wiens eine lange Reihe abſchließen. Einige fand man ganz in der Ordnung und ſprach nicht viel darüber, andere ſetzten alle Zungen in Bewegung, wurden oft der Anlaß bedeutender Wetten, und wieder andere fanden heftigen Widerſpruch vor oder Tadel nach der Vollziehung. Verbindungen mit Ausländern waren ſelten, doch vermählten ſich einige Diplomaten. Unter vielen Heirathen aus den 1830er Jahren will ich nur einige hervorheben, auf welche obige Bemerkungen mehr oder weniger paſſen; ſo die Vermählung des Fürſten Aloys Lichtenſtein mit der ſchönen Gräfin F. Kinsky, des Fürſten Paar mit der Fürſtin Ida Lichtenſtein, des Fürſten F. Brezenheim mit der Fürſtin Karoline Schwarzenberg, des Grafen N. Eſterhazy mit der Gräfin M. Plettenberg, des Fürſten C. Oettingen-Wallerſtein mit der Gräfin J. Dietrichſtein, des Grafen Grünne mit der Gräfin C. Trauttmannsdorf, des Grafen Stephan Szechenyi mit der reizenden Wittwe Creſcenz Zichy-Seilern, des Fürſten Fr. Taxis mit der Gräfin A. Bathiany, des Grafen Redern mit der Fürſtin Victoire Odescalchi, des Fürſten Lobkowitz mit der hübſchen Gräfin C. Wrbna, des Grafen Arco mit der Gräfin J. Pallavicini u. a. m.

Lebhafte Theilnahme erregte aber vor Allem, auch in weiteren Kreiſen, die Verbindung des Fürſten Adolph von Schwarzenberg mit der Tochter des tapferen Fürſten Moritz und der Leopoldine von Lichtenſtein-Eſterhazy. Die Vermählung fand im Mai 1830 in der Hauskapelle Eſterhazy's ſtatt, und die fürſtliche Braut (Lorchen) glich ſelbſt einer friſch aufblühenden Mairoſenknoſpe, lebensfroh, voll heiterer Laune. Der Fürſt, ernſt, mit der umſichtigen Verwaltung ſeiner ausgedehnten Herrſchaften beſchäftigt, war einfach, anſpruchslos; nichts ſchien dem Glück einer

unter ſo günſtigen Verhältniſſen abgeſchloſſenen Ehe entgegentreten zu ſollen; allgemein freute man ſich der Vereinigung zwei ſo beliebter und berühmter Familiennamen.

Durch das Eintreffen Saphir's in Wien erhielt die Tageslitteratur eine andere Richtung; die ſchwerfällige, langweilige Kritik wurde durch die hellleuchtenden Witzesfunken jenes Humoriſten aus ihrer Lethargie geweckt, und alſobald entſpann ſich, wie allenthalben, wo dieſer — Blauſtein noch erſchienen, ein Federkrieg, der nicht ſelten in handgreiflichere Thätlichkeiten überging. Es riß nun ein bitterer Ton der Polemik ein, und wenn es auch nur Wenige gab, die ſich dem gefürchteten Kritiker anſchloſſen, ſo waren doch alle ſeine Gegner, vereint, nicht im Stande, es mit Saphir's ſpitzen Waffen aufzunehmen. Ich habe ihn oft geſehen, viel und gerne gehört, doch mich in ſeiner Nähe, ſelbſt bei ſeinen ergötzlichen Vorträgen, nie eines unheimlichen Gefühls erwehren können. Mit ſeiner äußeren Erſcheinung, der eines wahrhaften Satyr ähnlich, verband ſich eine in Gift getauchte Feder, von der man nicht nur wußte, daß ſie ſchonungslos, geifernd, gefährlich, ſondern daß ſie auch vor Allem käuflich war und der Meiſtbietende immer ſicher auf Saphir's Lob oder zum mindeſten ſeine Nachſicht rechnen konnte. Mit ſeinem überwiegenden Geiſt und unübertroffenen Witz, ſeiner echt ..... Unverſchämtheit beherrſchte er durch 20 Jahre das Feld der Wiener Kritik, gab Vorleſungen, veranſtaltete zahlloſe Concerte zu ſeinem und anderer — Bedürftigen Beſten. Oft mit Geld, noch öfter mit Gefängniß beſtraft, bat er ſich da ſtets als Koſt ein Gericht mit „gedämpfter Zunge" aus. Er erheiterte, ärgerte, verletzte, vergriff ſich am Heiligſten, und ſchwieg nur, wo er beſtochen war, hatte die Lacher aber meiſt auf ſeiner Seite, zahlloſen Feinden gegenüber jedoch keinen Freund. Selbſt ſeine entſchiedenſten Anhänger verſicherten, daß es ganz

unmöglich ſei, ſich mit Saphir in die Länge zu vertragen. Dennoch war ſein unbeſtreitbares Talent von überraſchend ſeltener Art; es entquoll ihm ein unverſieglicher Born von Witz, Laune und Geiſt. Wie er aber nie mit ſeiner Kaſſe Haus hielt, warf er auch mit vollen Händen ſeine poetiſchen Gaben, ſeine drolligen Einfälle hinaus; Hunderte von Dichtern und Humoriſten hätten reichlich davon zehren können. Weniger als ſeine geiſtvollen Aufſätze, treffenden Wortſpiele und gelungenen Kritiken befriedigten, mit wenigen Ausnahmen, ſeine Gedichte, bei denen er es mit der deutſchen Sprache nicht immer ſehr genau nahm. Mitten unter unzähligen Fehden ereilte ihn im 64. Jahre (1854) der Tod in Baden, wo er ſich immer gerne aufhielt.

Der Winter 1834/35 verfloß in den gewohnten geſelligen Unterhaltungen. Nach dem Tode der Frau v. Tatiſtcheff hatten ſich von Zeit zu Zeit deſſen beide Nichten, — Uruſow — die reizende Blondine Fürſtin S. Radziwill und die Gräfin M. Muſchin-Puſchkin mit der Gräfin Julie Apraxin in die honneurs des Botſchaftshotels getheilt. Fürſt A. Gortſchakoff, damals erſter Rath, freite ſpäter um die Hand der geiſtvollen Wittwe Muſchin-Puſchkin.

Das Burgtheater, immer ausgezeichnet und beſucht, Karl mit ſeinen komiſchen Elementen an der Wien ſetzten ihre beliebten Leiſtungen fort; nur das Opernhaus blieb zur Verzweiflung ſeiner Freunde immerwährend zurück, und ſelbſt das ſonſt ſo beſcheidene Joſephſtädter Theater wagte es, jene Lücke auszufüllen, neue Opern aufzuführen. Ueberdieß gingen aber jener vernachläſſigten Bühne noch zwei weitere Glücksſterne auf. Holtey hatte ſeine allerliebſten Singſpiele dahin verpflanzt, eine bisher unbekannte Gattung, welche in anziehender Weiſe die franzöſiſchen Vaudevilles erſetzten und in witzigen Liedern wie feinem Dialog raſch zu großer

Beliebtheit gelangten. Eine ungleich mächtigere Wirkung brachte aber dort Raimund mit seinem unvergleichlichen „Verschwender“ hervor. Die vielen sich unausgesetzt folgenden, stets überfüllten Vorstellungen wurden nur durch die Abreise des Verfassers unterbrochen, der wie früher als Aschenmann, nun als Tischler im Hobelliede so wehmüthig „der Welt Ade sagte“.

Im Februar 1835 wurde durch den Nuntius Ostini in dessen Kapelle die Trauung des Grafen M. Sandor mit der Fürstin Leontine Metternich vollzogen. Graf Ed. Clam-Gallas und ich geleiteten die Braut zum Altar. Leontine hatte durch Geburt, gebildeten Geist, Reichthum und gesellschaftliche Stellung allen Anspruch auf irdisches Glück; dennoch fand sie es nicht in diesen äußeren Vorzügen. Ruhig nahm sie die Genüsse des Lebens auf und setzte den vielfachen Widerwärtigkeiten und Prüfungen ihrer Ehe stillen Schmerz, ein Gott ergebenes Gemüth entgegen. Ein entschiedenes, seltenes Merkmal in dem Charakter dieser edlen Frau war, daß sie jeder Regung von Eitelkeit fremd blieb. Scheinbar immer gleich heiter, äußerlich selbst kalt, fühlte sie doch tief, und wahrhafte Frömmigkeit durchdrang unbemerkt ihr Innerstes. Sie war einer reinen Perle zu vergleichen, deren wahren Werth nur die ihr zunächst Stehenden erkennen konnten.

Das wichtigste Ereigniß war für Oesterreich in diesem Jahre der Tod des Kaisers Franz.

Ende Februar wurde dieser Monarch, wie gewöhnlich immer zu jener Jahreszeit, von einem entzündlichen Husten befallen, dem er, nach weniger glücklichem Verlaufe als vor 9 Jahren, in der Nacht vom 1. auf den 2. März unterlag. Der Kaiser stand im 68. Jahre und starb gerade an dem Tage, an dem er vor 43 Jahren den Thron bestiegen hatte.*) Nie ging ein Regentenwechsel

*) Erinnerungsbl. S. 9.

in größerer Ruhe und Stille vorüber. Einige Handbillete des Nachfolgers, Kaiſer Ferdinand, beſtimmten, daß vorerſt Alles bei'm Alten zu verbleiben habe. Die Truppen ſchwuren den Fahneneid, die Miniſter wurden verpflichtet u. ſ. w. Die kaiſerliche Leiche ward einige Tage in der Burgkapelle ausgeſtellt und den 7. März Mittags einfach und geräuſchlos in der Gruft der Kapuziner beigeſetzt. Gewöhnlich hatte man ſich bei ſolchen Anläſſen eines Todtenwagens, mit rothbraunem Saffian ausgeſchlagen, bedient. Der Kaiſer wurde in einem großen, ſchwarz drapirten, ſchön und reich in Holz geſchnitzten Wagen beſtattet.

Mit Kaiſer Franz ſtarb der letzte der römiſchen Kaiſer deutſcher Nation, deſſen Bild den letzten leeren Raum in dem Römerſaale zu Frankfurt ausfüllte. Mit deſſen Tode iſt aber auch ein ernſter, hochwichtiger Abſchnitt in Oeſterreichs Geſchichte geſchloſſen. Des Kaiſers Regierung theilt ſich in zwei ſcharf getrennte Hälften: zwanzig Jahre verheerender Kriege, denen wieder ebenſo viele Jahre des Friedens, der Ruhe und des ſteigenden Wohlſtandes folgten. Erſt einer ſpäteren Nachwelt wird es vorbehalten bleiben müſſen, die Verdienſte eines Fürſten gehörig zu würdigen, der zu ſeinen Lebzeiten gerecht, anſpruchslos und wahrhaft populär, wie noch ſelten ein Monarch, von der jetzigen Generation vielfach verkannt, in ſeinem Wirken wie in ſeinem Charakter angegriffen, anders beurtheilt wird, als früher. Es iſt die Partei, welche Alles in Staub zieht, was nicht ihre Götzen anbetet, die es wagte, ſich an dem hehren Bilde des Kaiſers zu vergreifen. Mehr als ſeine Perſon wurde ſein Syſtem angefeindet; wer mochte es ihm aber gar ſo ſehr verargen, wenn er, im Rückblick auf die franzöſiſche Revolution und jene 20 Jammerjahre, ſeine Dynaſtie vor den Stürmen bewahren wollte, welche die Könige in Frankreich, Schweden, Spanien, Portugal, Neapel, den Niederlanden heimſuchten; wenn er, im Angeſicht der Aufſtände in Italien, Polen, Griechenland und der Schweiz, bemüht war, in ſeiner Monarchie

Ordnung und innere Ruhe zu erhalten? Man hörte vielfach äußern, der Tod des Kaisers habe nicht den tiefen Eindruck, die allgemeine Trauer hervorgerufen, wie man erwarten konnte. Ich theile als Augenzeuge dieses Ereignisses diese Ansicht nicht. Freilich wiederholten sich nicht die rührenden Scenen, wie bei der Krankheit 1826; man hatte sich bei dem zunehmenden Alter des Kaisers mehr an den Gedanken gewöhnt, ihn zu verlieren; die Stimmung war daher mehr gedrückt, als aufgeregt, und der Schmerz bei seinem Ableben um so allgemeiner und ungeheuchelter, als man sich bei dieser Veränderung nicht allzu großen Hoffnungen für die Zukunft überlassen durfte. Das Stillschweigen, welches sein Grab umgab, war die Bestätigung einer öfteren Erfahrung in der Geschichte. Unmittelbar nach dem Tode selbst großer Fürsten verstummen gewöhnlich Schmeichler und Freunde, Gegner haben nichts mehr zu befürchten, zu bekämpfen. Sahen wir nicht Napoleon in seinem lebendigen Grabe auf St. Helena schon von der Mitwelt vergessen? Nicht besser erging es den drei Stiftern der gegen Frankreich gerichteten heiligen Allianz: Alexander entschlummerte auf geheimnißvolle Weise in einem entlegenen Winkel der Erde, der Kaiser Franz starb in der Mitte seiner ihm stets mit Liebe und Anhänglichkeit ergebenen Wiener, der König von Preußen hochverehrt im Schlosse zu Berlin — und dennoch, wie bald verhallte ihr Nachruhm! Wer endlich spricht noch von Ludwig Philipp, dessen Leben oder Tod durch so viele Jahre eine Frage des Weltfriedens war, und der zuletzt einsam in der Verbannung starb? Dennoch, ist das Urtheil der Nachwelt über den Kaiser Franz einmal reif, wird sein Andenken bei derselben dankbar und lebendiger fortdauern, als in den „trockenen Jahrbüchern der Geschichte".

In Ermangelung von Thatsachen hielt man sich an Gerüchte — einige der abgeschmacktesten Art. So hieß es: alle bisherigen Minister würden entlassen, eine Verfassung gegeben

werden, Erzherzog Karl die Leitung der Geſchäfte übernehmen u. dgl. m. Bald zeigte ſich, wie ungegründet dieſe Vorausſetzungen waren, und man erzählte, daß Kaiſer Ferdinand, einem ſeinem Vater gegebenen Verſprechen treu, die ſeitherigen Männer des Vertrauens beibehalten, weder in der Politik, noch in der inneren Verwaltung erhebliche Veränderungen eintreten laſſen werde. So geſchah es, daß ſich, wie von ſelbſt, eine Art von Oligarchie bildete, an deren Spitze Erzherzog Ludwig, dem Fürſt Metternich und Graf Kollowrat zur Seite ſtanden. Klagte man ſchon früher über Mangel an tüchtigen Organen, ſo machte ſich jetzt dieſe Seltenheit an fähigen Regierungsbeamten noch fühlbarer, und ſo verſuchte man denn die immer ſchwerer zu leitende Staatsmaſchine fortzuführen, bis ſie endlich völlig ſtille ſtand. Die wunde Stelle Oeſterreichs wurde, wie früher, auch jetzt nicht geheilt; vergebens hatten ſich die Grafen Nadasdy und Klebelsberg, ſowie Eichhof bemüht, den erſchöpften Finanzen aufzuhelfen; ſie traten nach der Reihe zurück, und man behalf ſich wie man konnte. Von den Angeſtellten aus dem höheren Adel nannte man den Grafen Kollowrat, den Fürſten Aug. Lobkowitz die begabteſten; ihnen ſchloß ſich in der Armee der gewandte Graf Clam-Martinitz an, welcher auch ſofort zum Generaladjutanten des neuen Monarchen ernannt wurde. Graf Chotek in Böhmen, Graf Revizky in Ungarn, Graf Hartig in Mailand waren an der Spitze der Geſchäfte dieſer Kronländer. Graf Kollowrat aber, der eigentliche Leiter des Innern, war ein adeliger Büreaukrat, reich, unabhängig, mit ſcharfem Verſtand und feſtem Willen. Er gehörte jener Klaſſe von Staatsmännern an, die, von der Allgewalt der Regierung überzeugt, dennoch gerne liberalen Doktrinen huldigen, ſo lange ſie dieſelben nicht ſelbſt geniren. — Am empfindlichſten wurde jedoch der Verluſt des Kaiſers Franz in dem ſo ſchönen und einigen Familienkreiſe der Hofburg gefühlt. Nichts vermochte die Leere zu erſetzen, welche der Tod dieſes ehrwürdigen Mittelpunktes, um

den sich täglich Kinder und Enkel schaarten, zurückgelassen. Tief beklagte die treue Pflegerin und Gefährtin einen Gemahl, von dem sie sich während 18 Jahren nie getrennt hatte. Schon einige Wochen nachher erneuerte wieder das Ableben eines anderen Mitgliedes der kaiserlichen Familie jenen Schmerz. Der so beliebte Erzherzog Anton starb nach kurzer, gleichfalls entzündlicher Krankheit. Endlich erscholl eine andere Trauerbotschaft aus weiter Ferne: es war der Herzog August von Leuchtenberg, kaum erst mit der jungen Enkelin des Kaisers, Donna Maria von Portugal, vermählt, einem kurzen Leiden erlegen.

Während der ersten Wochen waren Theater und alle öffentlichen Vergnügungsorte geschlossen; in den Kirchen fanden Trauergottesdienste statt, und überaus erhebend war die Feier, welche zum Gedächtnisse des Monarchen durch drei Tage in der schwarzbehangenen, durch Tausende von Kerzen erleuchteten Augustiner-Hofkirche begangen wurde. Der ganze Hof, die Minister, die Generalität, das diplomatische Corps wohnten ihr in tiefer Trauer bei, und schauerlich erschallten die erhabenen Töne von Mozart's Requiem durch die weiten Hallen.

Wie gewöhnlich bei solchen Anlässen wurden an alle Höfe außerordentliche Botschafter gesendet und von jenen nach Wien erwiedert. Ich füge zur Erinnerung das Verzeichniß dieser Missionen sowie der damals bei dem k. k. Hofe beglaubigten Gesandten in der Anlage bei. Es tritt uns aus dieser Liste eine Reihe schöner, berühmter Namen entgegen; die ersten Geschlechter der Monarchie wie anderer Länder sind darin vertreten, und Diplomaten mit Namen von gutem Klange, bekannte Krieger, wie Wrede, Schlick, Orloff, Tettenborn u. a. Eine freudige Ueberraschung rief die Ankunft des ritterlichen Prinzen Wilhelm von Preußen hervor, der von seinem königlichen Vater beauftragt war, den Ausdruck des Schmerzes über den Tod des zweiten Monarchen der heiligen Allianz nach Wien zu überbringen. Auch

der Kronprinz von Bayern, der Herzog von Lucca, der Prinz Emil von Heſſen, zufällig in Wien anweſend, waren Zeugen des Thronwechſels. Der junge Herzog von Cambridge war ſpäter noch erſchienen. Es war eine, wenn gleich traurige, doch ungemein belebte Zeit und pfeilſchnell ging ſie vorüber.

Es wurden nun große Vorbereitungen zur Huldigung der öſterreichiſchen Stände im April getroffen. Aus allen Kronländern trafen Abgeordnete ein, vor allen die Ungarn, welche ihren ſchon früher gekrönten König Ferdinand V. durch eine überaus glänzende Deputation begrüßen ließen. Man begegnete auf den Straßen den bunteſten, oft ſo maleriſchen Trachten aus den ſlaviſchen und den Gebirgsländern. Nicht ohne Rührung ſah ich da den ehrwürdigen Fürſt-Biſchof von Brixen an der Spitze der Südtyroler. Er hatte mich vor 36 Jahren als Stadtpfarrer (Dr. Galura) in Freiburg getauft.

Eine Urlaubsreiſe nach Hauſe hinderte mich, der Huldigungsfeier ſelbſt anzuwohnen; ich war ſo glücklich, bei der mit Fremden überfüllten Stadt während jener Abweſenheit dem Fürſten von Fürſtenberg meine Wohnung überlaſſen zu können.

Nach meiner Rückkehr brachte ich den Sommer in Hitzing, und zwar als Geſchäftsträger zu, da Tettenborn eine längere Badereiſe unternommen. Zwei Ereigniſſe beſchäftigten die Neugierde der Wiener — eine italieniſche Oper, deren Genuß in Verbindung des ſich ſtets gleich gut gebliebenen Chors und Orcheſters man ſeit ſechs Jahren entbehrt hatte und deren Leiſtungen mit der Tadolini, den Sängern Poggi, Frezzolini u. a. befriedigten — und dann die erſte große Induſtrieausſtellung. Es wurde dazu die k. k. Reitſchule benützt, und man war ebenſo ſehr über den Reichthum, als die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände erſtaunt. Der Reiz der Neuheit, die geſchmackvolle Einrichtung zogen beinahe noch mehr an, als die ausgeſtellten Waaren ſelbſt, und man freute ſich dieſes gelungenen Verſuches, welcher freilich

mit den ſpäteren Weltausſtellungen in London und Paris keinen Vergleich hätte aushalten können.

An einem der letzten Julitage war ich mit dem franzöſiſchen Geſchäftsträger, Grafen H. Larochefaucault, in der Stadt bei dem Fürſten Metternich zu Tiſche gebeten, als ein Kabinetscourier aus Paris gemeldet wurde. Er trat ſtaubbedeckt ein und brachte die erſchütternde Nachricht von dem Attentate Fieſchi's. Unter den Opfern fanden wir auch zu unſerer peinlichen Ueberraſchung einen früher in Wien wohlbekannten Offizier, Villate, Adjutanten Maiſon's. Dieſer furchtbare Mordanſchlag war mehreren weniger blutigen Verbrechen dieſer Art gefolgt und hatte wieder eine durch ganz Frankreich zitternde Bewegung hervorgerufen, von Unterſuchungen, Hinrichtungen, Aufruhrgeſchrei u. dgl. begleitet. In Spanien zog ſich der Bürgerkrieg unter abwechſelndem Erfolge fort; in England und Portugal Parteikämpfe; an vielen Orten immer noch zuckende Blitze.

In Töplitz begegneten ſich die Kaiſer Ferdinand und Nikolaus und der König von Preußen. Auch mehrere deutſche Fürſten fanden ſich dort ein. Fürſt Metternich mit einer ganzen Schaar von Diplomaten fehlte gleichfalls nicht. Mit den politiſchen Beſprechungen verbanden ſich Truppenübungen und die feierliche Enthüllung des Denkmals auf dem Schlachtfelde von Culm. Von da ging es nach Prag, wo ſich wieder ein Hof- und militäriſches Feſt an das andere reihte. Von hier aus hatte der Czar jene ſchnelle Reiſe nach Wien unternommen, wo er plötzlich eines Morgens, mit dem Schlüſſel des Kabinets Tatiſcheff's in der Taſche, unerwartet im Botſchaftshotel erſchien, um die Kaiſerin-Wittwe zu ſehen, ſein Gebet am Sarge des Bundesgenoſſen zu verrichten und dann nach 24 Stunden ebenſo ſchnell wieder nach Prag zurückzukehren.*)

*) Erinnerungsbl. S. 87.

Im Oktober war an die Stelle des Herrn v. Türkheim der ſeitherige Bundestagsgeſandte v. Blittersdorf zum Staatsminiſter des großherzoglichen Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden. Dieſe Veränderung führte auch meine Entfernung aus Wien herbei, und ich trat zum zweiten Male die Reiſe in's Vaterland in dieſem Jahre an.

Außerordentliche Sendungen an den Wiener Hof

zur Zeit des Todes des Kaiſers Franz, März 1835, und die vom Kaiſer Ferdinand an die auswärtigen Höfe geſchickten Botſchafter.

Von Wien	Nach Wien
nach Rom: Graf St. Zichy.	von Rom: Mſgr. della Genga.
„ Berlin: Fürſt Ad. Schwarzenberg.	„ Berlin: Prinz Wilhelm von Preußen.
„ St. Petersburg: Fürſt K. Lichtenſtein.	„ St. Petersburg: Graf A. Orloff.
„ Paris: Alf. Fürſt Schönburg.	„ Paris: Graf Rohan Chabot.
„ London: Fürſt Al. Lichtenſtein.	„ London: Sir Ch. Bagot.
„ Turin: Fürſt Rud. Kinsky.	„ Turin: Mis. Spinola.
„ Haag: Fürſt Palffy.	„ Haag: General v. Fagel.
„ Kopenhagen u. Stockholm: Graf Joſ. Eſterhazy.	„ Kopenhagen: Gl. v. Löwenſtern.
„ Brüſſel: Graf P. Eſterhazy.	„ Brüſſel: Graf H. v. Merode.
„ München: „ Stuttgart: „ Karlsruhe: „ Darmſtadt: — Gl. Gr. Ceceopieri.	„ München: Fürſt Wrede. „ Stuttgart: Fürſt Hohenlohe. „ Karlsruhe: Gl. v. Stokhorn. „ Darmſtadt: Fürſt Solms.
„ Kaſſel: „ Dresden: „ Weimar ꝛc.: — Gl. P. Eſterhazy.	„ Kaſſel: Gl. v. Lepel. „ Dresden: Gl. v. Minkwitz. „ Weimar: v. Bitzthum.
„ Oldenburg: „ Mecklenburg: — Gl. Gr. Schlick.	„ Oldenburg: Gl. v. Rennenkampf. „ Mecklenburg: Gl. v. Boddien.

Anlage B. zur Seite 306.

Diplomatiſches Corps in Wien (März 1835).

Rom: Mſgr. Oſtini, Nuntius.

Rußland: Bailli v. Latiſtcheff. Fürſt Alex. Gortſchakoff.

England: Sir Fr. Lamb.

Frankreich: Marquis v. St. Aulaire.

Preußen: Graf Mortimer Malzahn.

Beide Sicilien: Mis. Gagliati.

Sardinien: Mis. v. Sambuy.

Spanien: Graf Alcudia. (?)

Portugal: v. Villaſecca. (?)

Schweden: Graf Löwenhielm.

Dänemark: Gl. v. Löwenſtern.

Niederlande: Baron Mollerus.

Belgien: Hr. v. O'ſullivan.

Türkei: Hr. v. Maurogeny.

Lucca: Hr. v. Oſtini.

Schweiz: Hr. v. Effinger.

Deutſche Bundesſtaaten:

Bayern: Baron Lerchenfeld.

Württemberg: Hr. v. Blomberg.

Hannover: Baron Bodenhauſen.

Sachſen: Baron Uechtriz.

Baden: Gl. v. Tettenborn.

Kaſſel: v. Steuber.

Darmſtadt: Fürſt A. Wittgenſtein.

Weimar: v. Grieſinger.

Sächſiſche Häuſer: v. Borſch.

Braunſchweig: v. Erſtenberg.

Oldenburg u. ſ. w.: v. Philippsborn.

Freie Städte: v. Graffen.

Mein Tagebuch.

Auszüge

aus Aufſchreibungen der Jahre 1811 bis 1861

zuſammengeſtellt

von

Franz Freiherrn von Andlaw.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1862.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Neunter Abſchnitt (1835 — 1838) 1

Karlsruhe. Miniſter v. Blittersdorf. Louis Napoleon in Straßburg. Fürſtliche Vermählung in Darmſtadt. Der großherzogliche Hof und die Geſellſchaft in Karlsruhe. Zea-Bermudez. Skizzen. Kunſt und Geſchäftsleben. Theater. Roſſini. Politiſche Begebenheiten. Mein dreimaliger Aufenthalt als Rheinſchifffahrtscommiſſär in Mainz. Der dortige Hof und fürſtliche Beſuche. Gräfin Naumburg. Oberſt v. Radowitz. Badiſche Ständeverſammlung 1837. Karl v. Hügel. Die badiſchen Eiſenbahnen und Miniſter Winter. Meine Ernennung zum Geſchäftsträger nach München.

Zehnter Abſchnitt (1838 — 1843) 15

München. Ueberſicht. Der König. 1838. Aeußere und innere Politik. Diplomatiſches Corps. Hohe Gäſte. Die ruſſiſchen Majeſtäten in Kreuth. Die Königin Karoline in Tegernſee. Fr. v. Krüdener. Lager von Augsburg. Großherzogin Stephanie von Baden. Kronprinz von Dänemark. Fremde. Auswärtige Ereigniſſe. 1839. Winter- und Kunſtgenüſſe. Großfürſt

Seite

Thronfolger. Ausflüge. Eisenbahnen. 1840. Ständeversamm-
lung. Abel und Fürst Wallerstein. Duell. Großherzog Leopold
von Baden in München. Hohenschwangau und Oberammergau.
Possenhofen. Reise. Dresden. Königswarth. Fürst Pückler.
Ischl. Großherzogin Sophie von Baden. Gesellschaft. Gegend.
Tegernsee. Gäste. Graf Chambord. Kriegslärm. Orient.
1841. Politische Betrachtungen. Die Großfürstin Marie und
der Herzog M. v. Leuchtenberg. Griechenland. Maurocordato.
Die Königin Amalie. Tyroler Reise. Tod der Königin Karoline.
Die beiden Großherzoginnen von Baden. d'Arlincourt. Fürst
Metternich und Fremde. Trauer. 1842. Msgr. Viale und
Mlle. Pallavicini. Vermählung. Modena. Kissingen. Wei-
mar. Berlin. Dresden. Königswarth. Vermählung des Kron-
prinzen. Walhalla. Die beiden badischen Prinzen. 1843.
Landtag. Fürst Leiningen. Abschied von München.

Elfter Abschnitt (1843 — 1846) 54

Paris. Uebersicht. Audienz bei Louis Philipp. Innere und
äußere Politik. Tod Bernadotte's. Skizzen aus dem diplo-
matischen Corps. Hohe Besuche und berühmte Fremde.
A. v. Humboldt u. A. Geselligkeit. Salon des Prinzen Paul
von Württemberg. Rothschild und Thorn. Die Familie Mont-
léar. Der Faubourg St. Germain. Schriftsteller und Künstler.
Sehenswürdigkeiten. Industrieausstellung. Ausflüge. Zwei
Reisen nach England und Belgien. Aachen und der
Rhein. Königin Victoria. Meine Abberufung von Paris
und Krankheit. Politische Betrachtungen. Rückkehr nach
Karlsruhe. Ernennung nach Wien.

Zwölfter Abschnitt (1846 — 1848) 98

Wien. Audienz bei'm Kaiser Ferdinand. Diplomatisches Corps.
Reisen. Bükv in Preßburg. Erzherzog Stephan in Pesth. Hohe
Gäste in Wien. Großfürstin Helene. Die Familie Milosch-Obreno-

Seite

witsch. Der kaiserliche Hof und die Aristokratie. Drei Gesandtenfamilien. Der Palast Lichtenstein. Oeffentliche Belustigungen. Theater. Jenny Lind. Hebbel. Die Akademie der Wissenschaften. Hammer. Vier Todesfälle in der kaiserlichen Familie. Marie Louise. Trauung der Erzherzogin Elisabeth. Palatinswahl. Erzherzog Stephan und Ungarn. Politische Tagesereignisse. Das österreichische Regierungssystem. Die Minister. Ahnungen und Vorzeichen. Der 24. Februar. Fürstin J. Lichtenstein. Hofball. Ende der alten Zeit.

Dreizehnter Abschnitt (1848 — 1851) 124

Der 13. März. Flucht des Fürsten Metternich. Die neuen Zustände. Ungarn, Italien. Die Verfassung vom 25. April. Die Maitage. Der kaiserliche Hof in Innsbruck. Deputationen. Auftritte. Das ungarische Ministerium und die Revolution. Flucht des Palatins. Der österreichische Reichstag. Die Oktober-Schreckenstage. Die Belagerung Wiens. Die Flucht nach Olmütz. Kaiser Franz Joseph. Uebersichtliche Zusammenstellung der politischen Ereignisse des Jahres 1848. Fürst Felix Schwarzenberg. Graf Franz Stadion. Dr. Alex. Bach. Der ungarische Feldzug. Die Schlacht von Novara. Die Reichsverfassung. Die deutsche Königswahl in Frankfurt. Der Aufruhr in Baden. Die russische Intervention in Ungarn. Die Einnahme Roms. Der Fall Venedigs. Radetzky in Wien. Die österreichische Armee. Politische Betrachtungen. Die deutsche Frage. Erfurt und Berlin. Holstein und Kurhessen. Radowitz. Zustände in Baden. Ein Brief Metternich's. Zusammenkunft in Bregenz. Meine Mission in Wien. Der Vertrag von Olmütz. Die Dresdener Konferenzen. Wiederanstellung und Rückkehr nach Wien.

Vierzehnter Abschnitt (1851 — 1856) 165

Wien. Oesterreichische Politik, Finanzen und Armee. Reisen des Kaisers. Hohe Gäste in Wien. Ausflug nach Mähren. Aufenthalt

Seite

in Ischl. Die Prinzen Friedrich und Karl von Baden. Die Geschwornengerichte. Der Staatsstreich in Paris und die kaiserlichen Dezemberdekrete in Wien. (1852.) Die Zollvereins-Conferenzen. Die Großfürsten Nikolaus und Michael. Feste. Der Tod des Fürsten Schwarzenberg. Das Ministerium und die Gesandtschaftsposten. Das Ableben des Großherzogs Leopold von Baden. Kaiser Nikolaus in Wien. Paraden. Rundreise des Kaisers Franz Joseph in Ungarn. Lager von Palota. Der Regent von Baden in Wien. Verleihung des goldenen Vließes. Herr v. Bourqueney. (1853.) Attentat auf den Kaiser. Todesfälle. Besuch dreier Könige — von Belgien, Preußen und Bayern. Das Carousſel. Das Lager von Olmütz und die Zusammenkunft in Warschau. Ausbruch des Kriegs Rußlands mit der Türkei. Uebersicht. Aufenthalt in Baden-Baden. Tod der Prinzessin Amalie von Schweden. (1854.) Friedensverhandlungen. Griechenland. Wiener Konferenz. Haltung des diplomatischen Corps. Die feierliche Vermählung des Kaisers. König Dom Pedro V. von Portugal. Todesfälle. Der Krimkrieg. Allianzen. (1855.) Entbindung der Kaiserin. Tod des Kaisers Nikolaus. Friedenskongreß in Wien. Einnahme Sebastopols. Das Konkordat. (1856.) Münzkonferenz. Der Pariser Friedensvertrag. Versammlung der Bischöfe der Monarchie in Wien. Neubauten und bildende Künste. Das Arsenal. Sir Hamilton Seymour. Rückblicke. Meine Abberufung. Die letzte Zeit in Wien.

Fünfzehnter Abschnitt (1856 – 18?) 246

Ruhestand. Neue Beschäftigungen. Reisen. Ehe. Betrachtungen über die Zeitereignisse. Tod des Großherzogs Ludwig II. von Baden und der Herzogin Helene von Orleans. Der Krieg in Oberitalien. Die Flucht der Fürsten. Die Schlachten und der Friede von Villa-Franca. Ableben des Fürsten Metternich. Nesselrode. Deutschland, Frankreich und

Italien während der Jahre 1860 und 1861. Oeſterreich und Preußen. Der Papſt und die Kirche. Die Nationalitäten. Amerika. Konſtanz. Der Bodenſee und die öſtliche Schweiz. St. Gallen und die beiden Appenzell. Zürich. Das große Schützenfeſt und der Geſandtenkongreß (1859). Die Herzogin von Parma. Graf Colloredo. Maria-Einſiedeln. Die Eidgenoſſenſchaft. Zwei Winter in Straßburg; Phyſiognomie dieſer Stadt; Dompredigten und fromme Vereine. Ableben des Markgrafen Wilhelm und der Großherzogin Stephanie von Baden. Vorgänge in Oeſterreich. Die drei Selbſtmorde. Baden-Baden. Louis Napoleon und die deutſchen Fürſten (Juni 1860). Die Univerſitäts-Secularfeier in Baſel. Wohnſitz in Baden-Baden. Bekannte. Die Saiſon von 1861. Attentat auf den König von Preußen. Allgemeine Lebensanſichten. Betrachtungen über Literatur, ſchöne Künſte u. ſ. w. Die neuen Zeichen der Zeit. Schluß.

Neunter Abſchnitt.

(1835 — 1838.)

Inhalt: Karlsruhe. Miniſter v. Blittersdorf. Louis Napoleon in Straßburg. Fürſtliche Vermählung in Darmſtadt. Der großherzogliche Hof und die Geſellſchaft in Karlsruhe. Zea-Bermudez. Skizzen. Kunſt und Geſchäftsleben. Theater. Roſſini. Politiſche Begebenheiten. Mein dreimaliger Aufenthalt als Rheinſchifffahrtscommiſſär in Mainz. Der dortige Hof und fürſtliche Beſuche. Gräfin Naumburg. Oberſt v. Radowitz. Badiſche Ständeverſammlung 1837. Karl v. Hügel. Die badiſchen Eiſenbahnen und Miniſter Winter. Meine Ernennung zum Geſchäftsträger nach München.

In Karlsruhe wurde ich nun in das eigentliche Geſchäftsleben des Miniſteriums ſelbſt eingeführt und arbeitete in demſelben als vortragender Rath unter der kundigen Leitung des Freiherrn v. Blittersdorf. Er war nicht nur der fähigſte, unterrichtetſte und tüchtigſte aller meiner Chefs, er war mir auch ein wohlwollender Freund, zu dem ich nach ſeinem Rücktritte in vertraulicher Beziehung und öfterem Briefwechſel ſtand. Dieſer Staatsmann, ausgezeichnet in der Feder, noch ſo verwickelte Fragen leicht und klar auffaſſend, mit einem ſeltenen Scharfblick und ebenſo rechtlichem Sinne, war durch acht Jahre an der Spitze der politiſchen Verwaltung Badens. Ein unparteiiſcher Geſchichtsſchreiber kann, im Rückblicke auf die Leiſtungen der Miniſter vor und nach ihm in jenem Lande, ſich

nur zu Gunsten der Wirksamkeit Blittersdorf's entscheiden. Wäre seine Haltung ruhiger, weniger leidenschaftlich, seine Persönlichkeit minder schroff, für andere, besonders eitle, mittelmäßige Menschen weniger verletzend gewesen, nicht leicht hätte sich für jeden deutschen Bundesstaat ein besserer Ministerpräsident finden können. Gewandt und kenntnißreich auf dem Gebiete der Politik, war er es auch in den höheren Finanzfragen; nach allen Richtungen hin blieb seine Thätigkeit stets eine unermüdliche.

Außer einigen Besuchen in Freiburg führte mich im Sommer 1836 meine neue Bestimmung auch nach Mainz, wo ich mit dem Commissariat in Rheinschifffahrtsangelegenheiten betraut wurde — ein mir bisher ganz fremdes Feld der Wirksamkeit. Ich werde diese Episode meines Lebens in einem besonderen Bilde zusammenfassen. Ende Oktober wurden wir von der seltsamen Kunde überrascht, daß mitten im Frieden Louis Napoleon es versucht hatte, die Festung Straßburg einzunehmen, die Garnison durch List und Drohung zu gewinnen. Es war wohl das Vorspiel, wenn nicht eine Parodie der künftigen Kaiserwürde. Der Prätendent verschwand ungestraft in Amerika, während man seine Mitschuldigen, wohl ihres unsinnigen Unternehmens wegen, für unzurechnungsfähig erklärte. Ist, wie man erzählte, wahr, daß Königin Hortense ihre Freude über dieß Mißlingen der That äußerte, weil ihr Sohn als Kaiser sich selbst wie ganz Frankreich in's Verderben bringen würde, so macht dieß ihrem, durch Mutterliebe nicht getrübten Scharfsinne alle Ehre.

Im November wurde ich beauftragt, im Namen des Großherzogs den von seiner Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth von Preußen von Berlin nach Darmstadt zurückkehrenden Prinzen Karl von Hessen zu begrüßen. Eine Reihe heiterer Hof- und andere Feste, Gallatheater, Beleuchtung u. s. w. fand zu Ehren des jugendlichen Fürstenpaares statt und der kleine, aber glänzende

Hof zeigte ſich dabei im freundlichſten Lichte. Die meiſten deutſchen Staaten, auch einige auswärtige, waren dabei durch Geſandte vertreten. Jetzt nach einer 25jährigen, durch hoffnungsvolle Kinder geſegneten, glücklichen Ehe ſah man die ſchönen Erwartungen in vollem Maße erfüllt, welche ſich damals an jene Verbindung knüpften.

Der großherzogliche Hof in Karlsruhe lebte mehr zurückgezogen; es fanden zwar von Zeit zu Zeit große Diners, Bälle und Feſte ſtatt, doch wurden leider kleinere Zirkel, welche in einem ſo liebenswürdigen Familienkreiſe wünſchenswerth erſchienen, immer ſeltener. Ein Prinz — Karl, eine Prinzeſſin — Marie, waren 1832 und 1834 geboren. Der Hof- wie der Militärſtaat war gut zuſammengeſetzt: v. Freiſtedt, v. Seldeneck, v. Krieg, v. Röder und andere theils wiſſenſchaftlich gebildete, theils treu ergebene Adjutanten und Oberoffiziere. Großhofmeiſter war der feingebildete, edle Freiherr v. Berkheim; dem Oberhofmarſchallamte ſtanden nach der Reihe Ehrenmänner, wie v. Gayling, v. Dubois, F. v. Röder, vor. Eine freundliche, dankbare Erinnerung werde ich aber ſtets dem Oberkammerherrn v. Edelsheim bewahren, dem ich von früheſter Jugend an bis zu ſeinem 1840 erfolgten Tode in Anhänglichkeit ergeben war. Als Hofmann von einem überaus taktvollen Gefühle für das Schickliche, verband er damit einen offenen, rechtlichen Charakter. Sein Umgang war belehrend und erheiternd zugleich. Eine liebende, vortreffliche Gattin — ſpäter Oberſthofmeiſterin der Großherzogin Sophie — vier friſch aufblühende Kinder verſchönerten ſein durch Taubheit getrübtes Alter und erhielten ſeinen frohen Muth, ſeine oft witzige Laune ſtets aufrecht. Strenge Pflichterfüllung war ihm dabei zur zweiten Natur geworden.

Der Markgraf Wilhelm verſammelte öfters Gäſte, während die Prinzeſſin von Naſſau ihre anziehenden Abendunterhaltungen

fortsetzte. Außer einigen einheimischen Häusern waren es dann wieder die Gesandten, welche die Geselligkeit belebten — Graf Buol, die Herren v. Otterstedt, v. Schimmelpenninck, v. Moltke u. a. Einen erfreulichen Zuwachs erhielt dieß Corps durch Ad. v. Bacourt, einen der geistreichsten, liebenswürdigsten französischen Diplomaten. Auch einige englische Familien, die Kennedy, Drumond, Fortescue u. a., sowie Russen hatten sich eingefunden, und der bekannte spanische Minister Zea Bermudez brachte den Winter in Karlsruhe zu. Wenn man diesen freundlichen Mann mit den ausdrucksvollen, schönen Gesichtszügen, mit seinem einfach-wohlwollenden Benehmen sah, konnte man leicht den entscheidenden Antheil vergessen, den er, mächtig in die Geschicke Spaniens eingreifend, an der Thronbesteigung Isabellens genommen. Nur ein seltsames Leuchten der Augen ließ hie und da errathen, daß ihm, dem Gründer eines neuen Systems, politische Leidenschaften nicht fremd geblieben waren. Zea zur Seite stand eine Gattin von kugelförmiger Gestalt, eine gutmüthige, lebhafte Spanierin, wie ihr Gemahl gerne in Gesellschaft und gerne darin gesehen.

Um diese Zeit endete der Minister v. Berstett eine nicht alltägliche Laufbahn. Körperliche Leiden, Schlaganfälle hatten ihn heimgesucht; doch stets umgaben ihn liebreiche Verwandte und treue Freunde. Er theilte mit den meisten Staatsmännern das Geschick, sich nicht in eine neue Zeit finden zu können; er war übel gelaunt, mißbilligte Alles, was ohne sein Zuthun geschehen, und begriff nicht, daß sich immer wieder die Ansichten ändern, andere Männer auftreten und Niemand unentbehrlich ist. Seine festen Grundsätze, seine unläugbaren, auch vielfach erkannten Verdienste, sein ehrenwerther Charakter sichern ihm ein bleibendes Andenken in der badischen Geschichte.

Ein anderer Todesfall, weit unerwarteter, erregte Aufsehen. Graf Malte Putbus, ein junger, lebensfroher, allgemein beliebter

Mann, der preußischen Gesandtschaft attachirt, hatte sich auf der Jagd erkältet und rasch führte ihn nach einigen Wochen eine sich schnell entwickelnde Lungenkrankheit dem frühen Grabe zu. Tief erschüttert standen wir am Sterbebette dieses 29jährigen, einzigen Sohnes eines alten Geschlechtes. Sein Vater, der Fürst, war nun ohne männliche Erben, sein Oheim Moritz nicht vermählt; somit erlosch später die Familie, und Name wie Güter derselben gingen auf einen Sohn der Gräfin Lottum-Puthus über.

Ein neues Element brachte der Kunstsinn des Großherzogs in das Karlsruher Leben; er beschützte nicht nur, er beschäftigte, er ermunterte auch viele inländische Talente, und eine Reihe von Gebäuden, Gemälden und anderen Kunstwerken geben Zeugniß von dem regen Antheile, dem feinen Geschmacke und dem richtigen Verständnisse, welche den vortrefflichen Fürsten in Kunstsachen beseelten. Die glänzend restaurirten Schlösser in Karlsruhe, Baden und Eberstein, die Trinkhalle in Baden, später die Kunsthalle in Karlsruhe, das Karl-Friedrich-Monument und so manches andere sind bleibende Denkmale. Er wurde in diesem edlen Streben von tüchtigen Kräften unterstützt, — Architekt Hübsch ist vor Allen zu nennen — und gar viele Meisterwerke gingen aus den Händen der Hofmaler Frommel, Winterhalter, Dietz, Fohr, Kirner, v. Bayer, Grund, Schwind, des Bildhauers Reich u. a. hervor.

Auf das Theater, besonders die Oper und ihre Ausstattung, wurde viel verwendet, und es gedieh zusehends unter der umsichtigen, thätigen Leitung des Grafen Leiningen. Eines Abends hörte ich im Vorbeigehen Streit an der Kasse, wo ein Fremder, der keinen Platz mehr fand, sich nicht abweisen lassen wollte. Ich trat hinzu und erkannte in dem Theaterfreund — Rossini, den ich früher viel gesehen. Ich führte ihn in die Loge des Intendanten, und wir brachten da zu dessen Freude einen interessanten Abend zu. Man gab Bellini's „Norma", und Rossini sprach

sich sehr lobend über die Leistungen des Orchesters wie der Singenden aus, besonders befriedigte ihn in der Titelrolle Fr. B. Fischer, welche an jenem Abende besonders glücklich inspirirt war. Der berühmte Maestro, damals noch nicht 50 Jahre alt, war noch immer der heitere Lebensmann, der auf leicht errungenen, nicht verwelkten Lorbeern sich einem behaglichen „dolce farnients“ hingab. Er wollte, wie er uns sagte, den Glanz seiner früheren Werke durch später vielleicht minder gelungene nicht trüben. Jeder Componist, behauptete er, trage eine gewisse Fülle von Melodieen in sich selbst umher; sei diese erschöpft, so vertrocknen mit der Tinte auch die Gedanken, und Musiker, die sich ausgeschrieben und jener Mahnung, rechtzeitig aufzuhören, nicht achten, werden matt, wiederholen sich und schaden ihrem früheren Rufe. Er führte uns Monsigny als merkwürdiges Beispiel dieser Art an. Dieser, Kammerdiener Ludwigs XV., fühlte plötzlich eine musikalische Ader in ihm entstehen, schrieb und componirte Tag und Nacht, und nachdem er ungefähr ein Dutzend Opern hervorgebracht, legte er die Feder nieder und kehrte zur vorigen Beschäftigung zurück. Wie in einer Goldmine war die Ader erschöpft, doch lebt sein Name fort in der Tonwelt, und einige seiner Werke, wie der ungemein liebliche „Deserteur“, werden noch immer gerne gehört.

Im Laufe der Jahre 1836 und 1837 führte mich die zunehmende Kränklichkeit meines 70jährigen Vaters öfters nach Freiburg. Er hatte, seit er den Staatsdienst verlassen, auch bei steigender physischer Schwäche der gewohnten Thätigkeit entsagen müssen, viele zum Theil schmerzliche Verluste in seiner Familie erfahren, und überdieß stimmten ihn politische Ereignisse wie so manche andere schwere Sorge trübe. Bei diesen Ausflügen wohnte ich zwei erhebenden, aber seltenen Kirchenfeierlichkeiten in meiner Vaterstadt bei. Der erste Erzbischof Dr. B. Boll starb hochbejahrt und wurde in dem Münster beigesetzt; mit seinem

Grabe wurde die Reihe jener seiner Nachfolger eröffnet — eine imposante Trauerfeierlichkeit, der viele hochgestellte Beamten, ein großer Theil des Adels wie des Clerus beiwohnten. Mehrere Monate später war ich Zeuge der Einweihung des neuernannten Erzbischofs Dr. J. Demeter. War die Gestalt Boll's eine Ehrfurcht gebietende, so war jene des nunmehrigen Kirchenfürsten eine mehr gedrungene, doch seine Persönlichkeit freundlich, gewinnend. Mehr Mann der Schule, als der Kirche, verwaltete er sein hohes Amt nur einige Jahre. Seine Inthronisation vollzogen die Bischöfe von Mainz und Rottenburg, denen der Weihbischof Dr. Vicari assistirte, er, der als Nachfolger Demeter's einst auch in weiten Kreisen so bekannt und verehrt werden sollte. Die Ceremonie der Einweihung selbst lang, aber in ihren bedeutungsvollen Gebeten und Symbolen eine höchst ergreifende, wurde auch noch durch eine merkwürdige Rede erhöht, welche Bischof Keller aus dem Gedächtnisse in lateinischer Sprache hielt — eine ungewöhnliche Erscheinung in Deutschland. Große Gastmahle mit den üblichen Trinksprüchen und andere Feste, Deputationen, Fackelzüge u. dgl. begleiteten, als unvermeidliches Gefolge, diese kirchliche Feier.

Die badische Ständeversammlung im Jahre 1837 brachte denn auch wieder regelmäßig die Emotionen hervor, welche aufregende Sitzungen immer bewirken. Ich hatte den beiden, in der Zwischenzeit stattgefundenen Landtagen nicht beigewohnt; mit um so größerem Interesse folgte ich nun dem gegenwärtigen, welcher überdies für mich noch besondere Anziehungspunkte bot. Es war der erste Landtag, vor den Blittersdorf als Minister trat; er benahm sich bei den Verhandlungen mit mehr Ruhe und Selbstbeherrschung, als man von seinem eigenwilligen und lebhaften Sinne hätte erwarten dürfen. Auch meinen Bruder sah ich hier zum ersten Male als Abgeordneten des Adels in der ersten Kammer auftreten. Er entwickelte dabei ein nicht gewöhnliches

Rednertalent und vertheidigte besonders die Rechte der katholischen Kirche mit mehr Muth und Geschick, als Erfolg. Seine Worte waren jedoch nicht ohne Bedeutung, weil sie gerade vor dem Wendepunkt gesprochen wurden, welcher in jener Frage bald darauf durch das Kölner Ereigniß eintrat. — Jener Landtag gab aber auch zuerst die Anregung zu einer anderen Prinzipienfrage, welche später mit immer steigender Erbitterung besprochen wurde. Konnte die Regierung den zu Abgeordneten gewählten Beamten den Urlaub zu dem Eintritte in die Kammer verweigern? Das Ministerium bejahte diese Frage aus dem Grunde, weil die Staatsdiener, schon geschützt durch die Bestimmungen der Pragmatik, überdieß noch bei ihrer Stellung den anderen Deputirten gegenüber bevorzugt erscheinen. Diese letzteren bringen ihren eigenen Interessen durch die Annahme eines Mandats vielfache Opfer, während die Beamten in ihren Privatangelegenheiten dadurch selten etwas vernachlässigen und neben ihrem Gehalte noch Diäten beziehen. Sollte nun, so folgerte man, der Regierung nicht gestattet sein, ihren Dienern, die aus Ehrgeiz, Eitelkeit, Oppositionsgeist oder aus irgend anderen Gründen ihr feindselig gegenüber stehen, eine Erlaubniß versagen zu können, welcher jeder Beamte zur Ausübung einer, mit seinem bestimmten Geschäfte nicht zusammenhängenden Funktion bedarf? — Die Kammern selbst aber huldigten natürlich einer entgegengesetzten Ansicht, sahen in der Urlaubsverweigerung eine Beschränkung des Wahlrechts und entschieden begreiflicher Weise in der eigenen Sache zu ihren Gunsten. Die Beamten hingegen befanden sich dabei in der besten Lage; setzten sie ihren Eintritt durch, spielten sie in der Kammer eine Rolle; wurde der Urlaub nicht ertheilt, so stellten sie sich als Opfer der Willkür hin, erlangten eine Art von Popularität, und im schlimmsten Falle blieb ihnen immer der Ruhegehalt. Es zeigte sich bei diesem Anlaß wiederholt, wie gefährlich es für die Ruhe solcher Staaten ist, Prinzipienfragen auf die Spitze zu treiben. In Frankreich

und England, auf welche man sich immer so gerne berief, kannte man solche Konflikte nicht, weil dort die Verfassung dafür gesorgt hatte, und keine konstitutionelle Regierung auf die Länge mit unabsetzbaren Beamten bestehen kann. — Außer den gewöhnlichen Reibungen, persönlichen Angriffen und einigen heftigen Auftritten ging jener Landtag, wenn auch nicht immer friedlich, doch wenigstens ohne Bruch vorüber.

Im Juli 1837 kehrte ich in meiner Eigenschaft als Wassermann — so nannte man die Rheinschifffahrts-Commissäre — zum dritten Male nach Mainz zurück, wo mich immer eine erwünschte Thätigkeit erwartete. Es war eine wahre Lust, näher mit dem herrlichen Flusse in Berührung zu kommen, mit seinem Handel, seiner Schifffahrt, den Uferbauten, den Brücken, dem lebhaften Personen- und Waarenverkehre bekannt zu werden. Ich fand mich da mit den Bevollmächtigten der sechs anderen Uferstaaten zusammen, berieth mit ihnen die mannigfachen Fragen, welche der Commission zur Prüfung vorlagen, und die sich selbst auf Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten in letzter Instanz erstreckten. Hatten wir am Rathstische uns mit der Statistik des Rheins beschäftigt, so zogen an unseren Augen zu jeder Stunde zahllose Dampfschiffe, sich kreuzend, vorüber. Dazu die reizend gelegene Stadt, von dem majestätischen Dome überragt, das wundervolle Panorama des Rheingaues, von waldigen Höhen begrenzt, die Nähe von Bieberich, Wiesbaden — in der Festung selbst ein reges Garnisonsleben, die österreichischen, die preußischen Regimentsmusiken jeden Abend ertönend!

Dießmal bewohnte Prinz Wilhelm von Preußen als Gouverneur das großherzogliche Schloß. Obwohl schon in Jahren vorgerückt, bewegte sich der Prinz mit den feinen Zügen und in seiner eleganten Haltung mit Leichtigkeit. Er war von seiner

durch Geiſt und weibliche Tugenden ausgezeichneten Gemahlin — einer Prinzeſſin von Heſſen-Homburg — und der jugendlichen Prinzeſſin Marie begleitet. Der Gouverneur war vom General v. Müffling und vielen anderen preußiſchen Stabsoffizieren umgeben, und der öſterreichiſche Commandant, General v. Piret, wetteiferte mit jenen Herren in gaſtfreier Bewirthung der zahlreichen Fremden. Auch der kleine Hof war ungemein belebt; die fürſtlichen Familien aus Darmſtadt und Naſſau waren öftere Gäſte; ich ſah da den König von Württemberg, den Markgrafen Wilhelm von Baden und Gemahlin, den Herzog von Cambridge, Oscar von Schweden u. a. m. Ueberdieß brachte uns beinahe jedes der vielen täglich landenden Dampfſchiffe Fürſten, Generale, Diplomaten, reiſende Gelehrte in großer Zahl, Freunde und Bekannte aus allen Gegenden. Aus meinen Fenſtern ſah ich dieſem bunten Treiben zu und hatte nicht ſelten in den vier Stockwerken meines Gaſthofes Ankommende zu begrüßen. Zum erſten Male traf ich hier mit dem Oberſten v. Radowitz zuſammen. Dieſer, Militär und Staatsmann zugleich, hatte nach einer ungewöhnlichen Laufbahn in der Meinung Vieler eine glänzende Zukunft. Ein ſtreng ſittlicher Mann von edlem Charakter, verband er mit geiſtiger Begabung ein unermeßliches Wiſſen und oft hinreißende Beredtſamkeit. Dabei wurde er von einem imponirenden Aeußern unterſtützt. Mich ſelbſt zog mehr die ehrenvolle Richtung, der er folgte, als ſeine gemeſſene, für Manche ſelbſt abſtoßende Perſönlichkeit an. Mit ganzer Seele dem Kronprinzen von Preußen ergeben, mit dem er in mancher Beziehung geiſtesverwandt war, jagte er mit ihm, ein feuriger Geiſt, nach nie zu erreichenden Idealen. Radowitz ſagte mir einſt in Mainz, er habe dem Kronprinzen für ſeinen Regierungsantritt als Motto die Worte Hamlet's beſtimmt: „Die Welt iſt aus den Fugen; wehe mir, daß ich dazu berufen, ſie wieder einzurichten!“ Friedrich Wilhelm IV. hat jedoch leider die Welt nicht einzurichten vermocht, wenn es auch

an mehr oder minder gelungenen Verſuchen dazu nicht gebrach. Was würde aber Radowitz wohl erſt zu der Aufgabe geſagt haben, welche dem König Wilhelm I. geworden?

Eines Tages erſchien in Mainz, den Wenigſten, wohl nur Piret's bekannt, bei denen ſie wohnte, eine nicht mehr ganz junge, aber dabei ſo ſchöne und liebliche Frau, daß ſie Aller Augen auf ſich zog. Es war eine Wittwe aus Gratz, Baronin v. Schimmelpennink, welche ich dort vor Jahren geſehen hatte. Bald ſprach man von einer nahen Verbindung mit dem Prinzen Philipp von Heſſen-Homburg, und die Prinzeſſin Wilhelm entſchloß ſich nun, auf den Wunſch ihres Bruders, mit ihrer gewohnten leutſeligen Huld die Bekanntſchaft ihrer künftigen Schwägerin zu machen. Ihre anmuthige Erſcheinung wie ihr beſcheidenes Auftreten in einer ſo ausnahmsweiſen Lage brachten den günſtigſten Eindruck hervor. Ich ſah ſie ſpäter nie wieder. Kurze Zeit nachher wurde ſie mit dem Titel einer Gräfin von Naumburg dem Landgrafen angetraut, ſtarb jedoch nach einigen Jahren einer, wie man ſagt, glücklichen Ehe. Prinz Philipp ſelbſt aber, wohl der ausgezeichnetſte unter den fünf Brüdern, welche — ein ſeltener Fall — nach der Reihe ohne männliche Erben regierten, war ſeiner einnehmenden Perſönlichkeit wegen allgemein beliebt; früh in öſterreichiſche Kriegsdienſte eingetreten, fiel er zur Zeit der franzöſiſchen Republik — weil man ihn für einen Herrn v. Andlaw von Homburg hielt — in Gefangenſchaft, und nur ſeiner Jugend und vortheilhaften Erſcheinung wie ſeiner Geiſtesgegenwart verdankte er die Rettung ſeines Lebens. Dann tapfer im Felde, tüchtig als Militärcommandant, während des Friedens liebenswürdiger Geſellſchafter, wohlwollend, großmüthig, gelangte er erſt im ſpäteren Alter zur Regierung ſeines kleinen, ſich durch eine permanente Spielhölle nicht gerade vortheilhaft auszeichnenden Landes. Nach einigen Jahren ſchon ſtarb auch, kaum vermählt, als Wittwer der geiſtreiche, leutſelige Fürſt.

Ich verließ Mainz einige Tage vor der Enthüllung des Guttenberg-Monuments (15. Auguſt), und ſpäter einem anderen Rufe folgend, kam ich nicht mehr dahin zurück.

Kaum in Karlsruhe wieder angelangt, übernahm ich während einer mehrwöchentlichen Abweſenheit Blittersdorf's die Leitung des Miniſteriums.

In der politiſchen Welt hatte ſich während dieſer Zeit Manches zugetragen; der Tod Wilhelms IV. erhob die jungfräuliche Victoria auf den engliſchen Thron, und während ſich der junge, erſte Beherrſcher Neugriechenlands eine muthige, für Hella's Sache begeiſterte Prinzeſſin von der fernen Nordſee zur Braut erwählte, vermählte ſich in Fontainebleau der Herzog von Orleans — vorausſichtlich einſt Frankreichs König — mit der mecklenburgiſchen Helene. Mit dem Miniſterwechſel in England und Frankreich verbanden ſich andere wichtige Fragen. Ludwig Philipp, nun im eigenen Lande weniger bedrängt, ſuchte die Armee zu beſchäftigen, welche mit ſeinen jungen Söhnen durch ſiegreiche Gefechte die Grenzen der franzöſiſchen Herrſchaft in Algier immer weiter ausdehnte. — Auch in Deutſchland war wieder Ruhe zurückgekehrt; dagegen warfen zwei Fürſten Brandfackeln aus, welche nicht allein ihre Staaten ergriffen, ſondern eine weiter gehende, nachhaltige Bewegung hervorriefen. Der Herzog von Cumberland war kaum König in Hannover geworden, als er durch ſeine, die Verfaſſungsrechte beeinträchtigenden Maßregeln die größten Wirren veranlaßte. Mit dieſen politiſchen Zerwürfniſſen hielten die kirchlichen in Preußen gleichen Schritt, nachdem es die Regierung verſucht hatte, den pflichtgetreuen Sinn des greiſen Erzbiſchofs v. Droſte in Köln durch gewaltſame Wegführung und Gefangenſchaft zu beugen.

In den letzten Stunden des Jahres 1837 wurde ich durch den Besuch Karl v. Hügel's freudig überrascht. Er kehrte von seiner sechsjährigen Weltumsegelungsreise über Karlsruhe nach Wien zurück. Er hatte Aegypten, Syrien, Arabien durchreist und sich längere Zeit in Ostindien aufgehalten. Dieß letztere interessante Land mit allen seinen Nachbarstaaten und Inseln machte er zum Gegenstand besonderer Studien, besuchte von da aus einen Theil von Japan, Australien, das Himalayagebirge, und nahm seinen Rückweg endlich über Calcutta und das Cap der guten Hoffnung. Mit reichen botanischen und anderen naturhistorischen Schätzen — die später vom Staate angekauft, eine eigene Sammlung bilden — kam er nach Hause; er hatte seine Zeit gut benützt, sein Gedächtniß mit den herrlichsten Erinnerungen für das ganze Leben geschmückt, die Erzählungen seiner Schicksale in einem Tagebuche niedergelegt. Erst nach Jahren sollte ich ihn in Wien wiederfinden, wo sich ihm ein neuer Wirkungskreis eröffnete.

Anfangs 1838 fand in Karlsruhe der s. g. Eisenbahn-Landtag statt. Man wollte diese neue Erfindung auch für das Großherzogthum fruchtbringend anwenden; doch stieß man allzubald auf unerwartete Hindernisse. Es war weniger die Schwierigkeit des Terrains oder der Kostenpunkt, welche zurückschreckten; die Neuheit der Sache, verbunden mit der Rücksicht auf die im Verhältniß zu seiner Breite viel zu weit ausgedehnte Länge des Landes, riefen Bedenken hervor; man fürchtete die Schifffahrt zu beeinträchtigen, Privatinteressen zu verletzen, durch zu rasche Beförderung der Fremden wie der Frachten Gasthäuser und Handwerke, ganze Ortschaften zu Grunde zu richten. Doch bald siegte die Nothwendigkeit über alle Zweifel; man konnte sich nicht von den Nachbarstaaten überflügeln, den Verkehr entziehen lassen, und so bedeckte sich denn das Land bald mit Schienen. Der Minister des Innern, Winter, hatte nach einer glänzenden Rede die Tribüne in der Kammer kaum verlassen, als er vom Schlage gerührt starb.

Melancholiſch ſieht nun ſein ehernes Standbild auf die an ihm vorüberziehenden Eiſenbahnen mit ihren dampfenden Maſchinen herab.

Ende Februar wurde ich zum großherzoglichen Geſchäftsträger am königlich bayeriſchen Hofe in München ernannt und verließ Karlsruhe in den letzten Tagen des März, um mich über Freiburg und Schaffhauſen an den Ort meiner neuen Beſtimmung zu begeben.

Zehnter Abſchnitt.

(1838 — 1843.)

Inhalt: München. Ueberſicht. Der König. 1838. Aeußere und innere Politik. Diplomatiſches Corps. Hohe Gäſte. Die ruſſiſchen Majeſtäten in Kreuth. Die Königin Karoline in Tegernſee. Fr. v. Krüdener. Lager von Augsburg. Großherzogin Stephanie von Baden. Kronprinz von Dänemark. Fremde. Auswärtige Ereigniſſe. 1839. Winter- und Kunſtgenüſſe. Großfürſt Thronfolger. Ausflüge. Eiſenbahnen. 1840. Ständeverſammlung. Abel und Fürſt Wallerſtein. Duell. Großherzog Leopold von Baden in München. Hohenſchwangau und Oberammergau. Poſſenhofen. Reiſe. Dresden. Königswarth. Fürſt Pückler. Iſchl. Großherzogin Sophie von Baden. Geſellſchaft. Gegend. Tegernſee. Gäſte. Graf Chambord. Kriegslärm. Orient. 1841. Politiſche Betrachtungen. Die Großfürſtin Marie und der Herzog M. v. Leuchtenberg. Griechenland. Maurocordato. Die Königin Amalie. Tyroler Reiſe. Tod der Königin Karoline. Die beiden Großherzoginnen von Baden. d'Arlincourt. Fürſt Metternich und Freunde. Trauer. 1842. Mſgr. Viale und Mſgr. Pallavicini. Vermählung. Modena. Kiſſingen. Weimar. Berlin. Dresden. Königswarth. Vermählung des Kronprinzen. Walhalla. Die beiden badiſchen Prinzen. 1843. Landtag. Fürſt Leiningen. Abſchied von München.

Die Verſetzung nach München kam mir ſehr erwünſcht. Auf einer Seite froh, meine Thätigkeit wieder einer Vertretung an einem auswärtigen Hofe zuwenden zu können, hatte ich auf der anderen auch ſeit meiner Jünglingszeit eine gewiſſe Vorliebe für Bayern bewahrt. Die Geſchichte, die geographiſche Lage dieſes Landes, die Sitten ſeiner Bewohner zogen mich an. Um den alten, deutſchen, kerngeſunden Stamm hatten ſich im Laufe der Jahrhunderte andere Länder und Völkerſchaften gruppirt. Seine

Grenzen bald weit über die heutigen, wie seine Macht übermäßig ausdehnend, sah es sich dann wieder bedroht, besiegt, verkleinert. Einige Male ganz aufgegeben, erhob es sich jedoch bald wieder, und blüht nun, wie nie zuvor — ein schönes Königreich. Seit undenklichen Zeiten von einer einheimischen Dynastie — der ältesten aller nun bestehenden — beherrscht, sah es seine Bewohner wie ihre Treue zu den angestammten Fürsten, so auch ihren, von den Vätern ererbten Glauben fest bewahren. Mit den hergebrachten Sitten und Gebräuchen verband sich ein religiöser Sinn, und ruhiger als in anderen deutschen Ländern entwickelten sich hier, von den revolutionären Stürmen weniger berührt, die neuen Verfassungsformen. Diese behagliche Ruhe theilte sich dann auch den Bewohnern in Beziehung auf die außerhalb ihres nächsten Gesichtskreises liegenden Ereignisse mit. Man nahm in Bayern, das weniger abgeschlossen, als früher Oesterreich, doch nur so viel Interesse an den Außendingen, als es die alltägliche Neugierde mit sich bringt, welche die Nachrichten in den Zeitungen einflößten. Mit der augenblicklichen Lage und einem bescheidenen Maße politischer Freiheit zufrieden, sehnte man sich weder nach Veränderungen, noch war man lüstern, gewagte Versuche anzustellen, wie sie uns andere, selbst deutsche Staaten zeigten. Der König Ludwig, von dem Sinn und der Bedeutung der schönen Geschichte seines Landes durchdrungen, stellte es sich zur ersten Aufgabe: dieß glänzende Vermächtniß — den historischen Ruhm des ihm von Gott anvertrauten Reiches — rein zu erhalten. Ihn trieb nicht, wie so manche Vorgänger, Eroberungssucht oder der Durst nach Lorbeern auf blutigem Schlachtfelde; es verleitete ihn nicht der Ehrgeiz, die Hand nach fremden Kronen auszustrecken, und mehr als alle früheren Regenten kann sich König Ludwig den Namen eines „Friedensfürsten“ beilegen. Nach einigen Schwankungen ergab er sich, in einer überdieß ganz friedlichen Zeit, rückhaltlos der eifrigen Pflege der Künste, und seinem schöpferischen Geiste verdankt man

die bewunderungswürdigſten Werke der Architektur, während er Künſtler fand, deren Hände ſich in Gemälden und Bildhauerarbeiten überboten. Selbſt die Feſtungsbauten, die der König unternahm, ſollten nur zum Schutze vor Gefahren, zur Vertheidigung dienen. Aber nicht nur in München, auch aller Orten in Bayern geben Kunſtbauten und Sammlungen Zeugniß von dem Geſchmacke wie dem unermüdlichen Wirken des königlichen Mäcen. Hier erheben ſich großartige Ruhmeshallen, dort erſtehen ehrwürdige Gotteshäuſer in erneutem Glanze, hier bedecken ſich die Plätze der Städte mit Standbildern von Erz, dort erinnern Denkmale, Kapellen, Stiftungen u. dgl. m. an geſchichtliche Momente; endlich, während Eiſenbahnen das ganze Königreich durchzogen, fand der König Zeit und Geld, eine Idee wieder auszuführen, welche Karl der Große vor tauſend Jahren aufgefaßt hatte — den Donau-Main-Kanal!

Es gewährte mir demnach eine wahre Befriedigung, alle dieſe Wunderwerke nach und nach entſtehen, viele derſelben vollendet zu ſehen. Man kann aber nicht von ihnen ſprechen, ohne in den Ton eines Fremdenführers zu verfallen; blieben ſie für mich der Gegenſtand einer lebhaften, fortgeſetzten Theilnahme, ſo wurden ſie auch allen Beſuchenden zu einer nie verſiegenden Quelle reiner Kunſtgenüſſe. Wirkten daher ſchon jene hiſtoriſchen Erinnerungen wohlthuend auf das Gemüth, ſo war, was die Gegenwart bot, erhebend und lehrreich genug, um mir die in München verlebten fünf Jahre nach allen Richtungen hin unvergeßlich zu machen. Soll ich noch hinzufügen, daß der König mir ſtets überaus gnädig war, ich zu den Miniſtern und meinen Collegen in den freundlichſten Geſchäftsbeziehungen ſtand, die Geſelligkeit in der heiteren Stadt nichts zu wünſchen übrig ließ, ein gutes Theater, vortreffliche Concerte manchen Winterabend verſchönerten, im Sommer die reizende Gebirgsnatur der nahen Alpen erquickte, ſo glaube ich in kurzen Zügen meine Stellung wie die Eindrücke in München

bezeichnet zu haben. An einem anderen Orte*) versuchte ich es, Skizzen von dem königlichen Hofe, der Gesellschaft, den Bauten und Kunstschätzen Münchens zu entwerfen, von einigen hervorragenden Persönlichkeiten, von Gelehrten und Künstlern zu sprechen, eine Uebersicht der Politik und inneren Verwaltung Bayerns zu geben. Man wollte jene Aufzeichnungen zu flüchtig, zu wenig eingehend finden; sollte ich aber pedantisch so oft und viel besser Geschildertes wiederholt besprechen? Wollte ich ja doch zunächst nur meine individuelle Auffassung festhalten. Der mir nun gestellten Aufgabe getreu, werde ich der Zeitfolge nach das dort Erlebte — einer Chronik des Tages gleich — erzählen und beginne, manches früher Berührte ergänzend, mit

1838.

Die erste Zeit meines Aufenthalts war eine ungemein bewegte. Zu den gewöhnlichen Audienzen, Besuchen u. dgl. kam auch noch die Anwesenheit der Großherzogin Stephanie, welche ich unvermuthet in demselben Gasthofe traf. Sie war mit der Prinzessin Marie auf ihrer Rückreise von Wien. Nach einigen Tagen empfing mich der König und unterhielt sich über eine halbe Stunde auf das freundlichste mit mir. Dankerfüllt spreche ich es aus, daß sich sein Benehmen gegen mich nie änderte, er immer gleich wohlwollend und gesprächig mit mir war, ich mochte ihm, was häufig geschah, auf der Straße begegnen, oder ihn bei Hofe, in Concerten, auch in Tegernsee, Regensburg und anderen Orten sehen. Immer wußte er mir etwas Verbindliches zu sagen, oder gab seinen Aeußerungen eine originelle, oft witzige Wendung. — Die ruhige Würde und die einfache Art der Königin Therese nahm gleich für sie ein. Sie sah noch sehr gut aus, und umgeben von ihrer zahlreichen Familie, war sie das freundliche Bild einer

*) Erinnerungsbl. S. 185 bis 238.

deutſchen Hausfrau auf dem Throne. Einen ſchönen, ſinnreichen Ausdruck der Erinnerung an dieß eheliche Glück gibt die Medaille, welche die Bruſtbilder der Eltern wie der vier königlichen Kinderpaare ſchmücken mit der einfach rührenden Ueberſchrift: „Des Himmels Segen.“

Eines gleich freundlichen Empfanges hatte ich mich bei den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauſes in beſonderen Audienzen zu erfreuen.

Erſt nachdem ſich die Majeſtäten nach Aſchaffenburg, die Hoheiten auf ihre Landſitze oder in Bäder begeben, konnte ich mich etwas mehr auf dem Schauplatze meiner neuen Wirkſamkeit umſchauen, eine Ueberſicht der geſandtſchaftlichen Geſchäfte gewinnen, die vorliegenden politiſchen und andere Fragen prüfen, mich den Mitgliedern des diplomatiſchen Corps nähern u. ſ. w Mit dem Staatsminiſter des Aeußern, Freiherrn v. Giſe, früher mir ſchon bekannt, ſtand ich immer in angenehmer Berührung, wenn ihn gleich eine durch Stellung wie Charakter hervorgerufene Zurückhaltung nur wenig zugänglich machte.

Das wichtigſte Ereigniß jener Zeit für Bayern war die Entlaſſung des Fürſten Ludwig von Oettingen-Wallerſtein und die Ernennung des Staatsraths v. Abel zum Miniſter des Innern. Es fiel dieſe Ernennung mit dem Tage meiner Ankunft — dem 1. April — zuſammen. Sie bildet eine eigene Epoche in der bayeriſchen Geſchichte, und von dieſer Zeit an zogen ſich unaufhörlich die Zerwürfniſſe zwiſchen jenen zwei Staatsmännern fort, von denen jeder ein Verwaltungsſyſtem verkörperte. Es entſtanden Parteien, die ſich bei Hofe wie in der Geſellſchaft, in den Kammern ſowohl als in den Beamtenkreiſen, im ganzen Lande entweder offen befehdeten oder im Stillen haßten. Dieſe Gegenſätze fanden gleich einen Anlaß, ſchärfer hervorzutreten, als die Münchener Preſſe das Loſungswort gab, für die Rechte des verfolgten Erzbiſchofs von Köln einſtehend, die kirchenfeindlichen Maß-

regeln Preußens zu bekämpfen. Auch das diplomatiſche Corps blieb nicht ganz frei von dieſen Einflüſſen, und während ein Theil lebhaft über das „Für und Wider“ verhandelte, durch ſeinen Anhang die eine oder die andere Partei verſtärkte, hielt ich mit Andern auch hier an dem von mir ſtets befolgten Grundſatze feſt, nur zu beobachten, und eine neutrale Stellung nur dann gegen eine erhöhte Thätigkeit zu vertauſchen, wenn dieſe durch ganz beſondere Umſtände geboten oder durch beſtimmte Weiſungen unmittelbar veranlaßt war.

Männer mit geiſtigen und geſelligen Vorzügen bildeten jenes Corps, an deſſen Spitze der württembergiſche Schmitz-Grollenburg, wohl der älteſte der deutſchen Diplomaten, ein wohlwollend heiterer Greis, der aber leidenſchaftlich eine Politik trieb, mit kleinſtädtiſchem Klatſch nahe verwandt. Graf Colloredo, ſeit zwei Jahren öſterreichiſcher Geſandter, Graf Dönhof, — ſpäter Bundestagsgeſandter — für Preußen beglaubigt, waren beide unvermählt, und ich ſchloß mich ihnen näher an; mit Erſterem insbeſondere verband mich durch 20 Jahre eine immer gleich warme Freundſchaft. Herr D. v. Severin trat in ſeiner Laufbahn gerade damals eine Glanzperiode an, deren Höhe er während der 25 Jahre, in welchen er Rußland in München vertritt, nicht mehr erreichte. Herr v. Bourgoing, ein angenehmer Geſellſchafter, etwas zerſtreut, betrieb mit beſonderer Vorliebe chemiſche Studien und Alterthumskunde. Seinen Forſchungen verdankt man die Lithophanie; ſein Kabinet glich einer Werkſtätte, der Salon einer Antikenſammlung, in dem ſich werthvolle Gegenſtände mit geſchmackloſem Rococo anhäuften. Dieſem klugen, wiſſenſchaftlich gebildeten Manne ſtand der engliſche Geſandte gegenüber, deſſen geiſtige Eigenſchaften nicht ſeinem berühmten Namen entſprachen: Lord Erſkine, ein Ehrenmann, war als Politiker eine Nullität. Könneritz und Beuſt — beide nach der Reihe ſächſiſche Geſchäftsträger — wirkten ſpäter, jeder in ſeiner Sphäre, mit Auszeichnung

in Wien und Dresden. Bald nachher wurde das diplomatiſche Corps noch durch zwei Italiener vermehrt, von denen ich ſeiner Zeit ſprechen werde. Von den zwei in München lebenden Töchtern des berühmten Miniſters v. Stein war die eine mit dem hannöveriſchen Geſandten, Grafen von Kilmannsegge, vermählt, die andere die Gattin des Grafen Giech, der, wenn gleich erblindet, doch thätig, als die Seele der Oppoſition im Reichsrathe galt.

Dieſer Geſellſchaftskreis ſchloß ſich nun mit einigen fremden Familien den gaſtfreien Häuſern Münchens, den Löwenſtein, Arco, Taſcher, Cetto, Gruben u. a. an, in denen beinahe jeden Abend die abwechſelndſten geſelligen Genüſſe geboten wurden.

Die Reihe der jährlich erſcheinenden hohen Gäſte eröffnete dießmal der Herzog von Sachſen-Coburg mit ſeinen Söhnen. Nicht ohne ein Gefühl von Theilnahme ſah man damals auf dieſe beiden jungen, ſchönen Prinzen, welche einer hoffnungsvollen Zukunft entgegen gingen. Ihnen folgte die Kaiſerin, Wittwe Don Pedro's, Herzogin von Braganza. Es war dieſe Fürſtin nach längerer Zeit wieder auf Beſuch bei ihrer Mutter in München erſchienen; ihre edlen Züge, durch Leiden entſtellt, wurden durch ausdrucksvolle, ſchöne Augen gehoben, ihr Aufenthalt war ſtets mit Wohlthun bezeichnet. Die Herzogin war von ihrer einzigen Tochter, der Infantin Amalie, begleitet, ein liebliches Kind, zu einem ſo frühen Tode beſtimmt.

Unaufhaltſam folgte ſich nun der Zug der Fremden; Alles ſchien in geſchäftiger Bewegung, deren Mittelpunkt Bayern war. Krönungen, Heereslager, der ruſſiſche Hof, die Reiſen beinahe aller deutſchen Fürſten riefen ein fortgeſetztes Treiben hervor, und alle Straßen waren, wie nie zuvor, mit Eil- und anderen Wagen in unabſehbaren Reihen bedeckt, das Bedürfniß nach Eiſenbahnen doppelt fühlbar. Während Gaſtwirthe und Poſtillione treffliche Geſchäfte machten, ſchien man den armen Pferden den Tod geſchworen zu haben, ſo ſehr wurden ſie gehetzt; dabei durchkreuzten

Couriere das Land, nach allen Richtungen war die Gensdarmerie in angeſtrengter Thätigkeit.

In London wurde Victoria feierlich gekrönt — der Kronprinz von Bayern wohnte der Ceremonie unerkannt bei —. In Mailand ſetzte man dem Kaiſer Ferdinand die eiſerne Krone auf; ſpäter ließ er ſich in Tyrol huldigen. Alle von dieſen Feierlichkeiten über München zurückkehrenden Fremden ſchilderten den Jubel der Lombarden, der ſich nach ertheilter Amneſtie bis zum Enthuſiasmus ſteigerte. Man nannte den Kaiſer nur: „il buon angelo!“ Eine wohl ungeheucheltere Freude empfing den Monarchen in Innsbruck.

Schon im Frühjahre hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß die Kaiſerin von Rußland auf den Rath der Aerzte wie der Frau v. Krüdener ſich entſchloſſen habe, die Molkenkur in Kreuth zu gebrauchen. Zugleich brachte man mit dieſer Reiſe politiſche, ſelbſt Vermählungsprojekte in Verbindung, und dieſe Motive ſchienen gewichtig genug, um die Anſtände zu beſiegen, welche die Spannung Bayerns mit Preußen hervorrief. Der Kaiſer übernahm in Berlin die Rolle eines Vermittlers, und Frau v. Krüdener zeigte um ſo mehr Luſt, an der Seite ihrer hohen Gönnerin in ihrer Vaterſtadt München zu erſcheinen, als ſich die Hinderniſſe ſteigerten. Seit Katharina II. aber hatte der ruſſiſche Hof ſeine Verbindungen mit den deutſchen fürſtlichen Familien immer weiter ausgedehnt; Bayern war noch nicht in dieſen Kreis gezogen; die Reiſe kam daher zur Ausführung. Frau v. Krüdener aber, welche ſie wohl zunächſt veranlaßte, war eine Waiſe, Amalie; im Hauſe der Gräfin Lerchenfeld Mutter erzogen, vermählte ſie ſich ſchon frühe mit dem ruſſiſchen Legationsrath v. Krüdener. Von blendender Schönheit, einer mehr prüden als gefallſüchtigen Haltung, war ſie eine beliebte, allgemein geachtete Erſcheinung in der Geſellſchaft. Mutter zweier Kinder, trat ſie erſt nach Jahren, für deren Zukunft zu ſorgen, die erſte Reiſe nach Petersburg an, wo ſie, klug und taktvoll,

ſich bald zur Freundin, zum Lieblinge der Kaiſerin empor ſchwang. Dabei wußte ſie ſich eine gewiſſe Unabhängigkeit, einen Ruf von Uneigennützigkeit zu bewahren, welche ihrer ausnahmsweiſen Stellung nur eine um ſo längere Dauer verhieß. Wie in München war Frau v. Krüdener auch am Kaiſerhof eine elegante, ſpröde, geſuchte, beneidete Frau. Ende Juli endlich traf die Kaiſerin mit großem Gefolge in Köffering ein, wo ſie übernachtete, und dann nach einem kurzen, mit Feſten angefüllten Aufenthalte in München das Bad in der Thalſchlucht Kreuth bezog. Die Kaiſerin führte ihre 14jährige Tochter, die zarte Großfürſtin Alexandra, mit ſich. Die beiden älteren Prinzeſſinnen waren in Rußland zurückgeblieben. Eine beinahe fieberhafte Beweglichkeit, eine reizbare Aufregung abgerechnet, konnte die Kaiſerin, dem äußeren Ausſehen nach, nicht für leidend, am wenigſten als bruſtkrank gelten. Edle, regelmäßige Züge ließen ihre einſt ſo gefeierte Schönheit errathen. Mitte Auguſt reiſte der Kaiſer Nikolaus durch München nach Kreuth, beſuchte jedoch einige Tage ſpäter den König in ſeiner Reſidenz, deren Merkwürdigkeiten er beſah. Hier gab es nun Hoftafel, beleuchtetes Gallatheater u. dgl. herkömmliche Freuden. Ich ſah beide Monarchen mit glänzender Suite — unter ihr der junge, elegante Fürſt Bariatinsky — einer Parade auf dem Marsfelde beiwohnen, wobei das Zoller'ſche Artillerieſyſtem vorgezeigt wurde, ſah, wie der König Ludwig auf dem Karolinenplatz dem Czaren bei dem Obeliske zu erklären verſuchte, wie die im ruſſiſchen Feldzuge gefallenen 30,000 Bayern auch für Deutſchlands Befreiung geblieben! und andere Dinge mehr.

Der kaiſerlich ruſſiſche Hof brachte den ganzen Auguſt in Kreuth zu, und ein ganz eigenthümliches Leben entwickelte ſich nun, in ſeltſamen Kontraſten, in dem engen, ſonſt ſo ſtillen Alpenthale. Den Mittelpunkt aller geſelligen Freuden bildete aber immer Tegernſee. War dieß herrlich gelegene Schloß — der gewöhnliche Sommerſitz der Königin-Wittwe Karoline — ſchon

gewöhnlich der Schauplatz der großartigsten „vie de Chateau“, so nahmen jetzt die Spazierfahrten zu Land und zu Wasser, die Abendunterhaltungen gar kein Ende; Alles wurde in Bewegung gesetzt; Concerte, Tableau's, Tanz, französische Liebhabertheater; die Mittagstafel faßte täglich 50 bis 60 Gäste, und die Zahl der herbeigeströmten Fremden mehrte sich mit jeder Stunde. Eines Abends war die erlauchte Versammlung besonders glänzend, und nicht weniger als 7 Majestäten, 14 kaiserliche und königliche Hoheiten wohnten einer allerliebsten Vorstellung von Dilettanten im Schloßtheater bei. Die Erzherzogin Sophie unterstützte ihre Mutter bei dieser oft etwas ermüdenden Gastfreundschaft, und der Kronprinz von Preußen erheiterte durch seine immer gleich witzige Laune den oft ernsten, immer imposanten Zirkel. Es gab da der anziehenden Beobachtungen, eigenthümlichen Berührungen in Fülle. Von Politik war bei diesen Zerstreuungen wohl nur wenig die Rede; allgemein aber fiel auf, daß der Herzog Max von Leuchtenberg immer in der Nähe des Kaisers Nikolaus gesehen wurde, und dieser ihn in jeder Beziehung auszeichnete. Der junge, hübsche Prinz wurde eingeladen, den Winter in Petersburg zuzubringen, und bald, einer schon früher ausgesprochenen Neigung für die Großfürstin Marie zu Folge, seine Verlobung mit derselben gefeiert. Dieß war im Grunde das einzige hervortretende Resultat der kaiserlichen Reise nach Bayern. Während die Kaiserin noch Hohenschwangau besuchte, begab sich Nikolaus in das Lager der bayerischen Truppen nach Augsburg. Ein ungemein reges Leben zog nun in die stillen Straßen der schönen Stadt ein, und große Kriegsübungen wechselten mit glänzenden Bällen. Hier wurde ich vom Czaren in einer besonderen Audienz empfangen, um ihn im Namen des Großherzogs zu einem Besuch nach Karlsruhe einzuladen. Er entschuldigte sich damit, daß ihm die kurz zugemessene Zeit nur noch einen Ausflug nach Friedrichshafen gestatte, setzte aber lächelnd hinzu: „Je vous enverrai mon fils.“ In der

That, kaum hatte der Kaiſer in ſeiner gewohnten Weiſe Bayern raſch verlaſſen, als man auch ſchon ſeine Ankunft in Berlin, ſpäter in Moskau vernahm.

Die günſtigſte Seite, welche man dem nordiſchen Beſuche abzugewinnen wußte, lag in der großherzigen Freigebigkeit des kaiſerlichen Ehepaares. Die Kreuther Molken verwandelten ſich in Gold; mit vollen Händen wurden nicht nur koſtbare Geſchenke, reichliche Trinkgelder und Unterſtützungen ausgetheilt, auch ein ganzer Regenbogen von Ordensbändern verbreitete ſich über die Hof- und Civilbeamten wie die Offiziere. — Ich ſelbſt hatte aber nun hinreichend Gelegenheit, aus meinen Jugenderinnerungen die beiden kaiſerlichen Brüder mit einander zu vergleichen. War Alexander von edler Haltung, von ſanftem, einnehmendem, ſeinem weicheren Charakter entſprechendem Weſen, machte die ernſte, majeſtätiſche Geſtalt Nikolaus' einen überwältigenden Eindruck, ſowie denn auch ſeine Erſcheinung in manchen feierlichen Augenblicken elektriſch wirkte. Beide Brüder aber, die Söhne eines nichts weniger als reizenden Vaters, konnten, jeder in ſeiner Art, als Ideale männlicher Schönheit gelten.

Für Tegernſee waren indeſſen „die ſchönen Tage von Aranjuez" noch nicht zu Ende. Es traf da die Großherzogin Stephanie von Baden mit der Prinzeſſin Waſa zuſammen, es überraſchten die Beſuche des Erbgroßherzogs und Mathildens von Heſſen, endlich des Kronprinzen Chriſtian von Dänemark und Gemahlin. Dieſer gebildete Herr mit einem einnehmenden Aeußern hielt ſich acht Tage in München auf. Er nahm lebhaft Theil an allen Erſcheinungen im Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften, und verſammelte immer Abends einige Gelehrte zum Thee. Die Prinzeſſin Karoline von Holſtein war eine liebenswürdige, verſtändige Dame. Der Kronprinz ſelbſt aber beſtieg im nächſtfolgenden Jahr als Chriſtian VIII. den Thron, auf dem er durch

ſeinen berüchtigten „offenen Brief“ zu dem noch heute nicht gehobenen Zwieſpalte Anlaß geben ſollte.

War das Schloßleben nun auch minder belebt, ſo erſchien es nur um ſo angenehmer. Der blaue See mit ſeinen reizenden Umgebungen bot ebenſo viele Anziehungspunkte, als die großartige Gebirgsnatur. Eines Tages beſtiegen zwei Prinzeſſinnen, von vier Damen und ſechs Herren begleitet, beinahe ganz zu Fuße den ziemlich ſteilen, durch ſeine herrliche Fernſicht bekannten Hirſchberg. Dieſe kleine Gebirgsreiſe mit allerlei Abenteuern ließ den angenehmſten Eindruck in uns zurück. Ich entwarf eine Beſchreibung, welche die Großherzogin Stephanie mit eigener Hand verbeſſerte, eine Schrift, welche ich noch heute bewahre. — Wie könnte ich, iſt von dem Tegernſee jener Tage die Rede, nicht meines langjährigen Freundes, des Hofmarſchalls Grafen Ed. Yrſch gedenken? Er war mit ſeiner ſtets munteren Laune und aufopfernder, beinahe fabelhafter Thätigkeit eine Art von Vorſehung für den Haushalt der Königin. Schon am frühen Morgen ordnete er Alles in Küche, Keller und Stall an, begrüßte, beſuchte, unterhielt die Gäſte, nahm den Tagesbefehl der Königin entgegen, leitete zu Pferde oder vom Bocke die Landpartien u. ſ. w.; dabei war er zärtlicher Gatte und Vater, ſchrieb, rechnete, bereitete Koſtüme oder ſeine Rolle für die dramatiſchen Abende vor, tanzte, ſpielte, und ſtets alle Räume des Schloſſes überwachend, ging er erſt mit dem letzten erlöſchenden Lichte zur Ruhe.

Die Rückkehr nach München nahm wieder meine erhöhte Thätigkeit in Anſpruch; wiederholte Audienzen und Beſuche, der Aufenthalt Tettenborn's, Blittersdorf's u. A., endlich die Großherzogin Stephanie und Prinzeſſin Marie, welche noch acht Tage blieben. Kaum war uns vergönnt, die Begebenheiten näher zu beobachten, welche ſich auswärts drängten. Während ſich Ludwig Philipps Söhne in Algier und Merico auszeichneten, konnte es ihm nicht gelingen, die kleine Schweiz zu bewegen, den Napoleoniden

auszutreiben. Während Preußen im beständigen Konflikt mit Rom, die russische Politik die Katholiken in Warschau verfolgte, sah die Welt mit Erstaunen den Papst einen Abgesandten des Sultans in feierlicher Audienz empfangen. In Spanien entzündete sich der Bürgerkrieg durch die Rückkehr des Don Carlos auf's Neue, und allenthalben gab es politische wie kirchliche Zerwürfnisse, ohne daß es gerade zum offenen Bruche kam.

In diesem Herbste wurden zwei Prinzen — beide Ludwig Philipp getauft — geboren; sie sollten einem seltenen, unvorhergesehenen Geschicke entgegen gehen. Denn schon jetzt nach 24 Jahren bestieg der Eine — Herzog von Oporto — ganz unerwartet den durch den so frühen Tod seines jungen Bruders erledigten Thron von Portugal. Der Andere jedoch, — der Graf von Paris — schon in der Wiege zum Thronerben Frankreichs bestimmt, trägt nun die Uniform eines Adjutanten in der republikanischen Armee Nordamerika's!!

1839.

Mit dem Winter kehrte einige Ruhe wieder, nur unterbrochen durch die Aufnahme vernachlässigter Geschäfte. Eine neue deutsche Münzconvention wurde verhandelt, abgeschlossen und von mir unterzeichnet. Mit den dienstlichen Arbeiten wechselte die Besichtigung der Neubauten und Kunstwerke, der Besuch von Ateliers. Kaulbach entwarf seine großartigen Schöpfungen, Heß seine Schlachtenbilder, Stieler und Türk ihre graziösen Porträte, Rottmann seine reizenden Landschaften; die Wände der neuen Kirchen und Paläste bedeckten sich täglich mehr mit wundervollen Fresken von Meisterhand, und in der Werkstätte L. Schwanthaler's — mehr einem Museum ähnlich — wie in der Erzgießerei des vortrefflichen Stiegelmayer war man sicher, immer neue, überraschend schöne Kunstgebilde zu finden; endlich die Boisserés mit ihren herrlichen Glasbildern. Auch im Vereinslokale des Bazar wurden in jeder

Woche neue Werke lebender Künstler aufgestellt. — Nicht minder anziehend waren die Faschingsfreuden. Zu den gewöhnlichen Maskeraden, den Concerten und s. g. Akademien im Odeon gesellten sich auch die seltneren großen Schlittenfahrten, dazwischen Abendunterhaltungen jeder Art im Museum, Frohsinn und anderen Gesellschaften. Nicht selten nahm der königliche Hof in der freundlichsten Weise an diesen geselligen Vergnügen Theil. Heiter unterhielt sich da der König, oft mit Unbekannten, und seine natürliche Leutseligkeit erwarb ihm die wahre Popularität, welche Absichtlichkeit und Berechnung nie erzwingen kann. Außer den Hofbällen fanden auch noch allerliebste Feste in den Palästen der Herzogin von Leuchtenberg und des Herzogs Max statt. Maskenzüge, kostümirte Quadrillen, lebende Bilder und Charaden, Vaudevilles und deutsches Theater in beständiger Abwechslung. Auch ich trat eines Abends in Steigentesch's „Zeichen der Ehe" auf. Gleich unterhaltend waren die Ballette und Reiterkünste in dem kleinen Circus des Herzogs Max. All dieß läßt sich nicht so frisch, wie in der Wirklichkeit, auch im Gedächtnisse festhalten. Soll ich aber Geist und Charakter der Münchener Geselligkeit schildern, so kann ich sie nur als günstig, den Ton als den einer anständigen, wohlwollenden Heiterkeit bezeichnen. Es bildete hier, wie es immer sein sollte, die Cotterie die Regel, der Besuch größerer Zirkel die Ausnahme. Während das Auge mit Wohlgefallen auf einem Kranze blühender Frauen ruht, das Ohr sich an den Zauberklängen ausgezeichneter Musik ergötzt, liegt ein nicht minderer Reiz in der, wenn auch nicht tief gehenden, aber immer lebhaften und feinen Unterhaltung am Kamin oder bei Tische, in den anspruchslosen Kleinigkeiten, die man sich unter vertrauten Freunden in Gesellschaft einiger gebildeter Frauen zuflüstert. Immer seltener findet man, was die Franzosen „savoir causer" nennen, und um so leichter ziehen Langweile und Ermüdung da ein, wo der Salon nur von Toilettenangelegenheiten und Stadtklatschereien ertönt.

Mitte März erſchien der Großfürſt-Thronfolger in Begleitung der Grafen Orloff und Medem in München. Sein freundlicher Blick, ſein einfaches Auftreten nahmen für ihn ein. Weniger glänzend und ſchön als ſein Vater, gefiel er durch jugendliche Haltung, verließ aber München bald, um ſeine Rundreiſe durch Deutſchland fortzuſetzen, deren eigentlicher Zweck — eine Brautſchau — gegen alle Erwartung in Darmſtadt ihr Ziel fand.

Der Sommer wurde zu Ausflügen verwendet; ich durchſtreifte einen Theil der Gebirgsthäler von Hohenſchwangau bis Iſchl, beſuchte dann wieder Nürnberg — dieß Juwel unter den altdeutſchen Städten — und traf zweimal mit der fürſtlich Metternich'ſchen Familie, auf der Hin- und Herreiſe vom Johannisberg, in Regensburg und Ingolſtadt zuſammen.

Die Eröffnung einer kleinen Strecke Eiſenbahn gegen Augsburg hin war im September für München ein Ereigniß; dazu die feierliche Einweihung der Auerkirche und die Oktoberfeſte mit allen ihren ſeit 50 Jahren regelmäßig wiederkehrenden Freuden.

Doch auch an politiſchen Emotionen war das Jahr 1839 überreich. Von ſeinen Vorgängern hatte es gar viele Wirren übernommen; ſo brachen in der Schweiz nach dem widerlichen Streite der „Klauen und Hörner" die religiöſen Unruhen in Zürich und anderen Orten aus; aber auch das beinahe vergeſſene orientaliſche Geſpenſt tauchte wieder auf, und der Tod des Sultans wie der Abfall Mehmed Ali's bedrohten ganz Europa mit einem verheerenden Kriege.

Nach langem Siechthum hatte eine Krankheit weniger Tage meinen Vater dahingerafft, und dieſer ſchmerzliche Trauerfall führte mich im November nach Freiburg, ſpäter nach Karlsruhe, und erſt im Jänner 1840 kehrte ich von dieſer, von vielen peinlichen Eindrücken begleiteten Urlaubsreiſe über Baſel, Zürich und den Bodenſee nach München zurück.

1840.

Hier fand ich nun Alles in geschäftiger Bewegung; es hatte sich nach dreijähriger Zwischenzeit wieder ein Landtag versammelt, dessen Ergebnissen man aus mancherlei Gründen mit Spannung entgegensah. Es war die erste Versammlung dieser Art, welche ich in Bayern sah. Sie machte einen von anderen Landtagen verschiedenen Eindruck auf mich. Schon das Gebäude — der ehemalige Redoutensaal — unbequem und in keiner Beziehung geeignet für solche Verhandlungen, nahm im oberen Stockwerke die Kammer der Reichsräthe auf, deren Sitzungen nicht öffentlich waren; aber auch die gedruckten Berichte, in denen die Namen der sprechenden Mitglieder nicht einmal angeführt wurden, flößten in ihrer schwerfälligen Weise nur wenig Interesse ein. In der Kammer der Abgeordneten fanden sich wohl einige talentvolle, selbst heftige Redner, aber keiner von hervorragender Bedeutung. Wie allenthalben, bildete denn auch hier das Budget den Brennpunkt der Verhandlungen, und da war nun die Verwendung der beträchtlichen Ersparnisse — „Erübrigungen" genannt — die große Frage des Tages. Es fiel manches bittere Wort; die leidenschaftliche Aufregung einiger Deputirten ließ es zu heftigen Scenen kommen; Wünsche und Drohungen von der einen, Vorwürfe und Angaben von der anderen Seite verstimmten, und durch beide Kammern zog sich unverkennbar der Parteigeist, zu welchem die Stellung des entlassenen zu dem neuen Minister des Innern die nächste Veranlassung gegeben. Dennoch würde dieser Landtag, bei der befriedigenden Erledigung seiner Geschäfte, wie so viele andere, bald der Vergessenheit übergeben worden sein, hätte nicht eine beinahe komische Episode ein ungewöhnliches Aufsehen erregt; Minister v. Abel hatte sich in einem Augenblick leidenschaftlicher Aufwallung hinreißen lassen, in der Kammer einige, für den Fürsten L. Wallerstein beleidigende Worte auszusprechen. Es kam zu gegenseitigen

Erklärungen, welche nicht genügten; ein Zweikampf ſollte entſcheiden. Man denke ſich nun den Kronen-Oberhofmeiſter ein Duell beſtehend mit dem Miniſter des Innern, und als Sekundanten den Präſidenten des oberſten Gerichtshofes, Grafen A. v. Rechberg, und den Kriegsminiſter v. Gumpenberg; welch ein Schauſpiel! Dazu die Wahl der Zeit, des Ortes. Die Herren ſchoſſen ſich an einem Sonntage bei heller Mittagsſtunde in den öffentlichen Anlagen. Der heitere Frühlingsmorgen hatte viele Menſchen in's Freie gelockt, und ich ſelbſt folgte der Menge, welche in den engliſchen Garten ſtrömte, um die Duellanten zurückkehren zu ſehen. Sie erſchienen endlich in zwei Wagen, unverſehrt. Nach zwei Schüſſen hatte man ſich ausgeſöhnt, und der Volkswitz bemerkte, nicht die Schützen, wohl aber die Kugeln hätten gefehlt; auch habe man einige todte Sperlinge auf dem Kampfplatze gefunden u. dgl. m. Abel entſchuldigte ſich wegen der ihm in der Hitze der Debatte entſchlüpften Aeußerung, gab Wallerſtein eine Ehrenerklärung und reichte ſofort ſeine Entlaſſung ein, welche der König jedoch nicht annahm. Abel hatte ſeinen „Kain“ noch nicht gefunden; er ſollte ihm erſt ſieben Jahre ſpäter in der Geſtalt eines weiblichen Dämons erſcheinen! Der König erklärte nun dem Fürſten Wallerſtein vor zwei Zeugen, daß er von dem ganzen Vorgange nichts gewußt und Abel ohne ſeine Beiſtimmung gehandelt habe. Damit war es aber noch nicht zu Ende; an die Stelle der Piſtolen traten nun die Federn, welche geſchäftig offene Briefe, Flugſchriften bis zum Ekel verbreiteten. Was mich betrifft, ſo ließ mich die ganze Duellgeſchichte ziemlich kalt, und ich nahm auch hier, wie in allen mich nicht unmittelbar berührenden Fragen, keine Partei. Zog mich die ſchroffe Haltung Abel's nie an, ſo konnte mir noch weniger je die allbekannte Perſönlichkeit Wallerſtein's irgend eine Sympathie einflößen. Abel, arm und unbekannt, ſchwang ſich nur durch ſein Talent empor, lebte einfach und zurückgezogen und benutzte ſeine Macht weder um ſich zu bereichern, noch ſich einen Anhang zu

verſchaffen. Auf offener Bahn, feſten Sinnes verfolgte er ſein Ziel, ſei es nun wirklich aus innerer Ueberzeugung, ſei es in ehrgeiziger Abſicht geſchehen. Ernſt und würdevoll, hatte er nur mühſam ſein heftiges Temperament beſiegt und ſich aus religiöſen Grundſätzen wie durch Selbſtbeherrſchung eine ruhigere Haltung angeeignet. Von welchem Standpunkt man aber auch immer Abel's Wirkſamkeit beurtheilen mag, ſie wird als eine ehrenvolle erſcheinen, und die Art ſeines Rücktritts ein Lichtpunkt in ſeinem öffentlichen Leben bleiben. Zum königlichen Geſandten in Turin ernannt, trat er ſpäter freiwillig in den Ruheſtand und ſtarb vor nicht langer Zeit.

Die Trauermonate ließen mich die lärmenden Freuden und öffentlichen Beluſtigungen meiden; doch ſah ich den ſo überaus gelungenen Künſtlermaskenzug, welcher den Beſuch des Kaiſers Max in Nürnberg vorſtellte. Das Ganze war ungemein ſinnreich angeordnet, und erhielt dadurch noch ein beſonderes Intereſſe, daß der Künſtler, welcher den Kaiſer ſpielte, auffallend den Bildern dieſes ritterlichen Fürſten glich. Auch A. Dürer nebſt anderen Geſtalten jener Epoche in hiſtoriſch treuen Koſtümen, ein Mummenſchanz u. dgl. m. waren vortrefflich dargeſtellt. Wie in keiner Stadt halten die Künſtler in München zuſammen, vereinigen ſich oft zu heiteren oder den Geiſt anregenden Unterhaltungen, und ſelten nur vergeht ein Faſching oder ein Maifeſt, an dem nicht irgend ein kunſtvoll ausgedachtes Schauſpiel witzige Laune oder geläuterten Geſchmack verriethe.

Schon ſeit längerer Zeit war der Beſuch des Großherzogs Leopold von Baden in München beſprochen worden; er fand nun wirklich in den erſten Tagen des Mai's ſtatt. Für mich war es nicht nur eine große Freude, meinen Landesherrn da begrüßen zu dürfen; die Begegnung der beiden Monarchen hatte auch eine politiſche Bedeutung; man ſah darin das Ende langer, unerquicklicher Zerwürfniſſe, einen öffentlichen Beweis aufrichtig

erfolgter Aussöhnung. Der Großherzog fand in Bayern ebenso wohl einen freundlichen Empfang, als der kunstsinnige Fürst sich von den großartigen Schöpfungen des Königs lebhaft angezogen fühlte. Mit den herkömmlichen Hoffesten und dem unerläßlichen Ceremoniel verband sich die genaue Besichtigung aller Merkwürdigkeiten, und jede Stunde des achttägigen Aufenthaltes war demnach im reichsten Maße ausgefüllt. Ich hatte die Ehre, dem Großherzog das diplomatische Corps vorzustellen, und folgte ihm auf der Rundschau der Neubauten und Kunstschätze, bei der — die willkommenste Art, den Cyclus derselben zu durchlaufen — die berühmten Meister zum Theile selbst ihre Werke erklärten. Der Großherzog kehrte über Ingolstadt und Regensburg, wo er Festungswerke und Walhalla besah, nach Karlsruhe zurück.

Die Königin Karoline, welche gewöhnlich einige Monate das Schlößchen Biederstein im englischen Garten bewohnte, erhielt in jenem Frühjahre den Besuch der Prinzessin Marie von Hessen, welche so ganz unerwartet die Verlobte des russischen Thronfolgers geworden war. Die kaiserliche Braut, welche einige Jahre zuvor ihre Mutter verloren, sollte sich bei der königlichen Tante auf ihren künftigen, nicht leichten Beruf vorbereiten, und erhielt zugleich den ersten Unterricht in der griechischen Religion. Mit Theilnahme verweilten die Blicke auf dieser interessanten, jugendlich graziösen Erscheinung, deren etwas schwärmerische Züge ein Bild Stieler's treu wiedergab.

An einem schönen Maimorgen machte sich eine kleine Gesellschaft von Herren und Damen auf den Weg und erreichte am Abende Füßen, von da begab sie sich nach dem über alle Beschreibung erhabenen, romantischen Hohenschwangau, wo der fürstliche Burgherr die Wallfahrer huldreich bewirthete. Zu gleicher Zeit mit dem Kronprinzen verfügten wir uns sodann nach dem nahe gelegenen Oberammergau, dort dem nur alle 10 Jahre

ſtattfindenden Paſſionsſpiele beiwohnend.*) Auf dem reizenden Gebirgsweg, an dem herrlichen Ethal vorüber, kamen wir nach Partenkirchen, und kehrten, vom ſchönſten Wetter begünſtigt, voll freundlicher Eindrücke zurück.

An dem glänzenden Waſſerſpiegel des weiten Starnberger See's erhebt ſich ein kleines gothiſches Schloß mit Thürmen, umringt von niedlichen Villen, die mächtige Benediktenwand und andere zackige Gebirgshäupter als Hintergrund. Es iſt Poſſenhofen, der Sommerſitz der herzoglich bayeriſchen Familie. Den Geburtstag ihrer königlichen Mutter zu feiern, hatte die Herzogin Louiſe dieſelbe eingeladen, einige Tage dort zuzubringen. Die Grafen Colloredo und Dönhof vermehrten mit mir die Zahl der gebetenen Gäſte. Während des ganzen Aufenthaltes ſtrömte der Regen unaufhörlich herab; Ausflüge waren ganz unmöglich geworden; um ſo mehr belebten ſich die ſonſt ſo ſtillen Räume des Schloſſes; es wurden Charaden vorgeſtellt, es wurde geſpielt, getanzt, und die muntere Jugend des Hauſes trug auch zur Erheiterung bei. Wer hätte damals ahnen können, daß die eine der umherſpringenden kleinen Prinzeſſinnen zwanzig Jahre nachher als Kaiſerin von Oeſterreich den Winter auf Madeira zubringen, eine andere aber, noch nicht geborne Schweſter als Neapels heldenmüthige Königin in Gaëta die Augen einer bewundernden Welt auf ſich ziehen würde? —

Eine Erholungsreiſe entfernte mich nun über ſechs Wochen von München und gewährte mir durch Vorführung ſtets wechſelnder Bilder eine ungemeine Befriedigung. Ich ſah hier Bayreuth, Hof, Leipzig — mir noch unbekannte Städte, und hatte das ungewohnte Vergnügen, auf einer längeren Eiſenbahn nach Dresden zu fahren. Es geſchieht oft, daß, betritt man einen Ort zum erſten Mal, es uns dünkt, als wären wir ſchon oft dageweſen. Die Brühl'ſche

*) Erinnerungsblätter S. 237.

Terraſſe war mir aus Bildern nicht fremd, und die herrlichen Gemälde in der Gallerie ſahen wie liebe, alte Bekannte auf mich herab. Wie alle Fremde erbaute mich der muſikaliſche Gottesdienſt in der Hofkirche; ich durchſtreifte den Zwinger, die Gärten, und am wenigſten ſprach mich das alte unanſehnliche Theater an. Mein Weg führte mich durch die ſächſiſche Schweiz nach Böhmen, wo ich acht frohe Tage auf dem Schloſſe Königswart zubrachte. Fürſt Metternich umgab ſich da wie gewöhnlich mit Diplomaten aller Länder, und war das Leben auch nicht ſo großartig, wie auf dem Johannisberge, ſo entſchädigten dafür die näheren Beziehungen, in welche man zu den täglichen, weniger zahlreichen Gäſten trat. Unter dieſen nahm, außer der Gräfin Neſſelrode, der geiſtreiche Schriftſteller der vornehmen Welt, Fürſt Pückler-Muskau, zunächſt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Er war mit ſeiner braunen, äthiopiſchen Adoptivtochter nach Marienbad gekommen, und hatte in einem Schreiben an die Fürſtin Melanie ſich als „einen vollendeten Lazarus angekündigt, der trotz Schmerzen, Fieber und Schwäche in kleinen Tagreiſen von Wien dort angelangt ſei, und ſich durch die ihm gütig vermittelte vortreffliche Wohnung für Menſchen und Thiere befriedigt fühle“ u. ſ. w. Seine gewohnten Manieren, die Sicherheit, das Selbſtbewußtſein, mit dem er auftrat, nahmen weniger für ihn ein, als das feſſelnde Geſpräch, dem er, gut gelaunt, immer eine pikante Wendung zu geben weiß. Später werde ich von den ganz eigenen Beziehungen ſprechen, in welche ich ihm ſelbſt und mir unbewußt, zu ihm trat.

Königswart hatte ſehr viel gewonnen; die ſchönen Parkanlagen ließen die unwirthliche Gegend vergeſſen, und das Schloß ſelbſt, neu und geſchmackvoll hergerichtet, erhielt außer der Bibliothek und der bekannten huſſiſchen Sammlung, auch noch eine weitere Zierde in der prachtvollen Kapelle, welche ein, von Gregor XVI. geſchenkter, reicher Altar, ſowie Glasgemälde ſchmücken. Endlich erhebt ſich im Garten unter dunklen Tannen ein altes Cruzifix in

wild romantiſcher Umgebung, zu dem Pilger aus allen Theilen Böhmens wandern.

Ueber Pilſen, an dem Schwarzenberg'ſchen Schloſſe Frauenberg vorüber, kam ich nach Budweiß, von wo die Pferdeeiſenbahn bis zum Gmundnerſee führt. Auf den Höhen, welche Böhmen von Oberöſterreich trennen, überraſcht ein entzückendes Rundgemälde: die Salzburger und Steyerer Alpen bis zum Schneeberge, und die geſegneten Fluren des Donauthals. Ich folgte nun einer Einladung der Großherzogin Sophie von Baden nach Iſchl. Sie brachte mit den Prinzeſſinnen Alexandrine und Marie einige Wochen dort zu, um eine Bade- und Luftkur zu gebrauchen. Iſchl iſt mit keinem anderen Kurort zu vergleichen; es iſt nicht das Waſſer, das Salz, die Luft, es ſind nicht die Molken, welche hier ausſchließend Krankheiten oder verſtimmte Gemüther heilen; es verdankt ſeinen Ruf nur der Vereinigung all der ſeltenen Vorzüge, welche das reizende Thal in ſo reichem Maße bietet. Mitten in dieſer üppig-grünen Alpenwelt tritt uns in jedem der herrlichen Thäler eine andere Natur-Schönheit überraſchend entgegen, hier Waſſerfälle, dort gigantiſche Felſenmaſſen, hier ertönt des Hirten friſche Stimme, dort erlauſcht der Jäger die Gemſe auf einſam ſteilem Pfade. Jeder der 14 Seeen, welche ſich um den Schaafberg, wie ein Halsband von Smaragden, reihen, bietet wieder einen eigenthümlichen Reiz, doch von allen Ausflügen zog mich immer am meiſten die Goſau an. Hat man auf der Bergſtraße neben dem ſchäumenden Waldbach das weite Thal erreicht, und biegt da um die Ecke, ſo tritt plötzlich ein pyramidenartiger Felſen hervor und von Minute zu Minute immer wieder ein anderer — es ſind die Donnerkogel, die, verſteinerten Rieſen gleich, wie eine Leibwache bilden dem im Hintergrunde ſich majeſtätiſch erhebenden Dachſtein mit ſeinem Gürtel von ewigem Eiſe. Terraſſenförmig erhebt ſich die wilde Thalſchlucht mit den beiden Goſauſeeen bis zur Gletſcherwand. — Ein frohes, harmloſes, um die Welthändel

unbekümmertes Volk bewohnt das schöne Salzkammergut; die Besucher selbst aber sind größtentheils Oesterreicher. Ischl ist der Lieblingssitz der kaiserlichen Familie geworden, und um sie schaaren sich der höhere Adel, wie die Beamtenwelt. In jenem Sommer nun bewohnte auch Marie Louise, die man als Herzogin von Parma mit dem Titel der Majestät begrüßte, eine Villa. Sie kam öfters mit der Großherzogin zusammen, die sich überdieß mit einem freundlichen Zirkel gebildeter Herren und Damen umgab. Die Fürstin Karoline v. Fürstenberg mit ihrer immer gleich heiteren Laune, die Kurländischen Prinzessinnen schlossen sich da an die Gräfin Fl. Wrbna an. Diese liebenswürdige Frau hatte sich als Wittwe in Ischl angekauft, und ihr Haus — Palazetto genannt — mit dem nur ihr eigenen Geschmacke eingerichtet. Eine nicht gewöhnliche Freundschaft hatte sie für's Leben mit der mehr männlich gelehrten, als im täglichen Umgange angenehmen Fürstin Therese Jablonowska geschlossen. Bis in ihr höheres Alter erhielt die Gräfin Flore jene Frische und Anmuth des Geistes, welche sie so beliebt, und zum Mittelpunkt der auserlesensten Gesellschaft machte. Sie starb 1857.

Wie auf der Hinreise hatte die Großherzogin Sophie auch auf dem Rückwege einige Tage bei der Königin Karoline in Biederstein zugebracht. Zugleich war auch das neuvermählte H. Leuchtenbergische Ehepaar in München eingetroffen, daher wiederholt Diners, Concerte und dgl. Später belebte sich dann auch wieder Tegernsee, wo abermals das russische Element vorherrschte. Doch sah man da auch den König von Sachsen, der die höchsten Berge bestieg, und, rüstig wie immer, seine gewohnten botanischen Wanderungen fortsetzte. Ein nicht minder willkommener Gast war der Graf v. Chambord, der gerade seinen 20. Geburtstag — den 29. Sept. — in Tegernsee zubrachte. Ein schöner, blonder, junger Mann, mehr untersetzt als schlank, nahm er durch sein anspruchsloses Erscheinen ein. Seine natürliche Ruhe und Einfachheit

ſtand im entſchiedenen Gegenſatz zu den ihn ſtets umbrauſenden politiſchen Leidenſchaften und ſich vielfach durchkreuzenden Intriguen ſeiner Partei. Der freundliche Ausdruck ſeines Geſichts entſprach auch ſeiner wohlwollenden Art und ich war immer der Anſicht, daß der junge Prinz ſich zur Uebernahme der ihm beſtimmten Krone nur wie dem Gebote einer unausweichbaren Pflicht unterzogen hätte; ſein wenig energiſcher Charakter ließ ihm den Thron nicht wünſchenswerth, mehr als eine Laſt erſcheinen, und wohl nur ungern gegen eine behagliche, unabhängige Stellung vertauſchen. Nicht ſo dachten und denken ſeine Umgebungen und Anhänger, die in ihm immer den legitimen König verehren, und, wenn er gleich kinderlos, doch von keiner Ausſöhnung mit den Orleans wiſſen wollen. Auch in München, wo der Prinz mit Polignac zuſammen traf, brachte er von ſeinen zahlreichen Verehrern gefeiert, eine Woche zu. Ich befand mich gerade zufällig bei dem Prinzen, als er die überraſchende Nachricht von der Landung Louis Napoleon's an der Küſte von Boulogne erhielt. Es war nicht ohne Intereſſe, ihn, bei dem Erfolge eines ſo unſinnigen Unternehmens nahe betheiligt, darüber ſprechen zu hören, und als dritter Bewerber äußerte er ſcherzweiſe über dieſen Kampf ſeiner beiden Gegner um die franzöſiſche Krone: was wohl geſchehen, wäre es dem kühnen Prätendenten gelungen, den gerade mit ſeiner Familie im Schloſſe Eu befindlichen Ludwig Philipp gefangen zu nehmen? Doch anders war es in den Beſchlüſſen der Vorſehung beſtimmt und beinahe noch kläglicher, als der Straßburger, endete dieſer Verſuch; vergebens hob ſich ein gezähmter Adler in die Lüfte, und der junge Abenteuerer, der ſein Leben nur der Großmuth des Königs verdankte, hatte ſechs Jahre lang hinreichend Zeit über die Pläne einer glänzenden Zukunft in Ham nachzudenken!

Vielſeitig und verwickelt geſtalteten ſich die politiſchen Ereigniſſe dieſes Jahres 1840, das auch zahlloſen Prophezeiungen zu Folge als ein verhängnißvolles in der Geſchichte erſcheinen ſollte.

Doch dieſe geſpannten Erwartungen gingen nur zur Hälfte in Erfüllung; ein betäubender Kriegslärm hatte ſich zwar über halb Europa verbreitet, doch beſchränkte ſich das blutige Schauſpiel auf den Kampfplatz in Syrien, wo man ſeit Richard Löwenherz zum erſtenmale wieder Oeſterreichs und Englands Fahnen gemeinſchaftlich auf den Thürmen von St. Jean d'Acre wehen ſah! Während Frankreich unter dem kleinen, beweglichen Tiers ſich zum allgemeinen Kriege rüſtete, man in Deutſchland ſich an: „ſie ſollen ihn nicht haben" heiſer ſang, ſchloſſen die vier Großmächte ganz in der Stille einen Friedensvertrag in London ab, und die ſchon halb gezückten Schwerter kehrten wieder in die Scheide zurück. Das gedemüthigte Frankreich erhielt ein neues Miniſterium — 29. Okt. — und England wandte nun ſeine Kräfte dem aufrühreriſchen Canada, dem unruhigen Indien, der Opiumfehde in China u. dgl. zu. Die Königin hatte ſich aber mit dem Coburg'ſchen Prinzen Albert vermählt.

Wie in den zwei früheren Jahrhunderten bezeichnete auch in dieſem die Zahl 40 einen Regentenwechſel in Preußen. König Friedrich Wilhelm III. ſtarb den 1. Juni, und erwartungsvoll ſah man den Veränderungen entgegen, welche die neu aufgehende Sonne bringen ſollte.

Endlich führte von der fernen Felſeninſel — dem großartigſten Grabeshügel — der Seefahrer Joinville die Ueberreſte Napoleons im Dezember nach dem Invalidendome von Paris.

1841.

Mit dieſem Jahre fand eine 10jährige Periode in der Politik ihren Abſchluß. Anfangs den Stürmen der Revolution preisgegeben, wurde Europa zuletzt mit dem Ausbruche eines allgemeinen Krieges bedroht — nun trat aber unverhofft, und zwar auf längere Zeit Ruhe ein. Ich ſchrieb damals: „das mühſam genug zu Stande gebrachte Flickwerk, womit man die Gewitter d. J. 1840

beſchworen, ſichert uns einige Erholung nach ſo langer Ungewißheit und allenthalben verbreiteten Wirren. Doch iſt dieſe Heilung keine gründliche; der gegenwärtige Zuſtand der Dinge beruht nicht auf einem natürlichen Gleichgewicht, nicht auf den eigentlichen Intereſſen der Fürſten und Völker, er ſtützt ſich vielmehr auf die Stärke der Heere, deren Gewicht verderblich auf die Finanzen aller Staaten drückt, und iſt zunächſt auf Perſönlichkeiten berechnet. Die zwei Hauptträger des Syſtems eines Friedens um jeden Preis leben in Paris und in Wien. In einem Jahre (1773) geboren, ſind ſie vielleicht einſt beſtimmt, auch wieder zuſammen in demſelben Jahre den Schauplatz ihrer politiſchen Thätigkeit zu verlaſſen!" —

Der geſchloſſene Friede war demnach mehr einem vorübergehenden Waffenſtillſtand zu vergleichen, dagegen nahmen die ſogenannten materiellen Intereſſen einen früher nie geahnten Aufſchwung. Ungeheure Summen wurden für Eiſenbahnen, Induſtrieanſtalten aller Art ausgegeben; das Bank-, das Actienweſen, und mit ihm der Börſenſchwindel gedieh zur vollen Blüthe.

Die Geſelligkeit im Faſching 1841 drehte ſich zumeiſt um den Wunſch, die lebensfrohe Großfürſtin Marie von Leuchtenberg zu unterhalten. Man war ſinnreich in Erfindung neuer Spiele und Feſte, welche mit jedem Tage wechſelten. Von den Hofzirkeln bis zu den Häuſern des Adels und den geſellſchaftlichen Vereinen wetteiferte man in Einladungen und in Bereitung überraſchender Kunſt- und anderer Genüſſe. Die Kaiſertochter, der Gegenſtand bewundernder Huldigungen, war ungemein zart gebaut, von einer unglaublich feinen Taille, welcher auch eine ausgeſuchte, reiche und geſchmackvolle Toilette entſprach. Ihr edles, marmorbleiches Geſicht erinnerte im Profil ganz an die Züge ihres Vaters, und glich deßhalb auch den Porträten Katharina's II. Die Großfürſtin war gut umgeben — die liebenswürdige Oberhofmeiſterin v. Saharzewsky und der talentvolle Graf Wilhorsky waren in ihrer ſteten Begleitung.

Der Herzog Max von Leuchtenberg, militäriſch erzogen, von mehr ſoldatiſcher, als vornehmer Haltung, ſah ſich in einen, ſeinen bisherigen Gewohnheiten und Neigungen fremden Kreis gezogen; er vertauſchte eine freie, angenehme Exiſtenz gegen eine zwar glänzendere, doch immerhin abhängige Stellung, verließ das Land ſeiner Jugend, das er lieb gewonnen, für die kalte Reſidenz an der Newa, verkaufte ſeine herrlichen Beſitzungen in Italien, entfremdete ſich immer mehr Bayern — um nach 12 Jahren einer aus Liebe geſchloſſenen, mit Kindern geſegneten Ehe noch jung bruſtkrank zu ſterben. Sonderbares Geſchick der beiden Brüder, von denen jeder an den entgegengeſetzten Enden Europa's ein frühes Grab fand.

Auch die letzte unvermählte Schweſter des Herzogs, Prinzeſſin Theodolinde, wurde im Februar dem Grafen Wilhelm von Württemberg angetraut.

Die verwirrten griechiſchen Angelegenheiten brachten auch einen Abgeſandten König Otto's nach München. Maurocordato, in Ausdruck und Farbe des Geſichts an ſeine Abkunft erinnernd, war ein gewandter Geſchäftsmann, wohl einer der fähigſten der Hellenen, dabei angenehm im Umgange. Außer den Bundesangelegenheiten war eigentlich die griechiſche Frage zu jener Zeit für Bayern die einzige von politiſcher Bedeutung; ſie erhielt eine erhöhte Wichtigkeit durch die fortwährenden Verlegenheiten, welche die Finanzlage dem jungen Reiche bereitete; es gab da Konflikte mit den Großmächten, und nicht ſelten wurde auf Bayerns thätige und klingende Nachhülfe gerechnet. Auch die junge Königin des Archipels erſchien und bewegte ſich anmuthsvoll in der zierlichen Nationaltracht am Münchener Hofe. Sie traf hier mit dem Großherzog von Oldenburg und ſeiner noch immer ſchönen Gemahlin Cäcilie zuſammen.

Eine Urlaubsreiſe, auf welcher ich einen Theil der Schweiz beſuchte, ließ die ſchmerzlichſten Erinnerungen in mir zurück, und

Ende Auguſt war ich ſchon wieder in München, um mit dem Grafen Colloredo eine kleine Fußreiſe nach Tyrol anzutreten. Wir durchſtreiften das Achen, das Zillerthal, beſuchten die Durerferner und kehrten über das liebliche Unterinnthal nach Tegernſee zurück. Hier wurde nun die Königin Karoline von zahlreichen hohen Verwandten begrüßt. Es ſchien, als habe ſie alle eine Ahnung des nahen peinlichen Verluſtes ergriffen, ſo ſehr drängten ſich Töchter, Nichten und Enkel um die erlauchte Frau, die, ihrer ſichtbar zunehmenden Schwäche ungeachtet, ſich dennoch gerne der längſt gewohnten Lebensweiſe im ſchönen Schloſſe erfreute. Selten war ein Jahr vergangen, in welchem nicht eine oder mehrere ihrer königlichen Töchter jene Freuden mit ihr theilte, — die vortreffliche Königin Marie von Sachſen, die Erzherzogin Sophie mit den drei jungen Prinzen und der allerliebſten kleinen Anna — dazu kam nun noch Eliſe, zum erſten Male als Königin von Preußen. Auch die Großherzogin Sophie von Baden, die heſſiſchen Herrſchaften blieben einige Tage. So ging, wie immer, unter lebhaftem Treiben der letzte Aufenthalt der gaſtfreien Königin in Tegernſee zu Ende, eine gleich dankbare wie wehmüthige Erinnerung in dem Gemüthe der Zeugen ſo genußreicher Tage zurücklaſſend! — Aber auch in München, ſeit Jahren ſchon mit hohen Gäſten angefüllt, vermehrte ſich mit jedem Tage die Zahl der fürſtlichen Beſuche. Die Großfürſtin hatte die Stadt verlaſſen, dagegen waren außer den ſchon Genannten nun auch die beiden Großherzoginnen von Baden zuſammen angekommen. Ich wurde daher während des Monats Oktober beinahe täglich zur königlichen Tafel gebeten, an welcher jede der beiden Fürſtinnen abwechſelnd immer über den anderen Tag ſpeiſte. Dazu kam noch die Anweſenheit des Fürſten Metternich mit ſeiner Familie, und eines Abends vereinigte ein Salon im Gaſthof zum goldenen Hirſchen, wo ſie wohnten, die Großherzogin Sophie, Fürſt und Fürſtin Metternich und den ſie beſuchenden König Ludwig. Die Großherzogin Stephanie war im

bayeriſchen Hof abgeſtiegen, den ſie längere Zeit wegen Unwohlſeins nicht verlaſſen konnte. Ich ſah da in ihrem Salon den Vicomte d'Arlincourt, in ſeiner Eigenſchaft als fanatiſcher Legitimiſt, tendenziöſer Romanſchriftſteller und eitler Schwätzer doppelt und dreifach aufgeblaſen und widerwärtig. Er erwähnt in ſeiner Art abſprechend und unwiſſend, wie immer, auch ſeiner Münchener Erlebniſſe im „Pelerin".

In den erſten Tagen Novembers zog die Königin Karoline in die Stadt und gab ihre gewohnten Abendgeſellſchaften fort, bei welchen ſich nach der Reihe die hohen Beſuche verabſchiedeten; nur die Königin von Preußen war geblieben, und den 11. der König ſelbſt, ſie abzuholen, angekommen. In der letzten Zeit hatten die Kräfte der Königin in beunruhigender Weiſe abgenommen und ſie war mehrere Tage zu Bette geblieben. Dennoch wurde zur Feier des Geburtstages der älteren Zwillingsſchweſtern (13. November) eine größere Geſellſchaft zum Thee geladen. Sie erſchien jedoch nur, um an dem Sterbbette der verehrten Frau knieend zu beten. Die königliche Familie, mehrere Geſandte und der Hofſtaat waren die trauernden Zeugen dieſer erhebenden Scene. Der Oberhofprediger Schmidt hatte die Königin noch kurz vorher zum Tode vorbereitet, ſie ſelbſt ihre herzoglichen Enkel geſegnet. Der feſtliche Anzug der eingeladenen Gäſte ſtand im traurigen Kontraſte zu dem herzzerreißenden Auftritte, zu der laut ſchluchzenden Umgebung. Die Königin entſchlief ſanft gegen 11 Uhr, und ihr Tod ließ eine fühlbare Lücke in allen Schichten der Geſellſchaft zurück. Sie wurde aufrichtig und tief nicht nur in den ihr näher ſtehenden, ſondern auch in weiteren Kreiſen beweint, da ihr Wohlthätigkeitsſinn bekannt und ihr Hang, Schönes und Gutes zu fördern, immer rege war.

Schon einmal unterzog ich mich der peinlichen Aufgabe, von der Begräbnißfeierlichkeit zu ſprechen,*) und kann auch hier wie dort

*) Erinnerungsbl. S. 196.

nur wiederholt die Ueberzeugung ausſprechen, daß die dabei ſtattgefundenen Thatſachen nur auf unbegreiflichen Mißverſtändniſſen, wie dem Mangel einer vorgängigen Beſprechung der Hofbehörde mit der Geiſtlichkeit, beruhen konnten. In dieſem Sinne wenigſtens legte es der König aus, welcher einige Tage nachher den preußiſchen und ſächſiſchen Geſandten wie mich rufen ließ, um uns in entſchiedenen Ausdrücken zu erklären, daß alles Vorgegangene gegen ſeinen Willen und Wiſſen geſchehen, und ſo lange Er Herr, ſich ſolche ärgerliche Auftritte nicht wiederholen würden. Die Königin Karoline ſei ihm ſtets eine theuere Mutter geweſen, ſie habe nie bei ihren Wohlthaten einen Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten gemacht, als Landesmutter alle Unterthanen gleich behandelt und bedacht, und er wünſche, fügte er bei, daß man dieſe ſeine Geſinnung allgemein erfahre. Mit dieſer beruhigenden Erklärung war die Sache zwar äußerlich abgethan; es gährte aber noch lange in den Gemüthern, und das Stadtgeſpräch, von leidenſchaftlichen Erörterungen begleitet, nahm kein Ende. Die gerechte, durch ſo gereizte Stimmung noch erhöhte Trauer machte den Winter von

1842

noch ſtiller und unbehaglicher; ich brachte ihn daher meiſt nur in den vertrauten Kreiſen näherer Bekannten zu, und beſuchte außer dem Hauſe Cetto auch häufig die Familie des ſardiniſchen Geſandten Pallavicini. Sein Haus war auf einem großartigen Fuße eingerichtet und gehörte in ſeiner Art, wenigſtens in Deutſchland, zu den ſelteneren Erſcheinungen. Die Mutter des Geſandten, deren Geburt in eine unvordenkliche Zeit fiel, leitete unumſchränkt den Haushalt wie die Einladungen. Der Sohn, die Enkel, vorzüglich aber die Schwiegertochter fügten ſich mit aufopfernder Hingebung in den eigenmächtigen Willen wie in die Launen der alten Dame. Sie war ſtets von ausgeſuchten Aufmerkſamkeiten umgeben, und

da ſie wenig ſchlief, ſo ſetzte ſie beinahe Tag und Nacht Alles in Bewegung. Auf ihren Wunſch wurde Mittags und Abends der Salon von Gäſten nicht leer, und fortwährendes Spiel war dabei die Hauptunterhaltung. Die originelle Matrone ſchrieb in einem nur ihr eigenen Style Morgenbillette und wußte auch ihrem Geſpräche immer eine komiſche Wendung zu geben; ein weiblicher Page, „gewärtig ihres Winkes", befand ſich immer in ihrer Nähe. Einmal ſprach ich ihr von der Schönheit und liebenswürdigen Grazie der Oſſa. d'Adda, worauf ſie mir mit dem Ausdrucke eines unbeſchreiblichen Selbſtbewußtſeins erwiderte: „ó Lomellino!" als ob alle jene Vorzüge einer Frau, welche ihrer eigenen Familie angehörte, ſich von ſelbſt verſtünden. Die Schwiegertochter war vom Hauſe Doria, und ihr wie Pallavicini's Benehmen gegen die alte Frau um ſo ſchöner, als dieſe den großen Aufwand für die Gaſtfreiheit nicht beſtritt.

Ein anderer italieniſcher Diplomat, Mſgr. Viale-Prela, Erzbiſchof von Carthago, wurde zum päpſtlichen Nuntius ernannt und vereinigte alle Eigenſchaften, welche zu ſeinem Berufe gehörten: ſeinen Anſtand, umſichtige Thätigkeit, ſittliche Haltung und die volle Kraft der Ueberzeugung, welche er, wenn gleich in der gefälligſten Form, doch immer offen und rückſichtslos bekannte. Viale war in München geſchätzt und beliebt, wie er es verdiente; ich werde ihm, dem ich Jahre lang befreundet, wieder auf dem Schauplatze einer größeren Wirkſamkeit begegnen.

Ein ungemein freudiges Ereigniß für die königliche Familie war die Vermählung der Prinzeſſin Adelgunde mit dem Erbprinzen von Modena. Seit 1833 hatte keine ähnliche Feier mehr in München ſtattgefunden. Die Verbindung war in jeder Beziehung erwünſcht, und die Kurfürſtin Leopoldine erfreute ſich vor Allen dieſer Erneuerung der Familienbeziehungen. Der Herzog-Vater und ein jüngerer Bruder begleiteten den fürſtlichen Bräutigam nebſt zahlreichem Gefolge. Die Trauung ſelbſt wurde in ſehr

feierlicher Weiſe am 30. März in der Allerheiligen-Hofkirche durch den Erzbiſchof v. Gebſattel vollzogen. Feſte folgten in gewohnter Weiſe. Die erlauchte Braut, von mehr angenehmen, als regelmäßigen Geſichtszügen, mit einem ſanften Blicke, benahm ſich mit graziöſer Würde und Takt und zeigte auch ſpäter im Reichthum und Glück wie in den vielfachen Prüfungen während einer leider kinderloſen Ehe den vollen Gehalt ihrer ſchätzenswerthen Eigenſchaften. Zwanzig Jahre ſind nun ſeit jener Zeit verfloſſen, Franz IV. wie ſein zweiter Sohn, nach kurzer Ehe (1849), heimgegangen, und Franz V., der jetzt regierende Herzog, mit Adelgunde aus dem Lande ſeiner Väter durch ſchändlichen Verrath vertrieben, iſt nun in Oeſterreich, wo er einen freundlichen Zufluchtsort fand.

Am Tage der großen Sonnenfinſterniß begab ich mich über Erlangen und Bamberg nach Kiſſingen, wo mich nicht eine Badekur, wohl aber ein Kreis guter Bekannten acht Tage feſthielt. Ich traf da Tettenborn, Blittersdorf, Dubois, Varnhagen, und beſuchte Zedlitz, der täglich im Schweiße ſeines Angeſichtes einige Strophen ſeines „Waldfräulein“ dichtete. Die Friſche der Verſe läßt nicht die ungünſtigen Umſtände ahnen, unter denen ſie entſtanden. In der Trinkhalle wurde ich der Königin von Württemberg vorgeſtellt, und eines Morgens überraſchte uns die Kunde von dem tragiſchen Tode des Herzogs von Orleans in Paris. Lebensweiſe wie die Umgebungen Kiſſingens ſprachen mich nur wenig an; der Ragozzi iſt nicht geſelliger Natur; der Kurſaal war wenig beſucht, Pharao und Roulette wurden mäßig geſpielt, und die Vorſtellungen im mittelmäßigen Theater Nachmittags 4 Uhr luden mehr zum Schlafe, als zur Unterhaltung ein. Freunde Kiſſingens preiſen die Gegend, welche mir einförmig erſchien; wohl erheben ſich einige kahle Berge mit Burgruinen, aber träge ſchleicht die Saale durch das nicht reizende Thal. Von da führte mich der Weg über das grün, beinahe idylliſch gelegene

Meiningen nach Gotha mit ſeinen anziehenden Umgebungen; ich lernte die Naturſchönheiten des Thüringer Waldes kennen und erreichte endlich Weimar, wo mich Merkwürdigkeiten aller Art wie werthe Freunde erwarteten. Dieſe Stadt, von waldigen Höhen und herrlichen Anlagen umgeben, zehrt noch immer an ihrem alten Ruhme. Die Gegenwart vermag nicht gleichen Schritt zu halten mit den Erinnerungen an eine glänzende Zeit. Die großen Todten, deren Särge Weimar birgt, werden zu oft genannt, um nicht die Lebenden darüber zu vergeſſen. Dennoch bleibt Weimar immer noch der Sitz eines regen literariſchen und künſtleriſchen Strebens, und im Schloſſe ſah ich mit Vergnügen — den Münchnern im Kleinen nachgebildet — niedliche Fresken, hiſtoriſche Gegenſtände vorſtellend. Ich traf in Weimar, außer Plötz, auch Ap. v. Maltiz, den ich ſchon in München geſehen, wo er ſich mit der Gräfin Cl. v. Bothmer vermählt hatte. Er iſt nun über 20 Jahre der Vertreter Rußlands am Hofe zu Weimar. Mehr als die Politik war aber ſtets Dichten ſeine Leidenſchaft; er dichtete an den Ufern der eisbedeckten Newa wie in den Urwäldern Braſiliens, er dichtete an den Heilquellen der Rheinlande wie auf den Höhen des Wiener Waldes, im Schatten der Propyläen zu München wie am Grabe Göthe's und Schiller's. Maltiz iſt eine gemüthliche, ächt deutſche Dichternatur, und es lohnt ſich daher immerhin der Mühe, zu erfahren, wie eigentlich ein ruſſiſcher Diplomat Poeſie treibt. Sinngedichte, Sonette, lyriſche und elegiſche Verſe ſind theils ſentimental, theils humoriſtiſch gehalten. Der Witz dabei bleibt ſich nicht immer gleich; er iſt bald treffend, dann wieder geſucht und unverſtändlich, doch meiſt harmlos; bei einer ſolchen Menge von Raketen verpuffen gar viele, ihre Wirkung verfehlend, während andere erleuchten und erfreuen. Maltiz wurde häufig mit einem anderen Schriftſteller gleichen Namens verwechſelt, mit dem er jedoch, ihm zum Ruhme, weder geiſtig noch in irgend einer anderen Weiſe verwandt iſt.

Nun war Berlin das Ziel meiner Reiſe. Die Eiſenbahn führt in die flach gelegene Reſidenz, ohne daß man ahnt, ſchon angekommen zu ſein. Die Jahreszeit war für einen Aufenthalt die ungünſtigſte; eine glühende Hitze lag auf den verödeten Straßen, und die Vorſtellungen in den Theatern waren in dem Grade unbedeutend, als ſie meiſt vor leeren Bänken abgeſpielt wurden. Nur überraſchte mich das herrliche Opernhaus, das bald darauf abgebrannt, nun von dem neuen an prachtvoller Dekorirung noch weit übertroffen ſein ſoll. Die Architektur der Kirchen und öffentlichen Gebäude läßt viel zu wünſchen übrig; doch als eifriger Touriſt ſchenkte ich mir pflichtgetreu keine all der Merkwürdigkeiten und Gallerien. Ich beſtieg ſogar nicht ohne Anſtrengung in dem heißen, tiefen Sande den Kreuzberg, welcher nach genauen Meſſungen 17 Fuß über der Meeresfläche liegen ſoll; ich überſah hier die ſich in troſtloſer Gegend weit ausdehnende Stadt mit ihren wenigen, geſchmackloſen Thürmen. Zwei Anſichten aber waren es, die mich in Berlin wahrhaft überraſchten und feſſelten. Es iſt zunächſt der Ueberblick, wenn man aus dem ſchönen Thiergarten unter das majeſtätiſche Brandenburger Thor tritt und das Auge von da über die Linden und all die herrlichen Paläſte, Monumente und Statuen ſchweift, ein Gemälde, — nur dem römiſchen Forum zu vergleichen — deſſen Hintergrund das impoſante Schloßgebäude bildet. Ein Schauſpiel anderer Art erfreute mich in Sansſouci: es läßt ſich nichts Lieblicheres, nichts durch Waſſer und Waldesfriſche Erquickenderes denken, als dieſe wundervollen Anlagen und Inſeln mit den reizenden königlichen Villen.

Hof, Geſellſchaft, Künſtler waren auf Reiſen oder in Bädern; nur von dem anweſenden Theil des diplomatiſchen Corps — Meyendorf, Lerchenfeld, Weſtmorland, Frankenberg — wurde ich freundlich aufgenommen, und den Abend brachte ich gewöhnlich bei Breſſon — Pariſerplatz — zu. Dieſer, ein großer, ſchöner Mann, ein gewandter Diplomat, galt für einen der Hauptträger der Politik

der Julidynaſtie. Er hatte die Heirath des Herzogs von Orleans eingeleitet, und ſchon von einer glänzenden Zukunft geträumt, als ſeine Hoffnungen durch den unerwartet frühen Tod ſeines Gönners eine erſte, bittere Enttäuſchung erfuhren. Breſſon's Haus in Berlin war eines der angenehmſten, und er erſt kurz zuvor mit einer jungen, hübſchen Frau aus einer mir befreundeten Familie vermählt. Später nach Neapel ernannt, fand er ſich dort, weil er den Botſchafterpoſten in Madrid nicht erhalten konnte, ſo ſehr in ſeinem Ehrgeize verletzt, daß er ſich in einem Augenblick von Geiſtesverwirrung den Tod gab.

1842 gilt mit Recht als ein Feuerjahr; überall vernahm man von in Flammen ſtehenden Ortſchaften, von Waldbränden, Hamburg wurde von einer furchtbaren Feuersbrunſt heimgeſucht, und ſelbſt in Berlin ſchreckte mich beinahe jede Nacht das unheimliche Tuten der Nachtwächter auf; endlich in Kiſſingen brannte ſogar das Strohdach der Eisgrube ab; zwei feindſelige Elemente kamen ſomit in nahe Berührung.

Wiederholt und ſtets mit demſelben Vergnügen beſuchte ich Dresden, wo ich außer einigen Bekannten auch die Fürſtin M. Gortſchakoff fand, und eine huldvolle Einladung an das königliche Hoflager nach Pillnitz erhielt. Die wohlwollende Einfachheit der königlich ſächſiſchen Familie iſt bekannt; ich ſah da außer den Majeſtäten auch die Prinzeſſinnen Auguſte und Amalie. Ich hatte die Ehre, neben der Letzteren an der Tafel zu ſitzen, und das Geſpräch führte natürlich auf die Luſtſpiele dieſer fürſtlichen Dichterin. Zufällig wurde an jenem Abend in Dresden eines derſelben, „Vetter Heinrich", zum erſten Male gegeben, und als ich ſie fragte: was ſie bei ſolchen Vorſtellungen empfinde? erwiederte ſie mit der ihr eigenen Beſcheidenheit, daß das ausgezeichnete Spiel der Künſtler wie die freundliche Nachſicht des Publikums ſie der ſonſt ſo begreiflichen Sorge und Angſt wegen des Erfolgs enthebe.

Ueber Annaberg und Karlsbad kehrte ich zu einem abermaligen 14tägigen Beſuche nach Königswart zurück; wieder dieſelbe bewegte Lebensweiſe, wieder die immer gleich große Zahl der Gäſte, unter denen die Fürſten Windiſchgrätz und Eſterhazy, die Lords Roden und Brabazon, Graf Flahault u. a. m.

Bei meiner Rückkehr nach München erwarteten mich neue Feſte, Reiſen und Zerſtreuungen. Den 12. Oktober fand mit den üblichen Feierlichkeiten die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin Marie von Preußen ſtatt. Die königliche Familie, die durchlauchtigſten Eltern der hohen Braut, die Miniſter, die Geſandten, die Generalität und der Hofſtaat wohnten der Trauung in Galla bei. Die noch ſehr junge Neuvermählte, klein, aber graziös, gefiel durch ihr beſcheidenes Auftreten und ihre liebliche Erſcheinung.

Für den 18. und 19. Oktober waren die deutſchen Geſandten vom König zu zwei großartigen Feſtlichkeiten nach Regensburg eingeladen; auch Prinz Wilhelm von Preußen und Gemahlin folgten dem Hofe dahin. Während am 18. das Jahre lang vorbereitete Werk vollendet war und der wunderſchöne Bau der Walhalla endlich in der ergreifendſten Weiſe eröffnet wurde, legte der König des anderen Tages, gleichfalls unter begeiſternden Reden, den Grundſtein zu der großartigen Halle, welche er dem deutſchen Kriegsruhme in den Befreiungsjahren bei Kelheim errichten laſſen wollte. Der König war dabei in der heiterſten Laune, und das ſeltene Feſt wurde glücklicher Weiſe von dem ſchönſten Herbſtwetter begünſtigt; den folgenden Tag fuhren wir im tiefſten Schnee nach München zurück.

So wie ich ſchon früher*) von dieſen zwei denkwürdigen Tagen umſtändlich geſprochen, ſo muß ich auch einer ſpäteren Zeit vorbehalten, meine weiteren Anſichten und Bedenken über die

*) Erinnerungsbl. S. 232 u. flg.

Ausführung wie den Zweck dieſer Rieſenbauten in einem beſonderen Aufſatze niederzulegen.

Doch für mich war die Reihe der Hoffeſte noch nicht zu Ende. Anfangs Dezember fuhr ich dem Erbgroßherzog und dem Prinzen Friedrich von Baden nach Augsburg entgegen. Sie hielten ſich auf ihrer Reiſe nach Wien — ihr erſter größerer Ausflug — 10 Tage in München auf, und die Oberſten C. v. Roggenbach und v. Hinkeldey befanden ſich in ihrem Gefolge. Die Prinzen, von der königlichen Familie auf's herzlichſte bewillkommt, ließen einen ebenſo günſtigen Eindruck zurück, als ſie ſich ſelbſt des vielen Sehenswerthen in München erfreuten.

Der Beginn des Jahres

1843

brachte wieder eine Ständeverſammlung, doch war es kein Budgetlandtag, daher weniger bewegt. Die Verhältniſſe waren in den drei Jahren ungefähr dieſelben geblieben; das Miniſterium Abel hatte ſich befeſtigt, und in der zweiten Kammer, vom Grafen C. Seinsheim präſidirt, traten wieder die bekannten Redner auf. Die Kammer der Reichsräthe leitete Fürſt C. E. Leiningen, ein gutgeſinnter, wohlwollender Weltmann, der, allgemein beliebt, an den Fragen des Tages lebhaften Antheil nahm. — In nicht geringe Beſorgniß wurden wir durch die Nachricht von der Erkrankung des Prinzen Friedrich in Wien verſetzt. Sie ging glücklicher Weiſe ohne nachtheilige Folgen vorüber.

Im Februar erhielt ich ganz unerwartet meine Abberufung von München und die Ernennung in gleicher Eigenſchaft zum großherzoglichen Miniſter-Reſidenten nach Paris. Doch meine Abreiſe verzögerte ſich durch die Rückkehr der Prinzen, welche ich in München erwarten wollte. Sie erſchienen Anfangs Juni in Begleitung des Erzherzogs Stephan, welcher mit einem, an die Kaiſerfamilie erinnernden Aeußeren Gewandtheit und lebhaften Geiſt

verband. Der Erbgroßherzog aber, welcher in Jugendfriſche und einnehmendem Weſen auftrat, wird mir immer unvergeßlich bleiben, und nichts ließ in dem jungen, an Körper und Seele geſunden, ſchönen Prinzen das traurige Loos vorausſehen, welches die Vorſehung in ihrem unerforſchlichen Rathſchluſſe ihm bereiten ſollte! Noch erinnere ich mich, wie er, da von der Walhalla die Rede war, in jugendlichem, edlen Selbſtgefühle ausrief: „Sehen möchte ich ſie wohl, aber würdig zu ſein, einſt in ihren Räumen aufgenommen zu werden, dieß wäre mein ſehnlichſter Wunſch.“ Ich glaube mir erlauben zu dürfen, einen Brief, den der Prinz an mich richtete, im Auszuge mitzutheilen. Er iſt aus Wien vom 22. Januar 1843 datirt — derſelbe Tag ſollte 15 Jahre nachher der letzte ſeines vielgeprüften Lebens ſein! — Er ſchrieb: „Schon längſt hätte ich Ihnen gerne von Herzen für Ihren Brief vom 22. v. M. und das verſprochene Tagebuch über unſeren Münchener Aufenthalt gedankt. Ich trage dieſen Dank nun aufrichtig nach, ſowie ich mich gerne in Ihr freundliches Andenken zurückrufe. Anfangs waren es hundert kleine Abhaltungen, dann die traurige Krankheit meines guten Bruders, welche mich am Schreiben hinderten! Gott ſei Dank! heute geht es wieder beſſer mit ihm, aber die letzten drei bis vier Tage war es mir recht bange um ſein liebes Leben; er hat nun beinahe aufgehört zu phantaſiren, er ſchläft beſſer, ſein Puls ſchlägt deutlicher und voller! Die Hoffnung zu ſeiner Rettung hatte ich nie verloren, und tritt keine ſchlimmere Kriſis ein, ſo iſt die größte Gefahr vorüber! Was mein Herz bei allen ſeinen Leiden fühlt, können Sie ſich leicht denken! und meine armen Eltern in der weiten Ferne dauern mich am meiſten! Hier in Wien haben wir die freundlichſte Aufnahme von der Welt gefunden: bei den Majeſtäten, bei der Erzherzogin Sophie, dann bei den guten Metternich's, und endlich in der ganzen Geſellſchaft! Fürſtin Melanie, welche ich wieder dieſen Morgen geſprochen, grüßt ſie herzlich; ſie erinnert ſich gerne an die Zeit Ihres Hierſeins. —

Da ich leider mit meinem armen Kranken nicht in Berührung kommen darf, ſo habe ich unſere neue Wohnung im Lichtenſteiniſchen Palais (Herrngaſſe) beziehen müſſen; ich ließ ſie ganz ſchön herrichten und meubliren. Wenn Sie Fürſt Leiningen ſehen, ſo danken Sie ihm vielmal für ſeinen Brief, den ich nächſtens beantworten werde. Nun, nochmals Dank für Ihre ſo gütige Aufmerkſamkeit, und bitte nicht zu vergeſſen

Ihren ganz ergebenen

Louis von Baden."

Dieſe einfach rührenden Zeilen mögen als Beitrag zur Charakteriſtik des zartfühlenden Prinzen gelten!

Die Stunde der Abreiſe nahte heran, und der Abſchied von München fiel mir immer ſchwerer. In der That hatte ich auch da — ich darf es wohl ſagen — fünf der glücklichſten und ſorgenfreieſten Jahre meines Lebens zugebracht, und ebenſo, wie die Folge zeigte, ſtets ein freundliches, immer ungetrübtes Andenken im Kreiſe meiner Bekannten zurückgelaſſen. In den angenehmſten Dienſtverhältniſſen, hinreichend beſchäftigt, immer belehrend und unterhaltend zugleich angeregt, war ich in den Hofzirkeln, wie in der geſelligen und der Kunſtwelt mit Wohlwollen behandelt — nun erwartete mich ein Schauplatz einer ausgedehnteren Wirkſamkeit, ich ging einer anderen Beſtimmung entgegen!

Ich traf in Karlsruhe gerade ein, als der König Ludwig, den Beſuch des Großherzogs erwiedernd, dieſe Stadt verlaſſen hatte, und nach kurzem Aufenthalte ſetzte ich meine Reiſe Ende Juni nach Frankreich fort.

Elfter Abſchnitt.

(1843 — 1846.)

Inhalt: Paris. Ueberſicht. Audienz bei Louis Philipp. Innere und äußere Politik. Tod Bernadotte's. Skizzen aus dem diplomatiſchen Corps. Hohe Beſuche und berühmte Fremde. A. v. Humboldt u. A. Geſelligkeit. Salon des Prinzen Paul von Württemberg. Rothſchild und Thorn. Die Familie Montléar. Der Faubourg St. Germain. Schriftſteller und Künſtler. Sehenswürdigkeiten. Induſtrieausſtellung. Ausflüge. Zwei Reiſen nach England und Belgien. Aachen und der Rhein. Königin Victoria. Meine Abberufung von Paris und Krankheit. Politiſche Betrachtungen. Rückkehr nach Karlsruhe. Ernennung nach Wien.

Ueber Zweibrücken, Metz und Châlons gelangte ich nach Paris, fuhr wieder zu derſelben Barrière ein, bezog das gleiche Hotel, wie vor 13 Jahren, doch mit wie ganz anderen Gefühlen! Bald hatte ich eine bequeme, gut gelegene Wohnung in der Rue Lepelletier gefunden, und fühlte mich bald heimiſch. — Nie war mir Paris ruhiger erſchienen; der König in Neuilly, die Kammerſaiſon zu Ende; alles floh, Hitze und Staub meidend, dem Lande zu; die Boulevards waren verödet, die Theater wenig beſucht, nur die Champs-élisées verriethen noch einiges lebhafte Treiben. Ich benützte dieſe Zeit, mich umzuſehen, folgte mit Intereſſe den vielfachen Veränderungen, welche ſich mir mit jedem Schritte darſtellten, und ſammelte ſo reichen Stoff zu Beobachtungen jeder Art. Dieſen zu verarbeiten, iſt jedoch nicht ſo leicht; hält

man ſich an die zahlreichen Schilderungen dieſer Weltſtadt, ſo tritt uns ein verworrenes Bild aus den verſchiedenartigen Anſchauungen entgegen; überläßt man ſich aber ſeinen eigenen Eindrücken, ſo ſind dieſelben meiſt ſo überwältigender Natur, daß die Auffaſſung ſelten klar, nur allzu oft einſeitig wird.

Ich habe es nun in den Erinnerungsblättern*) verſucht, in einer Reihe von Bildern feſtzuhalten, was mir beſonders bemerkenswerth erſchienen. Es berühren dieſelben den König, wie ſeine Familie, die Stadt mit ihren Monumenten, die Staatsmänner, die Kammern und Akademien, die Sitten, die Geſellſchaft wie das Volksleben. Wenn ich jedoch das Paris, wie ich es damals gefunden und beſchrieben, mit dem Gemälde vergleiche, welches Reiſende und Zeitungen uns heute davon entwerfen, ſo finde ich mich darin kaum mehr zurecht; eine tiefe Kluft, über die nicht einmal eine Brücke führt, trennt jene Epoche von der Jetztzeit! Fragt man nach früher ſo bekannten Straßen, ſo ſind viele ſelbſt dem Namen nach verſchwunden; großartige Bauten, Anlagen der verſchiedenſten Art erheben ſich auf den Ruinen ganzer Stadttheile, welche der Zerſtörungswuth zum Opfer fielen. Sieht man ſich nach den früheren Leitern der Politik, nach berühmten Männern, Gelehrten und Künſtlern um; ſie ſind verſchollen oder mindeſtens zurückgezogen. An die Stelle der Verfaſſung mit ihren lebhaften Diskuſſionen trat eine neue von ihr ſo ganz verſchiedene Geſetzgebung, ſich nur dem Willen eines Einzigen beugend. Die Richtung der Ideen, der Gang der Geſchäfte, die Preſſe, die Sitten, ſelbſt der Geiſt der Gerichte, alles hat ſich verändert, und die Anſichten, kaum ausgeſprochen, gelten auch ſchon wieder für veraltet. Was ich daher auch den früheren Bemerkungen noch beifügen mag, kann nur einigen Anſpruch auf Werth in hiſtoriſcher Bedeutung machen; Anknüpfungspunkte fehlen beinahe völlig in jeder Beziehung.

*) Erinnerungsbl. S. 239–320.

Noch war kein Monat vergangen, seit ich mich bei dem König von Bayern verabschiedet, als ich auch schon vor Ludwig Philipp stand. Er empfing mich allein in seinem Kabinet, war in Uniform, und unterbrach meine Antrittsrede mit der Versicherung, wie er sich der freundnachbarlichen Beziehungen zu meinem Hofe freue, wie ihm aber auch mein Name bekannt sei, da die Mitglieder meiner in Frankreich lebenden Familie seine Jugendgespielen gewesen; die Mutter der Frau von Genlis habe sich in zweiter Ehe mit einem Herrn v. Andlaw vermählt. Er ließ dabei durchblicken, wie unangenehm es ihn berühre, daß jene Familie sich von den Tuilerien fern halte, während er sie doch so oft im Palais royal gesehen u. s. w. — Einige Tage nachher war ich in Neuilly zu Tische und wiederholte dann, wie es gebräuchlich war, uneingeladen meine Besuche in den verschiedenen königlichen Residenzen. Louis Philipp war an solchen Abenden immer von einer zuvorkommenden Höflichkeit, sprach sich über Politik und die Tagesereignisse aus, scherzte, war ungemein heiter, und sang sogar eines Abends mir und einigen deutschen Collegen ein deutsches Lied: „der Nachtwächter" vor, welches er in der Schweiz gehört hatte. Ueberhaupt sprach er gerne von seinen Reiseeindrücken und unterhielt sich mit Deutschen, Engländern und Italienern in ihrer Muttersprache. Sein ungewöhnliches Gedächtniß kam ihm dabei vortrefflich zu Hülfe, und er konnte sich der geringfügigsten Umstände erinnern. Nicht selten nahm er einen der Gäste in ein Nebenzimmer, und es entspann sich da oft ein stundenlanges Gespräch, meist über politische Gegenstände. Eines Abends — vor dem ersten Erinnerungstag des Todes seines ältesten Sohnes — war der König sehr wehmüthig gestimmt; ich begleitete ihn in den Garten, und da entwickelte er mir in langer Rede seine ganze Lage, den Wunsch, die ihm gewordene schwierige Lebensaufgabe befriedigend zu lösen; er kam auf die Julireignisse, auf die berühmte: „cruelle alternative" zurück, „und nun," fügte er mit

von Thränen erſtickter Stimme bei, „iſt durch den plötzlichen Tod des Herzogs von Orleans wieder alles in Frage geſtellt; die großen Opfer, welche ich in meinem Alter durch die Uebernahme der Krone gebracht, können möglicherweiſe meiner Familie nichts nützen,“ und wie von trüben Ahnungen erfüllt, ſah er im Verluſt eines vielbegabten Sohnes die kräftigſte Stütze brechen, auf welche er bei ſeinen Zukunftsplänen gebaut hatte. Gleich freundlich und leutſelig, wie der König, war die ihn umgebende ſchöne, einige, mit jedem Jahre ſich vergrößernde Familie.

Außer den beinahe täglichen Empfangabenden, von denen die Namen der Beſucher immer im Moniteur erſchienen, fanden auch von Zeit zu Zeit größere Feſte mit beſonderen Einladungen ſtatt. Bei den großen Hofbällen, auf denen ſich 3 bis 4000 Perſonen in bunter Miſchung drängten und drückten, fiel gar manche komiſche, wie ärgerliche Scene vor — ſo nahm einſt ein Garde national einer Botſchafterin, die, vor Durſt lechzend, nach einem Glas Limonade griff, dieſes mit den Worten aus der Hand: „enfoncée, ma petite mère!“ Beliebter waren die kleinen Bälle in den elegant verzierten Gemächern des Herzogs von Nemours. Den größten Reiz aber hatten die von Auber geleiteten, ausgezeichneten Hofconcerte, und dann die dramatiſchen Vorſtellungen, in den allerliebſten Schloßtheatern der Tuilerien und St. Cloud's. Die drei Pariſer Opern, das Théatre français und die beſſeren kleinen Bühnen führten hier ihre gelungenſten Stücke auf. Eine glänzende Zuhörerſchaft erhöhte die Annehmlichkeit dieſer genußreichen Abende. Nur eine dieſer Vorſtellungen mißlang. Der König hatte das hiſtoriſch gewordene Schauſpielhaus von Verſailles prachtvoll herſtellen laſſen: Die Damen erſchienen im reichſten Schmuck, die Herren in Galla, es war ein überraſchender Anblick, nur die Wahl der Stücke verdunkelte dieſen Glanz: ich nenne unter anderen nur den „dritten“ Akt der „Muette“ und den „vierten“ der „Favorite,“ um die verunglückte Zuſammenſtellung näher zu bezeichnen.

Jeden Winter wurde das diplomatiſche Corps in Abtheilungen zur Hoftafel geladen. Außer vielen dabei gebetenen ausgezeichneten Fremden fiel mir einmal ein in ſeiner rothen Uniform eingezwängter Engländer mit ſeiner ſteifen Haltung und beinahe lächerlich affektirten Manieren auf. Lady Cowley nannte mir ihn auf meine Frage als den Schriftſteller Disraëly; er hatte damals noch nicht wie ſpäter, den Ruf eines genialen Staatsmannes, und die Botſchafterin bemerkte von ihm mit einer Art von Geringſchätzung, daß ihr Mann den eingebildeten Romanſchreiber nicht bei Hof vorgeſtellt habe.

Hohe fremde Gäſte waren zu jener Zeit ſelten in den Tuilerien. Sie beſchränkten ſich auf die nächſten Verwandten, unter denen man den ebenſo klugen als leutſeligen König Leopold der Belgier immer am liebſten ſah. An ihn ſchloſſen ſich die Herzogin v. Kent, die herzoglich Coburgiſchen Herrſchaften an, und ebenſo erſchien manchmal der Bruder der Königin Amalie, der lebensfrohe Salerno mit ſeiner Frau, deren ſchmächtige, blonde Tochter Herzogin v. Aumale werden ſollte. Mehr als viele andere Beſuche zog die Königin Chriſtine von Spanien durch ihre Schickſale, wie ihren eigenthümlichen Charakter die Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie, die ſo verhängnißvoll auf die Zukunft Spaniens eingewirkt, lebte, nun ſelbſt eine Verbannte, durch Intriguen aus der Nähe ihrer Tochter verdrängt, in Frankreich. Dennoch verlor die kleine, runde Frau nichts von ihrem immer thätigen Muthe, ſo wenig wie von ihrer heiteren Laune. Sie war in den Tuilerien oft und gerne geſehen, und vermittelte ſpäter die Ehe ihrer zweiten Tochter mit Montpenſier.

Die drei Jahre, welche ich in Paris verlebte, waren in politiſcher Beziehung die Epoche eines durch keinerlei außerordentliche Vorfälle getrübten Zuſtandes. Das Miniſterium Soult-Guizot hatte als Programm: „Friede nach Außen, Ruhe im

Innern!“ aufgeſtellt, und war demſelben 7 Jahre treu geblieben. Nicht nur Guizot, ſondern auch der König ſprachen ſich fortwährend und bei jedem Anlaſſe in dieſem Sinne aus, und betonten die Gefahren, welchen Frankreich entgegen ginge, würde man die betretene Bahn verlaſſen. Es wurde den Welthändeln nur eine untergeordnete Bedeutung beigelegt; man ſuchte vor allen die „Entente cordiale“ mit England aufrecht zu erhalten, ſtand auf freundlichem Fuße mit den anderen Großmächten, und fand oder ſuchte Ruhm und Lorbeeren in Algier, Mexico, oder im ſtillen Ocean. Man ſprach mehr von der Reine Pomaré als von der „Nationalité Polonaise,“ mehr von dem Seeunterſuchungsrechte, als von der orientaliſchen Frage; Deutſchland wie Italien waren beruhigt, und nur zeitweiſe tauchten wichtigere Unterhandlungen auf; ſo hatte eine unerwartete Revolution in Athen den griechiſchen Geſandten Colletti — der, ein geiſtreicher, energiſcher Mann, in Paris immer in ſeiner Nationaltracht erſchien — an die Spitze der Geſchäfte gebracht; ſo war man unausgeſetzt mit den Wirren in der Schweiz beſchäftigt, wo ſich die Parteien immer ſchärfer entgegen traten, ſich Freiſchaaren bildeten, die endlich zum „Sonderbunde“ führten.

Die Königin Victoria hatte, die Freundſchaftsbande feſter zu knüpfen, ſich zweimal nach Eu begeben, Louis Philipp den Beſuch in London erwiedert. Zwei Todesfälle in den höheren Sphären brachten nur geringe Senſation hervor. Der Herzog von Angoulême, wie er ſich im Leben ſelbſt aus dem Gedächtniſſe der Zeitgenoſſen zu tilgen ſuchte, war auch bald nach ſeinem Ende vergeſſen. In Stockholm ſchloß der 80jährige Bernadotte die Augen, und Oscar beſtieg unangefochten einen Thron, auf dem ein Südfrankreich entſtammter Corporal die Herrſcher einer alten Dynaſtie verdrängt hatte. Wie in einem Lande, wo die Rückkehr zur katholiſchen Kirche mit Todesſtrafe bedroht wurde, wie zumal bei dem Geiſte des ſtolzen ſchwediſchen Adels eine ſolche Ver-

änderung im Beſitz der Krone vor ſich gehen, die neue Ordnung ſich befeſtigen konnte, blieb mir von jeher ein Räthſel, und wird wohl auch in der Geſchichte eine nicht leicht zu erklärende Erſcheinung bilden. Daß ein Volk, im Wahne, erträumte Verbeſſerungen zu erlangen, oder im Uebermaß von Leiden und Noth zum Aeußerſten getrieben, ſich nach einem anderen Herrſcher ſehnt, iſt begreiflich, daß es ſelbſt auf dem Wege der Empörung einen neuen König wählt, ſchon oft da geweſen; doch unerhört iſt wohl, daß ſolche Wahl nicht einen um das Land hochverdienten Kriegshelden oder Staatsmann, einen der Mächtigſten oder Beſten der eigenen Nation treffe. In Schweden wurde ein Prinz in zartem Alter, der Enkel eines ſeiner ausgezeichnetſten Könige, vom Thron ausgeſchloſſen und durch einen, wenn gleich klugen und tapfern, doch immerhin dem Lande weder durch Geburt oder Familienverbindungen, noch durch Religion, Sitten und Sprache angehörigen fremden General erſetzt. Der rechtmäßige Kronerbe ſelbſt, in ſeiner freien, unabhängigen Stellung wohl glücklicher, als im Beſitze der Macht, wurde dadurch für Vorgänge verantwortlich gemacht, die ihm fremd waren, und ſein ehrenwerther Charakter, ſeine vortrefflichen Eigenſchaften ließen ihn in ſtiller Würde ein ſchreiendes Unrecht ertragen, an dem er perſönlich keinerlei Schuld trägt.

Die Vorwürfe, welche die Gegner der Regierung machten, durch ihre Schwäche und Friedensliebe Frankreich herabzuwürdigen, in den Augen Europa's zu demüthigen, dem Staate nicht die ihm vermöge ſeiner Macht und Größe gebührende Stellung zu ſichern, waren nur zum Theile begründet. Allerdings opferte Louis Philipp dem Wunſche, ſeiner Dynaſtie die Krone, ſich ſelbſt die geſammelten Schätze zu erhalten, manche höhere Rückſicht auf; er iſt nicht von gewiſſen egoiſtiſchen Beſtrebungen frei zu ſprechen, war immer zu Conceſſionen geneigt, ſpielte gerne die Rolle eines Vermittlers und erfaßte nur ſelten die Politik aus einem erhabeneren oder genialen Standpunkt. Aber eingeengt zwiſchen den Frankreich

drückenden Verträgen und den Pflichten, welche ihm die Art seiner Erhebung auferlegte, hatte der König, wollte er seinem Schaukelsysteme entsagen, nur zwei Auswege: er mußte entweder offen einen Angriffskrieg beginnen, oder insgeheim die Revolution in allen für den Aufruhr empfänglichen Staaten verbreiten. Die Vorgänge des Jahres 1840 hatten gezeigt, daß im ersteren Falle Frankreich alsobald sich ganz Europa in Waffen gegenüber stehen sehen würde; die rothe Umsturzpartei aber sich zum Verbündeten zu machen, Brandfackeln nach Italien, Polen, Spanien, Irland, Ungarn u. s. w. zu werfen, war für den ängstlichen König ein viel zu gefährliches Unternehmen, und da er weder Eroberungen machen, noch jene Verträge gewaltsam zerreißen konnte, so begnügte er sich mit den bescheideneren Siegen in Algier und fernen Welttheilen, gab alle gewagten Versuche auf und hielt eine in seinem Sinne zeitgemäße und kluge Politik ein, sowie es denn auch nicht diese war, welche zunächst seinen Sturz herbeiführte. — Mit der Erhaltung des Friedens nach Außen verband sich denn auch naturgemäß das Streben, Frankreich den Grad von politischer Freiheit, materiellen Wohlergehens und behaglicher Ruhe zu verschaffen, deren es nur immer fähig war. In der That entsprach auch der Erfolg diesen angestrengten Bemühungen; man hörte von keinen Aufständen; die lange Reihe von politischen Mordanschlägen schien geschlossen, Handel und Gewerbe blühten wie nie zuvor, und den Schlußstein aller dieser erfreulichen Wahrnehmungen sollte die fortwährende Entwickelung des konstitutionellen Systems bilden. Man wollte die zur Wahrheit gewordene Charte immer mehr zum Ideal erheben, die Theorie von dem Gleichgewichte der Gewalten verwirklichen, einen Musterstaat gründen. Dieß Ziel zu erreichen, legte man das größte Gewicht auf die Majorität in der Kammer der Deputirten; man war des immerwährenden Ministerwechsels müde, — seit 1830 waren sich deren nicht weniger als zwanzig gefolgt — entschied die Mehrheit der weißen Kugeln für die

Vorſchläge der Regierung, konnte ihr, ſo wähnte man, Niemand etwas anhaben. Wie früher, zeigte ſich auch dießmal jene Anſicht als eine trügeriſche; die Fiction, daß der ganze Schwerpunkt der inneren Politik in jener Kammermehrheit liege, daß dieſe der unumwundene, wahre Ausdruck der Geſinnungen und Wünſche des geſammten Landes ſei, führte zu der Verblendung, andere Stimmen nicht hören, die Gewitterwolken nicht ſehen zu wollen, welche ſich allmälig außerhalb der Wände des Palais Bourbon zuſammenzogen, bis ſie ſich endlich in demſelben entluden. Nicht die angebliche Verfälſchung der Verfaſſung, welche Guizot von ſeinen Feinden vorgeworfen wurde, war es; es bewegte ſich das Miniſterium vielmehr immer ſtreng in den geſetzlichen Formen; es war jene Täuſchung, in die es ſich eingewiegt, es waren die Mittel, — Bitten, Drohungen, Verſprechen, Beſtechungen — welche man nicht ſparte, wo es galt, einige Stimmen zu gewinnen, weßhalb die Gewalt den Händen entſchlüpfte, als man, von den Ereigniſſen überraſcht, zu ſchwach war, die Zügel wieder anzuziehen. Es zeigte ſich bei dieſem Anlaſſe wieder mehr als je, daß die Staaten ſich nicht nach Doktrinen regieren laſſen.

Meine eigene Thätigkeit war im Laufe jener Zeit durch keine beſonders wichtigen Fragen in Anſpruch genommen; ſie beſchränkte ſich auf den Grenzverkehr, auf Paß-, Zoll- und andere dergleichen Angelegenheiten, und höchſtens veranlaßte hie und da die Bewegung in der Schweiz eine ernſtere Beſprechung. Guizot ſelbſt fand ich ſtets zuvorkommend, in Geſchäften klar, in ſonſtigen Mittheilungen intereſſant. Den leidenſchaftlichen Angriffen, den gehäſſigen Verdächtigungen, deren Gegenſtand er 7 Jahre lang war, ſetzte er eine ſtoiſche Ruhe, eine ſeltene Uneigennützigkeit entgegen. Seinem feſten, ehrenwerthen Charakter, ſeinem großen oratoriſchen und Schriftſtellertalente verſagten auch ſeine entſchiedenen Gegner eine volle, verdiente Anerkennung nicht.

Je angenehmer meine Geſchäftsbeziehungen waren, um ſo

unerwünſchter kam mir eine Miniſterveränderung in Karlsruhe: Herr v. Blittersdorf hatte das Portefeuille an Herrn v. Duſch abgetreten und war an deſſen Stelle wieder als Bundestagsgeſandter nach Frankfurt zurückgekehrt.

Das diplomatiſche Corps nahm von jeher eine eigenthümliche Stellung in Paris ein. Es bildete, wie in kleinen Reſidenzen, da weder den Kern der Geſellſchaft, noch eine beſondere Cotterie. Die Mitglieder zerſtreuten ſich daher nach allen Seiten, ſuchten Umgang nach eigener Wahl, und fanden ſich zu vertrauten Beſprechungen mehr in kleinen Pariſer Zirkeln, als unter ſich zuſammen. Die Botſchafter, ohnehin ſchon durch ihren Rang abgeſondert, hielten ſich zurück, und ſelbſt die Geſandten größerer Staaten waren, bei der unausgeſetzten Jagd nach Neuigkeiten, ſpärſam in Mittheilungen, vorſichtig in Aeußerungen. In der Geſellſchaft ſelbſt aber fragte man mehr nach den perſönlichen Vorzügen, als dem Beglaubigungsſchreiben eines Diplomaten, und jeder wandte ſich nun gerade dahin, wo ihn Neigung, Wunſch, ſich zu belehren oder zu unterhalten, Familien- oder andere Beziehungen gerade führten. So kam es, daß zu jener Zeit das wohl gegen 100 Perſonen umfaſſende Corps ſich nur bei feierlichen Anläſſen vollſtändig verſammelte, und ſich einige Mitglieder, kaum mehr als dem Namen nach, kannten. Beſonders waren die überſeeiſchen Geſandten, welche man ſcherzweiſe nur „les Diplomates de l'autre monde“ nannte, ſelten ſichtbar. Zu dem Hofe ſtand das Corps im freundlichſten Verkehr, und die erſte Dame, auch Freundin, der Königin, Mise. Dolomieu, ſah täglich einige dieſer Herren bei ſich. Fr. v. Courbonne verſammelte in ihrem beſcheidenen Entreſol, welches an den Salon Fuchs in Wien erinnerte, mehrere Diplomaten um eine Lampe; man konnte hier, freier als irgendwo, Anſichten wie Hof-, Stadt- und politiſche

Neuigkeiten austauſchen. — Mit wahrer Freude begrüßte ich wieder die liebenswürdige Familie Apponyi; im engeren Kreiſe wie in größeren Feſten fand man ſich da immer gleich behaglich; auch waren die Einladungen in dem Grade geſucht, als die Geſellſchaft gewählt. Dieſem angenehmen Hauſe zunächſt ſtanden jene des engliſchen Botſchafters und des Fürſten de Ligne. Er vertrat Belgien in würdiger Weiſe, und ſchadete ihm auch in gewiſſer Beziehung die Erinnerung an den berühmten Großvater, ſo war er doch großer Herr im vollen Sinne des Wortes, freundlich und beliebt. Eine gleich willkommene Erſcheinung in der Geſellſchaft war die Fürſtin, anmuthsvoll, gebildet, heiter wie ſo viele Frauen ihres Vaterlandes Polen, und mit Recht konnte ich ihr bemerken, daß, wenn ſie ihr ſchönes Schloß „bel oeil“ bewohne, dieſes eher die vielfache Zahl annehmen ſollte. — Reſchid Paſcha war der zweite Türke, welcher mir durch ſeine ſorgfältige Erziehung, Sprachkenntniſſe und eine vornehme Haltung auffiel. Aber auch einen bekannten Dichter und politiſchen Schriftſteller hatten wir zum Kollegen — den Spanier Martinez de la Roſa. Als Staatsmann doctrinär, mit mehr Einbildungskraft als Scharfblick begabt, galt er für einen angenehmen Geſellſchafter, der gerne jeder Blume ſeine poetiſchen Huldigungen darbrachte; es waren ihm wohl die Muſen holder, als die Politik, und ſeiner Feder entfloſſen viel leichter Verſe, als diplomatiſche Noten. — Der ruſſiſche Botſchafter Graf Pahlen glänzte nur durch ſeine Abweſenheit; der jüngere Kiſeleff, gewandt und überall gerne geſehen, vertrat ſeinen Hof, in oft ſchwieriger Lage, mit Takt. Da ich im Cercle bei Hofe gewöhnlich neben ihm ſtand, ſo war ich oft Zeuge des Spieles ſauerſüßer Fragen und Antworten zwiſchen dem König und dem ruſſiſchen Geſchäftsträger. Nicht ohne Einfluß aber war, doch in ungewöhnlicher Weiſe, ein weiblicher Diplomat, die Fürſtin Lieven, welche ſich gleichſam durch die von ihr bewohnten Räume im Hauſe Talleyrand's für

politiſche Intriguen zu begeiſtern ſchien. — Von den deutſchen Geſandten nenne ich den Grafen Arnim, der, tüchtig in Geſchäften, unvermählt, ſich nur damit begnügte, in dem prächtig eingerichteten preußiſchen Geſandtſchaftshotel die beſten Herrendiners zu geben. Geſelliger war der freundliche Graf Lurburg, welcher, unterſtützt von ſeiner Familie, ein viel und gern beſuchtes Haus machte, — endlich Drachenfels, mit dem ich ſo lange in Wien unterhaltene Freundſchaftsbande wieder anknüpfte. In den politiſchen Kreiſen bewegte ſich damals ein myſteriöſes Weſen, das wir, ſeinem Auftreten nach, ſcherzweiſe nur mit Rodin vergleichen — der Juif errant war gerade in der Mode —. Klindworth wurde bald bei den Geſandten geſehen, war dann wieder geſchäftig in den Salons und Bureaux der franzöſiſchen Miniſter, und ſeine ſchöne Tochter immer an der Seite der Fr. v. Duchâtel. Mit einer zwar beſcheidenen, doch immer wichtigen Miene trieb er ſich mehr hörend und beobachtend, als vorlaut umher, und einem Kameleon gleich wechſelte er die Farbe nach allen Richtungen und Umſtänden. Er war immer wohl unterrichtet in Neuigkeiten, gewandt in der Feder, von den Einen geſucht, von Andern gemieden. Seine Wohnung ſelbſt glich einer Orakel verkündenden Höhle. Das Jahr 1848 ließ Klindworth verſchwinden, und es iſt mir nicht bekannt, daß er ſeither irgendwo wieder zum Vorſchein gekommen.

Nicht minder machte ſich ein anderes Individuum, wenn gleich in verſchiedener Weiſe, mit den Diplomaten zu ſchaffen; man konnte ihn gleichſam ihren Leibarzt nennen — Dr. Koreff. Seine außergewöhnliche, beinahe abſtoßende Häßlichkeit wurde durch einen lebhaften Geiſt und gründliches Wiſſen aufgewogen; unterhaltend, witzig, galt er auch für einen der beſten und glücklichſten Aerzte, verdarb jedoch ſeinen wohlerworbenen Ruf durch an Charlatanerie grenzende Verſuche und ganz unglaubliche Schwindeleien; bei ſeiner Geſchicklichkeit und oft ſtaunenswerthen Kuren hätte er Schätze erwerben können, während ſein nicht geregelter

Haushalt ihm nicht selten Verlegenheiten bereitete. Bei aller Weltkenntniß und überaus reichen Erfahrungen vermochte dennoch Koreff, taktlos, seinen Ursprung nie zu verläugnen.

Ein ganzes Heer von Fremden aller Nationen strömte fortwährend Paris zu, und wenn auch aus dieser Masse hie und da einige anziehende Persönlichkeiten auftauchten, so verloren sich doch die meisten unbeachtet in dem Gewühle des Pariser Gesellschaftslebens. Die Engländer bildeten die überwiegende Mehrzahl, dann kamen, mehr aufgesucht, einige reiche russische Familien, endlich wurde man mit einem bisher ganz fremden Elemente näher bekannt — es waren die Häupter arabischer Stämme, die in ihren malerischen Trachten und ihren feinen, ausdrucksvollen Gesichtern mitten in der sie umgebenden Civilisation weder scheu noch ungebildet erschienen. Sie behielten immer ihren Gleichmuth, eine gewisse ruhige Würde, und, der Gegenstand allseitiger Aufmerksamkeit, nahmen sie diese Huldigungen ruhig hin.

Von deutschen Fürsten sah ich den Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar und den Herzog Max in Bayern, welche sich beide in gewohnter Weise für alles Sehenswerthe lebhaft interessirten, und das Zitterspiel des Herzogs sah sich von den Höhen der Berge plötzlich in elegante Boudoirs versetzt. Auch die kürzlich vermählte Mise. v. Douglas, geborne Prinzessin Marie von Baden, besuchte Paris, ging jedoch nicht zu Hof. Außer den Lords Aberdeen und Palmerston erschienen zeitweise noch andere auswärtige Staatsmänner, und unter ihnen Fürst L. Oettingen-Wallerstein, welcher in besonderer Mission die griechischen Angelegenheiten besprechen sollte. Man fand, daß der ihm vorangegangene Ruf seinem Auftreten entsprach; die unermüdliche Suada, seine weitläufigen, nicht immer ganz zuverlässigen Auseinandersetzungen fanden nicht willig Gehör, und als der Fürst dennoch sich in Paris festsetzte, selbst den seitherigen bayerischen

Gesandten verdrängte, fühlte er sich nicht behaglich und kehrte bald, in seinen Erwartungen getäuscht, nach München zurück.

Zu den regelmäßigen Besuchern von Paris gehörte Alexander v. Humboldt. Ich konnte mich mit seiner Art nie recht befreunden; aufgeblasen, selbst oft mürrisch und unfreundlich bei Solchen, die er unter sich gestellt glaubte, war er von einer unangenehmen Zuvorkommenheit höheren Personen gegenüber. Ein Schriftsteller gab sich die Mühe, in Humboldt sechs verschiedene Naturen: drei gute, drei verwerfliche zu unterscheiden. Es hätte eines so großen Aufwandes von Scharfsinn nicht bedurft, um zu beweisen, daß man nur ganz einfach den Gelehrten von dem Menschen trennen müsse. Von frühester Jugend bis in's höchste Greisenalter war er der unermüdliche Forscher, der eifrige Förderer der Naturwissenschaften, der geniale Gelehrte, verdienstvoll, wahrhaft groß; ein tiefer Denker, ein bisher in seinem Fache nicht übertroffener Schriftsteller, steht er den ausgezeichneten Geistern aller Zeiten würdig zur Seite. Faßt man dagegen den Charakter, die Gesinnungsweise Humboldt's in's Auge, so war es längst für die näher mit ihm Bekannten kein Geheimniß, daß hier, in schneidendem Gegensatze zu jenen glänzenden Eigenschaften, Schattenseiten hervortraten. Das Stillschweigen des Grabes hätte vielleicht diese Gebrechen für immer bedeckt, wären nicht bald nach Humboldt's Tode seine vertraulichen Briefe an Varnhagen erschienen. Durch die unbegreifliche Indiscretion, mit der das überkluge, alte Fräulein Assing diese seltsamen Mittheilungen dem Drucke übergeben, hat sie sowohl dem Briefsteller als dem Empfänger dieser Schreiben einen schlechten Dienst erwiesen. Varnhagen selbst, der doch gewiß nicht allzu delikat in solchen Dingen war, nennt einmal den Inhalt jener Briefe „Impietäten". Sie werfen ein trübes Licht auf die Denkungsart beider Gelehrten. Humboldt sagt darin offen, daß in der Welt Alles nur Lüge und Trug, und man nur innigen Freunden die Wahrheit zu sagen schuldig sei.

Er machte sich über die Berühmtheiten seiner Zeit, über die Höfe, an denen er gelebt und die ihn vielfach ausgezeichnet, er machte sich über seine Bekannte, vor Allen aber über seinen königlichen Freund und Gönner lustig. Er entschädigte sich für den Zwang des Hof- und geselligen Lebens, das er doch, wie Keiner, aufsuchte, durch nicht zu bezeichnende Ausfälle auf Jene, welche ihm nahe standen, schmeichelten oder ihn priesen. Wir sehen da den kriechenden Höfling beständig mit der Maske der Verstellung, und hinter dem Rücken der Gefeierten verkehren sich seine Lobeserhebungen in Spott und Verläumdung. Wir bewundern den Gelehrten, bedauern aber den Menschen, dessen immenses Wissen, nicht von höheren religiös-sittlichen Grundsätzen getragen, ihn nicht vor Abwegen schützte, denen sein großer Geist hätte fremd bleiben sollen. Es ist unbegreiflich, wie ein Gemüth, erfüllt mit all den in fernen Welttheilen gesammelten Eindrücken, die unermeßlichen Resultate seines Forschens mit klaren Augen überschauend und sie in so meisterhaften Werken niederlegend, noch Geschmack finden konnte an eitlem Treiben, an Hofklatsch und all den kleinlichen Rücksichten, mit denen sich der tiefsinnige, 90jährige Gelehrte umgab.

Der in deutscher und dänischer Sprache dichtende Oehlenschläger brachte ein neues Drama nach Paris, das jedoch an Werth den früheren nicht gleichkam. Es fand sich eine kleine Zahl von deutschen Zuhörern bei Koreff ein, um der Lesung jenes Stückes, dessen Namen mir entfallen, beizuwohnen; doch noch vor dem Schlusse verschwand ein Freund nach dem anderen. Der dicke, rothbackige Dichter konnte in seiner Eitelkeit eine ganze Wolke von Weihrauch ertragen, und nahm selbst ironische Lobsprüche mit sichtbarem Wohlgefallen hin.

Die so vielfach verzweigten geselligen Beziehungen näher zu schildern, habe ich längst aufgegeben; in ihren flüchtigen Nüancen

entſchlüpfen ſie gleichſam der Feder oft im Augenblicke, als man ſie zu erfaſſen meint. Ton und Geiſt der Pariſer Geſellſchaft im Allgemeinen aber zu bezeichnen, iſt ſchon deßhalb vollends unmöglich, weil er eben kein beſtimmt ausgeprägter iſt und wie ein Prisma ſich in unzählige Schattirungen zerſplittert. Hier iſt es die Prunkſucht, gleichſam eine Ausſtellung von Luxusartikeln oder zierlichen Toiletten, dort eine wohlbeſetzte Tafel, hohes Spiel, anderwärts wieder ſind es Tanz oder Muſikfreuden, welche anziehen. Nicht ſelten finden ſich jedoch in Paris vertrautere Kreiſe, in denen geiſtvolle Geſpräche über wiſſenſchaftliche oder Kunſtgegenſtände, feine Scherze erheitern wie belehren. Freilich läuft dabei auch manches alberne Wort, manche Modethorheit mit, wie etwa jene naive Dame, die ausrief: „il est incroyable, comme on se marie beaucoup cet hyver à Paris, surtout les hommes!“ — oder jene andere, welche ein ihr zugeſtelltes Telegramm nicht als ächt erkennen wollte, weil es nicht von der Hand des Abſenders geſchrieben ſei u. ſ. w. Eine wahrhaft lächerliche Sitte war das Tragen von Bouquetten auf Bällen. Eine Dame ſuchte die andere in der Wahl ſeltener Blumen wie in dem Umfange des Straußes zu übertreffen. Die Summe, welche die ſo ſchnell welkenden Blüthen koſteten, hätte eine arme Familie oft wochenlang ernähren können; würde aber eine Modedame deßhalb gewagt haben, den Tanzſaal mit leeren Händen zu betreten? — Ueberdieß kamen dieſe Rieſenbouquette an Gewicht dem eines kleinen Kindes bei; wollte man einer jungen Mutter zumuthen, während eines Abends oder ſelbſt auf kürzere Zeit ihr Kind auf ſolche Weiſe umherzuſchleppen, wie würde ſie über Zwang und Ermüdung klagen? —

Wie allenthalben, ſuchte ich auch hier Anfangs den Kreis neuer Bekanntſchaften ſo eng als möglich zu ziehen, wähleriſch im näheren Umgange zu ſein. In keiner Stadt mehr als in Paris lernt man den Werth der Stunden erkennen, nirgends geht man haushälteriſcher mit der Zeit um. Ich beſuchte daher zunächſt

den Hof, die offizielle Welt, meine Kollegen, wie es meine Stellung mit ſich brachte, und verzichtete lieber auf frivolere Unterhaltungen an anderen Orten, um nicht die ohnehin ſo ſpärlich zugemeſſene Spanne Zeit allzu ſehr zu verſplittern. Die größeren einheimiſchen Adelsfamilien, die Männer der Börſe und einige reiche Fremde, welche ihres Geldes gerne los werden wollten, waren es denn vorzüglich, welche außerhalb jenen Regierungskreiſen die ſchöne wie die Gelehrten- und Künſtlerwelt verſammelten. Alle anderen Vereinigungen nahmen mehr den Charakter von Cotterien an, welche ſich dann wieder je nach dem Grade der Bildung, Stand, Sitte, Sprache u. ſ. w. in unzählige Unterabtheilungen ſchieden.

Seit mehr als 20 Jahren bewohnte Prinz Paul von Württemberg Paris. In morganatiſcher Ehe mit einer Spanierin, Wittwe eines Engländers (Wittingham), lebend, beſuchte der Prinz nur ſelten den Hof oder größere Geſellſchaften. Er zog es vor, einige Bekannte bei Tiſche zu ſehen oder mit ihnen den Abend, die Cigarre im Munde, vertraulich plaudernd, ſpielend zuzubringen. Damen erſchienen nicht oft, und der Prinz fand ſich nur unter Freunden in den mit allem Comfort eingerichteten Gemächern behaglich. Schöne Gemälde aus der ſpaniſchen Schule ſchmückten die Wände. So entſtand ein Salon, wie ſich in Paris kein ähnlicher fand: Männer aller Parteien, aller Länder trafen da zuſammen und, freundlich empfangen, ließ jeder, unbekümmert um die Meinung der andern, ſeinen Aeußerungen freien Lauf; der Ton war, wenn auch frei und ungezwungen, doch immer anſtändig. Außer einigen Diplomaten ſah man da Berryer und Thiers, Martinez de la Roſa und Mignet, Nieuwerkerke und Durand de Mareuil, An. Demidoff und Ornano, Dr. Magendie und endlich den Hausherrn Baring, der, Engländer, reich, Geldmann, daher in dieſer dreifachen Eigenſchaft dreifach engherzig war; ein fortwährendes nervöſes Zittern erhöhte nicht die Annehmlichkeit ſeiner Perſon. Graf Alexander Girardin und Berryer zählten zu den

Legitimiſten dieſer Geſellſchaft. Erſterer, einſt Freund und Oberjägermeiſter Karls X., war nicht ohne Geiſt, doch auffahrend, leidenſchaftlich, und verſuchte ſich auch in politiſchen Schriften. Aus ſeiner Ehe mit einer Frau, die, von anmuthigem Verſtande, einen ſehr beliebten kleinen Salon hielt, war Girardin kinderlos geblieben; dafür quälte ihn durch's Leben ein Kind der Liebe von nicht gewöhnlichen Geiſtesgaben. Nach Jahre langen Zerwürfniſſen zwang endlich der ungerathene Sohn den eigenſinnigen Vater, ihm zu erlauben, den Namen de Girardin zu tragen, und ſo wurde denn allmälig der kleine Emil ein berühmter Mann, in allen politiſchen, literariſchen und Börſen-Ränken ungemein erfahren, Schriftſteller, Weltmann, ſchwang er ſich bald zu einer Bedeutung empor, deren Höhepunkt noch nicht erreicht ſein dürfte. Viel angenehmer als die nicht Jedermann zuſagende Perſönlichkeit Emils war Sophie Gay, ſeine erſte Gemahlin. Es war nicht leicht möglich, dem Reize ihrer zierlichen Feder wie der geiſtreichen Wendung ihrer Gedanken zu widerſtehen. — Berryer, der glänzende Redner auf der Tribüne wie im Gerichtsſaale, war ein wohlwollender, immer gleich heiterer Geſellſchafter, und ſeine lebhaften Erörterungen ſelbſt für Andersdenkende anziehend. Was aber dieſen liebenswürdigen Greis noch achtenswerther macht, als ſein unbeſtritten großartiges Talent, das iſt der Glaube an die Wahrheit ſeiner Ueberzeugungen, die unter allen Umſtänden ſeinem Eide, ſeiner Fahne unerſchütterlich bewahrte Treue. Die Anerkennung dieſer zumal in Frankreich ſo ſeltenen Eigenſchaften fanden einen rührenden Ausdruck bei dem Feſte, welches alle Advokaten jeder Geſinnung ihrem gefeierten Altmeiſter bei ſeinem 50jährigen Jubiläum gaben.

Im Gegenſatz zu Thiers erſchien ſein Jugendfreund und Mitarbeiter Mignet, fein gebildet, zurückhaltend, mit einem Anfluge von Ironie. Er hatte ſich von allen politiſchen Berührungen losgeſagt und, dem Archive vorſtehend, dieſe Stellung benützt,

geſchätzte hiſtoriſche Werke zu ſchreiben; ebenſo thätig wirkte er als Mitglied der Akademie. Sein Aeußeres iſt einnehmend, die Haltung beinahe vornehm.

Damals lebte die noch mit A. Demidoff vermählte Prinzeſſin Mathilde, Tochter des Exkönigs Jerome, in Paris und beſuchte oft den Bruder ihrer Mutter, den Prinzen Paul. Sie war ſtrahlend von Jugend und Schönheit, eine liebenswürdige Frau, aber mehr noch verlieh ihrer glänzenden Erſcheinung heitere Natürlichkeit, fern von Gefallſucht, einen beſonderen Reiz. Man ſah ſie da von ihrem jüngeren Bruder, dem Prinzen Napoleon Jerome, begleitet, welcher von Louis Philipp die Erlaubniß ausgewirkt hatte, ſich zeitweiſe in Paris aufzuhalten. Bei dem erſten Anblicke fiel der junge Mann durch die Aehnlichkeit mit ſeinem kaiſerlichen Oheim auf; es war dieſelbe gedrungene Geſtalt, derſelbe Ausdruck von Ernſt in dem breiten Geſichte, dieſelbe Haltung, wie ſie uns in den Porträten des erſten Napoleon aus ſeiner ſpäteren Epoche entgegentritt. Wer den Prinzen näher kannte, rühmte ſeinen ſcharfen Verſtand, verhehlte ſich aber nicht, daß dieſer mit einem gewiſſen kauſtiſchen Sinne gepaart war, welcher, ſich wegwerfend über religiöſe und politiſche Gegenſtände äußernd, an Cynismus grenzte. Von all dieſem war zu jener Zeit nur wenig zu ſehen; der Prinz war ſtill, in ſich gekehrt, lachte nur ſelten, und verhielt ſich um ſo ruhiger, als ſeine Vermögensverhältniſſe eben nicht die glänzendſten waren. Trat er daher mehr beobachtend als rührig auf, ſo mag überdieß der Ruf von Feigheit, welcher ihn damals ſchon, wie durch's ganze Leben, begleitete, ihm eine größere Vorſicht im Benehmen auferlegt haben.

Prinz Paul nun, der Mittelpunkt, um den ſich dieſe etwas bunt gemiſchte Geſellſchaft drehte, war von einem eigenthümlichen Charakter. Es ließen ſich auf ihn die Worte anwenden, welche Schiller ſeiner „Maria Stuart" in den Mund legte. — Manche ſeiner Schwächen und Fehler kamen wohl auf Rechnung einer

ebenſo ſeltſamen Erziehung als ungewöhnlichen Stellung. Er gehörte jenen Naturen an, die, frondeur, ebenſo unzufrieden mit Allem, als ſchadenfroh ſind. In beſtändiger Oppoſition, mit dem Wunſche, Alles nach ſeinem Sinne einzurichten, war er doch wieder in ſeinem Hauſe ſo höflich, ſo friedliebend, daß er es kaum über ſich gewinnen konnte, einen Diener zurechtzuweiſen. Nur im Eigenſinn conſequent, leiſtete er in dieſer Beziehung Unglaubliches, während die mit ihm näher Bekannten nur ſeine wohlwollende Freundlichkeit zu rühmen und bei allen Eigenheiten ſeine beſſeren Seiten, die er ſelbſt oft zu verbergen ſuchte, zu ſchätzen wußten. Lady Wittingham, nicht ohne Spuren früherer Schönheit, verließ den Prinzen nie und theilte ſich mit ihm in die Zärtlichkeit für die einzige, ſorgfältig erzogene und überaus gebildete Tochter, — die Gräfin Pauline Helfenſtein — welche ſich mit dem franzöſiſchen Geſandten Monteſſuy vermählte. Der Prinz hielt auf ſtrenge Ordnung im Haushalt: Schlag 6 Uhr wurde zu Tiſch gegangen, nie auf einen Gaſt gewartet; vor Mitternacht aber zog er ſich immer zurück. So verließ ich den Prinzen, dem ich, der Huld wegen, mit der er mich ſtets behandelte, ein dankbares Andenken bewahre. Seine ſpäteren Erlebniſſe entziehen ſich meiner Beobachtung; ich kann mich daher nicht näher darüber äußern.

Mit der Börſenwelt kam ich wenig in Berührung; es ſprach mich von jeher die mit mehr Oſtentation als eigentlicher Annehmlichkeit verbundene Gaſtfreundſchaft dieſer Häuſer nicht an. Doch James v. Rothſchild, welcher ſich als öſterreichiſcher Generalkonſul wie ein Anhängſel des diplomatiſchen Corps betrachtete, verſendete täglich ſeine Einladungen nach allen Seiten, und es drängten ſich Mittags und Abends die Equipagen in der Rue Lafitte vor dem herrlichen Hotel, das mit mehr verſchwenderiſchem Luxus, als feinem Geſchmacke ausgeſchmückt war. Die Wände waren mit Oelgemälden, Fresken, Gold und Verzierungen wahrhaft überladen, Bronce- und Marmorſtatuen, Kunſtwerke, Teppiche, Stickereien in

Fülle, alles vom Strahle der tauſend Kerzen übergoſſen. Die üppigſten Diners, genußreiche, durch die beſten italieniſchen Stimmen gehobene Concerte, endlich Bälle von feenartiger Pracht erfreuten in reicher Abwechſelung die herbeiſtrömenden Gäſte, welche allen Ständen, beinahe allen Nationen angehörten. Die innere Einrichtung des Hotels ſelbſt war, ſagte man, nur von dem Palaſte des reichen Hope übertroffen. Zeugen erklärten dieſen für den glänzendſten in ganz Paris; ich ſah ihn nie. Die Bälle bei Rothſchild wurden eigentlich im Namen der Eltern der Frau James gegeben. Baron Salomon, in ſeiner originellen Weiſe, zog ſich jedoch ſchon in ſein Schlafgemach zurück, ehe der letzte Wagen mit den Gäſten vorgefahren, und nicht ſelten erhielt er da Beſuche von Damen der Geſellſchaft. Seine Ehehälfte unterzog ſich der undankbaren Mühe, die Eintreffenden an der Thüre zu empfangen. Um ſich vor Erkältung zu ſchützen, bedeckte ſie ſich mit einem Hermelinmantel und begrüßte ſtumm die ſich ſtumm verneigenden Gäſte. Im Tanzſaale dagegen machte die anmuthige Hausfrau — wohl die Perle der Familie — in einer Weiſe die Honneurs, um welche ſie die Damen der älteſten Adelsgeſchlechter hätten beneiden können.

Unter den Fremden that ſich ein reicher Amerikaner zweifelhaften Urſprungs — Thorn — hervor. Mehr als der Amphytrion ſelbſt, zog mich die Frau ſeines Sohnes, Thereſe v. Leykam, an. Sie, die jüngere Schweſter der verſtorbenen Fürſtin Antoinette Metternich, war, wenn gleich weniger ſchön und angenehm als dieſe, dennoch beliebt, und mit dem ihrer Familie eigenen muſikaliſchen Sinne wußte ſie den etwas ſteifen Salon zu beleben. Liszt war von den gewöhnlichen Gäſten. Eines Tages führte mich Thorn durch die Prunkgemächer und bemerkte mit der befriedigten Miene eines reichen Emporkömmlings: „Je suppose, que le prince Metternich verrait avec plaisir, que sa bellesoeur n'est pas trop mal établie.“ Die arme Thereſine, welche unter

ſo eigenen Umſtänden jene Ehe eingegangen, ſah ihren jungen Mann langſam dahin ſterben und kehrte mit ihren Kindern bei, wie man ſagt, ziemlich mißlichen Verhältniſſen in Begleitung der Schwiegereltern nach Amerika zurück. Ihre weiteren Schickſale ſind mir unbekannt geblieben.

Die Geſellſchaft der höheren Ariſtokratie wird ſeit langer Zeit die des Faubourg St. Germain genannt, wenn gleich nicht alle alten Adelsfamilien dieſe Vorſtadt bewohnen. Seit der Julirevolution zog ſich die Mehrzahl derſelben vom Hofe zurück und eröffnete auch die Thore ihrer Hotels — entre cour et jardin — nur Verwandten und gleichgeſinnten Freunden. Ich kam von allen dieſen zunächſt nur mit der weitverzweigten Familie Andlaw in Berührung, welche in ihren, etwa aus 40 Perſonen beſtehenden Mitgliedern beinahe wieder einen eigenen Geſellſchaftskreis im Kleinen bildete. Es gab da ſchöne, elegante Frauen, geiſtreiche, verdiente Männer, und wenn ſich Abends die zahlreiche, einige Familie um die 80jährige Gräfin Orglandes-Andlaw verſammelte, ſo glaubte man ſich bei den lebhaften Erzählungen jener ſeltenen Frau in die Zeiten altfranzöſiſcher, geſelliger Sitte, eines feinen Geiſtes verſetzt. Sie, welche in Triano mit Marie Antoinette in kleinen Opern geſpielt, dann die Schrecken der Revolution glücklich überſtanden, lebte nun, umgeben von liebenden Kindern, von zarten Enkeln, ihren reichen Erinnerungen. Sie feierte mit ihrem gleichfalls in hohem Alter verſtorbenen Gatten die goldene Hochzeit. — In jenen Kreiſen fand ich gar viele frühere Bekannte wieder, zu denen ich auch den Grafen Ed. Lagrange zählen darf. Auch zwei alte 90jährige Damen und zwei Greiſe, welche zwar nicht geborne Pariſer, doch unzertrennlich von der Geſellſchaft erſchienen, ſtarben beinahe zu gleicher Zeit. Lady Albourough und die Gräfin Burke ſchien der Tod vergeſſen zu haben, denn ſo ſehr gehörten beide in Tracht, Ton und Anſichten einer längſt verſchwundenen Zeit an; ihnen folgte bald der allbekannte ruſſiſche

Fürſt Tuffiakin mit dem ihn ſtets begleitenden Torticolli, endlich Lord . . . ., der ſeine alten Füße noch bis an's Ende in Bewegung ſetzte, an jeder Quadrille Theil nahm und um den ſich die jüngſten Damen riſſen, weil er in ſeiner Jugend ein Lieblingstänzer Marie Antoinette's war.

Bei einem der Galladiners, welche Guizot oder Mi. Sebaſtiani gewöhnlich am 1. Mai veranſtalteten, befand ich mich zur Seite eines herkuliſch gebauten Mannes mit ſchwarzgelockten Haaren und einem mächtigen Barte. Seine Uniform, die über und über in Gold geſtickt, und die breite Bruſt konnten kaum die Menge von Orden aufnehmen, welche der ſtämmige Mann zur Schau trug. Er war ſo mit Prüfung des Speiſezettels beſchäftigt, daß ich den Ton ſeiner Stimme nicht vernahm, und darauf beſchränkte ſich denn auch unſere Bekanntſchaft. Der ſtille, große Mann war aber, wie ich erfahren, Munoz, Herzog von Rianzares.

Die Grafen Morny und Walewski aber, welche verwandtſchaftliche Bande halber ſpäter zu ſo hohen Würden gelangen ſollten, waren damals nur als junge Lebemänner ohne irgend eine politiſche Bedeutung bekannt.

Noch will ich zum Schluſſe dieſer Skizze einer Familie erwähnen, welche ich früher nur wenig gekannt und nun in Paris zu meinem Erſtaunen beinahe täglich in den verſchiedenſten Salons traf — es war dieß die fürſtliche Familie v. Montléar. Die Fürſtin, die Tochter jenes geiſterſehenden Prinzen Karl von Sachſen und einer polniſchen Gräfin, war ſchon in früher Jugend an den Prinzen von Savoyen-Carignan vermählt und dadurch die Mutter Karl Alberts geworden. Als Wittwe hatte ſie ſich mit dem in den Fürſtenſtand erhobenen franzöſiſchen Edelmann Montléar verehelicht, und von zahlreichen Kindern aus dieſer Verbindung waren ihr nur ein Sohn, eine Tochter geblieben. Jahre lang hatte dieſe Familie den Galizienberg bei Wien bewohnt, wo ſie beinahe hermetiſch abgeſchloſſen, ebenſo wenig Beſuche empfing, als ſie ſelbſt

nur ſelten ihr Gebiet verließ; viele Tafeln warnten den verirrten Wanderer, ſich ja nicht dem Schloſſe zu nahen. Nur in jedem Jahre, gewöhnlich einmal, erhielt die Fürſtin den Beſuch ihrer Tochter, der Erzherzogin Rainer. Montléar ſelbſt, ein ſchwächlicher, an einem Fuße gelähmter Mann, zeigte ſich hie und da in Wien, während man von ſeiner Tochter nur wußte, daß ſie vortrefflich ritt, als kühne Schwimmerin die Probe über die große Donau abgelegt, aber mit keinem Mädchen ihres Alters in nähere Berührung kam. Ebenſo wenig ſichtbar war der Sohn, welcher, wie es ſich ſpäter zeigte, ſeine einſame Jugendzeit benützte, bei nicht alltäglichen Fähigkeiten gediegene Kenntniſſe zu erwerben. Dieſe kaum dem Namen nach in Wien bekannte Familie war nun plötzlich in ein elegantes Hotel der Rue Montmartre zu Paris verſetzt und erwies ſich da ebenſo geſellig, als ſie früher für menſchenſcheu gegolten. Sie ſahen zwar, mit Ausnahme eines einzigen großen Balles, nur ſelten viele Leute bei ſich, nahmen jedoch gerne Einladungen an. Die lebhafte, alte Dame mit ihren ſtark markirten, einſtige Schönheit verrathenden Geſichtszügen und dunklen, ſtechenden Augen, war immer von ihrer Tochter begleitet, die, mehr ernſt als einnehmend, einen faſt männlich gebildeten Geiſt und feſten Charakter zeigte. Wie ſie, verläugnete auch die Mutter ihre Ueberzeugungen nach keiner Seite hin; beide wollten frei von jedem Vorurtheil erſcheinen und trugen offen ihre religiös-politiſchen Anſichten zur Schau. Nachdem ich Paris verlaſſen, hörte ich, daß ſich in der Familie Zerwürfniſſe erhoben, welche ſelbſt zu gerichtlichen Verhandlungen führten, und bald nach dem Ableben der Mutter auch die Tochter, noch jung und unvermählt, geſtorben ſei. Der Sohn Moritz jedoch, ſeinen Studien und Neigungen lebend, folgte eigener Wahl und heirathete ein älteres Frauenzimmer aus bürgerlichem Stande, mit der er zurückgezogen in Wien lebt.

Soll ich nun noch von den Pariſer Gelehrten, Schriftſtellern und Künſtlern jener Zeit ſprechen? Ihre Zahl war Legion und Romanſchreiber mit Dichtern bildeten entſchieden die Mehrheit. Sie zogen ſich nicht, wie in anderen Städten, ſcheu in ihre Kreiſe oder Studirſtube zurück; man konnte ihnen öfter in der vornehmen Welt begegnen. Es war mir immer von Intereſſe, mit in der Wiſſenſchaft und Literatur bekannten Namen näher bekannt zu werden; ich ſuchte ſie jedoch nicht ängſtlich auf, drängte mich nicht, wie Andere, an ſie heran, und überließ es dem Zufall, mich in nähere Berührung mit ihnen zu bringen. Entſprechen ihre Werke nicht unſeren Anſichten, ſagen ſie unſerer Geſchmacksrichtung nicht zu, weßhalb ſoll uns eine mündliche Unterredung mit dem uns nicht Geiſtesverwandten wünſchenswerth erſcheinen? Haben uns aber ihre Schriften unterhalten, erfreut, erhoben, überzeugt, ſelbſt begeiſtert, ſo wirkt, wie mich nur zu oft die Erfahrung belehrte, die perſönliche Bekanntſchaft des Verfaſſers oft ſtörend auf jene günſtigen Eindrücke; er erſcheint ſelten in dem Lichte, das wir uns von ihm entworfen, und enttäuſcht wenden wir uns von ihm ab und lieber wieder ſeinem Buche zu. Aber wahrlich kann man berühmten Autoren eine Anwandlung von übler Laune nicht verargen, ſieht man das förmliche Treibjagen, welches Einheimiſche wie Fremde um die Wette nach den ſ. g. „Celebritäten“ anſtellen. Mit Briefen und Zuſendungen überhäuft, von Beſuchen beläſtigt, werden ſie auch noch um Hülfe und Rath angeſprochen, um Autographen gequält, in jeder Weiſe gepeinigt. Es fallen ſolche halbgelehrte Touriſten mit Gier über jeden Schriftſteller her, um ihn auszubeuten, zu langweilen, und es iſt ihnen ganz gleichgültig, welche Meinung der Gefeierte von *ihnen* hat, wenn ſie nur erzählen oder ſchreiben können: „wie er ſich räuſpert, wie er ſpukt“ u. ſ. w. Ein Berliner verfolgte Victor Hugo mit Viſitenkarten, und als er endlich nach vielen vergeblichen Verſuchen in das Kabinet des Dichters trat, wurde er von ihm in keiner eben ſehr

freundlichen Weiſe empfangen; doch was lag dem wißbegierigen Manne daran, hatte er doch die Atmoſphäre Hernani's und anderer Meiſterwerke eingeſogen! Auch das Andenken an die Todten ließ der Unermüdliche nicht in Ruhe, er wollte durchaus das Haus und in dieſem das Zimmer und darin wieder die Wanne ſehen, in welcher Marat ermordet wurde, und zu ſeinem großen Verdruſſe konnte er all dies nicht mehr finden!

Meinem angedeuteten Vorſatze getreu mußte ich daher auf die Begegnung gar mancher Schriftſteller verzichten, und ſah ſo weder Chateaubriand noch Victor Hugo, traf nicht mit Balzac, Georges Sand, Al. Dumas u. A. zuſammen. Salvandy und Villemain, die beiden Bücher ſchreibenden Miniſter, ſprachen mich nicht an; der erſte, mehr aufgeblaſen, als ſeine Verdienſte es erlaubten, der andere, bald einer Geiſteskrankheit anheimfallend, die ihn ſpäter wieder verließ. Jules Janin iſt, bei allem Verſtande, eine gemeine Natur; wie in ſeinem Aeußern, liegt auch in ſeinen Anſichten nichts Edles; die Schärfe ſeiner Kritik kleidet ſich in einen geſchraubten Styl, in eine, Vielen kaum genießbare Form. Ihm gegenüber trat E. Sue als ein wahrer Dandy auf. Sein eleganter Anzug, ſeine ruhige Haltung und eine gewiſſe Gemeſſenheit ſicherten ihm Bürgerrechte in den feinſten Kreiſen. Auch ſeine mit dem raffinirteſten Luxus ausgerüſtete Wohnung verrieth ariſtokratiſche Gewohnheiten; all dies vornehme Treiben aber ſtand im ſchneidenden Kontraſte zu dem Schmerzensſchrei über das Elend des Volkes, welcher in allen ſeinen Werken nachklingt; der Sybarit, welcher ſo gerne die koſtbilligſten Genüſſe und Ausſchweifungen jeder Art mit der vornehmen Welt, ſelbſt mit dem demi monde theilte, fand nicht Seufzer, Thränen und Verwünſchungen genug, um das Loos der arbeitenden Klaſſe zu beklagen und ſie gegen die Höherſtehenden oder Beſitzenden aufzureizen. Noch bis zur letzten Stunde, verbannt, ſetzte er ſeine troſtloſen, ſocialiſtiſchen Lehren fort, und Glück wie Genuß als

des Lebens höchſtes Ziel anpreiſend, raubte er in grauſamem Spotte ſeinen Anhängern die Ausſicht auf ein beſſeres Jenſeits. In Geſellſchaft war E. Sue wortkarg; ſtill beobachtend, ſammelte er da Stoff für ſeine Bücher, ſog, wie es kam, Honig aus einer Blume oder Gift aus einem flüchtig hingeworfenen Worte. Nicht ſelten erſchien ſo, was er Abends gehört, des anderen Tages in irgend einem Feuilleton. Die junge, hübſche Frau eines meiner Kollegen erzählte ihm einſt, daß ſich unter ihren vielen Schweſtern auch Zwillinge befänden, welche Roſa und Blanka getauft wurden. Wie erſtaunte ſie nun, als in einem der nächſten Kapitel die Zwillingsſchweſtern „Rose et Blanche“ als Hauptperſonen im „ewigen Juden“ vorgeführt wurden!

Der kleine, lebhafte Scribe mit dem großen, wie aus Holz geſchnitzten Kopfe bewegte ſich gerne in heiterer Geſellſchaft, die er mit ſeinen geiſtreichen Witzen erfreute. Er war der König unter den Vaudevilledichtern und von Vielen ſeines Glückes wegen beneidet. Jeder Zoll ein Franzoſe, nahm er es denn mit der Bearbeitung hiſtoriſcher Stoffe nicht genau, und wie er eine feine Kenntniß der menſchlichen Leidenſchaften und Pariſer Zuſtände zeigte, war er unwiſſend und abgeſchmackt, wenn es galt, fremde Sitten oder Verhältniſſe zu ſchildern. Mehr, als man ahnen konnte, haben er und in viel höherem Grade Beranger beigetragen, jene oberflächliche Bildung, jene frivole Grundſatzloſigkeit und weichliche Sentimentität zu verbreiten, welche die Mittelklaſſen ergriffen.

Die Ausflüſſe eines langen Friedenszuſtandes — Förderung und Pflege der ſchönen Künſte und Aufſchwung der Induſtrie — traten allenthalben entſchieden hervor. Aber inmitten dieſes regen, unaufhaltſamen Strebens, welches den Beobachter fortwährend feſſelte, war es noch eine Fülle von Schätzen und Merkwürdigkeiten jeder Art, die zu überſehen der Pariſer ſelbſt, noch viel weniger der

Fremde im Stande war. Jede der ſich raſch folgenden Regierungen bereicherte irgend eine Sammlung, verbeſſerte, hegte mit Vorliebe irgend eine Anſtalt, verſchönerte, ſchuf wo ſie nur konnte. Louis Philipp wandte ſeine Kräfte vor allen Verſailles zu, ließ andere Schlöſſer, ließ Kirchen und Kapellen auf das herrlichſte wieder herſtellen und eröffnete eine ganze Reihe von Sälen im Louvre, welche die Gemälde ſpaniſcher Schule, ethnographiſche wie Raritätenkabinette, das Marinemuſeum u. dgl. m. aufnahmen. Mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit wurden alle dieſe unter der Verwaltung der Civilliſte ſtehenden Schlöſſer und Gallerien gezeigt, und eine einfache Karte genügte in Fällen, wo in England ein beſtimmtes Eintrittsgeld bezahlt wird. — Um den Kreislauf dieſer zahlloſen Sehenswürdigkeiten befriedigend zu vollenden, dazu iſt außer der gehörigen Muſe auch richtiges Verſtändniß, Kunſtſinn erforderlich. Der Wunſch, ſich mit Allem zugleich und gründlich bekannt zu machen, verwirrt zuletzt nur die Begriffe, und fehlt die Zeit zu öfteren Beſuchen der Muſeen, ſo wähle man ſich lieber nur einige Säle, und in dieſen wieder nur ein paar Gemälde zu einer näheren Beſchauung aus. Die Mannigfaltigkeit entſchädigt jedoch für ſo viele Anſtrengung. Wenn das Auge, ermüdet von der Farbenpracht der Bilder oder der feinen Goblins-Gewebe, auf den reizenden Anlagen des Jardin des plantes mit den ſeltenen Thieren ausruht, ſo führt uns dann bald wieder eine ſtets vielſeitig angeregte Wißbegierde jenen reichen, wiſſenſchaftlichen Sammlungen, den berühmten Bibliotheken oder einer jener vielen Anſtalten zu, welche dem Wohle der Menſchheit wie der Heilung der Seele oder des Körpers gewidmet ſind. Hat man aus den Gerichtsſälen eine Reihe tief erſchütternder Eindrücke fortgenommen, ſo erquickt wieder der Anblick der in froher Luſt ſich tummelnden Menge im bois de Boulogne oder all den ſchönen Gärten, welche Paris wie ein grüner Kranz umgeben. Hier erhebt uns die Majeſtät der alten Kirchen mit ihren ehrwürdigen Hallen oder die

bunte Pracht der neuerrichteten Gotteshäuſer, dort ziehen Monumente, Säulen, Statuen, rauſchende Fontainen die Blicke auf ſich; mit jedem Schritte tritt uns irgend eine hiſtoriſche Erinnerung oder aus der Neuzeit ein Gewölbe voll der bedeutendſten Modewaaren, Geſchmeide, Broncen, Teppichen und jener allerliebſten, entbehrlichen Kleinigkeiten entgegen, die unwillkürlich zum Kaufe einladen. Das Wort „Flaniren“ ſcheint ſo recht eigentlich für Paris erfunden, und nirgends iſt man auch mehr zu dieſem harmloſen Geſchäfte berechtigt, als auf den Boulevards; mit jeder Minute wechſelt da die Scene, und immer kehrt man mit Erfahrungen bereichert nach Hauſe zurück. Die größte Anziehungskraft jedoch üben immer die Theater, eine unerſchöpfliche Quelle von Genüſſen, Beobachtungen und Vergleichungen der mannigfaltigſten Art. Schon die drei Opern boten, jede in ihrer Weiſe, beſondere Reize. Während Meyerbeer die mit dem Ballete unzertrennlich verbundene große Oper lärmend, doch ſiegreich beherrſchte, erfreuten ſich die Beſucher der Opera comique an den lieblichen Melodien Auber's und an dem feinen Spiele mehr, als dem Geſange der Künſtler. Die Modewelt ſtrömte den „Bouffes“ zu, — wie man die Italiener nannte — und noch war es nicht der mächtigen Poſaune Verdi's gelungen, die einſchmeichelnden Weiſen Roſſini's oder den lyriſch zarten Bellini ganz zu verdrängen — und auf den zahlreichen anderen Bühnen vom Théatre français an bis zu den beſcheidenen „Funambules“, welche Verſchiedenheit, welch ſich ſtets erneuerndes Intereſſe knüpft ſich nicht an dieſe vom Lampenſcheine erhellten Bretter, „welche die Welt bedeuten!“

Die bildenden Künſte ſelbſt waren glänzend vertreten, und ein Blick auf die Gemälde von Horace Vernet, Ary Scheſer, Laroche, Lacroix u. A. zeigte zur Genüge den kühnen Schwung, welchen der in Farbe getauchte Pinſel genommen. Doch mußte man gewöhnlich dieſe Meiſterwerke in den Ateliers oder den Häuſern reicher Kunſtfreunde aufſuchen. Die tüchtigſten Maler weigerten

ſich, die jährlich wiederkehrende große Ausſtellung — den „Salon“ — zu beſchicken, und wohl nicht mit Unrecht, denn das Beſte wurde hier durch eine Maſſe mittelmäßiger Bilder erdrückt, und dennoch war nichts häufiger, als die Klage der „Artistes imcompris“, deren unerreichten Werken man grauſam den Eingang in die Kunſthallen verſagte. Von den Bildhauern ragte eigentlich nur Pradier hervor. Nieuwerkerke, ſo talentvoll er war, galt nur mehr als Dilettant, und ſtellte damals gerade ſeine nach Holland beſtimmte, ſo gelungene Reiterſtatue Wilhelms von Oranien aus. Eine junge Dame, welche davon hörte, glaubte, es ſei die Statue des Künſtlers ſelbſt und rief, als ſie ſie ſah, aus: „Mais je ne la trouve pas du tout ressemblante!“ Auch Marochetti, mit deſſen Werken ich mich nie befreunden konnte, hatte ein Standbild des verunglückten Herzogs von Orleans für den inneren Platz des Louvre vollendet — dieſe iſt nun natürlich längſt daraus verſchwunden. Das Werk fand heftigen Tadel und der Bildner, empfindlich darüber, nannte es einen Diamant, deſſen Werth man erſt ſpäter erkennen werde, worauf Jemand bemerkte: „En ce cas il faut convenir, que ce diamant est bien mal monté!“ was ſich zugleich auch auf die zu Pferd ſitzende Figur bezog.

Die Thätigkeit in den Fabriken kam nur der Erfindungsgabe der Arbeiter wie dem ausgeſuchten Geſchmacke gleich, mit welchem beſonders Modewaaren in Frankreich verfertigt wurden. Ich ſah nur eine der damals alle fünf Jahre ſtattfindenden großen Induſtrieausſtellungen in Paris, — die von 1844 — doch ließ ſie einen unauslöſchlichen Eindruck in mir zurück. Wie bei Gallerien, muß man aber auch hier den Beſuch wiederholen, immer nur einzelne Gegenſtände prüfen, will man nicht ein Gefühl der Ermüdung, eine Menge das Gedächtniß verwirrender Begriffe mit ſich fortnehmen. Es wirkt ein ſolcher Anblick ſelbſt auf Kenner in einer die Sinne überwältigenden Weiſe. Das Auge vermag nicht Alles zu überſchauen, und das Ohr, betäubt von dem Lärm

der Menge wie der ſich unharmoniſch geltend machenden muſikaliſchen Inſtrumente, läßt den forſchenden Geiſt, der ſich ſo viele neue Erſcheinungen gerne erklären möchte, nicht zur Ruhe kommen. Bei allen Vorzügen haben doch auch wieder dieſe ſo ſehr gerühmten und beliebten Ausſtellungen ihre Schattenſeiten; es wird hier zu viel dem blendenden Scheine gehuldigt, der äußeren Zierde oft die ſolide Arbeit geopfert, und nicht ſelten unterliegt das gediegene, aber anſpruchsloſe Verdienſt der Effekthaſcherei, unverſchämter Zudringlichkeit oder anderen Umwegen — daher zahlreiche Zerwürfniſſe, Unzufriedenheit, Neid, Uebelſtände, welche die Vortheile mit dem Gefolge eines edlen Wetteifers unter den Ausſtellenden zum Theil wieder aufwiegen. Es wird da ein Ehrgeiz im Kleinen erweckt, eine Jagd nach Medaillen und Auszeichnungen eröffnet, zu Ränken und Kniffen ermuntert, welche nicht immer dem eigentlichen Zwecke dieſer wohlgemeinten Einrichtung entſprechen. Um die Ueberſicht zu erleichtern, auch beſcheidenere Induſtrien nicht zu verdunkeln, ſollte die Ausdehnung ſolcher „Exhibitions“ möglichſt auf einzelne Länder oder Provinzen beſchränkt und dadurch leichter allen Anſprüchen genügt werden. Vor dem Gedanken einer Londoner Weltausſtellung aber ſchwindelt mir, und ich kann mir die Möglichkeit kaum denken, ſich in dem rieſigen Kryſtallpalaſte nur einigermaßen zurecht zu finden, dieſe koloſſalen Räume mit allen denkbaren Erfindungen und überraſchenden Erzeugniſſen des Gewerbfleißes befriedigt zu verlaſſen. Wahrhaft unpaſſend erſcheint mir aber die Vereinigung ſolcher induſtriellen Produzirungen mit Kunſtausſtellungen; man häuft da Gemälde und Sculpturen aus allen Ländern, ſelbſt aus früheren Epochen; wo bleiben da die Vergleichs-, ja nur die Anhaltspunkte? Wie bei'm Thurm zu Babel Verwirrung der Sprachen, tritt in dieſem Chaos von nicht zu überſehenden Gegenſtänden eine Confuſion in den Begriffen, in der Geſchmacksrichtung wie in der Beurtheilung ein; auch ein nicht zu verkennender Fortſchritt mehr!

Die Volksbeluſtigungen am 1. Mai wie die dreitägigen öffentlichen Spiele und Feſte Ende Juli ſetzten nicht nur ganz Paris in Bewegung, ſie zogen auch eine Maſſe von Fremden herbei, und es ließ ſich gewiß nichts Großartigeres und zugleich ſinnreich und geſchmackvoll Geordneteres denken, als dieſes Flammenheer von Gas- oder farbigen Lampen, die wie Regenbogen ſchimmernden Fontainen, die Wettrennen der Nachen auf der Seine, die Aufführung militäriſcher oder anderer Spektakelſtücke, endlich das glänzende Feuerwerk, welches mit dem Rieſenbouquet ſchloß. Mit jedem Jahre ſteigerte ſich in ſteter Abwechslung die Pracht dieſer immer vom heiterſten Himmel überragten Feſte.

Während meines Aufenthalts hatten einige deutſche Geſandten, Gelehrte und Aerzte einen Hülfeverein für die zahlreichen deutſchen Arbeiter und ihre Familien in Paris gegründet. Es freut mich immer, an dem Entſtehen wie an dem Gedeihen dieſer ebenſo nothwendigen als heilſamen Einrichtung Theil genommen zu haben. Dem Verein floſſen reichliche Gaben zu; Unterſtützungen durch Sammlungen, Concerte, großmüthige Beiträge, auch von deutſchen Fürſten, ſetzten ihn bald in den Stand, für den bei jener Klaſſe ſo ſehr vernachläſſigten Gottesdienſt zu ſorgen, auf den Schulunterricht verbeſſernd einzuwirken, Kranke in Spitälern unterzubringen u. dgl. m. Wer das Elend kennt, welchem die armen deutſchen Einwanderer, mit der Sprache, den Sitten unbekannt, in ihren Erwartungen getäuſcht, ohne Verdienſt, oft entgegengehen, wie ſie die Straßen von Paris mit Kindern hungernd und troſtlos durchziehen, wird dem noch immer aufblühenden, wohlthätigen Hülfsverein Theilnahme, vielleicht auch thätige Mitwirkung nicht verſagen. Auch der Ertrag eines kleinen Buches: „Pariſer Bilder“, welches ich damals ſchrieb und — das erſte — bei Cotta in Stuttgart drucken ließ, floß der Vereinskaſſe zu.

Iſt in Paris von den nächſten Umgebungen die Rede, ſo gelten ſie gewöhnlich für reizlos; doch iſt jene Stadt hierin, wie in ſo manchen anderen Dingen, beſſer als ihr Ruf; gibt es da auch nicht überraſchende Fernſichten, romantiſche Gebirgszüge, ſo erquicken doch die waldigen Höhen von Meudon, wie das liebliche Thal von Montmorency und die herrlichen, üppig grünen Baumgruppen von St. Cloud und Neuilly ſpiegeln ſich in der Seine wider. Die Eiſenbahnen haben nun auch Verſailles und Fontainebleau der Hauptſtadt näher gerückt, und es fällt ſchwer, zu entſcheiden, welchem dieſer Schlöſſer der Vorzug gebühre. Beide enthalten der geſchichtlichen Erinnerungen in Fülle, beide ſind von großartigen Anlagen umgeben. Führt uns ein majeſtätiſcher Bau, führen uns Prunkgemächer und Waſſerkünſte mit den Zaubergärten Trianons in die Zeiten Ludwigs XIV. zurück, ſo tritt uns aus jedem Saale in Fontainebleau das Bild oder die Schöpfung irgend eines franzöſiſchen Herrſchers, von François I. bis Napoleon III., entgegen. Das wundervolle Jagdſchloß iſt nach allen Seiten von einem unabſehbaren Walde umgeben; zahlreiches Wild durchzieh dieſe Räume, und zwiſchen Rieſenbäumen, die ihr Alter nach Jahrhunderten zählen, liegen in maleriſchen Gruppen ungeheure, bizarr geformte Felsblöcke, welche, da ſie nicht mit Gebirgen im Zuſammenhang ſtehen, den himmelſtürmenden Titanen entfallen zu ſein ſchienen.

In jedem Jahre machte ich auch größere Ausflüge und ließ wiederholt die herrliche Normandie, die Touraine mit den Ufern der Loire nicht unbeſucht. Leider war es mir bei dem abgekürzten Aufenthalte in Paris nicht vergönnt, auch noch die ſchönere, ſüdliche Hälfte Frankreichs kennen zu lernen. Ich mußte mich daher auf eine zweimalige Reiſe nach Belgien beſchränken, und ebenſo oft ſchiffte ich nach England über.

Es iſt nicht leicht, dem Zauber zu widerſtehen, welchen das kleine Belgien auf jedes für ſolche Eindrücke empfängliche Gemüth

ausübt. Nirgends finden ſich, wie da auf einem beſchränkten Raume ſo viele merkwürdige Städte, und das flache, von Kanälen durchſchnittene Land zeigt — ein Bild der Ruhe und des Wohlſtandes — auf grünen Wieſen die weidenden Heerden; der Segen der Landwirthſchaft verbindet ſich da mit dem Reichthume der Fabriken; Handel und Schifffahrt zur See wie auf den Flüſſen blühen und ein zufriedenes, dem alten Glauben wie ſeinen politiſchen Freiheiten ergebenes, munteres, betriebſames Völkchen belebt das ſchöne Land. Das ſtille Mecheln, ebenſo bekannt durch ſeine prachtvolle Cathedrale, wie durch das unter fleißigen Händen entſtehende feine Spitzengewebe, bildet den Mittelpunkt des Eiſenbahnnetzes, von dem man in wenigen Stunden die anziehendſten Orte erreichen kann: Brüſſel mit großſtädtiſchem Anſtriche, Antwerpen, erfüllt mit den Erinnerungen an Rubens, das einſt ſo mächtige Gent, von dem Karl V. ſagte: „qu'il metterait tout Paris dans son gand!“ Brügge mit ſeinen ſeltenen Kunſtſchätzen, das vom Ocean umſpielte Oſtende, dann das gelehrte Löven, endlich Lüttich, ſeit Jahrhunderten bekannt! Und alle dieſe Städte, bedeckt mit Kirchen, wetteifernd an Schönheit der Formen wie an Reichthum der Gemälde und Holzſchnitzarbeiten, ebenſo gut erhalten, als zum erhabenen Gottesdienſte würdig benützt.

Mit dieſem Ausfluge verband ſich ein längerer Badeaufenthalt in Aachen; doch weder das einförmige Leben in der Stadt Karls des Großen, noch die Schwefelkur ſagten mir zu, und ich unterbrach ſie gerne, um einige Wochen am Rheine zuzubringen. Wie vor 21 Jahren, traf ich auch wieder den Fürſten Metternich, umgeben von Fürſten und Diplomaten, auf dem Johannisberge. Das gewöhnliche Treiben in den Rheingegenden wurde noch durch den Beſuch der Königin Victoria erhöht. Ich war Zeuge ihres erſten Zuſammentreffens mit dem König von Preußen, ſah die herrliche, leider vom Wetter nicht begünſtigte Beleuchtung in Köln und wohnte endlich dem großen Muſikfeſte bei, welches zur Feier der

Einweihung des Standbildes Beethoven's in Bonn ſtattfand. Glänzend wurden die königlichen Gäſte auf Stolzenfels und Schloß Brühl bewirthet.

In Aachen aber lebte ſtill in einem Gaſthofe Jerome Napoleon's älteſter Sohn; menſchenſcheu zog er ſich zurück, und am Tage des Einzugs der engliſchen Königin verſchloß er Fenſter, Laden und Thüre; mit den Hausbewohnern wurde ich oft durch die Zornausbrüche des Prinzen beunruhigt, deſſen Gehirnleiden zu der Krankheit führten, welcher er bald darauf unterlag.

Von Dieppe aus hatte ich mich ſpäter einmal nach Brighton begeben und durchſtreifte von da wieder mit erneutem Entzücken die Küſten von Portsmouth und die Inſel Whigt in ihrer vollen Runde. Ein glücklicher Zufall wollte, daß die in Osborne weilende Königin ein Geſchwader, das in den Gewäſſern von Spithead lag, beſichtigen wollte — ein ergreifendes Schauſpiel! Die Königin der Meere, in Begleitung des Prinzen Albert und ihrer Kinder, hatte den eleganten Dampfer — Fairy — beſtiegen, der pfeilſchnell über die ſtille Meeresfläche hinglitt; eine Menge von Zuſchauern umgab in zahlloſen Barken jubelnd die königliche Yacht, und wie ſich dieſe den mächtigen Kriegsſchiffen näherte, erblitzten die Kanonen unter weit hin ſchallendem Donner, ertönte der Matroſen begeiſtertes Hurrah!

Nun nahm uns ein gigantiſches Dampfſchiff mit einer Maſchine von der Kraft mehrerer hundert Pferde auf. Die Nacht war ſtürmiſch und bei Tagesanbruch ſtieg im Nebel die Inſel Guernſey aus dem Meere, ſie erhebt ſich mit ſchönen Gebäuden terraſſenförmig; wir landeten nicht. Gegen Mittag kam die Inſel Jerſey in Sicht; ſie iſt rings von ſtarrenden Klippen, zum Theil von, wie Nadeln ſich erhebenden, ſpitzen Felſen umgeben und nicht ſelten ſind Schiffbrüche an dieſen unwirthlichen, durch heftige Stürme oft durchtobten Küſten. Stolz und düſter erhebt ſich auf unnahbaren Felſen das alte, feſte Schloß „Montorgeuil“. Die

kleine Stadt St. Heller iſt unbedeutend, hat aber doch eine Statue Karls II. und ſogar ein Theater, das wir beſuchten. Iſt das engliſche Luſtſpiel ſchon in London für Fremde kaum genießbar, ſo war vollends die Vorſtellung von Shakeſpeare's „Taming" auf dieſer Provinzbühne ſo erbärmlich, daß ſelbſt dem Dutzend nachſichtiger Zuhörer die Geduld verging; welche Studien für einen Hogarth'ſchen Pinſel! — In der Mitte der Inſel erhebt ſich ein alter Thurm, — Princes-Tower — über und über mit dem ſaftigſten Epheu bedeckt; von da überſieht man die zwölf Ortſchaften der Inſel mit ihren ſpitzen Thürmen, und in blauer Ferne zeigt ſich, wie ein Streifen, die franzöſiſche Küſte mit der Cathedrale von Coutances; ſo weit das Auge reicht, iſt das Meer mit Riffen und kleinen Felſeninſeln wie beſäet. — Die Kanalinſeln zogen mich auch deßhalb an, weil ſie, wenig bekannt, ſelten beſucht, einige Eigenthümlichkeiten bieten. So ſind ſie nicht dem brittiſchen Reiche einverleibt, beſchicken nicht das Parlament, haben eine eigene Geſetzgebung, Verwaltung, beſondere Münze und Gerichtshöfe, bei denen franzöſiſch pladirt wird — dem Nationalitätsprinzipe gemäß gehörten ſie demnach mehr Frankreich an, während ſie den verbannten Republikanern nun zum Aſyle dienen.

Sei es abſichtlich, ſei es wirklich aus Verſehen geſchehen, die Ankunft des Dampfſchiffes, welches uns zur Abfahrt aufnehmen ſollte, wurde im Gaſthofe nicht angezeigt, und wollten wir nicht noch zwei weitere Tage auf Jerſey verweilen, ſo mußten wir uns nach einem anderen Fahrzeuge umſehen. Es wurde ein kleines Fiſcherboot mit Segel gemiethet, und ein friſcher, günſtiger Wind ließ uns hoffen, unſer Ziel in einigen Stunden zu erreichen. Die Fahrt war heiter, aus der dunkelblauen See tauchten große Fiſche auf, und ſchon naheten wir uns dem furchtbaren Mont St. Michel mit der in die Lüfte ragenden Feſte, als auch die Nacht hereinbrach, weil plötzliche Windſtille uns aufgehalten; nach glücklich, aber mühſam umſchifften Klippen erreichten wir erſt nach Mitter-

nacht den Hafen von Grandville, wo wir, durchnäßt und gelangweilt, auszuruhen hofften. Doch anders war es in dem Sinne der Douane beſchloſſen, und die Hüter des Hafens legten die Flinten auf uns an, als wir Miene machten, unſeren leeren Nachen zu verlaſſen. So brachten wir eine regneriſche Nacht im Freien ziemlich unbequem auf Segel und Thauwerk zu, bis man am hellen Morgen unſere Päſſe und Gepäcke in Empfang nahm und wir die Bretagne von ihrer finſterſten Seite kennen lernen konnten. Nun ging es nach Caen, aber auch hier, als wir von der Somme in den Calvados fahren wollten, empfing uns ein ſo furchtbarer Orkan, daß die Hälfte der Reiſenden, um das Schiff im Gleichgewicht zu erhalten, die Maſten und Segelſtricke herabziehen mußte. Die Wellen ſchlugen über Bord und die Mehrzahl der, meiſt ſeekranken, Paſſagiere drang auf die Rückkehr nach Caen; und ſo gelangten wir denn auf einem langen Umwege von da zu Lande nach Honfleur.

— Meine zweite engliſche Reiſe galt London, das mir nach 24 Jahren wie eine ganz neue Stadt vorkam. Große Strecken, deren Namen man früher kaum kannte, waren nun mit Paläſten, herrlichen Anlagen bedeckt; die „Season“ war im vollen Gange: Parlament, Hydepark, die Wettrennen und Theater von der faſhionablen Welt beſucht, die Königin im Bukingham-palace, wo ſie damals — 25. Mai 1846 — der Prinzeſſin Helena das Leben gab, deren Geburt Kanonen verkündeten. Von den geſelligen Freuden hielten wir uns, außer der Oper, fern, beſuchten nicht die alten und machten keine neuen Bekanntſchaften; nur eine Reiſegefährtin, — Lady Pollack — welche ſich mit ihrer Familie zu ihrem in Oſtindien angeſtellten Gemahle begab, lud uns ein, ſie dort aufzuſuchen!! — Außer den mir ſchon bekannten Merkwürdigkeiten ſah ich noch viele neue, die mich wahrhaft überraſchten — das brittiſche Muſeum mit ſeinen aus allen Welttheilen herbeigeholten Kunſtſchätzen, Naturſeltenheiten und Alterthümern, die

Nationalgallerie, der zoologiſche Garten, das unterhaltende Coloſeum —. Neugierde trieb uns zu dem einſt ſo viel beſprochenen Tunnel, der nun, beinahe vergeſſen, nur noch ſchauluſtigen Fremden zum Stelldichein dient. Mühſam ſteigt man über eine lange Treppe in den breiten, ſpärlich erleuchteten unterirdiſchen Gang herab, nicht ohne das unheimliche Gefühl, die furchtbar ſchwere Waſſermaſſe der Themſe über ſich zu haben. Das ganze Unternehmen, wäre es auch in ſeinem Zwecke nicht längſt ſchon durch Dampfſchifffahrt und Eiſenbahnen überflügelt, war auch deßhalb gleich Anfangs geſcheitert, weil es nicht gelingen wollte, wegen ſeiner Tiefe den Tunnel auch Wagen zugänglich zu machen. — Ein Beſuch in Windſor, immer lohnend, erfreute uns ungemein, und ein Mittageſſen, welches wir auf der kleinen Eiſenbahnſtation Slough einnahmen, ſetzte uns, an die Einfachheit der feſtländiſchen Buffets der Bahnhöfe gewöhnt, in wahres Erſtaunen, da eine elegant gedeckte Tafel für zwei Perſonen von bepuderten Livreebedienten beſorgt und auf Silber geſpeiſt wurde.

Ein nur achttägiger Aufenthalt in der Metropole wirkt bei den ungeheueren Diſtanzen, wie bei der Maſſe des in ſich Aufzunehmenden wahrhaft betäubend, und der unerwartete Genuß weicht nur zu oft übergroßer Ermüdung. Erſt nachdem wir das Häuſermeer verlaſſen, von dem weder Anfang noch Ende zu überſehen iſt und uns nach dem Havre eingeſchifft, vermochten wir in unſerem Gedächtniſſe die bisher verworrenen Eindrücke zu ordnen, die ſich dann allmälig zu einer fortlaufenden Kette erfreulicher Erinnerungen geſtalteten. In ruhiger, ſternheller Nacht ſahen wir hier, vom Verdecke aus, das Schiff die phosphoriscirenden Wellen ſchnell durchſchneiden und die leuchtenden Spitzen der ſchäumenden Wogen erſchienen uns dann wieder wie ebenſo viele Meeresſterne.

Während ich ſo den franzöſiſchen Küſten zueilte, kreuzte ich mich vielleicht im Kanal mit dem künftigen Kaiſer der Franzoſen, der damals gerade als „échappé de Ham“ nach England ſegelte,

um als „l'élu du peuple“ einſt wieder zurückzukehren. Allgemein ging damals die Sage, daß Louis Napoleon ſeine Befreiung nicht eigener ſinnreicher Liſt verdankt, ſondern die Regierung, der Beaufſichtigung müde, dem ihr nicht mehr gefährlich dünkenden, in 6jähriger Haft mürbe gewordenen Kronprätendenten ſelbſt zur Flucht verholfen habe. Die nachfolgenden Vorgänge machen dieſe Annahme nur wenig wahrſcheinlich.

Den 9. Dezember 1845 ſtarb in Wien General-Lieutenant v. Tettenborn im 67. Jahre. Er hatte bei zunehmenden körperlichen Leiden doch bis zur letzten Stunde noch eine gewiſſe Geiſtesfriſche bewahrt. Ein warmer Nachruf in der allgemeinen Zeitung ſagt: „Dieſer Todesfall erregt allgemeine Theilnahme, denn ſelten genoß Jemand einer größeren Popularität; allgemein beliebt und gekannt dürfte er ſich, wie wenige, rühmen, kaum je einen Feind gehabt zu haben. Von der offenſten Herzensgüte, von einer ſeltenen Liebenswürdigkeit der Erſcheinung und des Umganges, für jeden Hülfsbedürftigen zu Rath und That bereit, bewies er vorzüglich ſeinen badiſchen Landsleuten bei jedem Anlaſſe eine eifrige Theilnahme. Aber auch zu Öſterreich war er, ſeiner früheren Kriegsdienſte eingedenk, ſtets in nahen Beziehungen geblieben. Das diplomatiſche Corps verliert in ihm den älteſten der Kollegen, und faſt jeder Einzelne einen geprüften Freund; unter den Heldengeſtalten der Befreiungskriege ragte die ſeinige bekanntlich als eine der glänzendſten und volksthümlichſten hervor. Sowie ſich bei dem zahlreichen Leichencondukte allgemein das Gefühl ausſprach, welch' ein durch erfolgreiche Thätigkeit rühmlichſt ausgezeichneter Mann aus dem Leben geſchieden, ſo wird gewiß auch in faſt jedem Lande Europa's die Trauer um den Hingeſchiedenen einen Widerhall finden!“

Dieſer unerwartete Todesfall bewirkte auch eine Veränderung

in meiner Lage. Ich wurde an Tettenborn's Stelle zum großherzoglichen Geſandten in Wien und der bisherige Legationsrath v. Schweizer zum Miniſterreſidenten am königlich franzöſiſchen Hof ernannt. Sonach ſah ich mich in einer mir zuſagenden Geſchäftsthätigkeit plötzlich unterbrochen, wie viel hatte ich überdies auch zu erlernen, zu beobachten, und der immer gehegte Wunſch, länger in Paris bleiben, vielleicht, wie mein Vorgänger Ferrette, meine diplomatiſche Laufbahn allda beſchließen zu können, ging leider nicht in Erfüllung; die trüben Ahnungen, welche ſich daran knüpften, ſollten ſich bald in einer Reihe von Leiden und Prüfungen jeder Art nicht als Truggebilde zeigen.

Den 4. März übergab ich dem Könige mein Abberufungsſchreiben und alſobald hatte auch der Nachfolger ſeine Antrittsaudienz. — Schon war der Tag meiner Abreiſe beſtimmt, als dieſelbe durch eine anſcheinend unbedeutende Unpäßlichkeit verſchoben werden, und ich die bereits aufgegebene Wohnung mit einem Zimmer in dem nächſt liegenden Hotel vertauſchen mußte. Hier wurde ich nun durch ſechs Wochen an das Bett gefeſſelt und eine lebensgefährliche Operation, von der geſchickten Hand Joubert's (de Lamballe) glücklich vollzogen. Auch der Beirath anderer Aerzte, liebevolle Pflege, Erkundigungen und Theilnahme vieler Freunde wie von der königlichen Familie fehlten nicht und ließen mich den Abſchied von Paris nur um ſo ſchmerzlicher fühlen. — Den 13. Juni verließ ich dieſe Stadt, welche ich bisher nicht wieder betreten ſollte, und während die Rückblicke auf die dort verlebte Zeit die erfreulichſten waren, gab ich mich bezüglich der Zukunft Frankreichs Betrachtungen hin, welche ſich ſpäter als ebenſo viele Täuſchungen erwieſen. Ich überließ mich nämlich der feſten Ueberzeugung, daß die dortigen Verhältniſſe in jeder Beziehung geordnet, nach allen Seiten hin als gekräftigt angeſehen werden könnten; es herrſchte eine mit Recht geachtete Königsfamilie, eine, wie man wenigſtens glaubte, muſterhafte Verfaſſung

ſtellte das richtige, langgeſuchte Gleichgewicht der geſetzgebenden Gewalten her; war die Ruhe geſtört, ſo beſchützte Paris eine, mehr gegen den Straßenaufruhr als fremde Heere gerichtete, befeſtigte Ringmauer vor den noch immer drohenden inneren Gefahren; ein allgemeiner Wohlſtand verbreitete ſich über das ganze Land und man ſchien ſich weit mehr mit Aktien, Eiſenbahnen, Fabriken und anderen Spekulationen, mit heiteren Lebensgenüſſen als mit Barrikaden, Mordanſchlägen oder im Finſtern ſchleichenden Verſchwörungen beſchäftigen zu wollen, man gefiel ſich, mit einem Worte, in dem beruhigenden Gedanken, daß der politiſche Vulkan ausgebrannt und die ſeit 60 Jahren angehäufte Lava dazu diene, den Boden Frankreichs heilbringend zu befruchten. Sowie ich vor 16 Jahren unmöglich an eine lange Dauer der Julimonarchie glauben konnte, ſo vermochte ich jetzt noch viel weniger zu ahnen, daß dies alles ſich ſo bald und ſo überraſchend ſchnell zu einer Auflöſung drängen werde. Hatte ich mich daher in jenen beiden Unterſtellungen arg getäuſcht, ſo theilte ich dieſen Irrthum mit Tauſenden, und als ich im Sommer 1850 in Baden-Baden wieder mit Thiers zuſammentraf, waren dieſe Vorgänge der Gegenſtand einer langen Unterredung. Ich geſtand ihm, daß ich während meiner Anſtellung in Paris immer in dem oben angedeuteten Sinne nach Karlsruhe berichtet und nun mit peinlichem Erſtaunen eine ſo gänzliche Umwandlung hätte erleben müſſen. Thiers gab mir auf alle Fragen vollkommen Recht und bemerkte, daß er mit allen ſeinen Freunden, ſo wie ich, ſich nie einen ſolchen Ausgang geträumt haben würde. Welche geheime oder unerwartete Urſachen bereiteten nun wohl jenen merkwürdigen Sturz vor und führten ihn zunächſt aus? Ich will hier nicht an die Erfahrung erinnern, daß, ſeitdem Frankreich 1789 aus ſeinen politiſchen Fugen getreten, der unerſättliche Drang nach Veränderungen, der Ehrgeiz der Parteien, die Langeweile der Maſſen, die Köpfe nicht in Ruhe ließen, und ſich regelmäßig, nach einem Zeitraume von etwa

15 Jahren, immer wieder eine neue Umwälzung Bahn brach. Es scheint das franzöſiſche Sprichwort: „tout lasse, tout casse, tout passe“ auf dieſe Lage vollkommen anwendbar. Dabei wühlt die Propaganda im Bunde mit den unzufriedenen Faktionen aller Farben und jede heranwachſende Generation will, immer kampfluſtig, ihre „glorreichen“ Tage haben. So wird, was angeſtrengter Fleiß, Staatsklugheit, weiſer Ordnungsſinn, Geſetzlichkeit mühſam in einem Jahrzehnte aufgebaut und befeſtigt, durch den Sturm einer Stunde niedergeworfen. Rechnet man nun dazu die mit dem fortſchreitenden Gedeihen Frankreichs ſich ſtets erneuernde Eiferſucht Englands, hier noch genährt durch die ſpaniſche Heirath, ſo habe ich wohl alle dieſe nachtheiligen, äußeren Einflüſſe berührt. Was half nun Louis Philipp die mit Opfern erkaufte, ängſtliche Rückſicht auf England, was halfen ihm die mit ungeheuren Koſten erbauten Feſtungswerke, das immerwährende Schwanken und Prüfen; er ging an der Aufgabe zu Grunde, unauflösbare Widerſprüche heben zu wollen, in der Muthloſigkeit, welcher er ſich im entſcheidenden Augenblicke hingab, wo nur eine raſche That, ein entſcheidendes Einſchreiten retten konnten. Denn — was man auch dagegen einwende — die Bewegung war eine gemachte, keine unmittelbar durch irgend einen Vorgang begründete; Niemand war ihrer Tragweite bewußt, in Ermangelung eines richtigen Begriffes half da ein „Wort“ aus: Reforme! ein elaſtiſches Wort, das willkürlich gedreht und gedeutet werden kann, und hier nur zum Vorwand diente, die Gemüther zu erhitzen. Man lud, dieſe Aenderungen zu beſprechen, zu Verſammlungen; zu „Banquetten“ ein und die aufreizenden Reden, die Toaſte verwandelten ſich bald in Pöbelgeſchrei und endeten im blutigen Straßenkampf. Die königliche Familie verſchwand nach allen Himmelsgegenden; die Pairskammer „zerſtreute ſich wie Spreu vor dem Winde, und wurde nicht wieder geſehen.“ Die Deputirten mußten ihre Plätze einem bewaffneten Pöbelhaufen überlaſſen; die Truppen,

jeder Leitung beraubt, zogen ſich zurück, von den ſchützenden Feſtungswerken war nicht weiter die Rede; abermals hieß es: „Le tour est fait!“ und mit demſelben Rechte, wie die 221 im Jahre 1830 höhniſch fragen konnten: où étaient, s'il vous plait, les royalistes le 27, 28, 29 juillet, ſo konnten jetzt die Republikaner die Frage ſtellen: où étaient „les Orléanistes le 22, 23, 24 février?“ Ote — toi de lá, que je m'y mette! war nach der Reihe das Loſungswort aller Parteien geworden, und wird es auch bleiben, bis das erſehnte Gleichgewicht gefunden iſt. Darin beſtehen aber gerade die großen, inhaltsſchweren Lehren, welche ſich dem Klarſehenden auf jedem Blatte der franzöſiſchen Geſchichte aufdringen. Auch ſpiegeln ſich die Ereigniſſe von 1848 in jenen von 1830 wider; dort hatten franzöſiſche Waffen Algier erobert, hier den mächtigſten Gegner, Abdel Kader, bezwungen, hier wie dort ſtrebte man Anfangs nur nach weſentlichen Verbeſſerungen, überſchoß aber im leidenſchaftlichen Eifer das Ziel, hier, wie dort, entſagte ein altersſchwacher König zu Gunſten eines 10jährigen Enkels, doch zu ſpät, der Krone, — hier wie dort rang eine muthige Frau mit Selbſtaufopferung, wiewohl vergeblich, für die Rechte ihres Sohnes! — Was Niemand gewollt, Niemand erwartet, entſtand aus dieſer namenloſen Verwirrung — die Republik! Man rief dem in einem Fiaker entflohenen, zitternden König allerlei Verwünſchungen nach und während Karl X. angeblich die Charte verletzte, ging, wie jener, Louis Philipp unter, weil er zu feſt an die „Wahrheit“ dieſer Charte geglaubt. Wer der Juliregierung Corruption vorwarf, dem bietet ſich jetzt hinreichend Gelegenheit, ſich durch Vergleichungen zu überzeugen, wie ſehr jene Anſchuldigungen übertrieben waren. Wer ſich wie Louis Philipp im fortwährenden Zuſtand der Nothwehr befand, dem kann man nicht verargen, ſich Waffen zu bedienen, zu deren Ergreifung ihn die Gegner gleichſam zwangen.

In gewohnten Verhältniſſen brachte ich nun einige Wochen

in Karlsruhe zu, stellte mich dem großherzoglichen Hofe vor, besuchte Baden, die Verwandten auf dem Lande und trat dann in den ersten Tagen des Juli die Reise über den Odenwald, Anspach, Nürnberg und Regensburg — die letzte Hälfte zu Wasser — nach Wien an.

In Karlsruhe vernahm ich die Wahl des an die Stelle Gregors XVI. ernannten Kardinals Mastai, welcher als „Pius IX." den päpstlichen Stuhl bestieg. Es bildet diese Erhebung gleichsam einen Wendepunkt in der Geschichte der europäischen Staaten; denn von da an wurde die kurze vorübergehende Ruhe wieder ernstlich, und zwar in dauernder, nachhaltiger Weise gestört. Schon hatten sich blutige Gräuel in Krakau gezeigt und sie endeten mit der Einverleibung dieser Freistadt in die österreichische Monarchie, ein energischer Schritt, den man damals dem Wiener Kabinette kaum mehr zugetraut hätte. In der Schweiz war der widerwärtige, unter dem Namen: „Sonderbund" bekannte Bürgerkrieg, nur das Vorspiel zu einer völligen politischen Umgestaltung. Auch in Deutschland gährte es schon wieder auf den Straßen, wie in Leipzig, oder in den verschiedenen Kammern und ein unbehagliches Gefühl hatte sich, erhöht durch Mißjahre, furchtbare Ueberschwemmungen und große Theuerung, der öffentlichen Stimmung bemächtigt. Unter diesen bedenklichen Anzeichen kehrte ich denn in der neuen Eigenschaft nach Wien zurück, wo es mir an Anhaltspunkten zu vergleichen, wie an Betrachtungen sehr ernster Natur nicht fehlte.

Zwölfter Abſchnitt.

(1846 — 1848.)

Inhalt: Wien. Audienz bei'm Kaiſer Ferdinand. Diplomatiſches Corps. Reiſen. Bükh in Preßburg. Erzherzog Stephan in Peſth. Hohe Gäſte in Wien. Großfürſtin Helene. Die Familie Miloſch-Obrenowitſch. Der kaiſerliche Hof und die Ariſtokratie. Drei Geſandtenfamilien. Der Palaſt Lichtenſtein. Oeffentliche Beluſtigungen. Theater. Jenny Lind. Hebbel. Die Akademie der Wiſſenſchaften. Hammer. Vier Todesfälle in der kaiſerlichen Familie. Marie Louiſe. Trauung der Erzherzogin Eliſabeth. Palatinswahl. Erzherzog Stephan und Ungarn. Politiſche Tagesereigniſſe. Das öſterreichiſche Regierungsſyſtem. Die Miniſter. Ahnungen und Vorzeichen. Der 24. Februar. Fürſtin J. Lichtenſtein. Hofball. Ende der alten Zeit.

Nach einem Zeitraume von 11 Jahren hatte ich **Wien** eigentlich weniger verändert gefunden, als ich erwartet; es war immer daſſelbe lebhafte Treiben, dieſelbe Genußſucht und Gleichgültigkeit für Dinge, welche ſich nicht innerhalb eines gewiſſen eng gezogenen Kreiſes zutrugen. Dennoch konnte es einem ſchärfer beobachtenden Auge nicht entgehen, daß dieſe behagliche Ruhe nur oberflächlich war und ſich in beinahe unſcheinbaren Symptomen immer mehr eine tiefer gehende Mißſtimmung zeigte, welche ſich von den höchſten Zirkeln bis auf die unteren Volksſchichten erſtreckte. In der That war auch eine 12jährige Regierung, wie die des Kaiſers Ferdinand, nur in Oeſterreich möglich; es bewegte ſich eben die Maſchine in herkömmlicher Weiſe fort, bis ein Impuls von Außen ſie zum Stillſtand brachte.

Den 16. Juli führte mich der Oberſtkämmerer Graf M. Dietrichſtein bei Sr. Majeſtät dem Kaiſer ein, dem ich mit der üblichen Anſprache das Beglaubigungsſchreiben überreichte. Die Audienz war kurz und es wurden dabei nur einige der damals gebräuchlichen Redensarten gewechſelt. Hierauf folgten die Aufwartungen bei den zahlreichen Mitgliedern der kaiſerlichen Familie, und einige Tage währte es, bis die unendlich lange Viſitenliſte erſchöpft war. Eine ſchöne Wohnung auf dem Kohlmarkte trug viel zur Annehmlichkeit meines Aufenthaltes bei, und unter Anknüpfung früherer perſönlicher Beziehungen, wie bei dem mir ſchon bekannten Geſchäftsgange fand ich mich bald wieder in dem gewohnten Geleiſe.

Der Fürſt Metternich bewohnte ſeine erſt neu erbaute Villa; er war trotz ſeiner 73 Jahre noch rüſtig, heiter und geſprächig, wie immer. Seine Familie hatte ſich um einen Sohn (Lothar, geb. 1837) vermehrt, die Fürſtin Melanie aber fand ich verändert und in ihrem Aeußern traten ſchon die Anzeichen jener langen, ſchmerzvollen Krankheit hervor, der ſie endlich unterliegen ſollte. — Von den früheren Diplomaten fand ich nur noch Bodenhauſen (Hannover) und O'ſullivan (Belgien) vor, doch waren mir von den nun anweſenden ſchon mehrere, wie Mſgr. Viale, Flahault, Medem, Arnim, Könneritz von anderen Orten her bekannt, und in einem langjährigen Freunde, dem ebenſo talentvollen als wohlwollend geſelligen Grafen Jeniſſon freute ich mich nun einen Kollegen begrüßen zu können. Aber auch der Tod hatte die Reihen mancher mir theueren Bekannten gelichtet und ſchmerzlicher fühlt man nach langer Abweſenheit ſolche nicht leicht zu erſetzende Lücken.

Im Herbſte benützte ich die Geſchäftsſtille zu Ausflügen nach Ungarn und Prag. In Preßburg hielt ich mich einen Tag auf, um einen Herr v. Büky zu ſprechen. Es hatte dieſer Mann

einen Aufruf in Zeitungen erlaſſen, worin er mehrere deutſche Fürſtenhäuſer und adelige Familien — auch die meinige — eingeladen, gegen gewiſſe Gebühren wichtige Papiere bei ihm einzuſehen, von denen nach Wunſch Abſchriften verabfolgt werden könnten; das Ungewöhnliche dieſer Anzeige weckte die Neugierde der Betreffenden, und ich ſetzte mich daher auch mit Büky deßhalb in Verbindung. Es hieß, daß er dieſe Schriften in einem bisher vergeſſenen Koffer Thugut's vorgefunden habe, der bekanntlich zurückgezogen in Preßburg ſtarb. Das Ganze zeigte ſich jedoch als eine Myſtifikation, und die Papiere, wenn ſie auch die Namen der bezeichneten Familien enthielten, waren für dieſelben werthlos, ſelbſt ohne hiſtoriſche Bedeutung. Bald nachher ließ Büky wieder andere Anzeigen in öffentliche Blätter einrücken, worin er ſich Titel und Auszeichnungen beilegte, welche ihm nicht gebührten. In Folge derſelben entſtanden Klagen, Erwiederungen, die Sache erregte Aufſehen; und ſo fand es Büky gerathen, folgende „Erklärung und Berichtigung" an die Preßburger Zeitung (Septbr. 1846) einzuſchicken, welches Aktenſtück in ſeiner Albernheit zu merkwürdig iſt, um hier nicht aufgenommen zu werden.

„Mehrere ausländiſche Zeitungen und auch inländiſche deutſche wie ungariſche Blätter enthielten die voreilige! Nachricht, daß Unterzeichneter mit dem k. k. Kämmerertitel, ſo auch mit ausländiſchen Orden und Auszeichnungen, als dem Großkreuz des k. ſicil. St. Ferdinand-Ordens, dem badiſchen Orden der Treue und dem franzöſiſchen Orden vom heiligen Ludwig (?), ferner mit dem Diplom der Pariſer Akademie geſchmückt, außerdem vom König der Franzoſen nahmhaft beſchenkt worden ſei. — Dieſe Nachrichten ſind grundloſe Erdichtungen, aber der Unterzeichnete, auf Privatwegen! durch falſche Berichte und ſchmeichelhafte! Verſprechungen getäuſcht, bediente? ſich derſelben dennoch, ohne hinlängliche Prüfung! und Vorſicht; nun aber, die Unwürdigkeit der eitlen Verführung! einſehend, hofft er durch dieſe

Bekanntmachung dem Publikum für sein hinfüro zu beobachtendes, ernsthaftes! und gesetztes Benehmen Gewähr zu leisten!

Büky v. Felsöbück Lad."

Aus dieser Erklärung geht hervor, daß Büky zum mindesten kein gefährlicher Betrüger war, und wahrscheinlich mehr verschmitzteren Intriguanten zum Werkzeuge gedient habe; mir wenigstens kam der kleine, dicke, noch junge Mann, mit seinen diamantenen Ringen und Knöpfen ziemlich bornirt, beinahe lächerlich vor. Er entging dennoch nicht einer strengen Untersuchung, in deren Folge er durch, ich weiß nicht mehr wie viele Jahre, gehörig Muse hatte hinter Schloß und Riegel über seine Schwindelei nachzudenken. Unter anderen verbreitete sich auch das Gerücht, daß er dem König Louis Philipp wichtige Briefe Egalité's an Thugut ausgeliefert habe.

Auf der Reise nach Pest traf ich im Dampfschiffe zufällig mit dem Erzherzog Stephan zusammen, der mich mit einer längeren Unterredung beehrte. Der lebhafte, liebenswürdige Prinz wurde auf allen Landungsstationen von Deputationen begrüßt, mit welchen er sich auf's leutseeligste unterhielt. Die Zeit lag nicht mehr ferne, wo sich an seinen Namen eine nicht gewöhnliche Bedeutung für die Zukunft Ungarns knüpfen sollte!

Während diesem Sommer war die Großfürstin Helene von Rußland zu einem längeren Aufenthalt nach Wien gekommen, und hatte das erzherzogliche Palais (Vorstadt, Landstraße) bezogen. Die noch schöne, so geistreiche Frau lebte zurückgezogen unter dem Gefühle der Besorgnisse, welche ihr der Gesundheitszustand ihrer Tochter, der Prinzessin Marie, einflößte. Die junge Großfürstin erlag auch im November ihren Leiden und die lebhafte Theilnahme des kaiserlichen Hofes an dem mütterlichen Schmerze wurde auch in weiteren Kreisen nachempfunden. — Zu jener Zeit machte der Prinz von Preußen wiederholt eine stets willkommene

Erscheinung in Wien und brachten auch die fürstlich Fürstenbergischen Herrschaften einige Wochen da zu.

Schon im Jahre zuvor war der Kaiser Nikolaus auf seiner Rückreise von Italien, wo er die ewig denkwürdige Zusammenkunft mit Gregor XVI. hatte, nach Wien gekommen und später erschien auch da Großfürst Michael, der wie ein Privatmann im russischen Geschäftshause abstieg und nur wenige Bekannte sah.

Zum ersten Male begegnete ich nun dem alten Fürsten Milosch Obrenowitsch von Serbien. Er hatte sich aus den niedrigsten Sphären zu der höchsten Würde in seinem Vaterlande emporgeschwungen, und dabei mehr Charakterstärke und Klugheit, als eigentliche Bildung bewiesen. Man sah den alten Herrn, gewöhnlich in weiblicher Begleitung, auf Spazierfahrten oder in Theatern, seltener in der Gesellschaft. Seine gesammelten Reichthümer waren, wie es schien, groß, befriedigten aber mehr seine Eitelkeit, als den Ehrgeiz, der ihn bei allem Ungemache nie verlassen. Sein feuriger Geist, verbunden mit der seiner Nation eigenen Zähigkeit, ließ ihn immer wieder auf eine günstigere Wendung seines Geschickes hoffen und der Anblick dieses originellen, thatkräftigen Mannes rief dem Kundigen alle jene merkwürdigen Episoden zurück, an denen die wunderliche Geschichte Serbien's so reich ist. Sein Sohn Michael, von einer mehr gemessenen Haltung, von einem durchaus anständigen Aeußern und Benehmen, vermählte sich später mit der jungen, hübschen Comtesse Julie Huniady und als dann 5 Jahre nachher sich wieder eine Aussicht für die Familie eröffnete, die Herrschaft in Serbien zu erlangen, war der alte, aber immer noch rüstige, Milosch wieder der erste, der mit fester Hand die Zügel ergriff und bei seinem Ende die fürstliche Würde auf seinen Sohn übertrug. Russische, österreichische, englische, französische und türkische Einflüsse theilten sich in die Macht in diesem kleinen Reiche und Parteigänger, wie fremde Ränkeschmiede trugen zur Verwirrung bei. Das künftige Schicksal

dieſes Landes iſt aber, wie das der anderen europäiſchen Provinzen, enge mit der Zukunft verbunden, welche die Vorſehung der Türkei beſtimmt hat.

In der höheren Geſellſchaft wurde die frühere ungezwungene Munterkeit vermißt; es fanden zwar noch immer große Feſte, Empfangtage u. ſ. w. ſtatt; doch man ſah, daß auch hier die Zeit eine ernſtere geworden und Sinn wie Gemüth ſich anderen Dingen zuwandten, als frivolen Unterhaltungen; auch herrſchte in Wien nie die irrige Anſicht vor, daß man Feſte veranſtalten müſſe, um den Handel zu beleben, die Fabriken zu unterſtützen, die Arbeiter zu beſchäftigen, Brodloſe zu ernähren. Ueberſteigen die Erzeugniſſe der Induſtrie das gewöhnliche Maß, ſo kann der Wohlhabendere doch wahrhaftig nicht angehalten werden, deßhalb einen Theil ſeiner Einnahmen für Luxusgegenſtände zu verwenden. Manufakturen ſollen nur den einfachen Bedürfniſſen genügen; Niemand aber, um ihnen aufzuhelfen, zugemuthet werden, ſeine Ausgaben nach dieſer Richtung hin zu verdoppeln und dadurch andere, vielleicht nützlichere, zu beſchränken. — Ueberdieß ließ auch die mit dem Luxus überhand nehmende Theuerung viele Familien, welche nicht einen Wettkampf in Eleganz der Einrichtungen und Toiletten aufnehmen wollten, ſich aus der größeren Welt zurückziehen, den eigenen Haushalt beſchränken.

Bei Hofe fanden regelmäßig im Winter einige größere und Kammer-Bälle ſtatt, und Kaiſer Ferdinand, welcher glänzendes Ceremoniel liebte, war ſtets zugegen, ſich heiter mit den Anweſenden unterhaltend. Die Kaiſerin Maria Anna, deren Geſchmack ſolche Feſte weniger zuſagten, benahm ſich dabei mit der nur ihr eigenen graziöſen Würde.

Wahrhaft Epoche machte die Eröffnung des ganz neu hergerichteten Liechtenſtein'ſchen Palaſtes in der Schenkenſtraße.

Der Fürſt Alois hatte eine große Summe darauf verwendet, und als nun zum erſtenmale dieſe herrlichen Räume eine glänzende Verſammlung zu einem Ballfeſte aufnahmen, fanden ſich auch die kühnſten Erwartungen übertroffen, und ein Ausruf der Bewunderung folgte dem anderen. Es war nicht ſowohl der Reichthum der überaus eleganten Verzierungen, die Pracht der Broncen, die Menge der Spiegel, die Fülle der Vergoldungen, die taghelle Beleuchtung; man ſah da weder koſtbare Gemälde noch Kunſt- oder Rococo-Gegenſtände, reiche Drapperien, Stickereien oder Teppiche; der Zauber, welcher ſich über das Ganze ergoß, beſtand vielmehr in der ſich auf die kleinſten Details erſtreckenden Harmonie der Formen, welche das Auge ſo wohlthuend berührte, und ich erinnere mich wohl, viel größere, mit mehr Luxus und Pracht ausgeſtattete, ſelbſt überladene Prunkgemächer, aber nie dieſe höchſte Vollendung in der Ausführung aller Theile geſehen zu haben. Der Glanz dieſer Feſte wurde noch durch die freundliche Zuvorkommenheit des fürſtlichen Paares erhöht, und ſie folgten ſich ſpäter, mit kurzer Unterbrechung während der Revolutionszeit, in jedem Faſching.

Nicht minder blendend, aber wieder in ganz anderer Geſchmacksrichtung waren die Appartements im fürſtlich Schwarzenbergiſchen Hauſe (Neumarkt) reſtaurirt worden, und die Ballfeſte hier, durch die liebenswürdige Fürſtin belebt, waren gleich anziehend, die Einladungen, wie bei jenen, geſucht.

Einen neuen, beinahe täglichen Salon fand ich bei dem Grafen Fiquelmont eröffnet. Der ſchon bejahrte diplomatiſche Krieger hatte den Botſchafterpoſten in St. Petersburg verlaſſen, um, dem Fürſten Metternich zur Seite, in der Staatskanzlei verwendet zu werden. Dieſe Aenderung ſagte, wie ich glaube, keinem der beiden Staatsmänner zu: Fiquelmont, von mehr franzöſiſch gebildetem Geiſte, politiſcher Schriftſteller, angenehmer Geſellſchafter, war in Neapel wie am ruſſiſchen Hofe gerne geſehen; er hatte 1826 den letzteren Poſten von dem Grafen L. Lebzeltern über-

nommen, welcher dafür Gesandter in Neapel wurde. Diese beiden Diplomaten hatten auch gar Vieles mit einander gemein; beide geistreich, gewandt, beliebt, haben auch beide sich in Rußland vermählt, beide aus ihrer Ehe nur eine Tochter; die Gräfin Fiquelmont-Tiefenhausen war eine ebenso verständige, höfliche Hausfrau, als die Gräfin Lebzeltern-Laval, nur mit dem Unterschiede, daß Erstere von nicht gewöhnlicher Schönheit, während Letztere nichts weniger als reizend war. Mit diesen zwei österr. Diplomaten kann noch ein dritter — Graf Lützow — genannt werden, der, von weniger glänzenden Eigenschaften als die anderen, doch ein überaus ehrenwerther Charakter war, und nach mehreren kleinen Missionen den Kaiser als Botschafter (bis 1848) in Rom vertrat. Auch Lützow hatte sich auswärts, und zwar mit einer italienischen Wittwe, vermählt.

Bei Fiquelmont versammelte sich nun regelmäßig eine angenehme Gesellschaft, und die Monotonie des Alltagsgesprächs wurde da öfters durch die Aufführung allerliebster Vaudeville's unterbrochen, welche der musikalisch gebildete, schöne, heitere Greis leitete. Seine Tochter, die eben vermählte Fürstin Clary, galt jedoch für die Perle dieser Cotterie, und in der That ließ sich auch nicht leicht etwas Reizenderes denken, als diese junge, lebensfrohe Frau; sie war an blendender Schönheit nur mit der auch erst kurz zuvor verehelichten Fürstin Auersperg-Colloredo zu vergleichen.

Wenden wir uns nun von diesen freundlichen Bildern dem Volksleben zu, so treten uns wieder, mit wenigen Ausnahmen, die alten, bekannten Gestalten entgegen: der belebende Fidelbogen des unermüdlichen J. Strauß beherrschte noch immer die Räume von Dommayer und Sperl, und in dem „Odeon" hatte sich ein kolossaler Tanzsaal aufgethan, den ganze Massen neugieriger, vergnügensfüchtiger Wiener nicht zu füllen vermögen. Auch die „Keller" hatten sich veredelt, und in dem labyrinthartigen „Elysium" rollte sich den Schaulustigen eine wahre Musterkarte von

allen denkbaren Späſſen, Ueberraſchungen, Zauberkünſten, Maskenzügen u. dgl. auf. Am wenigſten ätheriſch war die Luft, welche man in dieſen unterirdiſchen Feldern einathmete.

Von da zu einem edleren Vergnügen — den Theatern — bedarf es nur eines Sprunges auf die Oberwelt. Das Burgtheater war ſich gleich gut geblieben, hatte noch überdieß tüchtige Kräfte gewonnen: Joſeph Wagner war ein ausgezeichneter Heldenſpieler; Frl. L. Neumann hatte ſich bald zum Liebling des für feines Spiel empfänglichen Publikums emporgeſchwungen und erwarb ſich um daſſelbe noch das weitere Verdienſt, ihre Mutter, die vortreffliche Haitzinger, herbeizuziehen, welche noch jetzt durch ihr Talent, gehoben von einer immer gleich heiteren Laune, die Kunſtkenner erfreut.

Die beſcheidenen Lorbeern des harmloſen „Kaſperl" ließen den Direktor Karl nicht ruhen; er erkaufte es, um dieſe dunkeln Hallen des Momus, in denen ſo viel gelacht wurde, an die ſich ſo viele Erinnerungen des „alten" Wien knüpften, niederzureißen. In einem Sommer (1847) ſtand das neue, ſchöne „Karltheater" an jener Stelle, und wo einſt Schuſter, Raimund, die Krones u. A. ergötzten, traten nun Scholz, Neſtroy und all das Gefolge von Komikern auf, welche dieſe Bühne ſo beliebt machten. — Doch ein Stern überſtrahlte alle anderen Kunſterſcheinungen: Jenny Lind! Dieſe liebliche ſchwediſche Nachtigall, oder wie all die Benennungen heißen, welche ſich Kunſtenthuſiaſten wie Dichterlinge um die Wette auszudrücken bemühten, brachte eine in Wien ſeltene Senſation hervor. War es die anſpruchsloſe Erſcheinung, mit der ſich eine ſo ſeelenvolle Stimme, eine ſo wunderbare Methode paarte, war es das Ungewöhnliche, welches ihr ganzes Auftreten begleitete; genug! Jenny Lind war auch hier, wie anderwärts, die hochgefeierte Kunſtheldin des Tages. Ihrer Begabung nach mehr auf den weichen, elegiſchen Geſang, als auf dramatiſche Muſik angewieſen, drang ſie doch ſiegreich auch in Opern durch,

in denen auch wieder jene Rollen ihr mehr zusagten, wo, wie in der Nachtwandlerin, nur das lyrische Element vorherrscht, während Norma und anstrengendere Partieen ihr weniger gelangen. In „Vielka", der lieblichen Schöpfung Meyerbeer's, der selbst dirigirte, erreichte der Beifallssturm den höchsten Grad, und auch in Haydn's Meisterwerk entzückte sie. Dennoch blieb das „Lied" immer ihre eigentliche Sphäre, in der ihr keine andere Stimme folgen konnte. In frappantem Gegensatze zu Jenny Lind erschien bald eine andere Gesangsheroin, Alboni, mit einer Altstimme so gewaltig, als ihr Körperumfang.

Zu den früheren Wiener Theaterdichtern Grillparzer, Zedlitz und Halm, deren Dramen noch immer Beifall spendende Zuhörer fanden, hatte sich nun ein fremder — Hebbel — gesellt. Der Aufenthalt befriedigte ihn nicht, und schon wollte er Wien wieder verlassen, als er eines Abends im Burgtheater die Hofschauspielerin Enghaus auftreten sah und, von ihrem Darstellungstalente ergriffen, ihr Herz und Hand anbot. Er ließ sich nun häuslich in Wien nieder; seine Werke fanden aber nur eine getheilte Anerkennung, und so sehr man auch dem Schwunge der Gedanken, der Kraft des Ausdrucks gerecht war, so verletzten doch wieder herbe Auffassungen und von unklaren Ideen begleitete Mißtöne. Vorzüglich waren es aber seine Trauerspiele, die ihrer grellen Uebergänge wegen dem verfeinerten Geschmack nicht ganz zusagen wollten, und nur „Judith" drang, einiger unverkennbar schöner Stellen halber, mehr durch. Seine späteren Dramen sind mir nicht bekannt.

Schon seit langer Zeit hatte man in Wien von der Errichtung einer Akademie der Wissenschaften, nach dem Beispiel anderer Staaten, gesprochen; endlich gelang es auch den rastlosen Bemühungen des Orientalisten v. Hammer-Purgstall, dieses große Unternehmen durchzuführen, und die neue, gelehrte Anstalt wurde am 30. Mai 1847 mit vieler Feierlichkeit eröffnet. An demselben Tag fand in den folgenden Jahren immer wieder eine öffentliche

Sitzung statt. Die Hauptfrage aber, welche die wissenschaftlichen Kreise bewegte, war: welche Gelehrten und Schriftsteller als wirkliche, welche als korrespondirende Mitglieder in die neu gegründete Akademie würden gewählt werden, zu deren erstem Kurator Fürst Metternich ernannt war (später wurde es Minister v. Bach). Von nun an thaten sich auch einzelne Professoren in s. g. populären Vorlesungen hervor, welche als früher nicht gekannte Unterhaltungen viel besucht wurden und dann immer eine größere Ausdehnung nahmen. Sie waren beliebter als die ernsten, oft Stunde langen, nicht Jedermann verständlichen Vorträge in der Akademie. Einen humoristischen Commentar zu jenem gelehrten Vereine bildet ein Pamphlet, welches in den 1840er Jahren unter dem Titel „Oesterreichischer Parnaß", bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar, — „Frei-Sing" — erschien. Es schildert in kurzen, drastischen Zügen, die nicht selten an die Karikatur streifen, Alle, welche sich da im Gebiete der schönen Wissenschaften oder Literatur bekannt machten. Blieben die Witze auch nicht immer der Wahrheit getreu, so waren wieder andere um so treffender. Zur Probe will ich hier nur zwei dieser satyrischen Schilderungen anführen. Von Hammer, dem Förderer und Präsidenten der neuen Akademie, sagt jenes Buch:

„Scharfes, ausdrucksvolles Gesicht, Adlernase, immer zerstreut, enormes Gedächtniß, weniger Geist; was er mit gigantischen Fäusten schreibt, davon wird nicht alles auf die Nachwelt kommen. Mitglied aller Akademien, große Erudition, noch größere Ehrsucht; allseitig gelobt, damit immer noch unzufrieden. Als orientalischer Sprachforscher verdienstlich, als Historiker mittelmäßig, als Poet unleidlich, abgedankter Hofdolmetscher und Erblandvorschneider, daher Opposition machender Doktrinär" u. s. w.

Ich füge bei, daß Hammer, bei seinem immensen Wissen, wenn auch eitel, doch gutmüthig und im Umgange zuvorkommend war; von seiner Zerstreutheit aber erzählte man sich unglaubliche

Dinge; ſo ſoll er unter anderen einmal auf der Baſtey eine Magd gefragt haben: wem denn die allerliebſten Kinder gehören, die ſie begleite? Wie? Eure Gnaden kennen ihre eigenen Kinder nicht mehr? war die Antwort der erſtaunten Wärterin.

Aus der langen Gallerie hebe ich nur noch ein Bild, das einer Dame, hervor. „Fr. K. Pichler; Matrone, Wittwe, wohlhabend, als fruchtbare Romanſchreiberin phantaſiereich, doch immer proſaiſch, ehemals beliebt, noch heute geachtet, thut ſehr häuslich, ſpricht ſehr gerne von Küche und Wäſche u. ſ. w.“

Im Laufe d. J. 1847 verlor die kaiſerliche Familie vier Mitglieder: den Erzherzog Joſeph (Palatin), Karl und deſſen Sohn Friedrich, endlich Marie Louiſe.

Unter allen dieſen Todesfällen hatte der des greiſen Erzherzog Joſeph — im Januar — die meiſte politiſche Bedeutung, denn abgeſehen davon, daß ſeine lange Erfahrung, ſein ruhiger, verſtändiger Sinn ihn vor allen zu ſeinem ſchwierigen Amte befähigten, mußte bei der in Ungarn immer mehr überhand nehmenden Gährung die Wahl eines Palatin's der Regierung vorausſichtlich große Verlegenheiten bereiten. —

Der Erzherzog Karl, auch hoch bejahrt, unterlag einer kurzen Krankheit Ende April. Er wurde, wie er es gewünſcht, nicht militäriſch begraben, da er ja den größten Theil ſeines Lebens in ſtiller Zurückgezogenheit zugebracht. Die gerechte Trauer, welche dem Verluſte eines Prinzen folgte, deſſen Thaten die glänzendſten Blätter der öſterreichiſchen Kriegsgeſchichte füllen, wurde nah und fern lebhaft getheilt. Doch erſt jetzt erhebt ſich vor der Hofburg ein Standbild, um der ſo leicht vergeſſenden Nachwelt die Züge eines Helden in's Gedächtniß zurückzurufen, der in unheilvoller Zeit, ohne Erfolg ſiegreich, dennoch gefeierter war, als viele lorbeergekrönte Feldherren. Ein nicht minderes Verdienſt erwarb ſich

Karl durch ſeine gediegenen, militäriſchen und ſtrategiſchen Schriften, denen er außer der ſorgfältigen Erziehung ſeiner Familie den größten Theil ſeiner Zeit widmete. Man überſchätzte daher auch allzuſehr den Antheil, welchen der Erzherzog an den politiſchen, wie an den Fragen der inneren Verwaltung genommen, und es war für näher mit den Verhältniſſen Vertraute wahrhaft lächerlich zu hören, wie der Prinz in beſtändiger Oppoſition zum Hofe, ja ſogar bemüht ſei, die Rolle eines Herzogs von Orleans zu ſpielen und dergleichen mehr. Wenn es wahr iſt, daß der Kaiſer Franz ſeinen Bruder von den Staatsgeſchäften möglichſt ferne hielt und des letzteren zurückhaltende Stellung daher keine ganz freiwillige war, ſo konnte doch immer Karl in einer ſpäteren Zeit ſeinen Einfluß mehr geltend machen, blieb aber auch da ſeiner ſchlichten, iſolirten Lebensweiſe treu.

Vier hoffnungsvolle Söhne umſtanden das Sterbelager und der dritte — Friedrich — hatte ſchon zur Freude des Vaters, mit 20 Jahren als Marineoffizier ſich im Orient ausgezeichnet und das Ritterkreuz des M.-Thereſien-Ordens erhalten, war ſomit das jüngſte Mitglied, während ſein Vater das Großkreuz als älteſter Ritter des Ordens trug — gewiß ein ebenſo ſeltener als ergreifender Fall! Wer hätte damals ahnen können, daß der junge Seeheld ſchon einige Monate ſpäter in Venedig das Opfer eines Nervenfiebers werden und ſeinem Vater ſobald in die Gruft folgen würde? —

Im Dezember ſtarb die Erzherzogin Marie Louiſe in Parma. Ein Pariſer Biograph ſchrieb darüber:

„Une mort obscure, une fortune éclatante — une égale infériorité à sa prospérité, à ses malheurs — c'est ainsi qu'on peut résumer la destinée de Marie Louise. Il est des positions, qui obligent, dans lesquels l'insuffisance est presqu'une faute et Marie Louise fut dans une de ces positions, et on peut le dire, dans la plus singulière et la plus haute, dont

on ait conservé le souvenir. Associée à un homme extraordinaire, elle fut médiocre, tort involontaire, sansdoute, mais placée dans des circonstances, où il fallait du moins supplier à la grandeur des vues par la plus énergique fermeté, elle se montra faible, tort condamable et sans excuses. Si aux temps de la toute puissance de l'empereur elle avait dû nécessairement disparaitre, elle pouvait prendre noblement sa revanche aux jours de l'adversité, en faisant preuve d'un dévouement digne d'une telle infortune, en s'élevant par le coeur à la hauteur du genie, conquérir par là aux aplaudissement du monde et de la posterité, une égalité touchante avec celui, qu'elle ne pouvait égaler — elle ne sut être que veuve, quand il fallait être épouse." Doch fügt er hinzu: „certainement la position de Marie Louise était des plus difficiles. Obsessions, séductions, menaces, rien n'a été épargné pour lui faire accepter le triste rôle qu'on lui réservait etc. etc." Dieſes vom franzöſiſchen Standpunkte aufgefaßte Urtheil mag einſeitig, hart erſcheinen; dennoch fanden ſich ſelbſt in Deutſchland nicht wenige Stimmen, welche daſſelbe theilten. Will man frei von Leidenſchaftlichkeit und Sentimentalität das ungewöhnliche Geſchick, wie das ſo bitter getadelte Benehmen der hohen Frau näher prüfen, ſo wird eine unparteiiſche Geſchichte ſich zu einer milderen Anſicht bekennen. Man denke ſich eine unerfahrene, beinahe ſchüchterne Prinzeſſin, der man eines Tages plötzlich ſagte, daß ſie beſtimmt ſei, dem gewaltigen Manne die Hand zu reichen, den man ihr ſeit ihrer Kindheit als den unverſöhnlichen, ſiegreichen Feind Oeſterreichs wie den Verfolger des Kaiſerhauſes geſchildert — konnte ſie da wohl Napoleon ſich mit einem anderen Gefühle als dem einer inneren Scheu nähern? Ich glaube, daß dieſe drückende Empfindung von Furcht ſie während der Ehe nie verließ und ſie in Verbindung mit einem, allerdings jeder Energie oder jeden höheren Aufſchwungs entbehrenden Charakter jene Lage, die man ihr zum

Vorwurf machte, willig annehmen ließ. Wer aber vermag endgültig in so wichtigen, die Welt erschütternden Fragen über jeden, durch so mancherlei Rücksichten bestimmten, Schritt zu entscheiden?

Wenige Wochen nachher starb zu Paris in den Tuilerien, welche Marie Louise so vorübergehend bewohnt, eine Frau, die, weniger als diese berufen, in die Geschicke Frankreichs einzugreifen, dennoch unverkennbar einen, wenngleich stillen, doch um so nachhaltigeren Einfluß übte — Mlle. Adelaide v. Orleans. — Ihr meist richtiges Verständniß, ihr kluger Rath dienten nicht selten ihrem königlichen Bruder zur Richtschnur des Benehmens und bald nach ihrem Ende sah man Louis Philipp häufigen Schwankungen in der Politik hingegeben — zwei Monate später hatte er Paris verlassen! —

Im Oktober wurde die Trauung des Erzherzogs Ferdinand von Este mit der Tochter des Palatins, Elisabeth, vollzogen. Es war dies die erste Vermählung in der kaiserlichen Familie, welcher ich beiwohnte. Die Feier wurde sehr einfach in der Schloßkapelle von Schönbrunn abgehalten; dem Kirchengange folgte eine Beglückwünschungscour und ein Hofconcert.

Die jugendliche, schöne Erzherzogin sah reizend aus, war aber schon nach 2 Jahren Wittwe geworden; eine Tochter — einst die einzige Erbin der modenesischen Güter — war ihr aus dieser Ehe geblieben.

Außer zwei Ausflügen nach Ischl und Steyermark, wo ich Gratz und Maria Zell mit seinen romantischen Umgebungen besuchte, machte ich keine längeren Entfernungen aus Wien.

Das wichtigste politische Ereigniß für Oesterreich während des Jahres war die Palatinswahl in Ungarn. Sie konnte unter den gegebenen Umständen keine zweifelhafte sein. Das dankbare Andenken, welches man dem Verstorbenen bewahrte, leitete

alle Blicke ebenso sehr auf den Sohn, als dieser selbst durch Beliebtheit und Fähigkeiten jener Auszeichnung völlig würdig erschien. Erzherzog Stephan hatte als Statthalter in Böhmen sich den Ruf eines gewandten, kenntnißreichen Geschäftsmannes erworben und lange schon bezeichnete ihn die öffentliche Stimme als den Nachfolger seines Vaters. Doch weniger glücklich als dieser, theilte er auch nicht mit ihm alle Eigenschaften, welche in so schwieriger Zeit zur Lösung einer, menschliche Kräfte beinahe übersteigenden Aufgabe erforderlich waren. Vielleicht noch zu unerfahren, fehlte dem jungen Prinzen, bei äußerst lebhaftem Temperamente, die nöthige Mäßigung, die seinen Vater nie verlassen. Der Jubel, welcher den neuen Palatin begrüßte, die Rundreisen, welche er, getragen auf den Schwingen der begeisterten Huldigung der feurigen Magyaren, durch das ganze Land hielt, waren allerdings auch für ein weniger dafür empfängliches Gemüth schwindelerregend; auch ist es außerhalb Ungarn kaum möglich, sich eine richtige Vorstellung von dem Grade des Enthusiasmus zu machen, der sich bei solchen Anlässen in Einzügen, öffentlichen Versammlungen, Tischreden u. dergl. bei obligater Begleitung von Säbel- und Sporengeklirre, endlosen „Eliens“ und rauschender Musik kundgibt.

Der Kaiser schickte seinen Neffen, den Erzherzog Franz Joseph, nach Ofen, um daselbst den Palatin Stephan zu „installiren,“ dessen Eid entgegen zu nehmen u. s. w.; der jugendliche Prinz trat hier zum ersten Male öffentlich auf, sprach geläufig ungarisch und seine schlanke Gestalt nahm sich in der glänzenden Husarentracht sehr gut aus; er war daher nicht minder, als der Palatin, Gegenstand überschwänglicher Ovationen. Vielen Beschwerden wurden bei dieser Feier von dem, Ungarn immer wohlwollenden König abgeholfen, ja vielleicht in Erwartung besseren Einvernehmens, manche Zugeständnisse oder Versprechen ertheilt, deren man sich später als Waffen gegen die Regierung selbst bediente. Denn von diesem Zeitpunkte an bildete sich jene Partei

ſtarrer Oppoſition, welche den Umſturz herbeiführte. Ich werde darauf zurückkommen und kann jetzt nur die Lage Ungarns ſchildern, wie ſie das unheilvolle Jahr 1848 traf. Wer ſich der allerdings nicht leichten Mühe unterziehen will, die Geſchichte dieſes Landes ſeit dem Abſterben des arpadiſchen Königſtammes zu erlernen, wird ſich überzeugen, wie ſich da ein Vorgang aus dem anderen folgerecht entwickelte und es können demnach die neueſten Ereigniſſe den Eingeweihten nicht überraſchen. Die, zweimal durch Erbrecht, zu der ungariſchen Krone gelangte Dynaſtie der Habsburg mußte dieſelbe ſich mehr als einmal erkämpfen. Die Reformation, die langen Türkenkriege, der Geiſt des Magyarismus waren ebenſo viele Hinderniſſe einer gedeihlichen Entwickelung oder Verſchmelzung der beiden ſich abſtoßenden Elemente. Näherte die Noth oder der Trieb der Selbſterhaltung in drohenden Gefahren die Ungarn Oeſterreich, ſo war dieſe Ausſöhnung mehr einem vorübergehenden Waffenſtillſtande zu vergleichen; traten jedoch große politiſche Kriſen ein, kamen dazu noch Aufhetzungen von Außen, ſo belebten ſich wieder auf's Neue ihre Hoffnungen, wie der Drang nach Unabhängigkeit und hellauf loderten alſobald die Flammen des Aufruhrs. Ein ſolcher Zündſtoff, genährt von fremden Einflüſſen und unterſtützt von der überall thätigen Propaganda, welcher ſich verblendete Magnaten und hochverrätheriſche Demokraten unter Koſſuth anſchloſſen, bereitete immer mehr jene Stimmung vor, welche, wenn auch nicht ein völliges Losreißen von Oeſterreich, doch mindeſtens die Perſonalunion anſtrebte. Gar viele irrige Anſichten ſind aus Unkenntniß dieſer Verhältniſſe über Ungarn verbreitet, eben weil man ſeine Lage mit jener anderer Länder verglich und ſich doch keine in Europa eigenthümlicher geſtaltete. Man mußte vor allem das alte und neue Ungarn unterſcheiden; alt war Ungarn in ſeiner Verfaſſung, ſeinen abgenützten Geſetzen, ſeinen mittelalterlichen Formen, Sitten, Gebräuchen und Herkommen; neu war es in ſeinen Ideen, in Benützung von

Erfindungen, in dem Streben nach erhöhtem Wohlstand und einer seinen Zuständen stets vorauseilenden Civilisation. Daher die unvermeidlichen Konflikte zwischen einer nicht mehr ausreichenden Gesetzgebung und einer gänzlich veränderten Sachlage, daher das Bemühen der Regierung, die anderen Unterthanen Ungarns gegen eine Verfassung in Schutz zu nehmen, welche nur Edelleute, keinen Mittelstand kannte, die Finanz- und innere Verwaltung, das Heerwesen mit den neuen Erfordernissen in Einklang zu bringen. Es waren seit tausend Jahren Städte gegründet worden, in Fragen des Rechts, des Handels, der Schifffahrt, des Fabrikwesens und in vielen anderen Dingen ganz neue Begriffe und Bedürfnisse entstanden. Schon vor 25 Jahren (1837) schrieb ich, daß solche traurige Wirren nur durch einen Staatsstreich von Oben oder eine Empörung von Unten enden könnten. Würde diese letztere durch Waffen unterdrückt, so wäre das Land als ein erobertes zu betrachten und ein Boden zu weiteren Verhandlungen gefunden.*) Dieser Fall ist nun wirklich 1849 eingetreten, aber dennoch kam man noch immer nicht zu einer befriedigenden Lösung. Die große Schwierigkeit besteht einmal in der Zähigkeit, mit welcher die Partei an ihren alten Satzungen hängt; sie ist von einer glühenden Vaterlandsliebe, an der sich manche Deutsche ein Beispiel nehmen könnten, beseelt, vergißt aber, daß die Welt rings um sie eine andere geworden, daß Sachsen, Kroaten, Rumänen, Slawaken und andere Völkerschaften die ursprünglichen Bewohner an Mehrzahl weit überflügeln u. dergl. m. Mit jenem, beinahe fanatischen Patriotismus geht eine gewisse politische Beschränktheit, eine maßlose Eitelkeit und Selbstüberschätzung Hand in Hand; sie betrachten alles Fremde mit souveräner Verachtung, und Einflüsterungen jeder Art bestärkten sie in ihrem Widerstand.

Vor allem hassen sie aber selbst den Schein eines Zwanges,

*) Erinnerungsblätter S. 23—36.

und in dieſer Ungebundenheit überſehen ſie, daß ſich noch ſtärkere Gewalten als die ihrige der Macht der Umſtände beugen mußten. Ungarn hat die Segnungen des Friedens unter Oeſterreichs ſanftem Scepter genoſſen, ſah den Verkehr, das materielle Wohlergehen nach allen Richtungen gefördert und während es dieſe Vorzüge mit den anderen Kronländern theilte, die ihm zuſagenden Neuerungen willig annahm, toben die Wortführer, wenn es ſich darum handelt, das Land in Beziehung auf Verfaſſung und Geſetzgebung nur annähernd den übrigen mit der Monarchie vereinigten Provinzen gleich zu ſtellen und ihre Oppoſitionsluſt ſteigert ſich jeweils wieder im Hinblicke auf revolutionäre Bewegungen in allen Theilen der Erde. So erhitzten ſich allmälig die Köpfe, bis unerwartete Ereigniſſe die längſt vorbereiteten Pläne in den ſtürmiſchen Märztagen zur Reife brachten.

Gaben ſomit die inneren Angelegenheiten Stoff genug zu ernſten Beſorgniſſen, ſo waren es nicht minder wichtige politiſche Vorgänge, welche die Aufmerkſamkeit des Wiener Kabinets lebhaft beſchäftigten. Vorerſt die Krakauer Frage, dann der Sonderbundſtreit, in dem die Eingriffe Oeſterreichs und Frankreichs gerade keine glücklichen waren. Ebenſo wenig wollte es gelingen, eine offene Wunde in Deutſchland (wegen Schleswig-Holſtein) zu heilen. Auch in einigen Städten, ſelbſt Reſidenzen, wie München, Stuttgart, kam es zu Unruhen, dabei Handelskriſen, die zunehmende Theuerung der Lebensmittel, ein allgemeines Mißbehagen — endlich bildeten ſich Turn- und andere Vereine mit unverhohlen politiſcher Tendenz, und die religiöſe Wühlerei ging dabei nebenher. Ronge, Dowiat u. A. nannten ſich „Deutſchkatholiken", an ſich ſchon ein unſinniger Ausdruck, da im Worte ſelbſt ein innerer Widerſpruch liegt. Zu all dieſen Erſcheinungen kam nun noch die verwirrende Politik Englands, welche die Verlegenheiten, die

ihm Irland und andere innere Gebrechen bereiteten, nach dem Festlande abzuleiten suchte. Palmerston hetzte in der Schweiz, wühlte in Spanien, herrschte in Portugal, tyrannisirte Griechenland, schrieb der Pforte Gesetze vor, chikanirte in Polen, in Deutschland, breitete nach allen Seiten seine Handelsideen aus, und als vollends Lord Minto nach Italien geschickt wurde, vernahm man aus jeder Stadt, die er besuchte, Klagen über Willkür, selbst Grausamkeiten der Regierungen; hier, hieß es, verfolge man die Protestanten, dort kerkere man Patrioten ein, unterdrücke jede Freiheit, jeden höheren Aufschwung, und allsobald erschallten auch schon die „Reformrufe"; selbst der Papst, der in seiner großherzigen Auffassungsweise die Bewegung zu leiten gedachte, war den ungestüm Drängenden schon nicht mehr thätig genug, und man rief ihm das: Pio nono, sei bello e buono, ma stai! — mit Anspielung auf seinen Familiennamen — zu.

Schon im Karneval 1848 brachen in Folge dieser Umtriebe bedenkliche Unruhen in Mailand aus, welche unverkennbar im geheimen Zusammenhange mit der Pariser Revolution der Februartage standen.

Es war ganz natürlich, daß alle diese Symptome einer steigenden Gährung nicht nur den Wiener Hof beunruhigen, sondern sich auch düstere Ahnungen in weiteren Kreisen verbreiten mußten. Man verhehlte sich nicht, daß, welche Umwälzungen auch die Zukunft in ihrem Schooße berge, jede derselben von nothwendiger Rückwirkung auf die Zustände der Monarchie sein müsse und dieselben unter keiner Bedingung in dieser Weise länger fortbestehen könnten. Man erwartete und konnte keine Abänderung in der äußeren Politik wie in den Fragen der inneren Verwaltung von den Staatsmännern erwarten, welche den Rath des Kaisers Ferdinand bildeten. Mit Recht behauptete man, daß es in Oesterreich nur einzelne Minister, aber kein, das Ganze nach bestimmten Grundsätzen leitendes Ministerium gebe. Der Erzherzog Ludwig,

von den edelſten Abſichten beſeelt, war bei der Verantwortlichkeit, die auf ihm laſtete, um ſo ängſtlicher, als er ja nur Stellvertreter des Monarchen war. Graf Kolowrat nahm wohl manchmal einen Anlauf zu Neuerungen, kehrte aber bald, wenn er nicht durchdringen konnte, wieder um. Kübek ſtand mit Einſicht dem unglücklichen Finanzweſen vor, hatte aber auch keine Wünſchelruthe und mußte ſich damit begnügen, einen anderen Stein der Weiſen zu finden: Gold immer mehr in Papier zu verwandeln. Graf J. Hardegg leitete mit mehr rechtlichem Sinne als Energie den Hofkriegsrath und Graf J. Sedlnitzky war eher alles andere, als ein tüchtiger Polizeiminiſter: ein feiner Lebemann, wohlwollend im Benehmen, faßte er ſein Amt von der möglichſt engherzigen Seite auf und verlor über kleinlichen Detailfragen und der Ausbeute einer müſſigen Neugierde die eigentliche Beſtimmung eines geregelten Polizeiweſens aus den Augen.

Endlich Fürſt Metternich! Gegen ihn, als die Seele des Kabinets, waren immer die heftigſten Vorwürfe gerichtet, und es iſt jetzt, kurz vor dem Schluſſe ſeiner ſtaatsmänniſchen Laufbahn, wohl am Orte, näher zu unterſuchen: ob er dieſelben auch in ſo vollem Maße verdiente? Ich habe wahrhaftig keinen perſönlichen Grund, mich zum Vertheidiger jener Vergangenheit zu machen; ich verkannte nie ihre Schwächen, aber welche Regierung in irgend einem Lande war und iſt denn immer fehlerfrei? Glaubt man im Ernſte, daß Fürſt Metternich nicht, wenigſtens ebenſo gut als ſeine Gegner, die Lage mit Klarheit durchſchaut und Mittel zur Abhülfe angeſtrebt hätte? Gar oft hörte ich ihn über Mangel an Capacitäten klagen, fähig, ſich der Aufgabe zu unterziehen, ſo ſchwierige Fragen zu löſen. Sollte er, einem vielgehörten Rathe folgend, die Monarchie über Nacht mit einer Konſtitution, in Begleitung aller nur denkbaren Freiheiten, beglücken, das Programm einer Partei aufſtellen, die ſich in ihrem ſeichten Liberalismus, als ſie bald nachher an's Ruder kam, ebenſo feig als unfähig erwies

und allſogleich von den Wogen des Radikalismus hinweggeſpült wurde? Dabei vergeſſe man nicht, daß Metternich, wenn gleich vielfach in Geſchäften erfahren, ein 74jähriger Greis war und gerade die lange Uebung ihn für manche neuere Forderung der Zeit abſtumpfte. Weßhalb trat er aber dann nicht ab? höre ich ausrufen, und habe hierfür nur eine Antwort: wem konnte er mit gutem Gewiſſen die Zügel übergeben?

Es iſt eine längſt anerkannte, aber noch immer nicht genug beherzigte Thatſache, daß eine nie ruhende Partei den Umſturz alles Beſtehenden anſtrebe, — man nenne ſie Rothe, Socialiſten, Jakobiner, Carbonari, Kommuniſten, Radikale — ſie alle wollen die Welt nach ihren Ideen reformiren, Staat, Kirche, Eigenthum, Familie, alle geſetzlichen Bande der menſchlichen Geſellſchaft untergraben und zerſtören. Allenthalben thätig, erſcheint ſie, auf alle Stände einwirkend, in den verſchiedenſten Formen und ſpart weder ſüß einſchmeichelnde Worte und Beſtechungen, noch Drohungen. Ihr ſteht ſtets eine ganze Vorrathskammer von Schlagworten, von hochtönenden, aber hohlen Phraſen zu Gebote, wenn es gilt, Wahrheit in Lüge, die Wirklichkeit in eine Traumwelt zu verkehren und die Anfangs lockenden Pfade mit einem fahlen Irrlichte zu erhellen. Man würde die Exiſtenz und Fortdauer eines ſolchen Vereins kaum für möglich halten, wenn nicht die eiſerne Beharrlichkeit und eine an Wahnſinn grenzende Keckheit der Partei ihn erhielten und ihm ſelbſt augenblickliche Siege verſchafft hätten. Dazu kam die ganz unglaubliche, durch eine wühleriſche Preſſe geſteigerte Verwirrung der Begriffe. Solchem frevelhaften Treiben mit vereinter Kraft entgegen zu treten, iſt heilige Pflicht aller Regierungen, jedes ordnungsliebenden Staatsbürgers, denn nicht gegen Throne und Altäre allein iſt dieſe dämoniſche Verſchwörung gerichtet, es gilt der Civiliſation, den Sitten, der ganzen jetzigen Welteinrichtung. Iſt man im Allgemeinen auch über die Nothwendigkeit einig, ſolche verbrecheriſche Ausſchreitungen zu bekämpfen,

ſo gehen doch die Anſichten über die Mittel zur Erreichung eines ſo löblichen Zweckes gar weit auseinander. Die Einen wollen dem Strom der Revolution einen gewaltigen Damm entgegenſtellen, ihre Anhänger raſtlos verfolgen und ſomit den Kampf offen und rückſichtslos aufnehmen. Andere ziehen vor, jenem verheerenden Strome eine Ableitung zu geben, damit er, die Dämme gewaltſam zerreißend, nicht alles überfluthe; ſie wähnen durch Zugeſtändniſſe den Geiſt der Empörung zu bannen und den augenblicklich herrſchenden Ideen Rechnung tragend, künftigen Stürmen um ſo ſicherer vorzubeugen. Die Träger beider Syſteme ſtehen ſich grollend gegenüber, und man macht ſich gegenſeitige Vorwürfe: jenen, daß ſie durch ſtarren Widerſtand die Sache der Revolution fördern, dieſen, daß ſie durch Nachgiebigkeit ihr als blinde Werkzeuge dienen. Es gibt Beiſpiele genug, welche ebenſo ſehr für wie gegen die Grundſätze dieſer beiden Syſteme angeführt werden können. Oeſterreich unterlag 1848 nach ſtrengem Feſthalten ebenſo gut, als Louis Philipp und andere Fürſten — welche bis zur äußerſten Grenze der Conceſſionen gelangt waren; am Ende kommt es doch immer nur darauf an, wer der Stärkere iſt und in welcher Weiſe er die ihm gewordene Macht klug und kräftig zu benützen weiß. Bei all dem ſinnverwirrenden Treiben unſerer Tage drängt ſich aber auch mit unverſchämter Geſchäftigkeit die Lüge, noch mehr jedoch die politiſche Heuchelei allenthalben ein, und mit Recht konnte ein geiſtreicher Franzoſe auf die an ihn gerichtete Frage: „Qu'est ce que la vérité de nos jours?“ erwiedern: „C'est un mensonge qui par hasard se vérifie!“

Wenn der Fürſt Metternich daher, wie ich ſchon angedeutet, es ſich zur Hauptaufgabe ſeines Lebens gemacht, der Hyder der Revolution in jeder Geſtalt und überall zu widerſtehen, ſo irrte er vielleicht hie und da in der Wahl der richtigen Mittel, es fehlte ihm wohl eine gewiſſe Elaſticität, aber es wäre doch wahrlich an der Zeit, nicht länger auf eine Wirkſamkeit zu ſchmähen, welche

bei ruhiger Prüfung den Bedürfniſſen der Epoche vollkommen entſprach, welche namentlich, unter andauerndem Einverſtändniß mit Preußen, Deutſchland ſo lange den inneren Frieden ſicherte und, alles Geſchreies ungeachtet, Oberitalien einen Grad von Ruhe und Wohlſtand brachte, deſſen es ſich früher nie und auch jetzt noch, nach erlangter ſ. g. Freiheit, nicht erfreut.

Ich kann demnach keinen entſchiedenen Tadel über jenes Syſtem ausſprechen und glaube, daß man beſſer thäte, ſtatt die ganze Laſt und Schuld an dem Leid unſerer Zeit früheren Mißgriffen aufzubürden, ſich ernſtlich damit zu beſchäftigen, mehr an die Gegenwart zu denken und an der Stelle der jetzigen Zerriſſenheit Dauerndes aufzubauen.

So ging denn das Jahr 1847 nicht ohne ein drückendes Vorgefühl künftiger, drohender Geſchicke zu Ende; ſchlimme Anzeichen mehrten ſich, und Fürſtin Melanie ſagte mir, daß ſie ſeit einiger Zeit von allen Seiten, auch von Mannheim, anonyme Briefe mit gemeinen Schmähungen und gehäſſigen Vorausſetzungen erhalte, daß die Stunden ihres Glückes gezählt ſeien u. dgl. m. So ſehr ſie auch ſolche Zuſendungen erſchütterten, ſo ſtellte ſie doch, wie ſie ſich ausdrückte, ihr und der Ihrigen Schickſal der Fügung Gottes vertrauensvoll anheim.

Im November traf General v. Radowitz in Wien ein und eröffnete ſomit jene lange Reihe von preußiſchen außerordentlichen Miſſionen, welche, bis heute wenigſtens ohne ſichtbaren Erfolg, die Einigkeit beider Großſtaaten bald in einzelnen Fragen herbeiführen, bald im Ganzen befeſtigen oder wiederherſtellen ſollten. Ueberdieß ſah man in Wien der weiteren Entwickelung der Berliner Zuſtände wie der neuen Verfaſſung mit einer gewiſſen Spannung entgegen, war aber von dem Ausgang der erſten Zuſammenkunft der beiden „Häuſer“ wie der Haltung des Königs mehr befriedigt, als man erwartet hatte.

Dießmal war Radowitz berufen, die Schweizer Angelegenheiten in Paris zu beſprechen und begab ſich zugleich mit dem Grafen Colloredo dahin, welcher nach ſeiner Vermählung (mit der Gräfin Wittwe S. Sobainska-Potocka) den Poſten in St. Petersburg aufgegeben hatte und ſpäter durch den Grafen Buol erſetzt worden war.

Die Geſelligkeit bewegte ſich in dem gewöhnlichen Geleiſe von Tanzfreuden, Concerten und Routs. Eine Geſellſchaft von Damen und Herren des Adels veranſtaltete zur Unterhaltung der jungen Erzherzoge ein Liebhabertheater; im Hinblick auf die bald nachher eintretenden Ereigniſſe war es wohl eine beſondere Ironie des Zufalls, daß hierzu Kotzebue's „Wirrwarr" gewählt wurde und in Ermangelung eines anderen Lokals die Vorſtellung im Sitzungsſaale des „Staatsraths" ſtattfand!

Der 24. Februar, von jeher ein Unglücks-, in dieſem Jahre auch noch der Schalttag, war erſchienen. Es wurde an demſelben der Kriegsminiſter Graf Hardegg mit großem militäriſchem Gepränge begraben. In den Morgenſtunden ſtarb die Fürſtin Joſ. Lichtenſtein-Fürſtenberg. Dieſe hohe Dame kann den Edelſten ihres Geſchlechtes beigezählt werden: Mutter einer ſchönen, zahlreichen Familie, war ſie auch eine Zierde der Geſellſchaft; ihr feiner und zugleich heiterer Geiſt, verbunden mit einer natürlichen Gutmüthigkeit, zog ihr in dem weiten Familienkreis wie bei Hofe und in der großen Welt, in der ſie ſich mit Anmuth bewegte, allgemeine Verehrung zu. Hatte ſie ſich auch in der letzten Zeit wegen zunehmender Taubheit von zahlreicheren Verſammlungen entfernt gehalten, ſo ſchaarten ſich doch immer freudig ihre Freunde um ſie. Ein Theil ihrer liebenswürdigen Eigenſchaften ging als willkommenes Erbe auf ihre vier Töchter über.

An dem Abend deſſelben 24. fand ein Hofball ſtatt, auf dem die meiſten größeren, mit dem Hauſe Lichtenſtein verwandten

Familien nicht erſchienen. Ueberdieß lag auf dem ganzen Feſte wie eine beengende Schwüle, und ihr möglichſt zu entgehen, ſetzte ich mich an den Whiſttiſch; auch Graf Flahault, wohl nicht ahnend, was ſich in jenen Stunden zu Paris begeben würde, nahm an der Partie Theil.

Erſt nach einigen Tagen verbreiteten ſich unheimliche Gerüchte, und der 29. Februar beſtätigte Thatſachen, welche man ſich kaum kurz zuvor noch möglich geträumt hatte. Nun folgten Tage der Beſtürzung, der Anfang einer neuen Zeit!

Dreizehnter Abſchnitt.

(1848 — 1851.)

Inhalt: Der 13. März. Flucht des Fürſten Metternich. Die neuen Zuſtände. Ungarn, Italien. Die Verfaſſung vom 25. April. Die Maitage. Der kaiſerliche Hof in Innsbruck. Deputationen. Auftritte. Das ungariſche Miniſterium und die Revolution. Flucht des Palatins. Der öſterreichiſche Reichstag. Die Oktober-Schreckenstage. Die Belagerung Wiens. Die Flucht nach Olmütz. Kaiſer Franz Joſeph. Ueberſichtliche Zuſammenſtellung der politiſchen Ereigniſſe des Jahres 1848. Fürſt F. Schwarzenberg. Graf Franz Stadion. Dr. Alex. Bach. Der ungariſche Feldzug. Die Schlacht von Novara. Die Reichsverfaſſung. Die deutſche Königswahl in Frankfurt. Der Aufruhr in Baden. Die ruſſiſche Intervention in Ungarn. Die Einnahme Roms. Der Fall Venedigs. Radetzky in Wien. Die öſterreichiſche Armee. Politiſche Betrachtungen. Die deutſche Frage. Erfurt und Berlin. Holſtein und Kurheſſen. Radowitz. Zuſtände in Baden. Ein Brief Metternich's. Zuſammenkunft in Bregenz. Meine Miſſion in Wien. Der Vertrag von Olmütz. Die Dresdener Konferenzen. Wiederanſtellung und Rückkehr nach Wien.

Die allgemeine Bewegung, welche ſich in Italien vorbereitet, in Paris entzündet, hatte ſich ſeit dem 1. März auch ganz Deutſchland mitgetheilt. Sie brach zuerſt in Aeußerungen des Unwillens gegen die Wirkſamkeit des Bundestags aus und pflanzte ſich in den Kammern, wie in Volksverſammlungen elektriſch fort. Aus einer der letzteren ging der ſ. g. Fünfziger-Ausſchuß in Heidelberg hervor, aus dem ſich dann das „Vorparlament“ in Frankfurt entwickelte. Die Regierungen, ſelbſt die der beiden Großmächte, ſchienen

rathlos; die Fluth des so überraschend schnell gesteigerten Widerstands war zu hoch angeschwollen, um ihn mit Waffengewalt unterdrücken zu können; man nahm daher die Zuflucht zu Auskunftsmitteln, zu Concessionen, welche größtentheils den beabsichtigten Zweck verfehlten. Abermals erschien General Radowitz, um sich mit dem Wiener Kabinette über eine gemeinschaftliche Haltung, den drohenden Gefahren gegenüber, zu berathen. In gleicher Weise schickte Fürst Metternich den Grafen Colloredo nach Frankfurt, dessen, auf die Klärung der Lage berechneten Instruktionen vom 12. März schon am folgenden Tage als erloschen betrachtet werden konnten. —

So verflossen die ersten vierzehn Tage in fortwährender Spannung unter den bedenklichsten Nachrichten aus Italien und aus deutschen Städten, wo es besonders in München zum Aufruhr gekommen war. Der 13. März bezeichnete in Wien den Schluß der bisherigen Regierungsweise und nach einem ungemein stürmischen Tage gab Fürst Metternich seine Entlassung ein; mit dessen Rücktritt und den sich daran knüpfenden Zugeständnissen wähnte man alle Uebel gehoben, während doch gerade dieser Tag nur der erste in einer Reihe langer unheilvoller Monate war. Ich habe es versucht, alle Ereignisse, welchen ich als Augenzeuge beiwohnte, umständlich zu schildern;*) wenn ich diesen Besprechungen noch einige weitere erläuternde Bemerkungen beifüge, so geschieht es dem Plane dieses Buchs gemäß, um die persönlichen Eindrücke näher hervorzuheben. Denn, da ich keine Geschichte unserer Zeit schreiben, nur ihre Zeichen andeuten, selbst Erlebtes aufzeichnen wollte, so kann ich von dem ewig denkwürdigen Jahre 1848 nur ein Gesammtbild der Begebenheiten in chronologischer Folge entwerfen, und werde diese übersichtliche Darstellung den nachstehenden Skizzen später anreihen.

*) Erinnerungsbl. S. 132—182.

Jeder Tag der dritten Märzwoche brachte überraſchende Erſcheinungen; nachdem in den „drei“ erſten Tagen „alles bewilligt“ war, vermehrte der triumphartige Einzug des Erzherzogs Stephan, ſowie der theatraliſch ſich geberdende Koſſuth an der Spitze einer Deputation den allgemeinen Taumel, und als ich mich am 18. mit Radowitz über alle dieſe auffallenden Vorgänge unterhielt, rief er, entrüſtet darüber und mit einiger Befriedigung, aus: „mein König iſt Gottlob! noch willenskräftig genug, um ſich ſo Schmachvolles nicht abtrotzen zu laſſen!“ — In derſelben Stunde fanden die bekannten kläglichen Vorfälle in Berlin ſtatt! —

Den 19. traf gerade während einer Mondsfinſterniß Erzherzog Johann in ſeiner mir gegenüber liegenden Wohnung ein; überhaupt konnte ich von meinen Fenſtern aus, wie in den erſten Logen, die wichtigſten auf dem Kohlmarkte und Michaelerplatz theilweiſe blutigen Begebenheiten überſehen. Mit einer vorübergehenden Ruhe in Wien trafen nun die Hiobsposten von Italien zuſammen; die Piemonteſen waren ſiegreich in Mailand eingezogen, Venedig gefallen und Radetzky hatte ſich nach Verona, die Truppen in die Feſtungen zurückgezogen; Ferrara, früher beſetzt, hatte nur noch öſterreichiſche Truppen in der Citadelle, während ſo das ciſalpiniſche Königreich ſtückweiſe der Macht Oeſterreichs entſchlüpfte, war auch ſein Einfluß in Deutſchland von den Wortführern des Tages längſt überflügelt und die ſtille Bundesverſammlung mußte bald dem lärmenden „Parlamente“ in der Paulskirche weichen.

Mittlerweile reichten ſich in Wien Straßentumulte, Katzenmuſiken, unterſtützt von der ekelhafteſten Preſſe, die Hand; die Nationalgarde, auf die man ſo ſtolz war, verfiel bald fremden demokratiſchen Wühlereien, und der immer kecker hervortretende „Sicherheitsausſchuß,“ im Bunde mit den Studenten, „den lieben Jungen“ —, bereitete die bald folgenden Kataſtrophen vor. Noch war der 25. April — an dem die neue Verfaſſung erſchien —

ein Tag unbeſchreiblichen Jubels, doch ſchon der 15. Mai, mit künſtlich herbeigeführtem Geſchrei, machte, bei der feigherzigen Schwäche der Miniſter, dieſen Täuſchungen ein Ende. Schon den 18. floh der Kaiſer mit ſeiner ganzen Familie in der Nacht nach Innsbruck; es ließen ſich einzelne leiſe Töne nach Proklamirung einer Republik hören, doch trug vorerſt noch ein geſunderer Sinn den Sieg davon und die, wenngleich ſcheinbar theilnahmloſen, Truppen hielten wenigſtens die äußere Ruhe aufrecht. Da erſchallte plötzlich der Ruf: „Windiſchgrätz rücke mit einer Armee heran“ und in der Nacht vom 26. Mai bedeckten ſich alle Straßen Wiens mit ungeheueren Barrikaden; man ſuchte ſich im Wetteifer zu übertreffen und tyranniſche Hausherren zwangen die friedlichen Mitbewohner, das Pflaſter aufzureißen, ſelbſt die Steine in die oberen Stockwerke zu ſchleppen um damit die eben einrückenden Truppen zu zerſchmettern. Doch erwies ſich zuletzt der ganze Lärm als ein blinder und alle dieſe Anſtrengungen wurden in ihrer Zweckloſigkeit wahrhaft lächerlich.

Herr v. Weſſenberg, welcher den Grafen Fiquelmont im auswärtigen Miniſterium erſetzt hatte, ließ eine Einladung an das diplomatiſche Corps ergehen, ſich an das kaiſerliche Hoflager nach Innsbruck zu begeben. Der Adel, die Reicheren und Unabhängigen, wer nur immer konnte, hatten ſich ohnehin ſchon von Wien entfernt. Ich begleitete die Herzogin P. v. Württemberg, welche ſich nach Iſchl begab, bis Linz. Die 77jährige Dame war noch nie auf einem Dampfſchiffe gefahren und brachte daher vor Angſt eine doppelt furchtbare Nacht mitten unter Flüchtlingen und bewaffneten Proletariern zu; ja, einige Studenten hielten ſie wegen der Aehnlichkeit mit ihrem Bruder für den als Frau verkleideten Fürſten Metternich; ich war genöthigt ihnen im Ernſte das Unſinnige dieſer Vermuthung vorzuſtellen. In Linz erwarteten uns neue Emotionen! Der Gaſthof wurde von einem tobenden Volkshaufen belagert, welcher auf Montecuculi und einige andere, von Wien

entflohene Herren fahndete; ſie, deren Namen noch vor Wochen ſo populär, wurden nun als Verräther verfolgt. Von Linz begab ich mich nach Tyrol.

Der zwölfwöchentliche Aufenthalt der kaiſerlichen Familie in Innsbruck wird immer eine der denkwürdigſten Epiſoden dieſes Sturmjahres bleiben. Wie in einer Zauberlaterne ſahen wir da Menſchen wie Begebenheiten an uns vorüberziehen; während der Kanonendonner in Paris und Prag wiederhallte, erfreute man ſich an den Siegen der herrlichen Armee unter Radetzky in Italien; dazwiſchen die Reden des Parlaments in Frankfurt, wie das neue Schauſpiel eines Reichstags in Wien, doch vor allem die ſeltſamen Begebniſſe, welche ſich in unmittelbarer Nähe zutrugen. Generale, Staatsmänner, Diplomaten, Couriere, Deputationen aller Kronländer kreuzten ſich täglich auf den Straßen und das Innsbrucker Schloß, welches einſt einen Kaiſer ſterben ſah, war jetzt abermals Zeuge höchſt merkwürdiger Auftritte. Kaiſer Ferdinand, umringt von Miniſtern, in deren Mitte er beinahe wie ein Gefangener ſich nicht frei bewegen konnte, hielt täglich Audienzen und lud Mittags oder Abends Gäſte ein. Eines Tages mit anderen Geſandten zur kaiſerlichen Tafel geladen, fand ich einen Platz neben mir leer, als bald nachher der ungariſche Premier, Graf L. Bathiany, in einem ungezwungenen Morgenanzuge, in dem er höchſtens die Martinswand hätte beſteigen können, ſich ohne weitere Umſtände zu Tiſche ſetzte. Nachmittags drängte Bathiany den Kaiſer in eine Ecke des Salons, um allein mit ihm zu ſprechen, aus welcher Lage ihn die immer wachſame Geiſtesgegenwart ſeiner kaiſerlichen Gemahlin befreite. An einem anderen Abende waren wir zum Thee bei der Erzherzogin Sophie, als gerade der Erzherzog Franz Joſeph aus der Lombardei zurückkehrte, wo er die erſten glänzenden Waffenthaten beſtanden. Nur mit innerem Widerſtreben wich er der Nothwendigkeit und verließ blutenden Herzens den glorreichen Kampfplatz des tapferen Heeres; mit wehmüthiger Sehnſucht

zeigte er uns Kriegsscenen, welche er selbst in ein Album skizzirt hatte.

Eine eigene, in dieser Weise nie in Innsbruck stattgefundene, Kirchenfeier war die Frohnleichnamsprocession, wo der kaiserliche Hof, umgeben von dem so bunt zusammengesetzten Gefolge und den Tyroler Schützen in ihren malerischen Trachten, erschien.

Eine ungarische Deputation reihte sich an die andere, jede zahlreicher, ungestümer; selbst Erzherzog Stephan war gekommen in den Kaiser zu dringen, seine Residenz in Ofen aufzuschlagen. Hier war es, wo sich Graf Grünne, der Oberhofmeister des Palatins, von diesem trennte, und dem Erzherzog Franz Joseph zur Dienstleistung beigegeben wurde. Die zum Theil dem höchsten Adel angehörenden Abgeordneten Ungarns wurden mit Auszeichnung empfangen; ihre Sendung blieb jedoch ohne unmittelbaren Erfolg. Ebenso erging es Jellachich, welcher sich nicht einmal in Innsbruck öffentlich zeigen, sondern den Kaiser nur ganz insgeheim sprechen konnte. Auch ein päpstlicher Legat war erschienen, dessen Sendung aber unter den gegebenen Umständen keine Aussöhnung hoffen ließ.

Eines Morgens war der Erzherzog Johann im Gasthofe zur Sonne abgestiegen und ich machte ihm mit anderen Kollegen die Aufwartung. Dieser Prinz hatte einst in Köln die unvorsichtigen Worte: „kein Oesterreich, kein Preußen! ein einiges Deutschland" ausgesprochen! dafür büßte er nun, daß man ihn in Frankfurt zum deutschen „Reichsverweser" ausrief! Der Erzherzog drückte sich offen über die Lage aus und verhehlte sich die beinahe unübersteiglichen Schwierigkeiten nicht, welche ihn erwarteten, glaubte sich jedoch aus Pflichtgefühl dieser Aufgabe nicht entziehen zu dürfen. Von da begab er sich nach Wien, um im Auftrage des Kaisers die erste gesetzgebende Versammlung in der k. k. Reitschule feierlich zu eröffnen. Das diplomatische Corps reiste Ende Juni deßhalb ebenfalls wieder nach Wien zurück; nur Medem, Arnim

und ich blieben in Innsbruck. Der ruſſiſche Hof hatte ausdrücklich ſeinen Geſandten angewieſen, ſich nicht von dem Kaiſer zu trennen, Arnim aber, zurückberufen, erwartete ſeinen Nachfolger, den Grafen Bernſtorff; da ſich jedoch deſſen Ankunft verzögerte, übergab mir Arnim die Siegel und Papiere der preußiſchen Geſandtſchaft, welche ich jenem bei ſeinem Eintreffen einhändigte. Mein eigenes Verbleiben war leider kein freiwilliges; eine Krankheit, an jene in Paris mahnend, hatte mich ergriffen, und ich ließ mich in das romantiſch gelegene ſtille Bad Mühlau bringen, welches ich erſt, gerade den Tag vor der Abreiſe des Kaiſers, verlaſſen konnte.

Wiederholt war man in den Monarchen gedrungen, in ſein „treues, völlig beruhigtes" Wien zurückzukehren, hatte ihm vorgeſtellt, daß nur dadurch der innere Friede geſichert werden könnte u. ſ. w. Der Kaiſer entſchloß ſich endlich, wiewohl ungerne, zu dieſem Schritte. Ich ſah ſeinen Einzug auf der Durchreiſe in Salzburg, wo ſich in die freundliche Bewegung noch der Jubel über die Ankunft des Fürſten Frdr. Lichtenſtein miſchte, welcher die Schlüſſel des wiedereroberten Mailand überbrachte.

Auf dem Wege dahin war ich noch in der Nacht einer Deputation von Magnaten begegnet, unter welchen ſich auch der bald nachher einem ſo tragiſchen Schickſale verfallene Eugen Zichy befand; ich ſah ihn hier, heiter wie immer, zum letzten Male. —

In Linz beſtieg ich eines der Dampfſchiffe, welches das kaiſerliche Fahrzeug nach Wien begleitete, war daher Zeuge, wie ſich da alles längs den Ufern belebte, Städte und Dörfer ſich ſchmückten und die Begrüßung in begeiſterten Lebehochrufen zu Nußdorf den höchſten Ausdruck fand!

Dieſe Freude, vielleicht auch ungeheuchelt, war nicht von langer Dauer und zwei Monate verfloſſen in fortwährenden politiſchen Zuckungen. Mehr noch als Wien beunruhigten die

Vorgänge in Ungarn und ein Geiſt frecher Ungebundenheit hatte ſich täglich mehr der ſtändiſchen Berathungen bemächtigt. Noch erinnere ich mich, wie Fürſt Paul Eſterhazy, bei dem ich am 1. September in Hütteldorf mit Déak u. A. aß, mir die peinlichen Gefühle ſchilderte, mit denen er ſein trauriges Amt in einem von ſolchen Elementen zuſammengeſetzten ungariſchen Miniſterium fortführe. Seine Stellung war nicht länger haltbar und einige Wochen nachher waren auch ſchon die Gemäßigteren ausgetreten, nur Bathiany, Koſſuth und die radicalen Mitglieder geblieben, war St. Szechenyi irrſinnig geworden, der Palatin auf der Flucht und Lamberg fiel als Opfer der Pflichttreue auf der Peſter Kettenbrücke unter hochverrätheriſchen Händen! —

Nun kam der Oktober mit ſeinen Schreckniſſen heran. Der 6. bleibt in ſeinen furchtbaren Ereigniſſen immer unvergeßlich. Der Kaiſer floh in der Nacht nach Olmütz und der Reichstag ſchleppte ſeine Verhandlungen bis zur Zeit der Belagerung fort. Das diplomatiſche Corps, welches ſich durch dieſe Vorgänge in einer eigenthümlichen Lage befand, da es keine Einladung nach Olmütz erhalten hatte, kam einige Male zu gemeinſchaftlichen Berathungen bei Lord Ponſonby zuſammen. Man konnte zu keinem Entſchluſſe gelangen und nur als wir von dem k. k. Kabinette höflich erſucht wurden, das „belagerte“ Wien zu verlaſſen, begab ich mich mit einigen Geſandten nach Hitzing, andere zerſtreuten ſich in der Umgebung, nur Graf Medem, abermals beſtimmten Weiſungen folgend, verließ den Kaiſer nicht. Die acht denkwürdigen Tage der Belagerung werden wohl nie aus dem Gedächtniſſe der Augenzeugen ſchwinden! —

Der November verfloß ſtill und unbehaglich, noch trüber durch die Reihe ſtandrechtlicher Hinrichtungen, welche nun folgten; die Stadt bot einen Anblick von Verlaſſenheit und düſterer Stimmung, welcher ſie lange nicht verließ!

Den 2. Dezember hatte Kaiser Ferdinand seine Krone niedergelegt und sein 18jähriger Neffe Franz Joseph den Thron bestiegen. Fürst Felix Schwarzenberg war Minister-Präsident. Fürst Windischgrätz bereitete sich zum Feldzuge nach Ungarn vor, und der in Wien unterbrochene Reichstag — unseligen Andenkens — trat in — Kremsier! wieder zusammen.

Mitte Dezember wurde ich beauftragt mich nach Olmütz zu begeben, um dort den Prinzen Friedrich von Baden zu empfangen, welchen der Großherzog zur Bewillkommnung des Kaisers dahin abgesendet hatte. Auch der Fürst von Fürstenberg war zu gleichem Behufe im Namen des Reichsverwesers dort erschienen. Das kaiserliche Hoflager in der alten mährischen Festung, von dem in Innsbruck so sehr verschieden, bot doch manche Anziehungs-, selbst Vergleich-Punkte. Das kaiserliche Ehepaar hatte bald nach der Abdankung sich nach Prag zurückgezogen, um dort seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Franz Joseph bewohnte mit seinen durchlauchtigsten Eltern das fürst-erzbischöfliche Schloß, und täglich waren Mittags und Abends viele fremde Gäste eingeladen. Auch die Erzherzogin Elisabeth, die Prinzessin Amalie von Schweden und Prinz Wasa hatten sich eingefunden; die Mehrzahl der Angekommenen bildeten jedoch höhere Offiziere. Ich erhielt nun Audienz — die erste — bei dem jungen Monarchen, und hatte mehrere Besprechungen mit dem Fürsten F. Schwarzenberg. Die Politik des Kabinets war damals mehr abwartender, als thätiger Natur; die Ereignisse mußten zunächst ihren Gang bestimmen und mit der größten Spannung sah man den mit jedem Tage interessanter werdenden Nachrichten aus Italien und Ungarn entgegen, denn, noch war es nicht an der Zeit, sich ernster mit den deutschen Angelegenheiten zu beschäftigen. Dem Fürsten Schwarzenberg stand damals Hübner zur Seite; dieser Geschäftsmann war früher zu diplomatischen Missionen verwendet, zuletzt Generalconsul in Leipzig gewesen, und schloß sich nun, durch die Oktobertage

berufslos geworden, dem Hauptquartiere Jellachich's an. Fürst Schwarzenberg benützte die Erfahrung dieses gewandten Beamten und Jedermann glaubte schon ihn zum künftigen Unterstaatssecretär bezeichnet, als er Allen unerwartet zum k. k. Gesandten in Paris ernannt wurde.

In den letzten Tagen des Jahres begleitete ich den Prinzen Friedrich nach Wien, welches er nach kurzem Aufenthalt wieder verließ, um nach Karlsruhe zurückzukehren.

Ein Rückblick auf das Jahr 1848 gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens; kaum wird es die Nachwelt für möglich halten, daß sich in dem kurzen Zeitraume von 366 Tagen eine solche Masse von Unsinn, Jammer, Verbrechen, Enttäuschungen, unnützen Blutvergießens, Verrath, Erbärmlichkeit, Lüge und Schwäche aufhäufen konnte. Keine Familie, keine Klasse der Gesellschaft, beinahe keine Stadt oder Land blieb von diesen verderblichen Einflüssen unberührt; selbst die radicale Partei vermochte sich ihres augenblicklichen Sieges nicht zu erfreuen, denn sie erbaute nur Kartenhäuser auf rauchenden Trümmern. Doch ein Vortheil ließe sich noch aus diesen schaudererregenden Vorgängen ziehen, wenn sie künftigen Geschlechtern zur fruchtbaren Lehre und Warnung dienen würden, eine erträgliche Lage nicht mit den nebelhaften Gebilden angeblich vollkommener, hienieden nie zu erreichender Zustände vertauschen zu wollen. Das alte Sprüchwort: „daß das Bessere der Feind des Guten sei," hat sich hier abermals in niederschlagender Weise bewährt.

Wie ich mir vorgenommen, lasse ich nun die Hauptereignisse jenes Jahres nach der Reihe vorüberziehen; es wird diese Uebersicht zwar nichts Neues enthalten, weil wir alles „schauernd selbst erlebt;" doch mag immerhin eine solche Zusammenstellung manches

Vergessene wieder in's Gedächtniß zurückrufen und der jüngeren Generation ein Gemälde aufrollen, dessen Farben nie stark genug aufgetragen werden können.

Januar 1848.

Revolutionäre Bewegungen in Mittelitalien und Sicilien. — Schweizer Wirren, englische Intriguen. — Tod Christians VIII. von Dänemark; neue Verwickelungen. — Provisorische Regierung in Palermo; Bombardement. — Neue Verfassung in Neapel. — Krieg zwischen Nordamerika und Mexico.

Februar.

Neue Verfassung in Sardinien. — Unruhen in Padua, Pavia und anderen Orten. — Aufruhr in Mailand (Cigarren-Emeute). — Neue Verfassung für Sicilien. — Bewegungen in München. — Neue Verfassung in Toscana. — Allocution in Rom. — Widerstand der Abgeordneten in Schleswig-Holstein. — Reformbanquette und Auftritte in der Kammer zu Paris. — Die drei Tage (24., 25., 26.). — Flucht der königlichen Familie. — Lamartine und das neue Ministerium. — Die socialistische Republik.

März.

Standrecht in Mailand. — Provisorische Regierung und Wahlen zur constituirenden Versammlung in Frankreich. — Aufruf der deutschen Bundesversammlung. — Preßgesetz. — Proklamationen in Württemberg, Baden und anderen deutschen Staaten. — Rede des Königs von Preußen. — Russisches Manifest. — Fünfziger-Ausschuß in Heidelberg. — Vertrauensmänner bei'm Bundestag. — Beabsichtigter Fürstencongreß in Dresden. — Einberufung des preußischen Landtags. — Allgemeine Amnestie in Deutschland. — Volksversammlung in Prag. — Die drei Tage (13., 14., 15.) in Wien. — Die Flucht des Fürsten Metternich. — Zugeständnisse an Ungarn; Ministerium Kossuth. — Revolution in Berlin (18.); Ministerwechsel. — Abdankung König Ludwigs von Bayern (20.). — Aufruhr in Mailand, Parma und anderen Orten. — Unruhen in Rom, Freischaaren (Crociati). — Concessionen an die Stände in Bayern, Hannover u. a. m. — Empörung in Venedig (22.), Capitulation Sichy's. — Proklamationen in Neapel, Turin und anderen Städten. — Aufstand in Modena (23.), Flucht des Herzogs. — Kriegserklärung Sardiniens (23.). — Die Piemontesen in Mailand (25.).

— Parlament in Palermo. — Belagerungszuſtand in Madrid. — Republikaniſche Bewegungen in Belgien. — Proviſoriſche Regierung in Schleswig-Holſtein. — Neue Verfaſſung in Poſen. — Die Fünfhundert in Frankfurt (Vorparlament) 31.

April.

Geträumte Einheit Italiens! — Neue Verfaſſung in Parma, — Proviſoriſche Regierung in Modena, Sicilien u. dgl. — Fünfziger-Ausſchuß in Frankfurt; Entlaſſung der Bundestags-Geſandten; Wahlen für die erſte deutſche Nationalverſammlung. — Vereinigter Landtag in Berlin. — Landtag in Rendsburg; Gefechte in Holſtein. — Belagerungszuſtand in Poſen. — Unruhen in Paris; Bewegung der deutſchen Arbeiter. — Blutiger Aufſtand in den Straßen von Paris (16.). — Aufſtand in Savoyen. — Gefechte in Gaëta, am Mincio u. ſ. w. — Chartiſten in London. — Die neue Bundesverfaſſung in der Schweiz. — Revolutionäre Umtriebe in Baden; Hecker, Struve, Herwegh u. A. — Gefechte bei Kandern (Tod Gagern's, 20.), Staufen und Freiburg; Kriegszuſtand in Mannheim und im Oberlande. — Poſen und Schleswig im deutſchen Bunde. — Organiſirung Ungarns und Böhmens durch k. k. Reſcripte. — Oeſterreichiſche Verfaſſung (25.). — Aufſtand in Krakau (26). — Aufſtand in Rouen. — Entwurf des deutſchen Reichsgrundgeſetzes (26.). — Reichsabgeordnete nach allen Seiten. — Großer Aufruhr in Rom, Rede des Papſtes, neues Miniſterium, Mamiani, dann Roſſi; Bruch mit Oeſterreich (29.).

Mai.

Czechiſche Agitationen. — Eröffnung der franzöſiſchen Nationalverſammlung. — Erſtes Parlament in Sardinien. — Schlachten von St. Lucia und Somma-Campagna (6. u. 7.). — Aufſtand in Poſen; Mierosławski. — Aufruf für die deutſche Flotte. — Streitigkeiten in Frankfurt; Ungarn allda vertreten. — Prinz von Preußen in Berlin zurück. — Neues Miniſterium in Paris (11.), Louis Blanc. — Furchtbarer Aufſtand und Straßenkampf in Neapel (15.). — Emeute in Wien (15.); neue Verfaſſung. — Flucht des k. k. Hofes nach Innsbruck (18.). — Lostrennung von Siebenbürgen. — Erſtes deutſches Parlament in Frankfurt. — Eröffnung deſſelben (18.); Heinrich v. Gagern. — Mainz im Belagerungszuſtand. — Conſtituante in Berlin (22.). — Italieniſche Flotte vor Trieſt; Blokade. — Oeſterreichiſche Dekrete und Proklamationen. — Sicherheitsausſchuß, Pillersdorf, Reichstagswahlen.

— Barrikadentag in Wien (26.). — Sieg bei Curtatone (29.), ſpäter Einnahme von Padua, Vicenza, Treviſo u. ſ. w. (Radetzky). — Blutiger Aufſtand in Paris (wegen Polen).

Juni.

Slaviſcher Kongreß in Prag. — Landtag in Rom (4.). — Die Könige von Schweden und Dänemark in Malmoe (7.). — Anſchluß Mailands an Sardinien (9.). — Empörung in Prag (12. bis 15.); Fürſt Windiſchgrätz. — Allgemeine Verwirrung in Kroatien und der Militärgrenze. — Hoflager und Deputationen in Innsbruck. — Die Erzherzoge Johann und Stephan allda (Ban Jellachich). — Emeute und Zeughausſturm in Berlin (14.); neues preußiſches Miniſterium. — Unruhen in Serbien, Aufſtand in Bucareſt. — Arbeiterkraval in Paris, Lyon, Marſeille und anderen Orten. — Blutiger Straßenkampf in Paris; Belagerungszuſtand, der vermittelnde Erzbiſchof Affre auf den Barrikaden erſchoſſen, General Bréa ermordet, Cavaignac Sieger über die rothe Republik, neues Miniſterium, Louis Napoleon in der Nationalverſammlung. — Kammern in Toscana, Sachſen, Belgien u. ſ. w. — Ende des Bundestags, deutſche Centralgewalt (27.). — Erzherzog Johann Reichsverweſer (29.).

Juli.

Parlament in Neapel (1.). — Verſammlung in Venedig (3.) und Anſchluß an Sardinien. — Ungariſche Nationalverſammlung (5.); Erzherzog Stephan. — Ruſſiſche Circularnote (6.). — Erklärungen Preußens und anderer deutſchen Staaten in Frankfurt. — Der Herzog von Genua zum König von Sicilien erwählt. — Erſtes deutſches Reichsminiſterium und Reichsgeſandte. — Belagerungszuſtand in Irland. — Siege Radetzky's in Italien (bei Cuſtozza u. a.). — Eröffnung des erſten öſterreichiſchen Reichstags durch Erzherzog Johann (22.). — Peſther Verhandlungen; Losſagung Kroatiens. — Ruſſen und Türken in den Fürſtenthümern.

Auguſt.

Einnahme von Mailand (5.). — Waffenſtillſtand zwiſchen Oeſterreich und Sardinien. — Republik in Venedig (10.); Manin. — Zerwürfniſſe mit Rom; Noten, Proteſte. — Kaiſer Ferdinand in Wien zurück (12.). — Bürger- und Racenkrieg in Ungarn. — Unruhen in Berlin, Wien und München (23.). — Waffenſtillſtand von Malmoe. — Preßgeſetze und Deportationen in Frankreich. — Reichstagsgeſetze in Wien; Staatsſchriften wegen Ungarn.

September.

Beschießung Messina's (3.). — Jellachich gegen Ungarn. — General Wrangel in Berlin; Ministerium Pfuel. — Ungarische Deputationen in Wien. — Unruhen in Frankfurt; Ermordung Lichnowsky's und Auerswald's (18.); Rücktritt Heckscher's. — Republikaner in Baden; Struwe in Staufen (22. bis 25.). — Proklamation Oesterreichs an Italien. — Manifeste an Ungarn; Flucht des Palatins; neues Ministerium; Ermordung Lamberg's; Justizmord an Eugen Zichy. — Streit Oesterreichs mit der Schweiz. — Aufruhr in Köln; Belagerungszustand (26.).

Oktober.

Blutiger Aufstand in Wien; kannibalische Ermordung Latour's; abermalige Flucht des Kaisers (6.). — Beschießung des Zeughauses; Verhandlungen mit den Truppen. — Jellachich und der Reichstag. — Der kaiserliche Hof in Olmütz; Proklamation. — Die Abgeordneten Frankfurts; Welcker und Mosle, Robert Blum und Fröbel. — Belagerung Wiens (28. bis 31.); Einnahme. — Schlacht bei Schwechat (29.). — Demokratische Umtriebe in Berlin. — Frankfurter Parlamentsbeschlüsse.

November.

Belagerungszustand und Hinrichtungen in Wien. — Aufruhr in Lemberg; Kriegszustand. — Neue preußische Verfassungsurkunde; Ministerium Brandenburg; Verlegung der Kammersitzungen nach Brandenburg (7.); Unruhen, Widerstand der Deputirten, Bürgerwehr. — Synode der katholischen Bischöfe in Würzburg. — Manifest und Kriegserklärung an Ungarn. — Kammern in Turin und Unruhen in Toscana. — Revolution in Rom (15. bis 21.); Flucht des Papstes; Ermordung Rossi's; Gaëta und der König von Neapel. — Stände in Kurhessen, Baden und anderen Orten. — Oesterreichischer Reichstag in Kremsier (22.).

Dezember.

Ministerium Schwarzenberg-Stadion. — Abdankung des Kaisers Ferdinand (2.). — Kaiser Franz Joseph in Olmütz. — Auflösung der preußischen Kammern. — Neue Verfassung und Wahlgesetz (5.). — Feldzug in Ungarn; offene Empörung des Reichstags. — Manifest an Siebenbürgen. — Gesandtschaften in Olmütz; k. k. Noten nach Frankfurt. — Gagern Reichsminister. — Pariser

Programm und Bewegungen. — Louis Napoleon Präſident der franzöſiſchen Republik (20.). — Allgemeine Verwirrung und Troſtloſigkeit der Zuſtände in Italien. Mazzini, Garibaldi und die rothe Republik in Rom; Verhandlungen in Gaëta, und zum Schluſſe große Wanderung der goldſuchenden Völker Europa's nach Californien!

Mit empfindlicher Kälte begann das Jahr 1849, eines der traurigſten, welche ich erlebt, und dennoch verfloß es unter dem Eindrucke der täglich wechſelnden Ereigniſſe unglaublich ſchnell.

Meine diplomatiſche Laufbahn fand vorläufig mit der Sendung nach Olmütz ihren Abſchluß. Die großherzogliche Regierung fand es gerathen, im Vertrauen auf die weitere Entwickelung der Reichsverfaſſung, die Geſandtſchaftspoſten, bis auf jenen in Paris, eingehen zu laſſen, und nach Erledigung der dringendſten Geſchäfte bereitete ich mich vor, ohne nähere Beſtimmung in's Vaterland zurückzukehren, als mich die unerwartete Mai-Kataſtrophe davon abhielt. Ich blieb demnach bis im Frühjahre 1850 privatiſirend in Wien, ohne Ruhegehalt oder Wartgeld, da mir von den früher erhaltenen Einrichtungsgeldern die Hälfte mit 3000 Gulden abgezogen wurde. Dieſer Verluſt war für mich um ſo empfindlicher, als ich genöthig war, das vor zwei Jahren von Paris mit großen Koſten überſiedelte, wieder in Wien neu angeſchaffte Mobiliar weit unter dem Werthe, gleichſam auf den Barrikaden, zu veräußern. Während dieſer ganzen Zeit nahm ich um ſo mehr eine rein beobachtende Stellung ein, als die Oede der Stadt, das Aufhören jedes geſelligen Verkehres mich nur auf die nächſten bekannten Beziehungen beſchränkte. Zeitweiſe ſah ich den Fürſten Schwarzenberg, der mich immer mit der gleichen Freundlichkeit behandelte und zu Tiſche lud, oder beſprach mich mit meinen früheren Kollegen. Aufmerkſam und mit ſtets erhöhtem Intereſſe folgte ich den Ereigniſſen, welche ſich, wenn auch in minder gewaltſamer Weiſe, doch ſo

seltsam und zum Theil überraschend entwickelten, daß die Lektüre der Blätter, die brieflichen Mittheilungen, verbunden mit einigen Ausflügen, die volle Zeit in Anspruch nahmen. Die Theater und öffentlichen Belustigungsorte wurden ebenso wenig besucht, als sie nicht viel Anziehendes boten, und war der über Wien verhängte Belagerungszustand auch nicht äußerlich drückend, so hemmte er doch eine ungestörte Bewegung, und griff unbequem in manche Privatverhältnisse ein.

Sehe ich nun aber auf meine mehr als zwanzigjährige Wirksamkeit bei den verschiedenen Gesandtschaften zurück, so fiel sie bis dahin in eine ruhige Epoche, in der keine wichtigen Vorgänge eine erhöhtere Thätigkeit entwickeln ließen. Bei der großen Oeffentlichkeit jedoch, mit der in unserer Zeit diplomatische, wie andere Geschäfte betrieben werden, wird es, hätte man dazu auch Lust, immer schwerer, interessante Enthüllungen zum Besten zu geben, politische Geheimnisse auszuschwatzen. Gar viele solcher Einzelheiten, welche heute wichtig, oder wenigstens bemerkenswerth, erscheinen, schrumpfen nach einigen Jahren zu höchst bedeutungslosen Thatsachen zusammen. Ebenso boten mir die Höfe, bei denen ich verweilte, keinen Anlaß, „pikante" Anekdoten zu erzählen, oder von mehr als alltäglichen Intriguen zu sprechen. Das Familienleben des Wiener Hofes unter den Kaisern Franz und Ferdinand war höchst einfach, und die beiden Könige, welche ihres Willens bewußt, und jedem fremdartigen Einflusse abgeneigt, damals zu München und Paris herrschten, ließen in ihren Schlössern nicht leicht Stoff für skandalsüchtige Neugierde aufhäufen.

Eines eigenen, mich persönlich betreffenden, Umstandes muß ich jedoch noch erwähnen. Ich war nämlich in den 10 Jahren — von 1838 bis 1848 — nach der Reihe bei drei Monarchen beglaubigt, und alle drei: der König Ludwig, Ludwig Philipp, wie der Kaiser Ferdinand legten in demselben Jahre 1848 ihre Kronen nieder, der eine zu Gunsten des Sohnes, der zweite für einen

10jährigen Enkel, der dritte endlich überließ sie seinem jugendlichen Neffen.

Ich werde nun, was sich zunächst unter meinen Augen zugetragen, in Verbindung mit den Vorgängen auf allen Punkten in der Monarchie zusammenfassen und dann, was sich in anderen Staaten, zumal in Deutschland ereignete, berühren.

Nach einer so furchtbaren Umwälzung, welche in ihrem rasch dahinbrausenden Strome beinahe alles Bestehende mit sich fortnahm, mußten vor allem Bausteine gefunden werden, eine neue Ordnung der Dinge zu gründen; denn es galt hier nicht wie in anderen Ländern, wieder einfach in die früher verlassenen Bahnen einzulenken. Es waren da zwei Wege denkbar; man konnte sich entweder zu einem provisorischen Zustande entschließen und so allmälig eine geregelte Verfassung vorbereiten, oder man zog vor, eine schon fertige allsogleich zu ertheilen. Man wählte die letzte Alternative und war damit genöthigt, später wieder zur ersteren zurückzukehren. —

Der unbegreifliche Versuch, den abgelebten Reichstag in Kremsier wieder auferstehen zu lassen, war, wie vorauszusehen, mißlungen. Die Versammlung wurde gesprengt, und man ließ, allen weiteren Verwickelungen zu entgehen, wohl absichtlich, die am meisten compromittirten Mitglieder entschlüpfen.

Um diese Lücke zu ersetzen, entstand nun die Verfassung vom 4. März — ein todtgebornes Kind — denn sie kam nie zur Ausführung und wurde später ganz aufgehoben.

Die eigentlichen Leiter der damaligen inneren wie äußeren Politik waren Fürst F. Schwarzenberg, Graf Franz Stadion, Dr. Bach. Der Kaiser hatte sich die Aufsicht und Ordnung des Heerwesens selbst vorbehalten und war dabei von ausgezeichneten Feldherren wie von tüchtigen Generalstabsoffizieren unterstützt. Unverkennbar war schon zu jener Zeit der Einfluß des General-

adjutanten Grafen Grünne. Feldzeugmeiſter von Welden war Gouverneur von Wien.

Wollte ich ein hiſtoriſch treues Charakterbild des Fürſten Miniſterpräſidenten entwerfen, würde es, ich bin davon überzeugt, weder ſeine Familie und geringe Zahl von Freunden, noch viel weniger aber ſeine Gegner befriedigen. Es iſt eine ganz eigene Exiſtenz, die jenes Fürſten, der nach 30, in einer ſeiner Geburt wie ſeiner Stellung wenig würdigen Weiſe verlebten, Jahren ſich zu einer Höhe des Handelns, zu erfolgreichen Thaten emporgeſchwungen, welche ihm für immer einen ehrenvollen Nachruhm in der vaterländiſchen Geſchichte ſichern. Sein Hauptverdienſt war, daß er — ein Mann in einer charakterloſen Zeit mit Willenskraft und rückſichtsloſem Muthe durchgriff, und ſo ſich ſeiner hohen Aufgabe klar bewußt, wie die „WJR“ mit ihrem tapferen Schwerte, durch ſtaatskluge Energie die Zertrümmerung der Monarchie verhinderte. Miſchte ſich ſpäter dieſen ſchätzbaren Eigenſchaften eine leidenſchaftliche Auffaſſung bei, war die ſo nöthige ruhige Haltung auch oft durch eine gewiſſe krankhafte Reizbarkeit geſtört, ließen endlich den Fürſten die glänzenden Erfolge ſich ſelbſt überheben, ſo bleiben doch ſeine wirklichen, unleugbaren Thaten von ſo überwiegend günſtiger Einwirkung auf den Gang der Ereigniſſe in Oeſterreich, daß bei allen Mißgriffen ſeine Anhänger wie ſeine Feinde erkennen mußten, wie Schwarzenberg gerade der geeignete Miniſter für die Epoche ſeiner Wirkſamkeit war. Ich werde Gelegenheit finden, die eigenthümlichen Phaſen derſelben bis zu ſeinem frühen Ende zu verfolgen.

Graf Franz Stadion, auf den man einſt immer als einen der fähigſten Beamten die Blicke gerichtet, den eine große Zukunft erwartete, hatte mit Geſchick einige Provinzen verwaltet und war auch im Reichstag thätig geweſen. Gewandt in Geſchäften gehörte er der liberaliſirenden Klaſſe der öſterreichiſchen Staatsdiener an und war daher wohl am meiſten geeignet, das Portefeuille des

Innern zu übernehmen. Seinen Anschauungen entsprach wohl zunächst die Verfassung vom 4. März. Die Last, welche zu tragen er sich zugemuthet, überstieg wohl seine Kräfte; er arbeitete mit großer Anstrengung, verfiel aber bald in eine Gemüthskrankheit, von der er sich nicht mehr erholte; er starb schon 1853.

Dr. Alexander Bach, ein kaum 30jähriger Mann, den fähigsten Advokaten Wiens beigezählt, nahm sich eifrig der Sache der „jungen Freiheit" an und seine Ernennung zum Justizminister während der Sturmperiode fiel weniger auf, als der Umstand, daß er sich später enge an den Fürsten Schwarzenberg anschloß, fortwährend Mitglied des Ministeriums blieb und sich selbst bei Hofe durch sein unstreitig eminentes Talent immer unentbehrlicher zu machen wußte. Damit verband Bach eine angenehme Persönlichkeit und der unvermählte, junge Minister bewegte sich leicht in höheren Kreisen; galt es aber der Verfechtung wichtiger Interessen, wußte er mit seiner Geschmeidigkeit auch einen andauernden Muth zu vereinigen, der sich im Reichsrathe wie im Kabinete aussprach. Kam, wie man ihm vorwarf, sein Ehrgeiz seinem glänzenden Verstande gleich, so trat doch jener nie in einer verletzenden Form hervor und der Haß, der ihn traf, galt weniger seiner Person als der Art seines Emporkommens; dem Stande, welchem er früher nicht angehörte, blieb er immer fremd, während er auch jene, deren Fahne er verlassen, sich feindlich gesinnt sah.

Der Anfang des Jahres war den kaiserlichen Waffen günstig; nach einigen Gefechten bei Raab und Moor hatte man bald nach Neujahr Pesth erreicht, während sich das Rebellenheer nach allen Seiten hin zerstreute. Der lange Winteraufenthalt, welchen nun Fürst Windischgrätz in der ungarischen Hauptstadt genommen, bleibt heute noch Jedermann unerklärbar. Man hatte gehofft, er werde seine siegreichen Fahnen weiter über die Theiß tragen, den Heerd der Revolution zerstören; doch während jener, wohl durch irgend einen unbekannten Grund zu rechtfertigenden Unthätigkeit der

Armee ſammelte Koſſuth mit ſeinen offenen und geheimen Anhängern neue Kräfte, überſchwemmte das Land mit Papiergeld und bereitete ſich zu einem letzten, verzweifelten Kampfe vor.

Mit entſchiedenerem Glücke trat die italieniſche Armee auf. Radetzky, umgeben von dem tapferen Erzherzog Albrecht, von Heß, Schönhals, Thurn und anderen ausgezeichneten Generalen, nahm gerade in den letzten Märztagen eine glorreiche Revanche bei Novarra für das ein Jahr zuvor erlittene Ungemach. Karl Albert, der ſo lange Freundſchaft für Oeſterreich geheuchelt, dann die Maske abgeworfen, um ſich in die „Spada d'Italia" zu verwandeln, dankte, nun entmuthigt, ab, um bald nachher einſam am fernen Meeresſtrande zu ſterben. Auch der Stolz Victor Emanuels war gebeugt; er ſchloß in einer Scheune einen demüthigenden Frieden mit Radetzky, der noch an demſelben Tage triumphirend hätte in Turin einziehen können. Oberitalien war nun wieder bis auf das durch ſeine Lage beinahe unzugängliche Venedig in Oeſterreichs Händen. Die Belagerung, wie die Wiedereroberung der Lagunenſtadt koſtete aber während des Sommers Ströme von Menſchenblut und viele Millionen dem geldarmen Lande.

Der Hof war fortwährend in Olmütz geblieben; erſt im Mai machte der Kaiſer eine vorübergehende Erſcheinung in Wien; da er dieſe Stadt noch nie als Monarch betreten, ſo verbat er ſich der Zeitumſtände wegen ausdrücklich alle herkömmlichen Empfangsfeierlichkeiten und Huldigungen.

Doch nur zu bald wurden meine Blicke von der Donau ab zum Rheine hingezogen. Im Laufe des Winters war das Parlament in Frankfurt in Parteigezänke, endloſe Reden über Grundrechte und unentwirrbare Verlegenheiten gerathen, jeder Macht beraubt; die mit kleiner Majorität dem König von Preußen zuerkannte deutſche Krone, wurde von ihm zurückgewieſen, und er legte in einem die edelſten Geſinnungen athmenden Briefe an Arndt offen die Gründe nieder, welche ihn beſtimmten, die ihm

zugedachte Ehre abzulehnen. Hiermit war nun ein ernſter Wendepunkt in den deutſchen Verfaſſungsangelegenheiten eingetreten; die Preußenfreunde ſuchten auf Umwegen das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, die „Großdeutſchen“ führten mit neuem Eifer ihre Anſichten durch, und die Republikaner, ermuthigt, drückten nun mit vollem Gewichte auf die mehr oder minder in ihrem Sinne bearbeiteten Bundesſtaaten. Die ſogenannte Reichsverfaſſung war endlich fertig geworden und ihre Einführung gab das Loſungswort zu den verſchiedenartigſten Agitationen. Dieſe hatten zunächſt das Großherzogthum Baden und die benachbarte Rheinpfalz ergriffen. Mittlerweile waren die Verhandlungen des Parlamentes, wie der deutſche Fluß, im Sande zerronnen; die Verſammlung ſelbſt hatte ſich aufgelöſt und die radicalen Mitglieder es verſucht, ſich als „Rumpf-Parlament“ in Stuttgart feſtzuſetzen — ſo nahm denn die Verwirrung in Süddeutſchland mit jedem Tage zu, bis ſie in Baden den höchſten Grad erreichte.

Da ich ſelbſt nicht anweſend war, ſo kann ich nur von den mir mittelbar zugekommenen Schilderungen ſprechen und halte mich ſomit an die bekannten Thatſachen, ohne die ſich dabei in Fülle aufdringenden Betrachtungen anzuknüpfen.

War je eine Revolution unberechtigter in ihrem Urſprunge, muthwilliger in ihrer Durchführung, ſo war es gewiß die in Baden. Der Großherzog Leopold in ſeiner unerſchöpflichen Langmuth hatte in Allem nachgegeben, wo ihm nicht die unabweislichen Pflichten eines ſouveränen Bundesfürſten ein Feſthalten geboten, ja er hatte ſelbſt die Reichsverfaſſung, deren Nichtannahme der Vorwand zum Aufruhr werden ſollte, feierlich eingeführt. Ihn gegen revolutionäre Gewalt zu ſchützen, ſtand ihm ſeine eigene monarchiſche Würde, getragen durch eine über jeden Verdacht oder Vorwurf erhabene Perſönlichkeit, ſtand ihm in einer „Muſterverfaſſung“ die Macht der Geſetzlichkeit, in dem Armeecorps die Waffengewalt zur Seite! Der Großherzog, geachtet und beliebt,

mußte, wollte er nicht den Anforderungen einer meuteriſchen Rotte zum Werkzeuge dienen, das Schloß heimlich und in der Nacht mit ſeiner Familie verlaſſen; die Verfaſſung, deren Beſtimmungen er immer heilig gehalten, wurde gewaltſam zerriſſen, die Kammern durch eine proviſoriſche Regierung und eine konſtituirende Verſammlung erſetzt; das Heer, auf deſſen Pflege, Tüchtigkeit und Ausbildung man ſeit 40 Jahren Millionen verwendet, verließ zum Theile, bethört und verführeriſchen Einflüſterungen zugänglich, die Fahnen — dafür durchzogen ungeregelte Freiſchaaren plündernd das Land und die „Bundesfeſtung“ Raſtatt fiel in die Hände der Empörer. Der Großherzog hatte in Mainz einen Zufluchtsort gefunden und preußiſche Truppen, den Prinzen von Preußen an der Spitze, trieben die Rebellenhaufen von einem Ende des Landes zum anderen über die Grenze. Raſtatt ſelbſt aber konnte erſt nach vielen Opfern und wochenlanger Belagerung ſeiner Beſtimmung wieder gegeben werden. Belähmender Schrecken hatte während dieſer Zeit die ſogenannte gut geſinnte Bevölkerung ergriffen; man beugte ſich eben wie allenthalben unter das Joch einer eiſernen Nothwendigkeit und erſt die traurigen Folgen klärten über die eigentliche Tragweite ſo vieler Verblendung, Nachgiebigkeit und Schwäche auf.

Als der Großherzog im Auguſt in's Land zurückkehrte, fand er es von den Preußen beſetzt und es wurde ihm die, ſeinem gefühlvollen Herzen peinliche Aufgabe, ſtrenges Recht zu üben, die unerhörten Frevel zu ſühnen und Zeuge eines ſo ganz unnöthig heraufbeſchworenen Jammers zu ſein. Er übte, ſo viel er konnte, die ſchönſte Regententugend des Verzeihens und Vergeſſens, und ſelbſt die zertrümmerte Verfaſſungsurkunde wollte er wieder rein, in ihrer urſprünglichen Geſtalt erhalten wiſſen.

Frankreich hatte ſich während dieſer Drangperiode mitten unter Aufſtänden und heftigen Kammerverhandlungen als Republik erhalten und mit anerkennenswerther Mäßigung miſchte ſich

der neuerwählte Präſident derſelben, Louis Napoleon, nicht ſtörend in die deutſchen Verhältniſſe, hielt aber insbeſondere Baden gegenüber ein wohlwollendes, freundnachbarliches Benehmen ein. Mit gleicher ſchonungsvoller Rückſicht verfuhr die Schweiz bei dieſen Wirren.

Kaum war es möglich, in dieſem gewaltigen Strudel die Zuſtände der einzelnen deutſchen Bundesſtaaten näher zu beobachten, wenn ſich nicht etwa, wie in Dresden, blutige Auftritte, den badiſchen ähnlich, zeigten, oder aus Berlin, München und anderen Orten irgend eine gewichtige Stimme ſich vernehmen ließ.

Es gehört wohl nicht zu den lohnenden Aufgaben, die Geburtswehen der deutſchen Verfaſſung zu ſchreiben. Nach Auflöſung des Parlaments hatte ſich die allen Stürmen preisgegebene Centralgewalt wieder aufgerafft, es bildete ſich ein neues Miniſterium, es entſtand das ſogenannte Drei-König-Bündniß; man knüpfte Verhandlungen mit Oeſterreich an; endlich kam im September ein Uebereinkommen zu Stande, das ſchon des ominöſen Namens: „Interim“ wegen auf keine lange Dauer Anſpruch machen konnte — wenige Monate nachher legte auch Erzherzog Johann ſeine dornenvolle Würde nieder!

Eine noch unerquicklichere Epiſode dieſer Zeit bildete der innere Krieg in Ungarn. Windiſchgrätz hatte das Kommando abgegeben und ſo ſehr, durch ungünſtige Umſtände aller Art, die Lage des Heeres ſich verſchlimmert, daß der im Oberbefehl ihm nachfolgende General Welden ſich ſogar genöthigt ſah, die Truppen ganz aus dem Lande zu ziehen und ſeine Aufſtellung dieſſeits der Leitha zu nehmen. Auch Welden trat nun ab und wurde durch den martialiſchen Haynau erſetzt, der bis zum Schluſſe dieſes traurigen Feldzuges aushielt. Alle dieſe Vorgänge hatten die Magyaren in ihrer Widerſtandskraft neu beſtärkt; Honved's, Arm in Arm mit fremden Freibeutern, ſammelten ſich unter kühnen

Anführern, während der nicht kriegeriſche, aber nicht minder kecke Koſſuth in Debreczin die Republik ausrief (14. April)!

Oeſterreich entſchloß ſich nun, durch die Nothwendigkeit gezwungen, zu dem peinlichſten Schritte und rief die Hülfe der ruſſiſchen Waffen zur Unterdrückung der ungariſchen Empörung herbei. Im Mai hatte eine Zuſammenkunft — die erſte — der beiden Kaiſer zu Warſchau ſtattgefunden, wo der Czar den jungen Monarchen mit ſo vielen Beweiſen freundlichen, beinahe väterlichen Wohlwollens überhäufte, daß Kaiſer Franz Joſeph, mit erleichtertem Herzen zurückkehrend, um ſo geneigter war, die auf ſo nachbarlich zuvorkommende Art angebotene Allianz anzunehmen. Sofort rückten nun in Eilmärſchen die Ruſſen unter Paskiewitſch und anderen Generalen über die Karpathen ein, während die öſterreichiſche Armee auf verſchiedenen anderen Punkten operirte. Auch der Kaiſer nahm an mehreren Gefechten Theil und zog unter anderen im Kugelregen über die brennende Brücke in Raab ein; er, welcher die Feuertaufe ſchon in Italien erhalten, wurde nun von Nikolaus mit dem St. Georgsorden, der nur dem tapferen Muthe im Felde verliehen wird, geſchmückt; und ſo großen Werth legte Franz Joſeph auf dieſe Auszeichnung, daß man ſeine Bruſt nicht ſelten mit keinem anderen, als dieſem einfachen Ritterkreuz bedeckt ſah.

Der Ausgang dieſes widerwärtigen Kampfes iſt bekannt; Görgey ſtreckte, ſich Rußland ergebend, bei Villagos die Waffen und die aufrühreriſchen Banden löſten ſich auf.

Unterdeſſen hatte Haynau auf ſeiner Seite tüchtig geſtritten, Temeswar eingenommen und eine furchtbare Juſtiz geübt, die vielleicht mehr nach dem ſtrengen Kriegsrechte, als den Anforderungen einer weiſen Mäßigung gut zu heißen war.

Mit dem Falle Venedigs war endlich auch die Herrſchaft Oeſterreichs in Oberitalien geſichert, und es trat nach ſo gewaltigen Anſtrengungen augenblicklich eine erwünſchte Ruhe ein.

Noch wichtigere Ereigniſſe folgten ſich raſch in den anderen Theilen Italiens. Rom, der rothen Republik verfallen, wurde von einer franzöſiſchen Armee eingeſchloſſen und nach hartnäckigem Widerſtande genommen. Seit jener Stunde erhält das Pariſer Kabinet eine Garniſon zum Schutze des Papſtes wie für die Ruhe und Ordnung in Rom. In gleicher Weiſe kehrten die vertriebenen Fürſten wieder in ihre Staaten zurück; nur in Sicilien tobte der Bürgerkrieg länger fort.

Der Auswurf aller Nationen, welcher ſich wie Raubvögel auf die Beute überall dahin geworfen hatte, wo die Flamme des Aufruhrs loderte, zerſtreute ſich nun nach allen Winden, floh nach der Türkei, nach der Schweiz und England, nach Amerika! um ſich dann bei'm erſten Anlaß wieder als verheerende Gewitterwolke zuſammenzuziehen und auf irgend einem von der Revolution bedrohten Punkte zu entladen! Denn der radikale Deutſche, Franzoſe, Italiener, Pole, Grieche, Ungar iſt vor Allem Anhänger ſeiner Lehre, rother Republikaner, Handlanger der Propaganda, Anarchiſt, Freiſchärler oder wie ſich dieſe ſaubere Geſellſchaft immer nennen mag, dann erſt, in zweiter Linie, gehört er irgend einer Nation an; noch widerlicher aber ſind jene Dilettanten, meiſtens Engländer, die, ohne politiſche Ueberzeugung, nur aus rohem Blutdurſte auf die „Menſchenjagd" gehen.

Eine ſeltene, in jener Zeit der Erſchöpfung und Geſinnungsloſigkeit um ſo erfreulichere Feier wurde den Wienern durch den Einzug Radetzky's bereitet. Der Kaiſer wollte dem greiſen Feldmarſchall perſönlich für ſeine über alles Lob, jede lohnende Anerkennung erhabenen Verdienſte danken und in dem ebenſo beliebten als heldenmüthigen Anführer die treue, opferwillige Armee ehren. In einem mit Blumen wie beſäeten Wagen fuhr der alte, ruhmgekrönte Krieger bis zur Burg, und auf allen Straßen, von jedem der reich gezierten Fenſter jubelte ihm aus vollem Herzen eine tiefergriffene Bevölkerung zu. In rührenden

Worten drückte der schlichte Feldherr seinen Dank dem huldvollen Kaiser wie der ihn mit sichtbarer Theilnahme umgebenden Menge aus. Schon seine einfache Erscheinung übte einen nicht zu beschreibenden Zauber aus, und sein edler, von wahrem Pflichtgefühl durchdrungener Geist theilte sich unwillkürlich den unter seiner Leitung glücklichen Truppen mit. Und in der That, wer konnte es dem Kaiser, wer seinen Räthen verdenken, wenn sie mit dankbarer Befriedigung und patriotischem Stolze auf eine Armee sahen, welche drei Worte wie glänzende Leitsterne auf ihre Standarten geschrieben hatte: Tapferkeit, Treue, Ausdauer! Wie hoch feierte man die Namen Jellachich, Schlick, Heß, Benedeck, Haynau, d'Aspre u. a. m., welche sich um den Helden-Nestor schaarten. Sie hatten mehr als einmal die Monarchie gerettet, und begreiflich war, daß man sich auch mehr als auf alle anderen Kräfte auf diesen festen, erprobten Hort des Heils verließ!

Inmitten dieser kriegerischen Bewegungen hatte sich in der Stille ein Theil der Bischöfe der Monarchie zu friedlichen Berathungen in Wien versammelt und mit den in Würzburg tagenden deutschen Oberhirten in Verbindung gesetzt. Der Kardinal Fürst-Erzbischof v. Schwarzenberg leitete diese Verhandlungen, welche keinen anderen Zweck hatten, als zu erwägen, ob in einer Zeit, wo jede Art von Freiheit sich geltend zu machen suchte, die katholische Kirche nicht auch wieder zum Vollgenusse ihrer so lang unterdrückten Rechte gelangen könnte?

Bei dem Schlusse des Jahres 1849 schien die Revolution in allen Theilen Europa's unterdrückt, und wo die eigenen Kräfte der Regierungen nicht ausreichten, traten andere Staaten ein. Während Preußen willig die Gelegenheit ergriff, in Baden und Sachsen zu interveniren, besetzte Frankreich Rom und verband damit unverkennbar die Nebenabsicht, den österreichischen Einfluß in Italien zu verdrängen. Am uneigennützigsten leistete wohl Rußland großmüthig Hülfe gegen die ungarische Insurrektion und

zog nach erreichtem Zwecke des Einmarſches ſeine Truppen alſobald wieder zurück. Schwieriger als der Sieg aber war der Aufbau eines künftigen, geregelten Zuſtandes aus den Ruinen der Gegenwart.

Verfolgen wir mit aufmerkſam prüfendem Auge die Ergebniſſe dieſer zwei Jahre, ſo bringen ſich uns vorerſt zwei Fragen auf: erſtaunt forſchen wir nach der Entſtehung dieſer Umwälzungen und ſuchen uns dann wieder den kläglichen Ausgang derſelben zu erklären. Im Widerſpruche mit den Männern der Bewegung halte ich an der Ueberzeugung feſt, daß der revolutionäre Schwindel, welcher unſeren halben Erdtheil ergriffen, ein künſtlich heraufbeſchworener, ein gemachter war. Zu einer tiefgehenden Unzufriedenheit, zu einem alle geſetzlichen Schranken durchbrechenden allgemeinen Aufſtande lagen durchaus keine genügenden Gründe vor; Handel und Induſtrie hatten überall einen Aufſchwung genommen, wie nie zuvor, in behaglicher Ruhe genoß man die Segnungen eines langen Friedens und mit einem mäßigen Grade politiſcher Freiheit verband ſich ein ſich immer mehr entwickelndes humanes Streben; Städte erweiterten, verſchönerten ſich, ein gewiſſer Wohlſtand verbreitete ſich über alle Klaſſen, und hatte dieſes erfreuliche Bild, wie Alles, auch ſeine Schattenſeiten, ſo berechtigten dieſe doch noch keineswegs zu einer Schilderhebung, welche die Früchte der Civiliſation zu vernichten drohte. War es nun der Ehrgeiz Einzelner, war es der unbezwingbare Trieb der Maſſen nach Veränderung, war es endlich das ſchleichende Gift der Umſturzpartei, genug! es gährte in den Gemüthern und eine geſchäftige Preſſe machte ſich bereitwillig zum Organ dieſer Beſtrebungen. Schon der Altmeiſter der Radikalen, Börne, ſagte einſt: „Nehmt uns alle Freiheiten, laßt uns nur die der Preſſe, und wir werden uns alle anderen ſchon wieder zurückerobern!“ Freiheit! Freiheiten! dehnbare Worte, welche ſich Jeder nach ſeinem Sinne auslegt und worunter die Meiſten die Befugniß verſtehen, nur das zu thun,

was ihnen gerade beliebt. Um nun zunächſt dieſem Drange nach Reformen einen Namen zu geben, mußte ein Vorwand, irgend ein Loſungswort gefunden werden; in Frankreich ſchrie man gegen die Uebergriffe der Dynaſtie, in Deutſchland ſchimpfte man auf Bundestag, Kleinſtaaterei, und hier wie in Italien ſuchte man die Einheitsideen zu verbreiten, die Eitelkeit wie den Stolz der Nationen zu reizen.

Der zündende Funke war in den Februartagen gegeben, und dieſe Revolution zeichnete ſich vor allen anderen dadurch aus, daß man den Weltverbeſſerern völlig freie Hand ließ; in Volksverſammlungen wie in Parlamenten konnte ſich die moderne Schulweisheit neben der geſchwätzigen Dialektik der Advokaten gehörig breit machen. Die Regierungen wichen Schritt für Schritt den ungeſtümen Anforderungen der Neuzeit und widerſtanden ſelbſt nur ſchwach den bewaffneten Angriffen offener Empörer. Die Revolution konnte daher nicht mehr, wie früher, klagen, daß man ſie in ihrem völkerbeglückenden Werke geſtört, die Entwickelung ihrer Früchte gewaltſam aufgehalten; ſie ſaß vielmehr am Ruder und erntete, wie immer, nachdem ſie mit Lüge, Verrath, falſchen Vorſpiegelungen begonnen, Schmach, Elend, Anarchie. Denn es iſt mit ihren Grundſätzen nun einmal kein Abkommen zu treffen; ſie eilt ſtets unaufhaltſam ihrem Verhängniß entgegen. Dieſe Erfahrungsſätze ſind ſo bekannt, daß ſie als ebenſo viele Gemeinplätze gelten könnten; dennoch vergißt man nur allzu leicht die alte Fabel von den Kindern Saturn's und ſpielt mit dem Feuer, bis es uns verzehrt. Es jagt eine lebhafte Phantaſie jenen Nebelgebilden nach, aus deren unbeſtimmten Umriſſen ſich allmälig feſter ausgeprägte Geſtalten zu entwickeln ſcheinen, um allſobald wieder anderen zu weichen und ſich zuletzt in ein völliges Chaos aufzulöſen.

Folgen nun ſolchen politiſchen Orkanen als naturgemäße Nachwehen Erſchlaffung, überſieht man mit Schaudern, was ſie

zerstört, so suchen kluge Staatsmänner wieder gut zu machen, was verdorben wurde, künftigen Ausbrüchen der Volkswuth zuvorzukommen. Solche weise, durch die Nothwendigkeit gebotene Maßregeln nennt man dann die „Reaktion", und dieß gehässige Schlagwort soll Alles brandmarken, was die Gegner der Revolution zur Abwendung drohender Gefahren unternahmen. Man rüttelt, verdächtigt, wühlt so lange, bis wieder Alles in Frage gestellt ist und auf listige oder gewaltsame Weise der unheilvolle Pfad politischer, halsbrechender Experimente auf's Neue betreten werden kann.

Ich gehöre nicht zur Klasse der unbedingten Lobredner der Vergangenheit; ich bin vielmehr überzeugt, daß die Ideen jeder Zeit sich zu entwickeln ihre Berechtigung haben und die Weltgeschichte in ihrem regelmäßigen Gange ebenso wenig still steht, als sie in Sprüngen vorwärts schreitet. Die Natur geht uns hierin mit ihrem Beispiele voran; nichts ist da überstürzt, alles bewegt sich in einem an gewisse Gesetze und Grenzen gebundenen Kreise. Die erste Regel der Staatsklugheit ist aber, indem sie den Geist jener Ideen richtig zu erfassen wie zu leiten versteht, nur das Mögliche anstreben zu wollen. Die Revolution, unbändig, will jedoch diese scharf gezogene Linie überschreiten und drängt so, gewaltthätig, die möglichen Fortschritte wieder in dem Grade zurück, als sie solche frevelhaft erzwingen wollte. Staatsmänner, die selbst in gutgemeinter Absicht, ohne Vorliebe für umwälzende Ideen oder persönlichen Ehrgeiz, sich an die Spitze der Bewegung stellen, im Wahne, sie nach Gutdünken zu leiten, laufen deßhalb immer Gefahr, mit dem Strome fortgerissen zu werden.

Ueberlese ich nun, was ich vor 14 Jahren geschrieben, scheint mir beinahe jedes Wort auf die heutigen Zustände zu passen. Damals wie jetzt wurden nicht leicht zu befriedigende Wünsche laut, brach sich ein Gefühl des Mißbehagens, der Unzufriedenheit Bahn; damals wie jetzt sehnte man sich nach irgend einem schöpferischen Genius, fähig und zugleich mächtig genug, die Lage zu beherrschen.

Es fällt mir ſoeben aus jener Zeit ein Artikel aus bekannter Feder in die Hände; er ſagt: „Man vermag in unſerer Zeit nicht einmal die weſentlichſten Verbeſſerungen, die wichtigſten Umgeſtaltungen unſeres leidenden Staatslebens ſelbſt nur auf dem Papiere zu formuliren, noch weniger ſie in's Leben zu rufen. Die meiſten Staaten mußten bisher ihr tiefes, inneres Siechthum geheim halten und durch unzureichende Hausmittel zu bekämpfen ſuchen, können jedoch einer heroiſchen Kur ſich nicht länger entziehen. Vielleicht gibt es nicht drei Länder in Europa, in welchen ein kraftvoller, kluger und hochherziger Fürſt, welcher, die Bedürfniſſe der Zeit verſtehend, die dringenden Reformen raſch und mit belebendem Athem einführe, dadurch der Freiheit die rechte Bahn bräche, in dieſem Augenblick nicht ein unendlich größerer Wohlthäter würde, als alle dieſe papiernen Verfaſſungen, dieſe vom Redeteufel beſeſſenen Kammern alle, welche geiſtreich oder langweilig, aber immer wortſelig und eigenſinnig über Theorien ſtreiten und Perſönlichkeiten anfeinden, während der politiſche Sturm das lecke Schiff auf die Sandbank zu werfen oder in den Grund zu bohren droht."

Gehen wir aber noch in fernere Zeiten zurück, ſo finden wir wieder dieſelben Erſcheinungen, und Plato legt (Republik I. 7) dem Sokrates folgende Worte in den Mund:

„Die Demagogen ſind die wahre Krankheit des Staats, welcher jeder Geſetzgeber, jeder politiſche Arzt die größte Aufmerkſamkeit widmen ſollte. Die Heftigſten derſelben ſprechen und handeln, die anderen umſtehen die Rednerbühnen, hetzen und ſchneiden jedem, der nicht denkt wie ſie, das Wort im Munde ab, damit alles nach ihrem Willen gehe. Des Volkes entartete Mundſchenken, geben ſie der dürſtenden Menge Freiheit ohne Maß zu trinken und iſt ſie einmal berauſcht, ſo loben und ehren ſie nur jene Behörden, die ſich den Maſſen gleichſtellen. Die Kinder

ſprechen ſo laut als die Eltern, verſagen ihnen alle Ehrfurcht um frei zu ſein, ja ſelbſt Greiſe nähern ſich den Jünglingen, um nicht lächerlich oder despotiſch geſinnt zu erſcheinen. Die Söhne ſchreiben den Vätern, die Schüler den Lehrern Geſetze vor. Dieſe Umwälzung erſtreckt ſich auf alle Familien, auf den geſammten Staat. Um das Volk in Abhängigkeit zu erhalten und die öffentlichen Verſammlungen zu beleben, verſäumen die Demagogen nicht ihm die Plünderung der Güter der Reichen zu verſprechen; die höheren Klaſſen werden angeklagt, ſich gegen das allgemeine Wohl und die Freiheit zu verſchwören; gezwungen, ſich zu vertheidigen, ſind ſie ſchon zuvor gerichtet. Das Volk ſucht ſich Führer — dies iſt die Pflanzſchule der Tyrannen; denn die gleichförmige Wirkung einer übertriebenen Freiheit führt zur übertriebenen Knechtſchaft!“

Dieſe vor Jahrtauſenden ausgeſprochenen Worte zeigen, daß die Menſchen mit ihren Wünſchen, ihrem Treiben, ihren Leidenſchaften immer dieſelben bleiben, daß die Einen keck ihre verderblichen Zwecke verfolgen, die anderen, verblendet oder erbärmlich, ſie darin unterſtützen, oder aus Feigheit ſelbſt Hand an das Werk der Zerſtörung legen. Es beweiſen jene ſchon damals auf Erfahrung gegründete Worte, daß jede gewaltſame Revolution unausbleiblich zur Anarchie führe und dieſe nur mit Militärdespotismus oder Fremdherrſchaft enden könne. Alle Warnungsſtimmen verhallen in ſolch' betäubendem Geſchrei nach „Reformen,“ in der ſouveränen Verachtung alles Hergebrachten und in dem nicht zu befriedigenden Drange nach Neuerungen, nach den berauſchenden Gütern von Freiheit, Unabhängigkeit, Gleichheit, allgemeiner Verbrüderung und einem irdiſchen Paradieſe. Was daher in jener längſt vergangenen Zeit gedacht, gefühlt, geſchrieben und erfahren worden, liegt in ſeiner Nutzanwendung auf das neunzehnte Jahrhundert ſehr nahe, und lebte Plato unter uns, er würde wohl dem Rufe, ein „Reaktionär“ zu ſein, kaum entgehen können. In

der französischen Schreckenszeit hätte er gewiß für einen „enragé modéré“ gegolten!

Es gibt eben gewisse ewig unwandelbare Gesetze, die man nicht ungestraft übertreten kann und auf welche die Lehre vom Fortschritte und der freien Forschung nicht anwendbar ist. Es ist vor allen das von Gott in eines jeden Menschen Brust gelegte Rechtsgefühl, dem sich die größten Verbrecher, selbst Kronräuber, nicht entziehen können, denn sie suchen ihre Frevel wenigstens immer mit einem „Scheine“ des Rechts zu entschuldigen. Folgt das Strafgericht der That auch nicht stets auf dem Fuße nach, läßt sich der Zusammenhang der Ursachen mit den Wirkungen nicht immer klar nachweisen, scheint oft ein blinder Zufall die Weltbegebenheiten zu leiten, so halte ich es mit jenem französischen Philosophen, der auf die Frage: qu'est ce que le hazard? erwiederte: c'est l'incognito de la providence! — Diese Grundsätze mögen veraltet erscheinen, bleiben aber darum nicht minder wahr! —

Das ganze Jahr 1850 war mit Verhandlungen über die deutsche Frage angefüllt und in beinahe convulsivischen Zuckungen mühete man sich ab, das Verfassungswerk zu Stande zu bringen, die Mittel aber, welche man hierzu anwandte, konnten von allen Seiten nicht unglücklicher gewählt sein. Der Dualismus der beiden Großmächte trat hier in der ausgesprochensten Form hervor und der Erfolg entsprach auch vollkommen diesen immerwährenden, beklagenswerthen Zerwürfnissen. Man tauschte eine Unzahl von Reformprojekten, diplomatischen Noten, energischen Protesten in gereizten Redensarten aus; Zeitungsartikel, Flugschriften erschienen legionenweise; doch erfolgte kein Einverständniß und damals wie jetzt ertönten die bedeutungsvollen Worte: „Staatenbund oder Bundesstaat, preußische Hegemonie oder Trias, Mainlinie oder

Sonderbund, Verfassungsreform, Groß- oder Klein-Deutschland, Bundesfeldherr und oberster Gerichtshof, Nord oder Süd u. dgl. mehr."

Preußen suchte auf dem Wege der sogenannten „Union" wieder zu erlangen, was es in Frankfurt verloren; es rief das Sonder-Parlament in Erfurt, den Fürstentag in Berlin zusammen. Dieser Aufstellung gegenüber bildete sich eine Oesterreich zuneigende Partei; es entstand das sogenannte Vier-König-Bündniß! eine neue Union, der bestehenden gegenüber. So war denn die Kluft auf eine beinahe nicht mehr auszufüllende Weise erweitert und Persönlichkeiten, wie ungünstige Umstände trugen das ihrige dazu bei, den Bruch in dem Grade unheilbar zu machen, daß er am Schlusse des Jahres in einen Bürgerkrieg auszuarten drohte. Dazwischen zogen sich die kläglichen Streitigkeiten wegen Schleswig-Holstein und Kurhessen, und während Dänemark trotzte, selbst den Kampf mit dem in sich uneinigen deutschen Bunde nicht scheute, brachten es Oesterreich und Preußen nicht einmal dahin, die Ruhe in Kassel herzustellen und das verhältnißmäßig unbedeutende Zerwürfniß in der Verfassungsfrage jenes Landes beizulegen. Es zeigte sich dabei, wie in allen anderen Fällen, der Fluch, welcher mit dieser Uneinigkeit und Eifersucht der Großmächte auf Deutschland ruhte, und wieder tritt uns nun die betrübende Ueberzeugung entgegen, daß man in dieser Hinsicht seit 12 Jahren nichts gelernt und nichts vergessen, fortwährend „innerhalb wie außer den Mauern sündige" und sich immer in demselben Kreise bewege. Es muß das Herz jedes ächten Vaterlandsfreundes bei diesen unseligen Wahrnehmungen bluten und den Augenblick sehnlichst herbeiwünschen, in dem eine richtigere, die wahren deutschen Interessen erkennende Ansicht die Oberhand gewinnen, einseitigen Auffassungen weniger Rechenschaft getragen werden dürfte.

Radowitz war die Seele aller jener Verhandlungen und hatte sich im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit seiner Doktrinen

geſchmeichelt, ſo ſchreiende Diſſonanzen endlich in Harmonie auflöſen zu können. Er, der Rathgeber und Freund ſeines königlichen Herrn, wohl nicht ohne Regungen von Ehrgeiz und Eitelkeit, unterlag dem mühſamen Kampfe mit der Zeit, die er nicht, mit den Menſchen, die ihn nicht verſtanden, und ſtarb (1853) enttäuſcht, ſich nur mehr unvergänglicheren Dingen zuwendend, welche er ſtets in weit hellerem Lichte erkannt, als die irdiſchen. —

Als ich in den erſten Tagen des Mai in Karlsruhe eintraf, fand ich das ganze Land mit preußiſchen Truppen beſetzt; der Erfurter Kongreß war von badiſchen Abgeordneten beſchickt und das Miniſterium „Klüber“ ſteuerte mit vollen Segeln dem Hafen der „Union“ zu. In derſelben Woche war der Großherzog ſelbſt zu dem ſogenannten „Fürſtentag“ nach Berlin abgereiſt und immer ſchneidender zeigte ſich die Spaltung, welche Deutſchland in zwei Lager theilte.

Ohne beſtimmte Beſchäftigung zog ich mich vorerſt nach Baden-Baden zurück, wo der Sommer, bei den traurigen Wirren im engeren wie im größeren Vaterland, minder glänzend war, als in früheren Jahren. Dennoch traf ich auch hier wieder mit einer ganzen Menge von Bekannten zuſammen und abermals war der elegante Salon der Großherzogin Stephanie der erwünſchte Vereinigungspunkt vieler hoher oder berühmter Gäſte; ich ſah da die beiden geiſtvollen Fürſtinnen, die Königin Sophie der Niederlande und Helene von Rußland, Prinz und Prinzeſſin von Preußen, den König von Württemberg und Prinz Emil von Heſſen, Marmont und Thiers, viele andere Fürſten, Krieger, Diplomaten und Gelehrte, die anmuthige Gräfin Bergen, franzöſiſche, engliſche, ruſſiſche Damen in großer Zahl.

Von Baden aus machte ich öftere Ausflüge nach Karlsruhe, wo weder der Hof noch die Geſellſchaft ſobald das gehörige Gleich-

gewicht fand, ſich geſelligen Freuden zu überlaſſen; es war daher um ſo erfreulicher, auch hier wieder den immer gleich gaſtfreien Häuſern der Frauen von Verſtett und Gourau zu begegnen. Das Theaterperſonal, nachdem das große Gebäude im Jahre 1847 ein Raub der Flammen geworden, mußte ſich mit einem ſehr unbequemen Lokale in der Orangerie begnügen, und die Vorſtellungen verloren dadurch an Reiz, wie an Anziehungskraft. Erſt in einer ſpäteren Zeit, als mit dem freilich nicht allen Anforderungen entſprechenden neuen Saale die Luſt zum Theaterbeſuche wieder erwachte, wurde auch die Leitung der Hofbühne den Händen des kunſtſinnigen Ed. Devrient übergeben.

Während dieſes Sommers machte der Präſident der Republik einen Beſuch in Straßburg und wurde von mehreren benachbarten Höfen beſchickt.

In England dagegen hatten Ludwig Philipp und Fürſt Metternich zugleich ein Aſyl gefunden, und beide mochten ſich wohl mit gemiſchten Gefühlen in einem Lande unter Staatsmännern bewegt haben, die, wie Palmerſton, nicht ohne Einfluß auf ihr widriges Geſchick geweſen. Der Julikönig, zwar umringt von einer ihn liebevoll pflegenden Familie, ſchien ſich nicht mehr von dem unerwartet furchtbaren Schlage, welcher alle Freuden und Hoffnungen ſeines Lebens zerſtört, erholen zu können; wie theilnahmlos ließ er die Tagesbegebenheiten an ſich vorüberziehen und Ende Auguſt ſtarb der 77jährige Mann in einem Alter, welches außer Ludwig XIV. kein franzöſiſcher König erreicht hatte. Dieſer Todesfall, welcher einige Jahre zuvor ganz Europa erſchüttert hätte, ging nun beinahe ſpurlos vorüber.

Fürſt Metternich, der ſo würdevoll vom politiſchen Schauplatz abgetreten war,*) hatte ſich mit ſeiner Familie und einigen ver-

*) Erinnerungsbl. S. 140.

trauten Freunden über Holland nach England begeben. Die Reiſe durch Deutſchland war nicht ohne Gefahr, und nur die Geiſtesgegenwart und der Muth Karl Hügel's retteten den Fürſten vor den Zornausbrüchen eines gedankenloſen Pöbels. In London angelangt, ſah ſich der Fürſt allſobald von der Elite der ariſtokratiſchen Geſellſchaft umgeben und verließ England nur, der Theuerung wegen, um in Brüſſel einen Kreis gleich wohlwollender Bekannten wieder zu finden.

Aus jener Zeit nun beſitze ich ein Schreiben Metternich's, das gleichſam als Seitenſtück zu dem bekannten Briefe gelten kann, den er damals an den Fürſten Pückler gerichtet hatte.

Richmond, den 24. Auguſt 1849.

Mein lieber Vetter!

Ich benütze eine ſich mir darbietende Gelegenheit, um Ihnen für ihre freundſchaftliche Erinnerung zu danken. Die Einwirkung der Tagesgeſchäfte findet in den perſönlichen Verhältniſſen eine Grenze, welche dieſelbe zu überſchreiten nicht vermag; dies iſt und bleibt insbeſondere eine Wahrheit zwiſchen Ihnen und mir und würde ſicher auch der Fall ſein, wenn Verwandtſchaft und Gleichheit der Geſinnung nicht ihrerſeits ein Band zwiſchen uns böten.

Von der großen Bühne, auf welcher das Weltdrama aufgeführt wird, zurückgetreten, hat mir die Vorſehung den Genuß eines Raumes zwiſchen dieſem Rücktritte und dem aus dem Leben gewährt. Ich bin ihr für dieſe Wohlthat dankbar und würde ſie noch in einem volleren Werthe fühlen, wäre die Welt nicht in einer Bewegung, welche die Ruhe der Denkenden und Fühlenden ſtört. Wäre deren Ende berechenbar, ſo würde die Bewegung auf die edlere Klaſſe der Menſchen weniger peinlich eingreifen, als dies der Fall iſt. Eine beruhigende Wirkung erzeugt jedoch das Uebel auf mich, da die Ergebniſſe mir beweiſen, wie ich in

alledem, was ich wollte und nicht wollte, mich einer Irrung nicht überließ!

Dieſen Ausſpruch beziehe ich recht eigentlich auf die Vorgänge in Deutſchland und in Specie auf die in Ihrem Lande. In keinem iſt dem Unding, welches ſich die Benennung des Zeitgeiſtes beilegt, mehr an die Hand gegangen worden, als im Großherzogthum Baden; nirgends iſt andrerſeits der Beweis unwiderlegbarer geliefert worden, wohin ſolche Nachgiebigkeit führt! Die Frage: ſollen keine Fortſchritte ſtattfinden? iſt keine Frage; jeder Vernünftige wird ſie mit einem kathegoriſchen „Ja!“ erwiedern, wenn die Vorfrage geſichert iſt, was Fort-, was Rückſchritt iſt! Gott weiß, daß Baden wie das geſammte Deutſchland an Fortſchritten ſich arm erwieſen hat; die Struve, Hecker und Konſorten dürften wohl ſelbſt gegen dieſen Ausſpruch nichts einzuwenden finden! —

Ueber die Mittel, das Großherzogthum zur wirklichen, nicht zur übertünchten, augenblicklichen Ruhe zurückzuführen, ſtehe ich mir ſelbſt gegenüber noch im Dunklen; von Mehr iſt glücklicherweiſe für mich nicht die Rede, ich ſage glücklicherweiſe, denn die, welche ſich mit der Aufgabe nicht zu befaſſen haben, ſind wohl nicht die Gedrängten!

Laſſen Sie ſich über meine Geſundheit nicht irre führen. Ich leide am 77. Altersjahre und der Fall gehört allerdings zu den ſehr bedenklichen, weiter fehlt mir nichts, was dieſen Charakter trüge. Das Uebel macht Anſpruch auf Schonung und ich betrachte dieſelbe als eine Pflicht. Ich ſage Ihnen dies, weil ich weiß, daß Sie Antheil an mir nehmen.

Leben Sie wohl und laſſen Sie uns ſtets etwas von Ihrem Wohlergehen hören. Sie wiſſen, wie aufrichtig wir alle Ihnen zugethan ſind, und jede ausdrückliche Verſicherung dieſer Art von meiner Seite würde ich nur als eine Wiederhohlung des Bekannten betrachten.

(gez.) Metternich.

Karl v. Hügel, welcher ſeit ſeiner Rückkehr aus Oſtindien ſich in Hitzing wieder mit botaniſchen Studien beſchäftigte, aber auch, wie immer, in der Geſellſchaft beliebt war, verkaufte ſeine Villa, welche ſpäter in den Beſitz des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig überging. Hügel aber nahm, in einem Alter von über 50 Jahren, den Geſandtſchaftspoſten in Florenz an, wo er ſich mit einer jungen Engländerin verband, ein gaſtfreies Haus hielt und mit der ihm eigenen Begabung nun auch diplomatiſche Geſchäfte leitete. Nachdem ihn der unheilvolle Sommer 1859 aus der ſchönen Arnoſtadt vertrieben, wurde er zum Geſandten in Brüſſel ernannt.

Der Herbſt 1850 brachte in der Lage Deutſchlands große Veränderungen hervor — es kam zum längſt vorausgeſehenen Bruche. Oeſterreich, wenigſtens für den Augenblick in ſeinem Innern beruhigt, trat nun entſchieden den weiteren Unionsbeſtrebungen Preußens entgegen, welches auf dieſem Wege, nach dem Vorgange der beiden Hohenzollern, immer mehr kleine Bundesſtaaten einzuverleiben gedachte. Der am 2. September wieder zu Frankfurt eröffnete Bundestag bot allen deutſchen Fürſten, welche eine Zertrümmerung der Verfaſſung nicht wünſchten, einen Anhaltspunkt und Schutz gegen fernere Gefahren. Nach und nach ſchloſſen ſich auch Regierungen an, welche bisher zur Union gehalten hatten, und ſo fand ſich Preußen immer mehr iſolirt. Dazu kam, daß ſich Oeſterreich nun auch thätiger der Streitfragen annahm, welche Deutſchland bewegten; die ſchwarzgelben Fahnen flatterten an der Nordſee und Exekutionstruppen rückten, die geſtörte Ordnung wieder herzuſtellen, nach Kurheſſen. Preußen concentrirte, dem weiteren Umgreifen der kaiſerlichen Waffen entgegenzutreten, ſeine Armee, und ſo kam es, daß im Oktober ſeine Truppen auch bis auf den letzten Mann aus dem Großherzogthum Baden zurückgezogen wurden. In Karlsruhe ſelbſt aber fand in Folge dieſer

Ereigniſſe eine Perſonalveränderung in der Art ſtatt, daß Miniſter Klüber die Leitung des auswärtigen Departements dem Freiherrn L. v. Rüdt-Collenberg überließ.

Während dieſer Zeit hatte auch eine Zuſammenkunft mehrerer deutſchen Fürſten mit dem Kaiſer Franz Joſeph in Bregenz ſtattgefunden.

Um die ſeit Jahr und Tag mit dem Wiener Kabinette abgebrochenen diplomatiſchen Verbindungen wieder anzuknüpfen, wurde ich Mitte November vom Großherzog in außerordentlicher Miſſion dahin abgeſendet. Es war gerade der wichtigſte Wendepunkt in den verwirrten deutſchen Angelegenheiten. Eine Maſſe von Truppen hatte ſich in Böhmen angehäuft; ebenſo zogen in Eilmärſchen preußiſche Regimenter der entgegengeſetzten ſächſiſchen Grenze zu. Jeden Augenblick erwartete man in ängſtlicher Spannung den Ausbruch des Bruderkampfes — da ergab ſich noch in letzter, aber guter Stunde ein Hoffnungsſchimmer und eine in Olmütz verabredete Zuſammenkunft ſollte Deutſchland die Schmach eines Krieges erſparen, welcher, wie er auch immer ausgehen mochte, nur beiden Theilen nachtheilig ſein konnte. Fürſt Schwarzenberg und Herr v. Manteuffel kamen wegen der Bedingungen überein, welche endlich zu einem Verſtändniſſe führen ſollten, und hier war es wieder der Kaiſer Nikolaus von Rußland, dem das Verdienſt zukam, durch eine ernſte, thätige Vermittlung die ſchon über ganz Deutſchland ſchwebende Gefahr glücklich abgewendet zu haben.

Es war gerade an dieſem denkwürdigen 29. November, als mir der Kaiſer Franz Joſeph in Gegenwart des Unterſtaatsſekretärs v. Werner Audienz ertheilte. Noch den Tag zuvor hatte ich eine lange Unterredung mit Meyendorf, der, als ruſſiſcher Geſandter beglaubigt, mit einem nicht genug anzuerkennenden Eifer die Vermittlerrolle in Olmütz übernommen.

Das Nächſte, was man nun für die Beruhigung Deutſchlands in Ausſicht ſtellte, war die Abhaltung von Miniſterial-

Conferenzen in Dresden, und in den letzten Tagen traf ich mit Herrn v. Rüdt in dieſer Stadt zuſammen, um von da vorerſt wieder nach Karlsruhe zurückzukehren.

Der Olmützer Vertrag, ſo erfreulich er auch in mancher Beziehung in ſeinen Ergebniſſen war, erreichte doch den Hauptzweck einer völligen Ausſöhnung zwiſchen beiden Großmächten nicht. Das ſchon halb gezuckte Schwert kehrte zwar wieder in die Scheide zurück, aber es war in den beiderſeitigen Verhältniſſen ein Stachel geblieben, der bei dem geringſten Anlaſſe die Spaltung zu erweitern drohte und einen abermaligen Bruch befürchten ließ. Preußen warf Oeſterreich, wohl nicht mit Unrecht, vor, ſich ſeines Uebergewichts bewußt, den verſöhnten Feind zu ſehr gedemüthigt zu haben, und Oeſterreich, ſeinen eigentlichen Vortheil verkennend, reichte wirklich dem ſchwächeren Gegner die Hand nicht in der Art, wie man ſich's erwartete. Dieſe gegenſeitigen Gefühle wirkten denn auch lähmend auf die Dresdener Verhandlungen zurück; ſie zogen ſich bis in den Mai hinaus; man konnte ſich, wie vorauszuſehen, nicht verſtändigen, und Preußen, bei der Unmöglichkeit, ſeine eigenen Bundesreformplane durchzuſetzen, willigte zuletzt lieber einfach in die Wiederherſtellung der alten, vor zwei Jahren gewaltſam unterbrochenen Verhältniſſe und erklärte, den Bundestag, mit den bisher noch nicht eingetretenen Staaten, beſchicken zu wollen. Viele erprobte Geſchäftsmänner hatten ſich in Dresden verſammelt; manche gelungene Ausarbeitung führte zu zweckmäßigen Vorſchlägen, doch Alles wurde zuletzt nur als „ſchätzbares Material" bei Seite gelegt, und es blieb außer dieſem von jener Verſammlung wohl kaum ein anderes ſichtbares Erinnerungszeichen übrig, als das große Bild, welches der ſächſiſche Hofmaler Vogel von dem Sitzungsſaale mit den berathenden Bevollmächtigten entwarf.

Doch mit der Rückkehr nach Frankfurt war noch nicht jene Ruhe, jenes Gleichgewicht wieder gefunden, wodurch ſich die Bundestagsverhandlungen vor 1848 während 30 Jahren auszeichneten.

Allerdings hätten ſich auch zu dieſer Zeit Gründe zu Zerwürfniſſen genug und Oeſterreich hinreichend Anlaß gefunden, ſich über Separatunterhandlungen, wie etwa jene des Zollvereins, zu beſchweren; doch man verlor in Wien nie aus den Augen, daß Preußen eine deutſche, gleichberechtigte Macht war und man der Erhaltung des inneren Friedens auch ſelbſt Opfer bringen müſſe; ebenſo kam Preußen den Anſprüchen Oeſterreichs, wo immer möglich, rückſichtsvoll entgegen. Nun hatte ſich aber die Lage der Dinge verändert; in erbitterter Stimmung trat man wieder in Frankfurt zuſammen, und was Olmütz an Hader geſäet, was Dresden nicht auszugleichen vermochte, brach ſich nun bei jeder Gelegenheit Bahn. Preußen zeigte ſich in allen Fragen immer gereizter, immer weniger geneigt, ſich den Bundesbeſchlüſſen zu unterwerfen, und ſo ſtehen wir nun wieder auf dem Punkte, abermals das ſchon Erfahrene durchleben zu müſſen, den vor 12 Jahren unterdrückten Kampf wieder auf's Neue entzündet zu ſehen.

In Folge der Dresdener Beſtimmungen wurde Freiherr Auguſt v. Marſchall zum großherzoglichen Bundestagsgeſandten ernannt und ich kehrte, nach einem achttägigen Aufenthalt in Dresden, Mitte März auf meinen früheren Poſten nach Wien zurück. — Der Großherzog, welcher den ganzen Winter über leidend geweſen, zuletzt von den Maſern befallen worden war, empfing mich noch in ſeinem Krankenzimmer. Ich dankte ihm für meine Wiederanſtellung und Ernennung zum geheimen Rathe und beurlaubte mich bei dem edlen Fürſten ohne Ahnung, daß es ein Abſchied für das Leben ſein würde! Eine ganze Reihe von Briefen, in denen er, mehr meinen guten Willen und Dienſteifer, als wirkliche Verdienſte anerkennen konnte und mich ſeiner Gnade verſicherte, liegt vor mir, und ſie ſind für mich jetzt noch Lichtpunkte in der Erinnerung!

Vierzehnter Abſchnitt.

(1851 — 1856.)

Inhalt: Wien. Oeſterreichiſche Politik, Finanzen und Armee. Reiſen des Kaiſers. Hohe Gäſte in Wien Ausflug nach Mähren. Aufenthalt in Iſchl. Die Prinzen Friedrich und Karl von Baden. Die Geſchwornengerichte. Der Staatsſtreich in Paris und die kaiſerlichen Dezemberdekrete in Wien. (1852.) Die Zollvereins-Conferenzen. Die Großfürſten Nikolaus und Michael. Feſte. Der Tod des Fürſten Schwarzenberg. Das Miniſterium und die Geſandtſchaftsposten. Das Ableben des Großherzogs Leopold von Baden. Kaiſer Nikolaus in Wien. Paraden. Rundreiſe des Kaiſers Franz Joſeph in Ungarn. Lager von Palota. Der Regent von Baden in Wien. Verleihung des goldenen Vließes. Herr v. Bourqueney. (1853.) Attentat auf den Kaiſer. Todesfälle. Beſuch dreier Könige — von Belgien, Preußen und Bayern. Das Caroussel. Das Lager von Olmütz und die Zuſammenkunft in Warſchau. Ausbruch des Kriegs Rußlands mit der Türkei. Ueberſicht. Aufenthalt in Baden-Baden. Tod der Prinzeſſin Amalie von Schweden. (1854.) Friedensverhandlungen. Griechenland. Wiener Konferenz. Haltung des diplomatiſchen Corps. Die feierliche Vermählung des Kaiſers. König Don Pedro V. von Portugal. Todesfälle. Der Krimmkrieg. Allianzen. (1855.) Entbindung der Kaiſerin. Tod des Kaiſers Nikolaus. Friedenskongreß in

Wien. Einnahme Sebaſtopols. Das Concordat. (1856.) Münzkonferenz. Der Pariſer Friedensvertrag. Verſammlung der Biſchöfe der Monarchie in Wien. Neubauten und bildende Künſte. Das Arſenal. Sir Hamiltonn. Seymour. Rückblicke. Meine Abberufung. Die letzte Zeit in Wien.

Als ich mich in Wien — dießmal in einer Baſteiwohnung — wieder eingerichtet, galt es vorerſt, mich in die gänzlich veränderten Verhältniſſe einzuleben. Bei Fürſt Schwarzenberg fand ich, wie immer, den freundlichſten Empfang, und mit meinen Kollegen hatte ich bald wieder die früheren Beziehungen aufgenommen.

Es mußte nun vor Allem der Zuſtand der Monarchie unſere lebhafte Aufmerkſamkeit erregen, denn kein anderer Staat in Europa befand ſich in einer ſeltſameren Lage; ein Studium derſelben bot daher ein reiches Feld zu vielen, aber auch den verſchiedenartigſten Betrachtungen. In den Kronländern war ſcheinbar wenigſtens Alles zu einer gewiſſen friedlichen Ordnung zurückgekehrt, doch trug die innere Verwaltung entſchieden den Charakter des Proviſoriſchen; es war da ſo wenig etwas geregelt, wie in den Beziehungen zu den auswärtigen Mächten. Es trat daher mit jedem Tage dringender die Frage an die Regierung heran, wie ſie den Uebergang zu einem geordneteren, geſetzlichen Zuſtand der Dinge vorbereiten und durchführen würde? Mit ſichtbarem Widerſtreben beſchäftigte ſie ſich mit der Erledigung dieſer Frage, und das Jahr 1851 ging darüber hin, ohne daß es ſchien, als ſei man zu einem beſtimmten Beſchluſſe gekommen. Zwei Pläne verfolgte das Kabinet jedoch mit Vorliebe: der eine, nach Außen gerichtet, war der Wunſch, die Geſammtmonarchie in den deutſchen Bund aufgenommen zu ſehen, der zweite die Idee eines öſterr. Einheitsſtaates. Beide Projekte ſtießen ſelbſtverſtändlich auf zahlloſe Schwierigkeiten, und ſo eifrig ſie auch Fürſt Schwarzenberg

durchzuſetzen bemüht war, ſo mußte er doch, der Nothwendigkeit weichend, ihre Wiederaufnahme einer ſpäteren Epoche vorbehalten.

Während dieſer Verhandlungen wandte man die größte Sorgfalt der Organiſation der Armee wie der Ordnung der Finanzen zu. Die letzteren, der wahre Krebsſchaden Oeſterreichs, waren der ebenſo treuen als umſichtigen Verwaltung des ausgezeichneten Miniſters Ph. v. Kraus anvertraut. Er hatte mit ſeltener Geiſtesgegenwart und Aufopferung ſein mühevolles Amt während der Sturmperiode fortgeführt, den Staatsſchatz gerettet, und mit wahrer Befriedigung las man nun ſeinen zur öffentlichen Kenntniß gebrachten Vortrag an den Kaiſer vom 23. April. Entwarf dieſe Darſtellung auch, wie es wohl nicht anders ſein konnte, ein ungemein trübes Bild von der Finanzlage, ſo lag doch wieder ein beruhigender Gedanke in der Erwartung, daß von nun an jährlich ein regelmäßiges Budget entworfen und bekannt gemacht werden würde. Es verband ſich damit die Hoffnung, daß ſich das gehörige Gleichgewicht zwiſchen Staatseinnahmen und Ausgaben endlich finden und mit dem wiederkehrenden Kredit auch das allgemeine Vertrauen heben werde. Die Kriegslaſten hatten ungeheuere Summen verſchlungen, ebenſo waren ganze Provinzen mit ihren Steuern im Rückſtand geblieben. Dieſe Ausfälle zu decken, trug denn der Finanzminiſter, wie zu allen Zeiten, zunächſt dringend auf Verminderung des Armeeaufwandes an. Die ſpäteren Ereigniſſe machten auch dieſe Erwartungen theilweiſe zu illuſoriſchen, dennoch blieb es immer verdienſtlich, wenigſtens eine neue Bahn vorgezeichnet zu haben. — Von den weiteren Perſonal- und anderen Veränderungen nehme ich mir vor, im Zuſammenhange ſpäter zu ſprechen.

Der kaiſerliche Hof hatte während dieſes Sommers ſeinen Aufenthalt in Schönbrunn, ſpäter in Iſchl genommen und den Beſuch des Königs Otto von Griechenland und der großherzoglich heſſiſchen Herrſchaften erhalten. Der helleniſche Monarch,

welcher ſpäter noch öftere Erſcheinungen in Wien machte, trug immer die Nationalkleidung, die, ſo maleriſch ſie iſt, doch nie ſo recht zu ſeinem Aeußeren paſſen wollte. — Der Kaiſer ſelbſt aber war in beſtändiger Bewegung; in Venedig mit Jubel empfangen, begab er ſich ſpäter auch nach Mailand und Verona, ſuchte da überall auszugleichen, ſo viele Wunden zu heilen, und die ganz zeitgemäße Verleihung eines Freihafens an Venedig weckte erloſchene Sympathien wieder auf. An dieſe Reiſen ſchloß ſich ein Beſuch des Kaiſers in Begleitung Radetzky's in dem Uebungslager bei Olmütz an.

Das Wiener Kabinet, nun weniger mit auswärtigen Fragen beſchäftigt, ſetzte doch die unerfreulichen Verhandlungen wegen Holſtein fort und gerieth mit dem immer ſchrofferen engliſchen Miniſterium vielfach in Konflikt; denn nicht nur fanden die italieniſchen und ungariſchen politiſchen Flüchtlinge dort eine gaſtliche Aufnahme, ſie wurden auch noch in ihren Umtrieben unterſtützt, und während Koſſuth als der Held des Tages einen triumphartigen Einzug in London hielt, mißhandelte bekanntlich bald darauf der Pöbel den greiſen Feldherrn Haynau.

Ungeachtet der verwirrten Lage Europa's führte England, im ſtolzen Selbſtgefühle der bewahrten Ruhe, die erſte Weltausſtellung durch; der Prinz-Gemahl ſtellte ſich an die Spitze des Unternehmens, und den einſtigen Feenpaläſten ähnlich, erhob ſich nun in Wirklichkeit ein rieſenhaftes Kryſtallgebäude im Hydepark.

In Frankreich ſchleppten ſich die republikaniſchen Zuſtände unter ſtürmiſchen Sitzungen der Aſſemblée fort.

In Warſchau traf Kaiſer Nikolaus mit dem König von Preußen zuſammen.

Im öffentlichen Leben Wiens hatte ſich nur wenig verändert; es gingen die Theater wie die Gartenbeluſtigungen ihren gewohnten Lauf, doch vermißte man die einſtige unbefangene Heiter-

keit, und die Genußſucht ſelbſt hatte nicht mehr wie früher den gemüthlichen Anſtrich. An die Stelle von Johann Strauß war ſein minder begabter Sohn, jedoch mit größeren Prätenſionen, getreten; andere Muſikgeſellſchaften, wie die ſo ausgezeichneten Regimentsbanden, ſuchten ihn zu verdrängen. Die Wiener konnten aber immer über dem jungen Strauß und Lanner nicht die talentvolleren Väter vergeſſen, und mit wehmüthiger Theilnahme war eine große Menſchenzahl dem Sarge des „erſten" Strauß gefolgt, hinter dem man ſeine mit ſchwarzem Flor umhüllte Violine trug. Er war 1849 in den beſten Jahren einem Scharlachfieber erlegen.

Die politiſchen Ereigniſſe waren auch nicht ohne Rückwirkung auf das Burgtheater geblieben und ſogar H. Laube zum artiſtiſchen Direktor ernannt; die Richtung, welche er der Anſtalt gab, war zwar nicht immer nach dem Geſchmacke aller Beſuchenden, doch ließ ſich eine bühnenkundige Hand, eine gewiſſe Gewandtheit in der Leitung nicht verkennen. Ausgezeichnete Schauſpieler wurden gewonnen, und das Repertoir, wenn auch nicht immer ſeine Auswahl, bot doch offenbar mehr Abwechslung. Die Scenirung, das Zuſammenſpiel ließen auch fortan nichts zu wünſchen übrig und Publikum wie Kaſſe fanden ſich vollkommen befriedigt. — Oper und Ballet zogen ſich, wie es in dieſen beſchränkten, den jetzigen Anforderungen ſo wenig entſprechenden Räumen möglich war, fort. Auch eine italieniſche Oper war nach langer Zeit wieder erſchienen, und die Wiener waren großſtädtiſch oder gutmüthig genug, um den fremden Sängern nicht die gemeine, ungünſtige Aufnahme entgelten zu laſſen, welche jenſeits der Alpen deutſche Sänger und ſelbſt Italiener gefunden, wenn ſie von Wien zurückgekehrt waren. Von deutſchen Opern erregte der von Meyerbeer ſelbſt geleitete „Prophet" mit ſeiner elektriſchen Sonne und ſeinen Schlittſchuhen das meiſte Aufſehen. Im Ballette erhielt ſich Satanella — Taglioni — als entſchiedener Liebling.

Die Theater der Vorſtädte, welche während der Unruhen

die ihnen zu Gebote ſtehenden Kräfte in der unwürdigſten Weiſe mißbraucht hatten, fingen, wohl gezwungen, wieder an, in eine beſſere Bahn einzulenken. Jedes edlere Gefühl empörende Parodien, Tendenzſtücke der verwerflichſten Art wichen nun patriotiſchen Ergüſſen, begeiſternden Kriegsſcenen, dem Weißiſchen Kinderballette und den jetzt ſo harmlos gewordenen Poſſen von Kaiſer, Elmar, Berla u. A., gehoben durch das draſtiſche Spiel der weltbekannten Komiker. Auch Neſtroy wirkte fortwährend mit der Feder wie auf der Bühne; doch, zogen ſeine Stücke nicht immer wie früher an; auch ſeine Muſe konnte ſich dem berauſchenden Taumel der Zeit nicht entziehen, und ich war ſelbſt eines Abends Zeuge, wie ein ſolch mißrathenes Kind den Dichter in die peinliche Verlegenheit ſetzte, ſich vor dem Parterre zu entſchuldigen und zu verſprechen, künftig Beſſeres zu leiſten. In der Folge hatten die Wiener Spaßmacher, zu denen ſich auch Treuman geſellte, einen Wettkampf an Laune und gelungener Traveſtirung mit Levaſſor zu beſtehen.

Eine andere, viel ungewöhnlichere Erſcheinung war der Neger Ira Albridge, welcher, umgeben von einer höchſt mittelmäßigen Geſellſchaft, engliſche Dramen im Karltheater zum Beſten gab. War mir ſchon im Allgemeinen die brittiſche Deklamations- und unnatürliche Spielweiſe immer unangenehm geweſen, ſo wurde mir der ſchwarze Mime mit ſeinem Geſchrei und übertriebenen Weſen ganz unleidlich, obwohl nicht zu läugnen war, daß ſeine Darſtellung des „Otello" eine begreifliche Anziehungskraft übte.

Ungleich mehr befriedigte mich eine andere fremde Künſtlernatur — die Riſtori, die an Reinheit des Organs, Kraft des Ausdrucks und maleriſchen Attituden nicht leicht erreicht werden kann.

Endlich muß ich noch des Pepita-Fiebers erwähnen, das die Balletfreunde Wiens in ebenſo abgeſchmackter Weiſe ergriff, als anderwärts.

Einen neuen äſthetiſchen Genuß gewährten mir die Vorleſungen Shakeſpeare'ſcher Dramen durch Holtei; es war nicht möglich, mit richtigerer Betonung und mehr Kraftaufwand zu leſen, als dieſer ſchon in Jahren vorgerückte talentvolle Mann; ich habe Tieck nie gehört, aber dennoch befriedigten mich dieſe unterhaltenden Vorträge in ebenſo hohem Grade, als die zahlreich ſich dabei einfindenden Zuhörer, welche einer ſo ſeltenen Begabung ihre volle Anerkennung zollten.

Außer Vieuxtemps, Ernſt, Servais, Th. Milanollo und anderen reiſenden Künſtlern war Jenny Lind — dießmal nur als Concertſängerin — an der Seite eines unanſehnlichen Gatten erſchienen; ſo ſehr ſie auch wieder durch ihre Lieder entzückte, ſo war für ſie doch die eigentliche Blüthezeit vorüber; nur im Frühling ſchlägt die Nachtigall!

Auf einem Ausfluge nach Mähren lernte ich die anziehendſten Theile dieſes Kronlandes kennen. Feldsberg und Eisgrub, auf deren großartige Anlagen die Fürſten Lichtenſtein ſo viel verwendet, erregen die Bewunderung aller Kunſt- und Naturfreunde. Weniger ſprach mich Brünn mit ſeinem traurigen „Spielberge“ an, während das benachbarte Adamsthal voll überraſchender Schluchten und wildromantiſchen Felspartien um ſo ſehenswerther iſt, als man nur ſelten davon ſpricht. Die furchtbare Höhle „Maczuka“ ſoll der alten ſlaviſchen Sage nach ſogar Adam und Eva zum vorübergehenden Zufluchtsorte gedient haben; jetzt läßt man, wohl ſymboliſch, nur eine arme „Ente“ auf einem reißenden Bergſtrome unter Felſenwänden durchſchwimmen, bis ſie eine Stunde nachher wieder an dem entgegengeſetzten Ende der Schlucht das Tageslicht erblickt. Unaufhörlich hämmern die fürſtlich Salm'ſchen Eiſenwerke und beleuchten Nachts mit röthlichem Schimmer das unheimliche Thal.

Mitte Juni begab ich mich nach Linz, um auf ihrer Durchreise die Großherzogin Sophie zu begrüßen, welche in Begleitung des Prinzen Karl von Baden ſich nach Iſchl begab, um dort einen längeren Badeaufenthalt zu nehmen.

Dieſer junge Prinz war beſtimmt in kaiſerliche Kriegsdienſte zu treten und vom Kaiſer zum Lieutenant in dem durch ſeine Heldenthaten ausgezeichneten zehnten Jägerbataillon ernannt worden. Der Prinz kam deßhalb im Auguſt nach Wien, wo ich die Ehre hatte, ihn an den kaiſerlichen Hof in Schönbrunn und bei ſeinen anderen Ausflügen, endlich nach Iſchl ſelbſt zu begleiten. Hier erwarteten mich nun ebenſo intereſſante als bewegte Tage. Die kaiſerliche Familie war nach den langen politiſchen Zerwürfniſſen wieder zum erſten Male mit dem preußiſchen Königspaare zuſammengetroffen; die Großherzogin Sophie und die Prinzeſſin Amalie von Schweden vermehrten mit dem Großherzog von Heſſen den Kreis der hohen Verwandten, denen ſich die Herzogin von Cambridge mit der Prinzeſſin Mary anſchloß. Schwarzenberg und Mannteufel, umgeben von einer Schaar Diplomaten, Grünne in der Mitte vieler Generale, bildeten einen glänzenden Hofſtaat. Es fehlte nicht an Bällen, Concerten, Landpartien, und Mittags wie Abends verſammelte die Erzherzogin Sophie die hohen Gäſte, deren täglich zunehmende Zahl die beſcheidenen Räume ihrer Wohnung kaum zu faſſen vermochte. Leider begünſtigte der Himmel dieſen Aufenthalt nicht, denn, wie nicht ſelten in dieſen Gebirgen, ſtrömte unaufhörlich Regen herab und der König von Preußen bemerkte ſcherzend, daß es für Iſchl keine Sonne geben müſſe, denn noch nie habe er ſie da geſehen!

In der Hälfte September hatten alle Herrſchaften Iſchl wieder verlaſſen und ich folgte der Großherzogin Sophie nach Linz, wo ſie ſich von ihrer durchlauchtigſten Schweſter trennte, mit welcher ich ſodann auf dem Dampfſchiffe nach Wien zurückkehrte. Prinz

Karl beurlaubte ſich noch in ſeiner neuen Uniform zu Karlsruhe, und begab ſich dann vorerſt in die Garniſon nach Florenz.

Bald darauf war jedoch auch Prinz Friedrich von Baden auf ſeiner Rückreiſe aus Italien, wo er den Herbſtübungen der Armee unter Radetzky beigewohnt hatte, zu einem mehrtägigen Beſuche nach Wien gekommen.

Um jene Zeit endete mit 73 Jahren in dem benachbarten Frohsdorf die Tochter Marie Antoinettes, M. Thereſe, Herzogin v. Angoulême, in den Armen des Herzogs von Bordeaux, ihres Neffen, ein durch ſo wechſelvolle Schickſale vielgeprüftes Leben!

Kaum war ich wieder in Wien eingetroffen, als Fürſt Metternich nach 3½jähriger Abweſenheit dahin zurückkam. Er hatte von Belgien aus den Johannisberg beſucht und fand nun mit einer begreiflichen Genugthuung die ſelbſtgebaute, ſo geſchmackvoll wie bequem eingerichtete Villa wieder. Er umgab ſich da mit ſeinen Büchern, Kunſtſchätzen und gar vielen Andenken einer an Erinnerungen ſo reichen Zeit. Einige Freunde des Hauſes bewillkommten freudig die heimgekehrte Familie.

Der Haß und die Erbitterung, welche ſich 1848 gezeigt, galten mehr den politiſchen Grundſätzen des Fürſten, als ſeiner Perſon; man war gewohnt mit ſeinem Namen ein Syſtem zu bezeichnen, und beide den Verwünſchungen der Parteien Preis zu geben. Der Fürſt verließ nur ſelten ſein Kabinet, erſchien beinahe nie öffentlich und war daher der Bevölkerung Wiens wenig bekannt. Seine Perſönlichkeit war aber durchaus nicht der Art, gehäſſige Leidenſchaften zu erwecken, und in ſeiner Zurückgezogenheit zeigte er, mehr als zu einer anderen Zeit, wie fremd ihm jeder Groll, wie ſehr Nachtragen, Rachegefühle durchaus nicht in ſeiner Natur lagen; Klagen, liebloſe Urtheile kamen nie aus ſeinem Munde. Höchſtens ſagte er, wenn ihm etwas beſonders auffiel, mit einem gutmüthigen Lächeln: cüriös! Von Göthe erzählte man, daß er bei ſolchen Anläſſen: „wunderlich genug!“ ausgerufen habe.

Wie oft, bei ihren ſeltſamen Erlebniſſen, mögen die beiden alten Herren ſich dieſer Ausdrücke bedient haben!

Der Fürſt führte nun ſeine gewohnte Lebensweiſe fort, ſchrieb den Morgen über Briefe, auch Memoiren, wie man ſagt, ordnete ſeine Papiere wie die etwas verwickelten Privatangelegenheiten und wurde in dieſen Geſchäften durch häufige Beſuche unterbrochen, mit welchen ihn der Kaiſer, die Erzherzoge, auswärtige Fürſten wie Miniſter und Geſandte beehrten. Der Salon erinnerte in ſeiner Lebhaftigkeit an frühere Zeiten, nur mit dem Unterſchiede, daß keine andere Rückſicht die Beſuchenden beſtimmte, als jene der Anhänglichkeit und Verehrung. Im Sommer erfreute ihn dann der Blumenflor in ſeinem ſchönen Garten, oder erheiterte ihn eine Reiſe nach ſeinen Beſitzungen. Ueberhaupt aber hatte ſich Metternich eine Friſche des Gedächtniſſes und der Eindrücke zu bewahren gewußt, welche Vergangenheit wie Gegenwart mit gleicher Theilnahme umfaßte. Litteratur und Kunſt regten ihn immer gleich an, ſowie er denn auch mit einem, bei ihm ſo begreiflichen Intereſſe die Tagesgeſchichte verfolgte. Nur an ſeinen Geburts- und Namenstagen verſammelte er Verwandte und Freunde zu größeren Mittagstafeln, und beſuchte Abends nie Geſellſchaften oder Theater.

Eine zunehmende Taubheit wurde ſeinem geſelligen Sinne immer empfindlicher; er konnte nicht mehr an allgemeinen Geſprächen Theil nehmen, doch ſtörte ihn dies nicht in ſeiner heiteren Laune, und oft vertiefte er ſich auch Abends in die Leſung irgend eines politiſchen Werkes, das er gewöhnlich mit Randbemerkungen verſah. War aber von ſeiner eigenen Amtsthätigkeit die Rede, ſo ſah er mit ungetrübten Blicken darauf zurück; er hatte die Monarchie auf eine Höhe der Macht und äußeren Anſehens gebracht, deren ſie ſich zu keiner anderen Epoche erfreute, hatte nie einen ungerechten Krieg heraufbeſchworen, nie einen für Oeſterreich ſchmachvollen, oder auch nur demüthigenden Frieden unterſchrieben; Schwächen und Irrthümer hatte er aber mit den Staatsmännern

aller Zeiten gemein. Mit philoſophiſcher Ruhe belächelte daher Metternich die Anfeindungen der Mitwelt und im Hinblick auf Alles, was ſich nun rings um ihn ergab, glaubte er einer unparteiiſchen Geſchichte getroſt das Endurtheil überlaſſen zu dürfen. Je einſeitiger und verläumderiſcher gewiſſe Schilderungen des Charakters des Fürſten, wie ſeines Familienlebens ſind, deſto mehr glaubte ich hier die hiſtoriſche Wahrheit wieder zur Geltung bringen zu müſſen. An Parteileidenſchaft und Gehäſſigkeit hat aber in jeder Beziehung Hormeyer alle Schriftſteller übertroffen, und was er in ſeinem cyniſch-barbariſchen Style über jenen Gegenſtand ſagt, wird zum Zerrbilde, und kann nur den lügenhafteſten, erbärmlichſten Schmähſchriften beigezählt werden. Wenn ich mir aber überhaupt die entſchiedenen Feinde des Fürſten zurückrufe, ſo kann ich mir nur Glück wünſchen, zu ſeinen Anhängern zu gehören.

Im Herbſte erſchien bei Manz und Hügel in Wien von mir eine politiſche Brochüre: „Einundfünfzig Zeichen der Zeit.“ Sie entſtand unter dem Eindrucke der gewaltigen Ereigniſſe der jüngſt vergangenen Jahre, und ich freute mich des Anklangs, welchen dies kleine Werk bei Geſinnungsverwandten fand.

Gegen Ende d. J. war auch von Wien aus die Telegraphenlinie mit dem Großherzogthume eröffnet und nie hatte ich früher vermuthen können, daß ich auf eine Anfrage in Karlsruhe die Antwort erhalten würde, ohne mich nur von meinem Schreibtiſche zu erheben.

Die Einführung der Geſchwornengerichte brachte ein ganz neues Schauſpiel nach Wien und wie in jedem Lande prägte ſich auch hier dieſe Anſtalt wieder in ganz eigenthümlicher Weiſe aus. Bei der kurzen Zeit ihres Beſtehens konnte man über ihre Wirkſamkeit immerhin nur gewagte Schlüſſe ziehen. Ueberhaupt ſind über die praktiſche Bedeutung der Schwurgerichte in Deutſchland

die Akten noch lange nicht geſchloſſen und es eröffnet ſich hier ein weites Feld für juridiſche Controverſen. Man nimmt bei uns an, daß die Jüry dem urſprünglich deutſchen Schöppengerichte nachgebildet ſei, und ohne hierüber mit den Rechtsgelehrten ſtreiten zu wollen, glaube ich, daß jedenfalls nur wenig davon in die Art der heutigen Verhandlungen übergegangen iſt. Auch den weiteren Einwurf, welchen man den Gegnern vorhält, wollen wir nicht in ſeinem ganzen Umfange gelten laſſen, den nämlich, daß allenthalben, wo dies neue Inſtitut noch eingeführt worden, es ſich dergeſtalt mit den Sitten, Wünſchen und Bedürfniſſen der Bevölkerung verwachſen, daß eine Abſchaffung nicht mehr möglich geweſen wäre. Ich weiß nur, daß viele Staatsbürger die Ausübung ihres Amtes als Geſchworne für eine wahre Laſt, für Zeitverſäumniß, für eine unnöthige, mit Opfern verbundene Plage halten, die ſie ihren gewohnten Geſchäften entzieht. Aber auch abgeſehen von dieſem hier nicht maßgebenden Bedenken ſollte man ſich denn nicht lieber, ſtatt die Anſtalt der Geſchworenengerichte für etwas Heiliges, Unantaſtbares zu erklären, mit dem Gedanken beſchäftigen, das fremdartige Inſtitut mit unſeren Anſchauungen mehr in Einklang zu bringen und ſtatt ſich ſtarr an die einmal gegebenen Formen zu halten, die auffallenden Gebrechen zu heilen? Könnte man etwa mit den unbeſtreitbaren Vortheilen des geheimen Verfahrens und gelehrter Richter nicht ein öffentliches Zeugen- und Schlußverhör verbinden, um gehörige Bürgſchaft für gerechte Ausſprüche zu gewähren und den oft offenbar unter ſich widerſprechenden oder ungleichen Verdikten vorzubeugen? Dazu kommt, daß das Amt des öffentlichen Anklägers immer als ein gehäſſiges erſcheint; in den Augen des gewöhnlichen, müßigen und gaffenden Publikums, das oft nur zu leicht Partei für den Angeklagten nimmt, tritt die richterliche Behörde gleichſam wie die Hand nach einer Beute ausſtreckend auf, die ſie ſich nicht entſchlüpfen laſſen will. Selbſt Gebildetere können ſich bei beſonderen Anläſſen dieſes

peinlichen Gefühls nicht immer erwehren. Im entgegengesetzten Fall, wenn die Verhandlungen oder der Ausgang den Erwartungen der Bevölkerung nicht entspricht, so läßt sich der Pöbel in seiner vorgefaßten Meinung oft zu Zornausbrüchen verleiten, welche sich nicht mit der ernsten Würde der Gerechtigkeitspflege vertragen. Von dem Gerichtssaale gehen sodann diese Eindrücke auf die Bierbänke, in die Blätter über, und die Journalistik beutet die Verhandlungen gehörig aus, umgibt sie mit dramatischem Interesse, und richtet sie ihren neugierigen, emotionssüchtigen Lesern zu.

Ich habe mich oft und viel mit diesen Fragen beschäftigt, selten eine sich mir darbietende Gelegenheit, den Sitzungen von Geschworenen beizuwohnen, versäumt und in Frankreich, Belgien wie in Deutschland die lehrreichsten Erfahrungen gesammelt. Immer aber drängten sich mir da Bedenken auf, welche sich zunächst auf die Personen, dann aber auch wieder auf die Gattung der abzuurtheilenden Verbrechen bezogen. Der Grundsatz der Gleichheit Aller vor dem Gesetze erleidet hier gar viele beklagenswerthe Ausnahmen. Ein Mann von Bildung, eine Frau aus höheren Ständen, ein junges Mädchen als Angeklagte oder Zeugen, schuldig erkannt oder freigesprochen, gleichviel! erdulden doch ohne allen Zweifel ungleich größere moralische Qualen, als der stumpfsinnige oder gemeine Verbrecher, als der freche, entartete Sträfling, welcher mit cynischer Freude sich oft noch als den Helden eines Dramas betrachtet, auf den alle Augen gerichtet sind. — Gewisse Gesetzesübertretungen aber können nur mit dem größten Nachtheil für die Sicherheit oder die Moral öffentlich bestraft werden. Bei politischen Verschwörungen, ausgedehnten Räuberbanden, wo ein gewisser Terrorismus auf die Meinung des Tages drückt, die Furcht vor der Rachesucht der Betheiligten die Geschworenen einschüchtert, wirken Schrecken oder Drohungen gleich mächtig ein. Auch ist nicht zu berechnen, wie viel böser Same durch solche Ausstellung in jungen, unerfahrenen Gemüthern ausgestreut, wie

die Gerichtshalle nur zu oft zur Schule des Verbrechens und bei ihren Enthüllungen ein der Abſchreckungstheorie geradezu entgegengeſetztes Ziel erreicht wird. Als Beiſpiele führe ich nur einige Fälle an, deren Zeuge ich war. So ſtand eines Tages ein des Raubmords Angeklagter vor den Aſſiſen zu Paris. Der angeblich von ihm Ermordete war zufällig von ſeinen Wunden wieder geheilt worden und trat nun als Zeuge gegen den Verbrecher auf. Die Geſchworenen hatten keine „circonstances atténuantes“ wollen gelten laſſen, und der Gerichtshof erkannte nach franzöſiſchen Geſetzen auf die Todesſtrafe. Der widerwärtige Eindruck, welchen dieſe „Cauſe“ in mir zurückließ, wurde bleibend geſteigert, als ich einige Tage nachher die Gipsmaske des Unglücklichen ausgeſtellt ſah. Wer aber das zahlreiche „Blouſenpublikum“ beobachtete, wie es mit Spannung den Zeugenausſagen folgte, ſich ſchon zum Voraus das Reſultat zuflüſterte, mußte ſich überzeugen, daß manche Zuhörer mehr in das Triebwerk der peinlichen Juſtiz, wie der Mittel der Vertheidigung und praktiſcher eingeweiht waren, als viele Rechtsfreunde. Es ſind mir ſpäter manche Fälle vorgekommen, in denen, bei weit gewichtigeren Anzeichen, aus gerade zufällig einwirkenden Gründen, eine mildere Strafe oder gar Losſprechung erfolgte.

Auch in Mainz erinnere ich mich eines Schwurgerichts, wo an einem Vormittag ein 17jähriger Lehrburſche wegen Hausdiebſtahls mit fünf Jahren Gefängniß beſtraft, ein Dienſtmädchen aber von gleichem Alter, wegen deſſelben Vergehens, freigeſprochen wurde. Wo bleibt da, ich wiederhole die Frage, die Gleichheit vor dem Geſetze?

Den Jürtyverhandlungen in Wien nun wohnte ich, ſoviel ich konnte, bei; Richter wie Geſchworene bewegten ſich noch ſchwerfällig in dieſen ungewohnten Formen und die Angeklagten ſo wenig als die Anwälte, die Zeugen ſo wenig als die Zuhörer konnten

ſich noch recht in die neuen Zwiſchenſpiele finden; dabei waren die Räume ungeeignet, ärgerliche Auftritte nicht ſelten.

Die Behandlung eines Falles von „Gotteslästerung“ flößte mir ganz eigene Betrachtungen ein; ich ſagte mir, daß, bei den über dieſes Verbrechen beſtehenden verworrenen Begriffen eine Aburtheilung deſſelben bei „verſchloſſenen Thüren“ vorzugsweiſe wünſchenswerth erſcheinen müſſe. Das Aergerniß, welches bei der Ausſprache der Fluchworte gegeben wurde und nun durch Strafe geſühnt werden ſoll, fand ſich ja bei den öffentlichen Verhandlungen dadurch zehnfach wiederholt, daß jene jedes religiöſe Gefühl verletzenden Läſterungen von den Zeugen fortwährend vorgebracht wurden. — Ich weiß wohl, daß ſolche einzelne Beiſpiele nichts für oder gegen den Werth des Inſtituts beweiſen, bin aber der Meinung, daß es die Aufgabe einer weiſen Geſetzgebung bilde, aus der Summe des bisher Erfahrenen die immerhin nöthigen Verbeſſerungen daran vorzunehmen und ſtets dahin zu ſtreben, daß der oberſte Grundſatz jeder Strafgerechtigkeitspflege: „es werde kein Unſchuldiger beſtraft, es entgehe kein Schuldiger der verdienten Strafe;“ immer mehr zur Wahrheit werde!

In den erſten Tagen des Dezembers wurden wir von der Nachricht des Staatsſtreichs überraſcht, welchen Louis Napoleon ſich erlaubte. Der Eindruck derſelben kam beinahe jenem gleich, welchen die Februarrevolte hervorgebracht. Man ſah dadurch wieder alles in Frage geſtellt, und war auch das verhängnißvolle Wort: „Kaiſerreich“ noch nicht ausgeſprochen, ſo fühlte doch Jedermann, daß der „diktatoriſche Präſident“ nicht ſchüchtern auf halbem Wege ſtehen bleiben, ſich ſeine Geſchicke vielmehr, unaufhaltſamer als je, erfüllen würden. Man ſah in der Wahl des Tages eine Wirkung des Zaubers, welcher ſich für die Napoleoniden an denſelben knüpfte, verhehlte ſich aber auch nicht, daß mit dieſen abergläubiſchen

Ideen der praktischere Wunsch verbunden war, aus einer völlig falschen Lage herauszutreten, seinen Gegnern zuvorzukommen, seine Anhänger zu ermuthigen und der ganzen Welt durch eine kühne That zu imponiren!

Einige Wochen später — am letzten Tage des Jahres — erschienen im Amtsblatte der Wiener Zeitung die kaiserlichen Dekrete, welche die Verfassung vom 4. März 1849 mit allen damit zusammenhängenden sogenannten freisinnigen Institutionen abschafften. Die erste Frage, welche man sich bei dieser auffallenden Nachricht stellte, betraf ihren etwaigen Zusammenhang mit dem Pariser Staatsstreiche. Viele nahmen einen solchen an, ich war jedoch der Ansicht, daß es dieser Auslegung nicht bedürfe, und andere gewichtigere Gründe jene außerordentliche Maßregel hervorriefen. So weit greifend und folgereich jener merkwürdige Erlaß auch war, so erregte er doch weniger Aufsehen, als man hätte erwarten dürfen und selbst die Blätter äußerten sich darüber nicht in ausführlicher Weise. Die Beurtheilung des „zahmen Staatsstreichs," wie man ihn nannte, war freilich, je nach dem Standpunkt der politischen Parteien, eine sehr verschiedene. Die Verfassungsfreunde sahen darin einfach die Rückkehr zum früher verlassenen Systeme; die Gemäßigteren hofften auf einen, der Lage mehr entsprechenden Umbau der Konstitution; die Feinde jeder solcher Anstalten aber wollten, daß sich der Kaiser auf sein gutes Recht und im Falle von Angriffen auf sein tapferes Schwert verlasse. All diesen einseitigen Anschauungen ferne, gab ich mich der Ueberzeugung hin, daß das österreichische Kabinet mit jenen Beschlüssen weder eine Gewaltthat üben, noch auch trügerische Hoffnungen erwecken wollte. Eine Wiederaufnahme absolutistischer Richtungen war ebenso wenig möglich, als die Durchführung einer nach dem gewöhnlichen Muster ausgearbeiteten Verfassung. Es konnte demnach die Regierung größerer Tadel darüber treffen, eine solche Verfassung voreilig ertheilt, als, bei der Gewißheit, sie nicht

vollziehen zu können, dieſelbe widerrufen zu haben. Die Monarchie bedurfte nach ſo ungeheuerer Aufregung nothwendig der Ruhe; man ſchien nach ſo vielen mißlungenen Verſuchen nicht wieder einen neuen anſtellen zu wollen; man fand es gefährlich, abermals die Bahn leidenſchaftlicher Discuſſionen zu betreten, und bei dem verwirrten Zuſtande mehrerer Provinzen, bei dem paſſiven Widerſtande Ungarns zumal, war jetzt gewiß nicht die Ausſicht zu Verwirklichung der Idee eines Einheitsſtaates gegründet. Fand man es daher in Wien gerathen, zuerſt die Grundlagen des neuen Staatsgebäudes auf feſteren Boden anzulegen, alles genau zu ordnen und zu ebnen, die zerrütteten Finanzen zu regeln, aber alle Verbeſſerungen und Erleichterungen, welche die Bewegung dem Lande gebracht, beizubehalten, ſo war, wie mir dünkte, für den Augenblick wenigſtens der richtige Ausweg gefunden, den ſich von allen Seiten aufthürmenden, nicht geringen Schwierigkeiten und Verlegenheiten zu begegnen. Der Zukunft mußte dann freilich vorbehalten werden, ſo Manches dauernd auszugleichen und die Löſung ſolcher Frage eine mehr peinliche als lohnende Aufgabe der hierzu berufenen Staatsmänner ſein.

In jenem Manifeſte kam denn auch eine Stelle vor, in der es heißt: die Geſchwornen-Gerichte ſind „aufzulaſſen.“ Der Ausdruck: „auflaſſen“ in dieſem Sinne gehört jenen an, wie man ſie häufig im öſterreichiſchen Kanzleiſtyle findet und vergebens würde man ſie in einem deutſchen Wörterbuche ſuchen. Dahin zähle ich auch die gewöhnliche Redewendung in den kaiſerlichen Handbilleten: „Ich finde zu beſtimmen“ o. a. m. Es ſcheinen dabei immer einige Worte, wie etwa: „Mich bewogen“ u. dgl. in der Feder geblieben zu ſein. Solche Ausdrucksweiſe geht in Oeſterreich nicht nur auf die Geſchäftsſprache über; auch im gewöhnlichen Leben bedient man ſich ganz fremdartiger Worte, oder legt ſchon bekannten eine andere Bedeutung unter, von der ſich „Adelung“ gewiß nichts träumen ließ!

(1852.) Von nun an ſahen wir uns in eine Zeit erhöhter Thätigkeit und fortwährender Unruhe verſetzt, welche beſonders gegen die behaglichen Zuſtände vor 1848 grell abſtach. Eine Verhandlung, eine Aufregung reihte ſich nun für uns Diplomaten an die andere, und es ſchien als ob mit der fortgeſetzten Bewegung der elektriſchen Telegraphen bei Tag und Nacht ſich auch die Beſorgung der Geſchäfte, nicht mehr nach einem regelmäßigen Laufe richten ließe. Hierzu kamen eine ganze Menge fürſtlicher Beſuche, außerordentliche Sendungen und mit dem neuen Kaiſerreiche an der Seine eine nie endenwollende Spannung, welche mit jedem Tage mehr die Worte: „l'Empire c'est la paix!“ Lügen ſtrafte!

Das Wiener Kabinet, ſich einer mehr praktiſchen Richtung, vorzüglich in ſeinen Beziehungen zu Deutſchland, zuwendend, faßte den früher ſchon gehegten Gedanken eines Anſchluſſes an den großen Zollverein wieder auf. Es hatte die politiſche Wichtigkeit deſſelben, ſowie die damit verbundenen Handelsintereſſen nie verkannt, war aber ebenſo wenig im Stande geweſen, den Vertrag zu verhindern, als ſpäter den bereits getroffenen Beſtimmungen beizutreten. Fürſt Schwarzenberg legte großen Werth auf dieſe nun eingeleiteten Verhandlungen, und am 4. Januar eröffnete er ſie mit einer feierlichen Rede im Landhauſe, wo auch die gewöhnlichen Sitzungen ſtattfanden. Die deutſchen Geſandten waren hierzu mit Weiſungen verſehen, wohnten aber nur bei beſonderen Anläſſen den Berathungen bei, zu welchen die Bundesſtaaten eigene Bevollmächtigte ernannt hatten. Baron Handel, Oeſterreich vertretend, leitete die Verhandlungen, und ſein „Name“ ſchon entſprach, wie keiner, der Natur derſelben. Als Fachmann zeigte Miniſterialrath v. Hock, wie immer, ſo auch hier, ſich als einen der fähigſten Köpfe, gewandt mit dem Worte, wie der Feder.

Von Karlsruhe war Finanzrath Hack abgeſendet worden,

deſſen Erfahrungen und Kenntniſſe ihn zu einem der tüchtigſten Mitglieder der Commiſſion machten.

Die Beſprechungen zogen ſich in die Länge; die lebhaften Discuſſionen boten nicht immer das Bild erwünſchter Einigkeit, und wenn die gehegten ſanguiniſchen Erwartungen auch nicht alle in Erfüllung gingen, ſo war doch eine Ausſicht zur weiteren Entwickelung der getroffenen Verabredungen eröffnet.

Der Miniſter-Präſident ſollte das Ende der Conferenzen nicht erleben. Den. 20. April wurde das Schlußprotocoll unterzeichnet, wobei Graf Buol eine Rede hielt, welche der bayeriſche Geſandte, Graf Lerchenfeld, erwiderte. Die Unterhandlungen wurden vorläufig unterbrochen, um in Berlin, dann im Herbſte wieder abermals zu Wien aufgenommen zu werden. Die Abgeordneten wurden mit vieler Auszeichnung behandelt, öfters zur kaiſerlichen Tafel gezogen, und bei allen Hoffeſten eingeladen.

Wie ſich in dem diplomatiſchen Treiben eine ungemeine Regſamkeit zeigte, ſo war in die hof- und geſelligen Kreiſe wieder eine lang vermißte Lebhaftigkeit zurückgekehrt. Die Adelsfamilien aus Böhmen, ſelbſt ungariſche, hatten ſich zahlreich eingefunden; dabei verweilten viele hohe Fremde längere Zeit in Wien und verſammelten ſich um den kaiſerlichen Hof; Feſte aller Art erfreuten die elegante Welt in ungewohnter Weiſe. Unter den Privatzirkeln aber war jener der Fürſtin L. Schönburg der beliebteſte, ſtets von der Elite der Geſellſchaft beſucht.

Der Miniſter-Präſident, welcher kein Haus machte, ſehr einfach lebte und blos kleine Diners gab, lud nur einmal zu einem Balle ein, auf dem der Kaiſer erſchien. Nach längerer Zeit war auch wieder der erſte Hofball abgehalten worden, wobei der Cercle aber mehr Zeit nahm, als es die Tanzluſtigen wünſchten. Der Kaiſer nahm keinen Theil an den Tänzen, entſchädigte ſich aber

dafür auf den ſehr belebten Kammerbällen bei der Erzherzogin Sophie. Die großartigen Feſte bei Lichtenſtein und Schwarzenberg wurden wieder aufgenommen und unter den Geſandten entfaltete vorzüglich Lord Weſtmoreland die glänzendſte Gaſtfreundſchaft.

Die Fürſten Leiningen und Fürſtenberg brachten einen Theil des Winters in Wien zu und auch der Herzog Ernſt von Sachſen-Coburg nahm einen mehrtägigen Aufenthalt. Ihm folgten bald nachher die beiden Großfürſten Nikolaus und Michael zu einem Beſuche am kaiſerlichen Hoflager. Man ſuchte die jungen, liebenswürdigen Prinzen in jeder Weiſe zu unterhalten und gerade am 13. März — vier Jahre nach der Kataſtrophe — fand ein anziehendes Feſt in der Burg ſtatt; Talente und Schönheit vereinigten ſich hier, um in Vaudevilles, wie in lebenden Bildern zu glänzen. Winterthaler's „Decameron" *) bildeten die reizendſten Frauen Wiens und ebenſo gefiel das einfache „Ave Maria" nach Ruben. **)

Im Laufe des Winters verließ einmal der Kaiſer plötzlich Wien, um Trieſt und von da Pola mit den Küſten zu beſuchen. Auf dem Rückwege hatte eine heftige Bora in hoher See das Schiff ergriffen, welches nur nach großer Gefahr und Anſtrengung mit dem Kaiſer wieder im Hafen einlaufen konnte.

Seit längerer Zeit war Fürſt F. Schwarzenberg leidend, ſein Ausſehen im höchſten Grade beunruhigend geweſen; ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes, verzerrtes Geſicht erſchienen geſpenſterartig; die Herzkrämpfe wiederholten ſich und ich ſelbſt, als ich im Januar einſt allein mit ihm mich im Kabinet befand, war Zeuge eines ſolchen Anfalles. Dennoch beſtimmten ihn mehr aufopfernde

*) Fürſtin Auersperg-Colloredo, Fürſtin Windiſchgrätz-Lobkowitz, Fürſtin Rohan-Waldſtein, Fürſtin Clary-Fiquelmont. Gräfinnen Karoline Czernin, Julie Huniady, Karoline Kinsky, Fr. Paula v. Linden. Fürſt Moritz Lobkowitz, Graf Waldſtein, Hr. v. Lenzoni.

**) Gräfin Helene Zichy, Graf Franz Thun, Baron Werthern.

Vaterlandsliebe als Ehrgeiz, die ſchwere Laſt der Geſchäfte fortzutragen, und nur auf das dringende Anrathen der Aerzte entſchloß er ſich, im Frühjahre eine Erholungsreiſe nach Neapel anzutreten, da ihm der Aufenthalt in dieſer Stadt immer ſo ſehr zugeſagt hatte. Schon waren alle Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen und Graf Buol, beſtimmt während des Fürſten Abweſenheit das Miniſterium zu leiten, bereits unterwegs. Eines Morgens — 5. April — fand ſich Schwarzenberg nach einem erquickenden Schlaf ungewöhnlich geſtärkt und ſchickte einer Dame ein Bouquet mit einigen Zeilen, worin er die Hoffnung ausſprach, auf der bevorſtehenden Reiſe ſeine Geſundheit wieder zu erlangen. Er empfing den Tag über die gewöhnlichen Geſchäftsbeſuche, unter denen jener des engliſchen Geſandten der letzte war; hierauf hielt er noch einen Miniſterrath und begab ſich gegen 5 Uhr in ſein Toilettezimmer, um ſich zu einem Diner bei ſeinem Bruder, dem Fürſten Adolph, anzukleiden. Als der Kammerdiener nach einigen Minuten in jenes Gemach eingetreten war, fand er den Fürſten beſinnungslos auf dem Boden liegend. Der Kaiſer, Miniſter Bach, Prieſter, Aerzte und viele Bekannte eilten mit der fürſtlichen Familie auf dieſe erſchütternde Kunde herbei; doch alle Bemühungen, ihn in's Leben zurückzurufen, waren vergebens! Die Trauer über dieſen unerwarteten Verluſt kam der allgemeinen Beſtürzung gleich, wenn die Frage aufgeworfen wurde, welcher Staatsmann wohl zu ſeinem Nachfolger ernannt würde? Einige Tage ſpäter traf der ſchon zu ſeinem Stellvertreter berufene Graf Buol ein und übernahm ſofort das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Er war ſich des ganzen Gewichts der Verantwortung, die er auf ſich nahm, bewußt und erklärte dem diplomatiſchen Corps, als er es empfing, daß nur ſeine Ergebenheit in den allerhöchſten Willen und des Kaiſers ehrenvolles Vertrauen ihm ſo viel als nöthig Kraft und Muth verleihen könnten, die ihm übertragene Würde anzunehmen.

Wegen der Stille der Charwoche fand das Leichenbegängniß des Fürſten Schwarzenberg ohne großes militäriſches und anderes Gepränge ſtatt, und wurde der Sarg nach der Gruft in Wittingau gebracht. Doch wohnte der Kaiſer ſelbſt dem Trauergottesdienſte bei und ehrte das Andenken ſeines thatkräftigen Miniſters in jeder Weiſe.

Von den kaiſerlichen Räthen, welche mit Schwarzenberg eingetreten waren, blieben noch Bach und Graf Leo Thun. Erſterer hatte nach Stadion's Rücktritt das Miniſterium des Innern, das er bis 1859 leitete, und Schmerling das Juſtizdepartement übernommen. Dieſer wollte ſeine Ueberzeugungen jedoch nicht dem Amte opfern und trat zum oberſten Gerichtshof über, worauf der jüngere Kraus jene Stelle erhielt. Sein Bruder Ph. v. Kraus, Bruck, Baumgärtner waren nach der Reihe Finanzminiſter, und beide Letztere ſtanden, wie ſpäter Toggenburg, zeitweiſe auch dem Handelsminiſterium vor.

Das Kriegsweſen wurde während dieſes Zeitraums von verſchiedenen Generalen geleitet. Der Kaiſer behielt ſich das Oberkommando vor und aus ſeiner Generaladjutantur floſſen die wichtigſten, die Armee betreffenden Veränderungen, Beſchlüſſe und Befehle.

Zur Zeit des Todes des Fürſten Schwarzenberg waren die Geſandtſchaftspoſten Oeſterreichs wie jene der auswärtigen Staaten in Wien in folgender Weiſe beſetzt:

1. K. K. Geſandte.

In Rom: Graf M. Eſterhazy.
„ Rußland: Graf A. Mennsdorf, dann Graf Val. Eſterhazy.
„ England: Graf Buol, dann Graf Colloredo.
„ Frankreich: Alex. v. Hübner.
„ Frankfurt: Graf F. Thun, dann Gl. v. Prokeſch.
„ Berlin: Gl. v. Prokeſch, dann Graf Thun.

In München: Graf Val. Eſterhazy, dann Graf Rud. Apponyi.
„ Stuttgart: Baron Handel.
„ Dresden: Graf Kufſtein.
„ Hannover: Hr. v. Koller.
„ Karlsruhe: Hr. v. Philippsberg.
„ Kaſſel und Darmſtadt: Graf Ingelheim.
„ Hamburg u. ſ. w.: Graf Lützow.
„ Haag: Baron Dobbelhof.
„ Brüſſel: Baron Brints.
„ Schweden: General v. Langenau.
„ Kopenhagen: Graf Hartig.
„ Spanien: Graf Georg Eſterhazy.
„ Portugal: Hr. v. Walter.
„ Neapel: Gl. v. Martini.
„ Turin: Graf Rudolph Apponyi.
„ Florenz: Baron C. Hügel.
„ Parma u. ſ. w.: Hr. v. Allegri.
„ Konſtantinopel: (unbeſetzt), dann Hr. v. Bruck.
„ Athen: Graf L. Karolyi.
„ Schweiz: Hr. v. Tom.
„ Amerika: Hr. Hülſemann.

2. Diplomatiſches Corps in Wien.

Rom: Mſgr. Viale Prela, Nuntius.
Rußland: Baron v. Meyendorf.
England: Lord Weſtmoreland.
Frankreich: Hr. v. Lacour, dann Baron Bourqueney.
Preußen: Graf H. Arnim.
Spanien: Hr. d'Ayllon.
Portugal: Hr. v. Soares de Leal.
Neapel: Fürſt Petrulla.
Sardinien: Graf A. Revel.

Toscana: Hr. v. Lenzoni.
Parma: Baron Ward.
Schweden: Hr. v. Wedel, dann Gl. v. Mannsbach.
Dänemark: Graf Bille-Brahe.
Niederlande: Baron Heekeren.
Belgien: Graf Oſullivan.
Bayern: Graf Lerchenfeld.
Württemberg: Baron Linden, dann Baron Hügel.
Hannover: Graf Platen, dann Baron Stockhauſen.
Sachſen: Baron Könneritz.
Baden: Baron Andlaw.
Heſſen-Kaſſel: Baron Schachten.
Heſſen-Darmſtadt: Baron Drachenfels.
Braunſchweig, Naſſau u. ſ. w.: Baron Zedliz.
Mecklenburg, Oldenburg u. ſ. w.: Hr. v. Philippsborn.
Sächſiſche Häuſer: Baron Borſch.
Johanniterorden: Graf E. Coudenhove, dann Graf Morzin.
Türkei: Arif Efendi.
Griechenland: (unbeſetzt), dann Hr. v. Skhinas.
Braſſilien: Hr. v. Lisboa.
Schweiz: Hr. A. Steiger.
Hamburg: Hr. Dr. Hetſcher (1852).
Nordamerika: Hr. Jackſon (1853).

Wenige Wochen nach jenem Todesfall erlitt ich einen noch weit ſchmerzlicheren Verluſt durch den Hintritt des Großherzogs Leopold, dem ich während einer 22jährigen Dienſtzeit in treuer Anhänglichkeit ergeben war. Eine telegraphiſche Depeſche meldete mir, daß er den 24. April Abends halb 7 Uhr einer langwierigen, ſchmerzhaften Krankheit erlegen ſei. Es wurde mir nun die traurige Aufgabe, dieſes höchſt bedauerliche Ableben dem kaiſerlichen Hof und den durchl. Geſchwiſtern der Großherzogin anzuzeigen.

Die Regierungszeit des dahingeſchiedenen Fürſten fiel in die Periode zwiſchen den beiden Pariſer Revolutionen; ſie begann ſtürmiſch und endete unter dem für das Gemüth des Großherzogs ſo peinigenden Eindrucke der Erlebniſſe der letzten Jahre; er konnte deſſelben ſich nicht mehr völlig entſchlagen und es drückten ihn bis zum letzten Augenblicke jene trüben Erfahrungen. Ich will hier die abgenutzte Phraſe, „daß der Großherzog Leopold bei ſeiner Herzensgüte und allen anderen edlen Eigenſchaften in ruhigen, gewöhnlichen Zeiten ein vortrefflicher Regent geweſen wäre", nicht wiederholen. Welcher Fürſt irgend eines Landes kann, in unſerer bewegten Epoche zumal, darauf rechnen, während 20 Jahren mit ungeſtörtem Glücke zu regieren? Bei all dem unverdient erlittenen Ungemache wird das Andenken des verewigten Herrn in ſeinem ſchönen Vaterlande, dem er ſtets aus voller Seele anhing, geſegnet bleiben. Einen noch düſtereren Schein warf auf dieß traurige Ereigniß der troſtloſe Geſundheitszuſtand des Nachfolgers, welcher zwar unter dem Namen Ludwig II. zum Großherzog ausgerufen wurde, für den aber der jüngere Bruder, Prinz Friedrich, die Regentſchaft übernahm. — Ich erhielt nun allſobald meine neuen Beglaubigungsſchreiben, welche ich Seiner Majeſtät dem Kaiſer in einer beſonderen Audienz — der vierten — zu überreichen die Ehre hatte. Von Karlsruhe wurde in außerordentlicher Miſſion der Generalmajor v. Rotberg nach Wien geſendet, während der Kaiſer den großherzoglichen Hof durch den Feldmarſchall-Lieutenant S. v. Reiſchach beſchicken ließ.

Dieſe betrübenden Vorgänge in Baden hatten als peinlichen Nachhall auch konfeſſionelle Zerwürfniſſe wach gerufen. Schon 1851 ergab ſich in Folge einer vom Erzbiſchof von Freiburg auf den Grund der Würzburger Beſprechungen der großherzoglichen Regierung überreichten Denkſchrift ein Konflikt, der in ſeiner beklagenswerthen Nachwirkung ſich zu jenem bekannten „Kirchenſtreite" entwickelte, welcher erſt in dieſen Tagen (1862) in einer

beide Theile befriedigenden Uebereinkunft ſeinen Abſchluß fand. Da ich nur mittelbar durch meine Stellung in dieſe Verhandlungen gezogen wurde, ſo wird man bei dem ſchmerzlichen Gefühle, mit dem ſie mich erfüllten, die Rückſicht ehren, wenn ich mich jedes weiteren Eingehens darauf enthalte.

Den 8. Mai traf, ſchon längſt erwartet, der Kaiſer Nikolaus von Rußland (zum dritten und letzten Male) in Wien ein. Einige Tage vorher war auch der Großfürſt Konſtantin angekommen. Der Kaiſer fuhr dem Czaren bis Prerau entgegen, und um Mittag wogte eine unabſehbare Menge durch die Jägerzeil dem Nordbahnhofe zu, um die beiden Monarchen jubelnd zu begrüßen. Nikolaus brachte die drei Tage ſeines Aufenthalts nur im Kreiſe der kaiſerlichen Familie zu, gab keine Audienzen und wohnte Abends den Vorſtellungen im Burgtheater bei, wo abſichtlich nur kleine, unbedeutende Stücke gegeben wurden. Außer bei den Erzherzogen ſtattete der Kaiſer auch bei Prinz Waſa, den Fürſten Lichtenſtein, Metternich und Windiſchgrätz Beſuche ab, fuhr unerkannt in der Stadt umher und machte eine Praterfahrt mit. Wie immer war aber ſein Hauptaugenmerk auf die militäriſchen Anſtalten gerichtet und eine längere Beſichtigung dem im Bau begriffenen Arſenale, der Artilleriekaſerne wie der neuen Equitationsſchule zugedacht. Doch die größte Anziehungskraft auf das ſchauluſtige Publikum übten die beiden großen Paraden und Truppenmanöver im Feuer auf dem Glacis. Kaiſer Franz Joſeph kommandirte und führte ſelbſt die Regimenter vor; das Wetter war herrlich und ein glänzender Generalſtab umgab die beiden Kaiſer. Nikolaus trug den einen Tag die rothe Huſarengeneral-Uniform, den anderen die weiße ſeines Küraſſierregiments Nr. 5. Man fand den Czaren auffallend gealtert, finſter blickend, auch ſaß er vorwärts gebeugt zu Pferde, und wenig war mehr von der früheren impoſanten

Haltung zu ſehen; doch ſoll er ſich in der kaiſerlichen Familie ungemein heiter gezeigt haben und empfing immer nach Tiſch einige hochgeſtellte Generale, wie Jellachich, Schlick u. a. Der Großfürſt Konſtantin, welcher, wie deſſen Gemahlin, zugleich mit ſeinem Vater in Wien verweilte, reiſte ſodann nach Petersburg, während Nikolaus nach einem Rieſenzapfenſtreiche von acht Regimentsmuſikbanden gegen Mitternacht am 11. Wien verließ, um nach einem Beſuch bei dem Kaiſer Ferdinand in Prag nach Berlin zurückzukehren.

Bei dieſem Anlaſſe wurden, wie gewöhnlich, viele Orden, Geſchenke u. dgl. ausgetheilt; worauf man aber bei Hof den größten Werth zu legen ſchien, war die ungemein zuvorkommende Weiſe, mit der der Czar den jungen Kaiſer bei dieſem letzten Beſuche in Wien behandelte; er ſprach es wiederholt aus, daß, wie er den Kaiſer Franz als einen Vater verehrt, er nun für deſſen Enkel väterliche Geſinnungen hege. Es hieß ſogar, der Czar habe bei'm Abſchiede laut die Worte ausgerufen: Entre nous, c'est à la vie et à la mort!

So hatte die ruſſiſche Politik, welche im Jahr 1826, ſich von Oeſterreich abwendend, eine andere Richtung verfolgte, nun gegen Ende der Regierung des Kaiſers Nikolaus ſich wieder enger an den Wiener Hof angeſchloſſen; man hielt im Angeſicht der drohenden Haltung der Weſtmächte dieß Bündniß für ein ernſtes, dauerndes, und nur ganz außerordentliche, unvorhergeſehene Ereigniſſe konnten einem ſolchen, auf gegenſeitigen, wohlverſtandenen Intereſſen gegründeten Zuſammengehen ſtörend entgegentreten.

Während dieſer militäriſchen Feſte hatte auch Louis Napoleon (10. Mai) eine große Heerſchau über die Truppen gehalten und bald darauf eine Rundreiſe durch Frankreich angetreten, auf der er, im Widerſpruch mit ſeinen Handlungen, jene berühmte, nur

aus vier Worten beſtehende Rede in Bordeaux hielt, worauf die neue Verfaſſung erſchien, welche, durch allgemeine Abſtimmung beſtätigt, das Vorſpiel zu dem Drama des neuen Kaiſerreichs werden ſollte.

Der Kaiſer Franz Joſeph war beinahe dieſes ganze Jahr über abweſend. Ein Beſuch in Ungarn in vier Abtheilungen war von hochwichtiger politiſcher Bedeutung. Der junge Monarch dehnte denſelben auch nach Siebenbürgen wie nach Agram aus und wurde allenthalben mit einem unglaublichen Jubel empfangen, wie er ſich in ſo eigenthümlicher Weiſe nur bei dieſen, für begeiſternde Eindrücke ſo empfänglichen Völkerſchaften äußern kann. Keine Mißtöne, kein Unfall ſtörten dieſe, einem fortwährenden Triumphzuge gleichkommende Reiſe; der Kaiſer hörte Wünſche wie Beſchwerden ruhig an; in den lauten Taumel der Menge miſchten ſich patriotiſche Reden und Toaſte; Alles athmete Friede, Verſöhnung, Vergeſſen der Vergangenheit, und nichts ließ die trotzige Oppoſition ahnen, welche ein Theil verblendeter Patrioten ſpäter den wohlgemeinten Abſichten ihres Königs entgegenſetzen würden. In der That, wenn man die damals ſtattgefundenen Verabredungen ſowie die ſpäteren Vorſchläge der Ungarn vom Jahr 1857 mit den ungeſtümen Anforderungen der Neuzeit vergleicht, ſo war die Einwirkung der ſeitherigen politiſchen Ereigniſſe wie fremder Einflüſterungen auf die Stimmung unverkennbar. Dem befriedigenden Empfange in Ungarn entſprach auch die Art, wie das Eintreffen des Kaiſers in Wien mit Beleuchtung, Triumphbogen u. dgl. gefeiert wurde, und ganze Schaaren von Magnaten gaben ihm das Geleite bis zum Nordbahnhof. Nach ſolchen Reſultaten konnte ſich das kaiſerliche Kabinet um ſo mehr der gegründeten Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung überlaſſen, als die im darauffolgenden Jahre erſchienenen organiſchen Statute einen weiteren Weg zur Verſtändigung anbahnten. Im Herbſte bezogen 14 Kavallerieregimenter das Lager von Palota bei Peſth

und führten großartige Manöver aus. Der Kaiser begab sich wiederholt dahin und empfing mehrere hohe Besuche. Auch der Prinz Friedrich von Baden war zum ersten Mal als „Regent“ nach Wien gekommen und einer kaiserlichen Einladung nach Pesth gefolgt. Ebenso war der Kronprinz von Württemberg und der Prinz Wilhelm von Baden daselbst eingetroffen. Nach der Rückkehr brachte Prinz Wilhelm noch einige Tage in Wien zu, während welchen ich ihn, so wie früher den Regenten, bei Besichtigung der Merkwürdigkeiten zu begleiten die Ehre hatte.

Später machte der Kaiser unter allgemein erfreulichem Eindrucke einen Besuch am königlichen Hofe zu Berlin, wo zugleich unter Theilnahme Bruck's die Verhandlungen über die Zollfrage einen gedeihlichen Fortgang zu nehmen schienen.

Während des Sommers brachte ich einige Wochen in Baden bei Wien zu und verließ es nur zu einem Ausfluge nach Pesth, um mich von der Richtigkeit der obigen Angaben persönlich zu überzeugen.

In diesem Jahre wurde zum ersten Male in der St. Annakirche, welche dem französischen Gottesdienste eingeräumt ist, der 15. August mit Hochamt und Tedeum begangen, wenn es gleich noch keinen Kaiser gab. In den folgenden Jahren wurde diese Feier regelmäßig wiederholt, wobei gewöhnlich Abbé Mislin celebrirte. Dieser ausgezeichnete Priester hatte mit mehreren geistlichen Würden eine ehrenvolle Stellung erlangt, stand als Lehrer in naher Beziehung zu den kaiserlichen Prinzen und ist der Verfasser eines sehr geschätzten Werkes über die „heiligen Stätten“, welche er zweimal besuchte. Nicht nur der beschreibende Theil, auch die Bemerkungen, welche Mislin über die religiös-politischen Zustände im Oriente einflicht, sind von hohem Interesse.

Den 20. Oktober kamen die Zollvereinsbevollmächtigten wieder zusammen. Die Verhandlungen zogen sich den ganzen Winter hindurch fort und endeten mit dem seinen Bestimmunger

nach bekannten Vertrage, welchen wir alle am 22. Februar 1853 Abends im auswärtigen Miniſterium unterſchrieben und mit unſeren Siegeln versahen. Die Abgeordneten wurden mit Orden bedacht, Hack aus Baden aber ſtarb bald darauf, und ſein Verluſt wurde um ſo aufrichtiger in Wien beklagt, als man ihn da von einer ſo vortheilhaften Seite hatte kennen lernen.

Im Dezember fand mit großer Feierlichkeit die Verleihung des goldenen Vließes im Ritterſaale ſtatt, worauf Hochamt und Tedeum in der Burgkapelle folgten. Seit 23 Jahren war es wieder zum erſten Male, daß ich einem ſo erhebenden Feſte beiwohnte, welches ſich von den früheren dießmal nur dadurch unterſchied, daß die Mitglieder nicht in der altherkömmlichen Ordenstracht, ſondern in Uniform erſchienen. Das übrige Ceremoniel, welches der Kaiſer mit ruhiger Würde und leichtem Anſtande vollzog, war daſſelbe wie vor 400 Jahren geblieben. Die Neuaufgenommenen leiſteten den Eid in lateiniſcher Sprache, erhielten knieend vom Kaiſer den Ritterſchlag und den Bruderkuß, worauf ihnen die goldene Colanne umgehängt wurde. Die meiſten älteren Ordensritter waren erſchienen und folgende neue Mitglieder ernannt: die beiden Brüder des Kaiſers, Ferdinand Max und Karl Ludwig, vier weitere Erzherzoge, Joſeph, Rainer, Heinrich und Sigmund, der Erbgroßherzog von Toscana, die Fürſten Salm, Trautmannsdorf, Bathiany, Karl Lichtenſtein, Karl Schwarzenberg, Karl Auersperg, Landgraf Frd. Fürſtenberg, Feldmarſchall v. Wimpfen, die Grafen Fiquelmont, Wratislaw, Lanckaroncki und ſpäter Gyulai.

An einem Morgen der erſten Dezembertage verkündeten der Welt Telegramme nach allen Richtungen, daß die franzöſiſche Republik zu Grabe getragen und wieder ein Napoleon — als der Dritte — Kaiſer ſei. Dieſe Nachricht traf uns keineswegs unvorbereitet, dennoch blieb ſie nicht ohne ſichtbare Rückwirkung

auf die Gemüther. Die Kabinette, wenn gleich mißtrauiſch und zögernd, ließen die Anerkennung nicht allzu lange erwarten, mußten ſich jedoch ſagen, daß, wenn vielleicht auch in anderer Weiſe, der Geiſt des Oheims wieder in die europäiſche Politik eindringen werde. In der That war der Gang des Neffen in den „idées napoleoniennes“ klar vorgezeichnet und unverhohlen die Stellung dieſes Geſchlechtes, den übrigen Fürſtenhäuſern gegenüber, ausgeſprochen. Es handelte ſich darum, die Jahre 1814 und 1815 aus den Annalen des Kaiſerreichs zu ſtreichen, ſowie um den Wunſch, ſich an den Urhebern der Frankreich angeblich läſtigen und beſchämenden Verträge zu rächen. Dieß konnte nicht gewaltſam, nur auf Umwegen geſchehen, und ſo war denn wieder das bekannte „l'un après l'autre“ zur geheimen Parole geworden. Es ging aus dieſem Streben jene doppelzüngige Politik hervor, welche, wenn ſie auch Anfangs durch überraſchende Sprünge und kluge Verſtellungskunſt bedeutende Vortheile errang, doch allmälig Gefahr läuft, allgemeine Erbitterung hervorzurufen und ſich in ihren eigenen Netzen zu verfangen. Es trat daher zu jener Zeit die ernſte, leider nicht immer beachtete Mahnung an die Großmächte heran, den Bund der Einigkeit feſter gegen Uebergriffe zu ſchließen, welche den Frieden und das Gleichgewicht in Europa auf's Neue bedrohen mußten, und ein engeres Verſtändniß der drei öſtlichen Staaten war um ſo dringender geboten, als England, ſei es aus Furcht, ſei es aus anderen Gründen, ſich von der Linie des Widerſtandes, welche es früher gegen die Napoleoniden eingehalten, losgeſagt hatte.

Schon vor dem 2. Dezember ſprach man von einer bevorſtehenden Vermählung des Präſidenten. Er war während des Sommers in Baden-Baden erſchienen; doch die bald erfolgte Verlobung des Kronprinzen von Sachſen mit der Prinzeſſin Karola Waſa widerlegte wenigſtens eines dieſer vielen Gerüchte. Niemand konnte aber erwarten, daß Napoleon wenige Wochen nach ſeiner

Thronbesteigung sich mit einer jungen Spanierin aus edlem Geschlechte vermählen würde, von der man nur wußte, daß sie schön, lebhaft und unabhängig war. Wie einst Josephine, sah sich nun auch eine Gräfin Eugenie Teba-Montijo-Alba unerwartet mit einer Kaiserkrone geziert.

Die Veränderungen in Frankreich führten auch die Abberufung des seitherigen Gesandten v. Lacour herbei, welcher auf kurze Zeit nach Konstantinopel, dann nach Neapel versetzt wurde, um später, wie andere diplomatische Sterne, im Senat zu erbleichen. Die Ernennung seines Nachfolgers war nicht ohne Bedeutung; Herr v. Bourqueney, unter Louis Philipp einer der gewandtesten Agenten, war veranlaßt worden, aus seiner Zurückgezogenheit zu treten, um den Wiener Posten anzunehmen, dem er denn auch mit unverkennbarem Erfolge vorstand, wie wir sehen werden.

Das Jahr 1853, eines der wichtigsten für die Wendung in dem Geschicke Oesterreichs, fand diesen Staat zu keiner anderen Macht in einer entschieden feindseligen Stellung, doch auch, mit Ausnahme Rußlands, zu keiner in besonders intimer Beziehung. Mit England dauerte begreiflicher Weise die durch sein schnödes Benehmen in der Flüchtlings- und anderen Fragen eingetretene Spannung fort; mit Frankreich war man anscheinend freundlicher, doch nicht ohne eine beobachtende, selbst kalte Zurückhaltung, und so sehr man sich auch wieder Preußen genähert, so war doch noch lange nicht auf ein inniges Verhältniß zu rechnen. Mit Spanien und Italien, besonders dem römischen Hofe, war man auf dem besten Fuße; nur Sardinien grollte fortwährend, und der mühsam unterdrückte Mißmuth wäre wohl schon früher zum Ausbruche gekommen, hätte ihn nicht der ruhige Sinn des verständigen, persönlich beliebten Gesandten Grafen Revel aufgehalten.

Bei dieſer Sachlage traten nun plötzlich ernſte Zerwürfniſſe mit der Pforte ein und die immer offene orientaliſche Frage erſchien wieder auf lange Zeit in erſter Reihe. Das Wiener Kabinet hatte den F. M. L. Grafen Leiningen nach Konſtantinopel geſchickt, die Aufrechthaltung der Verträge nachdrücklich zu verlangen. Der Sultan bezeigte ſich bei dieſen billigen Anforderungen nachgiebig, und der unterhandelnde General kehrte mit einem allſeitig befriedigenden Uebereinkommen zurück. Dieſer Erfolg war in St. Petersburg nicht unbeachtet geblieben, und allſobald Fürſt Menzikoff am Bosphorus erſchienen, um in ziemlich barſcher und gebieteriſcher Weiſe, wie man ſagte, auch die Anſprüche Rußlands geltend zu machen. Von dieſer Zeit an drängten ſich die Ereigniſſe im Oſten, gährte es in allen türkiſchen Provinzen, entzündete ſich der Aufſtand in Montenegro und die gleich Anfangs leidenſchaftliche Auffaſſung der ſo verwirrten Fragen ließ nicht leicht eine friedliche Löſung hoffen.

Dieſe Verwickelungen wurden noch durch einen gewiſſen ſich allenthalben zeigenden meuteriſchen Geiſt geſteigert. In Mailand und anderen italieniſchen Städten kam es zu blutigen Auftritten, die Flüchtlinge ſetzten ihre Umtriebe überall fort und die Geſchäftsbeziehungen Oeſterreichs mit der Schweiz wurden förmlich abgebrochen. — Mitten in dieſen von Außen wie im Innern auf den Kaiſerſtaat einſtürmenden Begebenheiten war es wohl nicht an der Zeit, es mit neuen Verfaſſungs- und anderen Reform-Projekten zu verſuchen; es galt vorerſt der Abwehr näher liegender Gefahren und dennoch fehlte es nicht an einer erhöhten Thätigkeit, um in den einzelnen Kronländern zeitgemäße Einrichtungen zu treffen und proviſoriſche Zuſtände durch dauernde auf geſetzlicher Grundlage zu erſetzen.

Auch in mancher anderen Beziehung hatten ſich die Sitten und Anſichten in Wien verändert. Man war dem tollen Einfluſſe des Tiſchrückens und Klopfens, des Geiſtercitirens und anderen

Unſinns mehr nicht entgangen; man brachte es mit den geheimnißvollen Erſcheinungen des „Od,“ des Magnetismus in Verbindung, doch jene Modethorheit, welcher die höheren Stände hier weniger als anderswo verfielen, war auch bald wieder geheilt. Im Gegenſatze zu dieſem neuen, frivolen oder abergläubiſchen Treiben gab ſich in erfreulicher Weiſe eine Rückkehr zu einer mehr religiöſen Richtung der Gemüther kund, und gelang es früher dem genialen Veith und anderen weniger begabten Kanzelrednern nicht nachhaltig durchzudringen, ſo zogen nun die erhebenden Vorträge der Brüder Klinkowſtröm, Jariſch's u. A. die höheren Stände, wie die Menge an; während der Faſtenzeit, beſonders aber an den Neujahrsabenden, füllten ſich die Kirchen mit Andächtigen und man konnte ſich da von der Kraft des mit wahrhaft apoſtoliſchem Eifer verkündeten Wortes Gottes überzeugen!

Eines Morgens — den 18. Februar — begab ich mich zur gewohnten Stunde in das Miniſterium, wo ich zu meinem Entſetzen erfuhr, daß ein Mordverſuch auf den Kaiſer ſtattgefunden hatte. Wie ein elektriſcher Schlag erſchütterte dieſe Nachricht die ganze Stadt und wurde durch den Telegraphen allſobald nach allen Richtungen verbreitet.

Der Kaiſer hatte in Begleitung ſeines Adjutanten Grafen M. Odonnel kaum ſeinen täglichen Spaziergang gegen halb ein Uhr um die Baſtey angetreten, als ſich ihm rückwärts ein junger unanſehnlicher Menſch näherte und mit voller Kraft einen Dolch in das Genick ſtieß. Glücklicher Weiſe prallte das Mordinſtrument an einem Wirbelknochen ab und der Thäter, welcher zu einem zweiten Stoß ausholen wollte, wurde von Odonnel ergriffen, mit dem er rang. Ein harmloſer Spaziergänger, der Bürger Ettenreich eilte herbei und mit ſeiner wie der nahen Wache Hülfe wurde der tobende Mörder eingeführt. Der Kaiſer, leicht ver-

wundet, mehr aber durch die Heftigkeit des Dolchſtoßes erſchüttert, behielt die volle Beſinnung und erholte ſich einige Augenblicke in dem nahe gelegenen Palais des Erzherzog Albrecht, von wo aus er ſeine Eltern beruhigen ließ, auch den erſten ärztlichen Beiſtand erhielt. Tedeum und Beleuchtung feierten noch an demſelben Abende die glückliche Abwendung der Gefahr, welche um ſo größer, als es ſich herausſtellte, wie wohl berechnet die Stelle des Halſes, war, auf die das Attentat gerichtet worden. Der Kaiſer, obgleich ſehr angegriffen, an Schwindel und Augenſchwäche leidend, genas bald und es wiederholten ſich wie vor 27 Jahren bei ſeinem kaiſerlichen Großvater alle jene Beweiſe rührender Theilnahme und Anhänglichkeit, gleich ehrenvoll und erfreulich für die Fürſten, wie ihre Völker, deren beider Glück und Geſchick innig mit einander verbunden ſind. Auch jetzt eilten wieder Deputationen aus allen Kronländern herbei, Gedichte, Ergebenheits-Adreſſen füllten die Tagesblätter, um die Wette legten Leute aus allen Ständen milde Gaben auf den Altar des Vaterlandes wie der Wohlthätigkeit nieder; mancher frommen Stiftung ſchloß ſich endlich jener Bau der Votivkirche an, welche ihre Entſtehung dem brüderlichen Sinne eines ritterlichen Prinzen verdankt.

Viele Höfe, vor allen die deutſchen, ſchickten Abgeſandte, um dem Kaiſer ihren Antheil zu bezeigen; von Baden wurde dazu der Oberſt von Seutter beordert.

Kaum hatte man ſich von jener erſchütternden Kunde erholt, als man auch nach den näheren Umſtänden und Beweggründen des unerwarteten Mordverſuches forſchte. Der Kaiſer war im Sommer zuvor monatelang ohne militäriſche Begleitung in allen Theilen Ungarns und Italiens umhergereiſt, und nirgends hatte ſich eine Spur von geheimen Verſchwörungen oder verbrecheriſchen, gegen ſeine Perſon gerichteten Anſchlägen gezeigt. Nun fiel ihn, nicht hundert Schritte von der Hofburg entfernt, am hellen Mittage ein Unbekannter meuchelmörderiſch an, und Graf Odonnel

ſagte mir, daß er ſich auf den Kaiſer wie eine Hyäne auf die Beute mit wildem, grinſendem Geſchrei geworfen habe. Der Mörder nannte ſich Janos (Johann) Libeney aus Stuhlweißenburg, ein 21jähriger Schneidergeſelle. Politiſcher Fanatismus, Verführung und, wie es ſcheint, ein verſtocktes Gemüth brachten ihn zu der verruchten That, an der ſich, wie er hartnäckig behauptete, keine Mitſchuldigen betheiligt hatten. Der Unglückliche wurde zum Strange verurtheilt, und als er, von einem Prieſter geleitet, zum Richtplatz fuhr, erregte ſein unvortheilhaftes, durch das ſchwarze verworren herabhängende Haar noch abſchreckendere Aeußere mehr Mitleid als Abſcheu.

Der ehrliche Ettenreich aber war nun plötzlich durch Zufall ein berühmter Mann geworden, in den Adelsſtand erhoben, mit Ehren, Geſchenken und Orden überhäuft, und das Gefühl, ſo unverhofft aus ſeiner Dunkelheit gezogen zu ſein, ſchien eher beengend als erfreulich auf ihn einzuwirken.

Mitte März ſtarben beinahe zu gleicher Zeit zwei Männer, nach verſchiedenen Richtungen bekannt und einflußreich — der Erzbiſchof Dr. Ed. Milde und der Feldzeugmeiſter v. Haynau.

Während ſich in der alten Domkirche zu St. Stephan die Geiſtlichkeit zur Beſtattung ihres Oberhirten im feierlichen Zuge verſammelte, gab die Generalität, unter großem militäriſchem Gepränge und Geſchützesſalven, dem alten Helden das letzte Geleite. Haynau war mit ſeinem langen, auffallenden grauen Schnurrbarte eine echte Soldatennatur; ohne höhere wiſſenſchaftliche Bildung, tapfer, ſelbſt tollkühn im Angriffe hing er wie ſein Ruhm immer nur vom zufälligen Erfolge ab; eigenſinnig und rückſichtslos war er auch unverträglich in Friedenszeiten und ſeine nicht zu läugnenden Verdienſte fanden ſich mit einer ſeltenen Selbſtüberſchätzung gepaart. Ich begleitete ihn noch eines Sonntags von einem Abend bei Buol bis zur Treppe; mitten in derſelben Nacht ereilte ihn der Tod.

Der Frühling in Wien war durch viele hohe Gäste ausgezeichnet — drei Könige, denen sich später die Königin Amalie von Griechenland und der Vladika von Montenegro, Fürst Danielo anreihten. Der letztere war der verwickelten politischen Verhältnisse seines Gebirgsländchens wegen nach Wien gekommen, gut aufgenommen und mit einem Orden ausgezeichnet worden. Es war ein kleiner, aber schöner junger Mann, dessen äußere Vorzüge die malerische Tracht seines Stammes noch mehr hervortreten ließ. Er unterlag bekanntlich einige Jahre später einem tragischen Geschicke.

Der König Leopold der Belgier war mit dem Herzog von Brabant in Wien angekommen und in dem von seinem Gesandten bewohnten koburgischen Palais abgestiegen. Die einnehmende Persönlichkeit, das freundlich wohlwollende Wesen dieses Monarchen fanden auch hier die günstigste Aufnahme und das lebhafte Interesse, welches sich mit seiner Anwesenheit verknüpfte, wurde noch durch den Umstand erhöht, daß sich der belgische Thronerbe mit der Erzherzogin Marie Dorothe, der zweiten Tochter des Palatins, verlobte. Einige Hoffeste, unter denen der allerliebste Rosenball in den kaiserlichen Treibhäusern, verherrlichten den königlichen Aufenthalt.

Einige Tage später traf der König von Preußen zum Gegenbesuche in Wien ein. Dem hohen Gast zu Ehren fand in der k. k. Reitschule wieder eines jener glänzenden Karoussels statt, wie man sie zur Zeit des Kongresses bewundert hatte. Herren des Adels und Officiere bildeten das aus Rittern und Sarazenen zusammengesetzte Turnier.

Endlich machte König Max von Bayern mit zahlreichem Gefolge eine vorübergehende Erscheinung in Wien, stieg in der Burg ab, und empfing, wie auch die beiden anderen Könige, das diplomatische Korps. Er wohnte einer theatralischen Vorstellung in Schönbrunn bei. Paraden, Audienzen, Vorstellungen, Ordens-

vertheilungen waren wie gewöhnlich auch hier die unvermeidliche Begleitung dieſer fürſtlichen Beſuche.

In der zweiten Hälfte des Septembers begab ſich ſodann Kaiſer Franz Joſeph in das Lager von Olmütz, wo er mit dem Kaiſer Nikolaus zuſammentraf, der vier Tage blieb, und bei dem der junge Kaiſer den Beſuch dann am 2. Oktober in Warſchau erwiderte; wo ſich auch der König von Preußen eingefunden. Der Czar hielt ſich auf der Rückreiſe mit dem Thronfolger noch kurze Zeit in Potsdam auf, und kehrte ſodann nach Petersburg zurück. Es waren dieß die letzten Begegnungen, die letzten vertraulichen Beſprechungen der beiden Kaiſer. Daß die orientaliſche Frage der ausſchließliche Gegenſtand derſelben geweſen, läßt ſich nicht bezweifeln; daß ſie leider zu keinem günſtigen Reſultate führten, zeigte die Folge. Es iſt dieß im Intereſſe der Menſchheit zu beklagen; ungerecht wäre es aber jedenfalls, Oeſterreich allein die ganze Laſt der Verantwortlichkeit dafür aufzubürden, denn nur in den vereinten Kräften der drei öſtlichen Großmächte lag es, der Welt den Frieden zu erhalten. War Rußlands ſtolzer Wille vielleicht allzu unbeugſam, oder glaubte es ernſtlich nicht an den Ausbruch eines Krieges, ſo war es wieder an Preußen, weniger als Oeſterreich bei der Verwirrung im Oriente betheiligt, das ganze Gewicht ſeines politiſchen Einfluſſes, dem weiteren Umſichgreifen der drohenden Kriegsflamme entgegenzuſtellen. Daß der von den Seemächten, unter dem Vorwande, die Türkei zu ſchützen, unternommene Kampf kein völkerrechtlich begründeter, daß es nur darauf abgeſehen war, das ruſſiſche Reich zu ſchwächen, darin konnte ſich kein unbefangener Staatsmann täuſchen. Gelang es dem Wiener Kabinet nicht, den Kaiſer Nikolaus zu größerer Nachgiebigkeit zu bewegen, und dadurch den hochgeſpannten Anforderungen der franzöſiſch-engliſchen Allianz die Spitze zu brechen, ſo war freilich auf längere Zeit die Ausſicht auf die Erhaltung der Ruhe in Europa verloren.

Alles, was nun in den drei folgenden Jahren geſchah, — betrübend im Ganzen, aber höchſt merkwürdig für den aufmerkſamen Beobachter — iſt einem großartigen, politiſchen Schachſpiele zu vergleichen, bei dem man die einzelnen Züge der Gegner genau verfolgen konnte.

Bei der erdrückenden Maſſe des zu Erzählenden entſchlüpfen die Einzelheiten, aber faßt man auch das ganze Drama nur in den hervorragenden Zügen auf, ſo entſteht doch immer nur ein verworrenes Bild, ſo ſchwer findet man ſich zurecht in der Menge von Konferenzprotocollen, Miſſionen, Noten, Manifeſten, Proteſten, Gefechten, Verluſten und Vorgängen zu Land wie zur See. Die Nachwelt wird es kaum glaublich finden, daß ſo viel geſprochen, geſchrieben, verhandelt wurde, ohne erheblicheres Reſultat, und Verblendung, Leidenſchaftlichkeit wie Mangel an Umſicht und Energie einen ebenſo unnützen als blutigen und gräuelvollen Krieg herbeiführen konnten.

Ich werde die Epiſoden derſelben während jedem dieſer drei Jahre kurz beleuchten, denn wir befanden uns ja gerade zu Wien in dem Brennpunkte der Verhandlungen; dahin waren die meiſten außerordentlichen Sendungen mit den Vermittlungsvorſchlägen aller Art gerichtet, hier fand die Konferenz der Bevollmächtigten der vier Großmächte ſtatt, um von Rußland Zugeſtändniſſe zu erlangen; auf Wien ſetzte man die letzten Hoffnungen, daß dem nahen unheilvollen Bruche noch vorgebeugt werden könne. Es war demnach eine Zeit fortwährender Aufregung, eines ununterbrochenen Spieles der Telegraphen, ein Schwanken zwiſchen Friedensausſichten, und den Befürchtungen vor einem unabſehbar langen, vielleicht einem Weltkriege.

Des Jahres 1853 erſte Hälfte zog ſich in Unterhandlungen hin; während derſelben drängte Rußland die Pforte zu Conceſſionen, und ihrem Widerſtande folgte das Ueberſchreiten des Pruth durch die ruſſiſchen Truppen, die Beſetzung der Wallachei. Ein Rund-

ſchreiben an die Kabinette erklärte dieß Vorgehen. Jenem Schritte gegenüber waren Frankreich und England in der Mißbilligung deſſelben einig, während der Sultan ihn mit einer Aufforderung zur Vertheidigung des Reichs erwiderte. Mittlerweile trat am 24. Juli die Geſandten-Konferenz in Wien zuſammen, und lud am 31. die beiden kriegführenden Theile ein, ſich unter Annahme gewiſſer Bedingungen zu verſöhnen. Sie nahm dieſe Vorſchläge nicht unumwunden an, und die Beſprechungen zogen ſich in die Länge, bis endlich die Pforte, von allen Seiten zu einem Entſchluſſe gedrängt, den unglückſeligſten wählte, und am 4. Oktober Rußland den Krieg erklärte. In Folge derſelben, und bei der Weigerung Gortſchakoff's die Donaufürſtenthümer zu räumen, liefen die vereinigten Flotten der Seemächte durch die Dardanellen in den Bosphorus ein (2. November). Rußland nahm in einem Manifeſte vom 1. November den Fehdehandſchuh auf, und ſofort folgten ſich in beinahe ununterbrochener Reihe die Gefechte zwiſchen den ruſſiſchen und türkiſchen Truppen an der unteren Donau; der Krieg war für den Augenblick „lokaliſirt," und, wie dieß immer geſchieht, hatten je nach dem oft wechſelnden Erfolge die Ereigniſſe hemmenden Einfluß auf die immer in Wien andauernden Vermittlungsverſuche; es erging am 5. Dezember eine neue Collectivnote, die begonnenen Feindſeligkeiten mißbilligend, und das Wiener Kabinet ruhte auf ſeiner Seite nicht, die Pforte zum Frieden zu ermahnen, nahm ſelbſt eine ſtrengneutrale Stellung ein, und erklärte im Einverſtändniſſe mit Preußen bei dem Bundestage (10. November), daß es nur in der Abſicht ſich in die Verhandlungen miſche, um die geſtörte Ruhe wieder herzuſtellen, das Blutvergießen zu verhindern. In gleichem Sinne wirkte, gemeinſchaftlich mit den anderen Geſandten der Internuntius, v. Bruck in Konſtantinopel. Doch zu bald nur zeigten ſich Zerwürfniſſe mit der ruſſiſchen Flotte im ſchwarzen Meere, und immer erbitterter wurde die Stimmung; Noten folgten auf Noten, während die Namen der

Orte des Kriegsschauplatzes: Silistria, Galatz, Giurgewo, Rustschuk, Oltenizza, Ismail, Braila, Kalafat und so viele andere, die uns vom Jahre 1828 her so geläufig waren, nun unserem Gedächtnisse wieder aufgefrischt wurden.

Die Türkei selbst litt mehr unter ihrer eigenen Schwäche und der aufgedrungenen Hülfe ihrer angeblich guten Freunde, als von dem Drucke ihrer Gegner; immer gab man sich aber noch der Aussicht einer glücklichen Ausgleichung hin, und während Rußland die Fürstenthümer als Pfand besetzte, beherrschten die Seemächte unter gleichem Vorwande das schwarze Meer. So standen die Dinge des Jahres 1853, welchen ein französisches Witzblatt folgendes Testament machen ließ: „je légue mon âme à Dieu, la question d'Orient à 1854 et les tables tournantes et parlantes au diable!“

Im Sommer desselben Jahres brachte ich eine zweimonatliche Urlaubszeit im Vaterlande zu, wartete der großherzoglichen Familie in Karlsruhe und Badenweiler auf und nahm einen längeren Aufenthalt in Baden, wo es mir wiederholt an den interessantesten Beziehungen nicht fehlte. Die beiden verwittweten Großherzoginnen Sophie und Stephanie von Baden, Prinz und Prinzessin von Preußen, die Prinzen Emil und Alexander von Hessen, der Herzog Max in Bayern, sowie die vortreffliche Familie von Hohenzollern belebten nebst einer großen Anzahl von ausgezeichneten Fremden die höheren Zirkel. Die Fürsten Pückler und Radziwill, Brockhausen, Lord Loftus, Marscalchi, Savigny, Blittersdorf, Gortschakoff und andere Diplomaten schlossen sich den kleinen Hofhaltungen an, in denen die liebliche 17jährige Prinzessin Stephanie von Sigmaringen hervorragte. Sie, früher von Louis Napoleon begehrt, sollte nach kurzer, glücklicher Ehe als Königin im fernen Portugal sterben!

Zwei Nachrichten, die eine freudig, die andere erſchütternd, beide unerwartet, ſetzten die fürſtliche Geſellſchaft in Bewegung! Eines Tages erhielt der Herzog Max ein Telegramm, welches ihm die zu Iſchl erfolgte Verlobung ſeiner Tochter Eliſabeth mit dem Kaiſer Franz Joſeph anzeigte.

An einem der letzten Tage des Auguſt erhielt ich auch durch den Telegraphen die betrübende Kunde von dem plötzlichen Hinſcheiden der Prinzeſſin Amalie von Schweden in ihrem 48. Jahre. Sie war noch gegen 11 Uhr Abends in einer ſternhellen Nacht auf ihren Balkon in Hacking getreten und unterlag eine halbe Stunde nachher einem Herzleiden. Mir wurde die peinliche Aufgabe der Großherzogin Sophie im Badnerſchloſſe dieſe Trauerpoſt mitzutheilen und auf deren Wunſch, den gerade in einer Schweizerreiſe begriffenen Prinzen Guſtav Waſa auf dieſen überraſchenden Schlag vorzubereiten. Ich traf den Prinzen in Baſel, von wo er ſogleich über Baden nach Wien zurückreiſte.

Ein tiefgefühlter Nachruf ſprach ſich in folgenden Worten über jenen Todesfall aus:

„Wir können es unſerem Herzen nicht verſagen, an der Bahre der hohen Verſtorbenen auf eine Perſönlichkeit hinzuweiſen, die nicht von uns wegſcheiden darf, ohne daß die Blicke der Zeitgenoſſen auf dieſen wahrhaft fürſtlichen Charakter geleitet werden, damit der, dem einſt der Beruf anheim fällt, die Geſchichte der ſchwediſchen Revolution wie der entthronten Königsfamilie zu ſchreiben, nicht zu zeigen vergeſſe, welch' edle Zweige aus dieſem Stamme bis zu ſeinem Erlöſchen entſproſſen ſind. Kaum irgend ein Glied dieſer Familie war von dem über ſie eingebrochenen Unglücke tiefer ergriffen, als Prinzeſſin Amalie. Nicht einen Augenblick iſt die große Tragödie ihres Hauſes ihrem Geiſte entſchwunden; ein edler Schmerz warf ſeine Schatten über ihr Leben, von der Wiege bis zum Grabe! Aber dieſe Erinnerungen wurden mit ſo heroiſcher Reſignation gehegt und gepflegt, wurden von ſo

würdevoller entſchloſſener Ruhe getragen, daß ebenſo wenig Parteihaß als banales Mitleid ſich an die edle Fürſtin zu drängen wagte. Fremden erſchien ihr Weſen ſtreng, mitunter wohl abſtoßend, wer ihr aber einmal perſönlich genaht, einmal den Klang ihrer Stimme gehört, einen Blick geworfen hatte in die tiefe Bläue des ſeelenvollen Auges, das dieſe bleichen, leidenden Züge belebte — der konnte ſich des Eindrucks nicht erwehren: er ſtehe vor einer nach allen Richtungen des Geiſtes und Gemüths reich ausgeſtatteten Frau. Eine äußerſt ſorgfältige Erziehung, noch mehr eine nie ruhende Selbſtbildung, ausgewählte Lectüre, Muſik füllten faſt ihre ganze Zeit, und machten ihre Geſpräche anregend und inhaltreich. Nur wenigen Perſonen mögen ſich alle edlen Schätze ihres Herzens erſchloſſen haben. Wer weiß, welch' Band zärtlicher Liebe dieſe Familie umſchlang, kann den Schmerz der hohen Geſchwiſter ermeſſen; aber auch bei den nahe verwandten Höfen von Baden, Oeſterreich, Preußen und Sachſen ließ dieſer frühe Tod eine empfindliche Lücke zurück. Die Prinzeſſin Amalie ſchlummert nun in der Gruft zu Oldenburg neben Guſtav IV., dem letzten Könige aus dem Gottorp'ſchen Blute, neben der Schweſter Cäcilie, der tugendreichen Großherzogin, hingeſchieden in der Vollblüthe ihrer Reize und Jahre. Sind auch die Pforten über dem Gewölbe geſchloſſen, das ihre ſterbliche Hülle umgibt, ſo ſchwebt doch ihr Geiſt über den Häuptern derer, die ſie liebte und die ſie geliebt haben."

Während meiner Abweſenheit waren die ungariſchen Reichskleinodien wieder aufgefunden worden. Koſſuth ließ ſie in der Revolutionszeit an irgend einem entlegenen Winkel unter einem Baume vergraben. Der Ort wurde verrathen und die Krone des heiligen Stephan mit großen Feierlichkeiten nach Wien geführt; dort ausgeſtellt und dann durch den Erzherzog Albrecht zur immerwährenden Aufbewahrung nach Ofen überbracht.

Nachdem die Trauung des Kronprinzen Albert von Sachſen im Juni vollzogen worden, durchreiſte auch eine andere fürſtliche Braut mit glänzendem Gefolge Deutſchland, um ſich in Brüſſel mit dem belgiſchen Thronerben zu verbinden.

Im Spätherbſte erfolgte unerwartet ſchnell der Tod der Königin Donna Maria da Gloria von Portugal und ihr Gemahl, König Ferdinand, übernahm die Regentſchaft für den noch minderjährigen Sohn.

In den erſten ſechs Monaten des Jahres 1854 ſetzte man die, meiſtens fruchtloſen, Friedensverhandlungen fort und ein lebhafter Notenaustauſch fand unter den Kabinetten ſtatt. Die Wiener Konferenz faßte am 13. Januar die verſchiedenen Vorſchläge in einem Protokolle zuſammen, welches als Grundlage der weiteren Verabredungen dienen ſollte. Es drängten ſich nun die diplomatiſchen Schritte. Graf Orloff erſchien in Wien, um einen letzten Verſuch zu machen, den Wiener Hof zu einer abſoluten Neutralität während des vorausſichtlich nahen Krieges mit den Seemächten zu beſtimmen. Jene Miſſion hatte keinen Erfolg und Orloff reiſte nach einigen Tagen unzufrieden ab. Somit war der Anfang zu jener Kälte gemacht, welche ſich ſpäter zwiſchen beiden Kabinetten bis zur Erbitterung ſteigerte. Man fing ſchon an über den „Undank“ Oeſterreichs zu murren, vergaß aber, daß die Politik nicht von Gefühlen, nur von Intereſſen geleitet wird, und Rußland im Jahr 1849 den Brand im Nachbarhauſe wohl auch theils deßhalb mitlöſchen half, damit er das eigene nicht verzehre. Sind die dem Fürſten F. Schwarzenberg ſchon 1850 in den Mund gelegten Worte: „die Welt werde über die Größe unſeres Undankes, Rußland gegenüber, ſtaunen!“ wahr, ſo drückte er, freilich in einer allzu ſchroffen Form, die Abſicht aus, die Allianzen je nach Umſtänden frei zu wählen. Damals nun konnte man Oeſterreich vernünftiger Weiſe nicht zumuthen, ſich ſo unbedingt bezüglich der nicht abzuſehenden Verwicklungen im Orient

die Hände zu binden; freilich wurde es später wider Willen mehr in den wirbelnden Kreis derselben gezogen. — Der Sendung Orloff's folgte jene des Obersten v. Manteuffel aus Berlin.

Immer mehr verdüsterte sich der Horizont. Eigenhändige Briefe, welche die drei Kaiser mit einander wechselten, führten zu keinem näheren Verständniß, und die Thronreden in London und Paris erklärten, zwar mit dem Ausdrucke des Bedauerns, doch offen und bestimmt, daß bei der Hartnäckigkeit Rußlands keine Ausgleichung möglich sei. Unter diesen Umständen fand es Oesterreich gerathen, ein starkes Armeekorps an den östlichen Grenzen aufzustellen. Am 21. Februar erließ der Kaiser Nikolaus jenes berühmte Manifest, welches unter Berufung auf 1812 alle Unterthanen zum „heiligen Krieg" auffordert und ausspricht, daß Rußland keine Eroberungen machen, nur den orthodoxen Glauben vertheidigen, vor Allem die heiligen Stätten beschützen wolle. Dieser Aufruf wirkte zündend auf die griechische Bevölkerung der Türkei, noch mehr aber auf das Königreich Griechenland selbst zurück, wo sich die Sympathien für Rußland laut aussprachen und König Otto in nicht geringe Verlegenheit versetzt wurde. Auf ihrer Seite machten nun wieder die Seemächte die revolutionären Elemente zu ihren Verbündeten. Allsobald wurden auch die gegenseitigen Gesandten in St. Petersburg, Paris und London von ihren Posten abberufen und somit der diplomatische Verkehr abgebrochen. Der Allianzvertrag der Seemächte mit der Pforte, zur Unterstützung derselben, wurde am 12. März abgeschlossen und unterdessen die Aufforderung an Rußland wiederholt, die Fürstenthümer bis Ende April zu räumen. Englische Truppen schifften sich nach dem mittelländischen Meere, französische in größerer Zahl unter St. Arnaud nach Konstantinopel ein. Die englische und französische Kriegserklärungen an Rußland (Ende März) ließen nun nicht lange auf sich warten. Im April folgten sich rasch die Verträge; am 9. unterzeichneten die Bevollmächtigten

das ſ. g. Palmſonntagprotokoll, worin ſie ſich verpflichteten, die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei aufrecht zu erhalten, aber auch die Rechte der chriſtlichen Unterthanen derſelben zu ſchützen. Den 12. wurde das enge Bündniß zwiſchen England und Frankreich in der ausgeſprochenen Abſicht abgeſchloſſen, gemeinſchaftlich alle Streitkräfte aufzubieten, den Uebergriffen Rußlands entgegen, den europäiſchen Frieden auf dauernden Grundlagen wieder herzuſtellen. Endlich den 20. verbanden ſich Oeſterreich und Preußen zu einem Schutz- und Trutzvertrage, indem ſie ſich gegenſeitig den Beſitz ihrer Staaten verbürgten und die Rechte wie Intereſſen Deutſchlands zu wahren verſprachen. In jedem dieſer Uebereinkommen wurde als nächſtes Ziel die Entfernung der Ruſſen aus der Wallachei bezeichnet.

Nun kam die Reihe an Griechenland; franzöſiſche Truppen landeten im Piräus, um die Inſurrektion im Keime zu erſticken, und eine Reihe ziemlich harter Maßregeln beraubten die Regierung von Athen beinahe jedes ſelbſtſtändigen Willens. Als Erwiederung auf alle dieſe Schritte ſchleuderte Rußland wiederholt ein Manifeſt in die Welt, die ganze Verantwortlichkeit des Kampfes den Seemächten zuwälzend, mit der abermaligen Verſicherung, daß es nicht für irdiſche Vortheile, nur für das Chriſtenthum kämpfe.

Auch in Frankfurt hatten mittlerweile die beiden Großmächte Eröffnungen über die ſchwebenden Fragen gemacht, und Ende Mai traten die Mittelſtaaten in Bamberg zuſammen; nach längeren Berathungen ſchloß ſich der Bund den Beſtimmungen des Vertrages am 20. April an.

Die Wiener Konferenz ſetzte ihre Thätigkeit unausgeſetzt fort und Anfangs Juni erfolgte von Oeſterreich, unterſtützt von Preußen, wieder eine ernſtliche Mahnung an Rußland, die Donaufürſtenthümer zu räumen; ja das kaiſerliche Kabinet ging noch einen Schritt weiter, indem es in einer Konvention mit der Pforte ſich verpflichtete, jene Provinzen bis zum Frieden durch ſeine eigenen

Truppen zu beſetzen. Dieß war ein zweiter Grund des weiteren Zerwürfniſſes, und Rußland, wiewohl unwillig und zögernd, entſchloß ſich, im Intereſſe des befreundeten Deutſchlands, wie es ſagte, ſeine Truppen über den Pruth zurückzuziehen. Alſobald nahmen die Fürſtenthümer eine Beſatzung von 80,000 Mann k. k. Truppen auf.

Den 8. Juni hatte der Kaiſer eine Beſprechung mit dem König von Preußen im Thun'ſchen Schloſſe zu Tetſchen. Seinerſeits traf Napoleon mit den Königen von Belgien und Portugal wie mit dem Prinz-Gemahl Albert zuſammen.

Eigenthümlich, wie nie zuvor, war die Stellung, welche zu dieſer Zeit das diplomatiſche Corps in Wien eingenommen. Die Mehrzahl, beſonders der deutſchen Mitglieder deſſelben, neigte ſich der ruſſiſchen Auffaſſung zu und ſtimmte darin mit den Anſichten der höheren Geſellſchaft und Generalität überein. Bourqueney und Weſtmoreland traten um ſo entſchiedener auf, als es galt, die Schwankungen des öſterreichiſchen Kabinets wie den überwiegend ruſſiſchen Einfluß in den politiſchen Kreiſen zu bekämpfen. Der franzöſiſche Geſandte war überdieß die Seele der Konferenz, beredt und klug in den Verhandlungen, gewandt in der Redaktion, und ſeinen Bemühungen iſt es vorzüglich zuzuſchreiben, daß Oeſterreich vielleicht jene Linie überſchritt, welche es ſich urſprünglich in ſeiner Haltung vorgezeichnet hatte. Es war aber bei Bourqueney nicht allein das Pflichtgefühl, das ihn leitete, den ihm zugehenden Weiſungen treu nachzukommen und dadurch vorübergehende Vortheile für ſeinen Hof zu erzielen; er ſah weiter, und es belebte ihn der Wunſch, eine dauernde Allianz zwiſchen beiden Kabinetten in ihrem gegenſeitigen, wohlverſtandenen Intereſſe zu gründen; er machte aus dieſer Ueberzeugung kein Hehl; es war zunächſt die Aufgabe, welche er ſich in ſeinem Berufe geſtellt, und er verließ den Dienſt alſobald, wie ſich die Politik an der Seine verändert hatte. Noch vor wenigen Tagen ſprach er dieſe

Meinung im Senate aus, ſo wie er ſie auch zu ſeiner Richtſchnur bei dem Kongreſſe in Zürich genommen hatte.

Neben dem kleinen beweglichen Franzoſen nahm ſich der ſtille, hagere Weſtmoreland noch phlegmathiſcher aus; er war ein Britte von der gemüthlichſten Art mit einem mehr kosmopolitiſchen Anſtriche; ein wohlwollender Charakter, lebensfroh, großmüthig und gaſtfrei, beinahe über ſeine Kräfte. Ohne beſondere Befähigung für ſeinen Beruf verband er doch eine geſunde Anſchauungsweiſe mit Routine, ſelbſt mit einer gewiſſen Feinheit. Dabei war er den Grundſätzen der alten Schule treu, ein ächter Gentleman in Ton, Geſinnungen und Manieren. Umgeben von einer vortrefflichen Gattin, einer ſchönen einigen Familie, den Wellesley's nahe verwandt, zeigte er ſich Jahre lang in Florenz wie in Berlin und Wien nicht nur als der freundlichſte Hausherr, er war auch ein eifriger Beſchützer der ſchönen Künſte. Die Muſik betrieb er als Dilettant im Großen und verſuchte ſich ſogar in Meßgeſängen wie in Opern, in Märſchen und Kantaten, wie im Liede. Lady Weſtmoreland aber ſchmückte die Wände ihres Salons mit großen Oelgemälden, von ihrer eigenen Hand. So bildete denn die engliſche Botſchaft in dem ſchönen koburgiſchen Palais einen Mittelpunkt für die vornehme Welt, welche mit glänzenden Bällen und Diners, vor allem mit Concerten, erfreut wurde.

Die peinlichſte Rolle war jedoch dem ruſſiſchen Geſandten v. Meyendorff vorbehalten; er, der ſchon vor Jahren eine ſo günſtige Stellung in Wien eingenommen, ſeinen Eifer für die Erhaltung der öſterreichiſch-ruſſiſchen Allianz bethätigt, er, der geſcheute feine Mann mit dem redlichen Willen und einem durchaus ehrenwerthen Charakter, ſah ſich nun durch eine beſondere Fügung der Dinge ſeinem eigenen Schwager, dem Grafen Buol gegenüber, in der Unmöglichkeit, den politiſchen Wünſchen und Anſichten ſeines Hofes Geltung zu verſchaffen. Er fühlte, in welch' falſche Lage er unverſchuldet gerathen war, und, ſeine Entlaſſung ſelbſt herbei-

ſehnend, wurde er durch Fürſt Alx. Gortſchakoff erſetzt. Wir alle aber konnten Meyendorff nur mit wahrem Bedauern aus unſerer Mitte ſcheiden ſehen, wo er ſich eine ſeinem Andenken ſtets geſicherte Achtung erworben. Wiſſenſchaftlich gebildet, einfach, ohne Prätentionen, ein oft heiterer, immer angenehmer und intereſſanter Geſellſchafter wußte er klug, ungeachtet einer natürlichen Heftigkeit, das gehörige Maß zu halten, um ſo verdienſtlicher, als ihm eine kränkliche Reizbarkeit nicht fremd war. Die leidenſchaftliche Haltung ſeines Nachfolgers ließ Meyendorff's Vorzüge nur in einem um ſo günſtigeren Lichte erſcheinen.

Es enthielt das diplomatiſche Corps daher ſo viele Schattirungen, als die Geſandten eben den Inſtruktionen ihrer Höfe, oder individuellen Eindrücken folgten. Am beſten befanden ſich jene dabei, die, wie ich, unbefangen den Gang der Ereigniſſe beobachten konnten und jede Wendung freudig begrüßten, welche einem unſerer Anſicht nach unheilvollen und unnöthigen Kriege je eher je lieber ein Ende machen würde.

Ich breche hier dieſe Chronik ab, um ſie ſpäter wieder aufzunehmen, wenn ich die mit den Feindſeligkeiten nicht unmittelbar im Zuſammenhange ſtehenden Tagesbegebenheiten der Reihe nach beſprochen haben werde.

Neben den diplomatiſchen Verhandlungen liefen die gewöhnlichen Faſchingsfreuden her und viele ausgezeichnete Fremde waren in Wien erſchienen. Der Herzog von Cambridge eilte zur Armee nach Konſtantinopel, kehrte aber noch in demſelben Jahre wieder zurück, ein freundlicher, ſchöner Mann, dem man mit Auszeichnung begegnete. Auch ein anderer Prinz, Jerome Napoleon, den man nun „Plon-Plon" zu nennen gewohnt iſt — begab ſich, jedoch nicht über Wien, auf den Kriegsſchauplatz, zog aber bald eine friedliche Beſchäftigung als Vorſtand der Weltausſtellungscommiſſion

zu Paris dem angreifenden Waffenlärm in der Krim vor, und verließ plötzlich „nervenschwach“ die Armee.

Die ganze fürstlich Fürstenbergische Familie, der Prinz Karl von Baden, Fürst von Leiningen, die Herzogin D. von Sagan und andere hohe Gäste waren zu längerem Besuche eingetroffen, während der Kaiser selbst einige Zeit bei seiner erlauchten Braut in München verweilte. — Der Vermählung der Erzherzogin Wittwe Elisabeth mit ihrem Vetter Karl Ferdinand folgte nun bald die feierliche Trauung des Kaisers selbst.

Gegen das übliche Herkommen hatte keine Einsegnung der Ehe durch Procuration stattgefunden. Die kaiserliche Braut kam in Begleitung ihrer durchlauchtetsten Eltern in Linz an, wo sie der Kaiser einen Augenblick begrüßte und dann ihr vorauseilend sie wieder in Nußdorf mit einer herzlichen Umarmung empfing. Hier hatte das reich geschmückte Dampfboot „Franz Joseph“ mit der lieblichen Prinzessin gelandet und jubelnd von einer unabsehbaren Menge begrüßt, wurde sie von der kaiserlichen Familie nach Schönbrunn geleitet, wo das Brautpaar unter nicht enden wollenden Freudenbezeugungen auf dem Balkon erschien und halb Wien in lebhafter Erregung zu Fuß oder in sich eng aneinander reihenden Wagen dem kaiserlichen Schlosse zuströmte.

Des anderen Tages — den 23. April gegen 4 Uhr — fand vom Theresianum aus der Einzug der hohen Braut mit einem Festgepränge statt, wie es Wien wohl selten reicher und glänzender gesehen. Ehrenpforten, Fahnen, Teppiche, Blumengewinde, Inschriften und sinnreiche Verzierungen aller Art, allbekannt, wurden hier auch wieder gesehen; sie fielen zusammen mit dem ununterbrochenen Bewillkommungsgeschrei der sich auf dem ganzen Wege herzudrängenden Bevölkerung. Was aber dem bunten Bilde einen eigenen Reiz, eine beinahe romantische Färbung gab, war der Aufzug des Adels und der Offiziere zu Wagen und zu Pferd; den malerischen Trachten der Magnaten, den wechselnden

Uniformen aller Waffengattungen der 60 berittenen Cavaliere ſchloſſen ſich die prachtvollen Equipagen von gegen 20 Fürſten und Grafen an, unter denen ſich jene der Fürſten Eſterhazy und Batthiany durch geſchmack- und werthvollen Glanz auszeichneten. Auch die Pferde einiger ungariſchen Grafen waren wie mit Netzen von Dukaten oder von Gold ſtrotzenden Schabracken bedeckt. Nun kam die lange Reihe der zwei- bis ſechsſpännigen Hofequipagen, endlich der Galla-Glaswagen, in dem die bräutlich geſchmückte Prinzeſſin Eliſabeth — die Herzogin Mutter Louiſe ihr gegenüber — ſaß. So ging es unter fortwährendem Jubel bis zur Hofburg, wo die kaiſerliche Familie die hohe Braut empfing, und bald darauf die Trauung in der Auguſtinerkirche von dem Erzbiſchofe Rauſcher vollzogen wurde. Ungemein feierlich war der Anblick dieſer geweihten Stätte, die bald von frommen Geſängen und Orgelklang ertönte, welchen wieder lautloſe Stille folgte. Aller Augen waren auf das junge Kaiſerpaar gerichtet, welche durch den Segen der Kirche zu einer Ehe verbunden werden ſollten, die nach den Erfahrungen der Geſchichte ebenſo viele großartige beglückende Momente als ſchmerzliche Prüfungen erwarten würden! Eine zahlreiche, glänzende Verſammlung hatte ſich eingefunden; viele Biſchöfe der Monarchie, eine Menge von Generalen, Vater Radetzky an der Spitze, waren Zeugen der erhabenen Feier. Auch mich hatte ſie in ihrer einfachen Würde tief ergriffen — in demſelben Monate, gerade vor 44 Jahren, wohnte ich dem Einzuge einer anderen kaiſerlichen Braut — der Erzherzogin Marie Louiſe in Paris bei! — Noch an jenem Abende fand in dem Ritterſaale eine mehrſtündige Vorſtellungscour ſtatt. In den folgenden Tagen wurden denn, wie gewöhnlich, Hof-, Stadt- und Volksfeſte abgehalten. Die Straßenbeleuchtung wie jene im Prater mit öffentlichen Beluſtigungen waren vom Wetter nicht begünſtigt. Ein Hofball zeichnete ſich vor anderen durch den reichen Schmuck und die eleganten Toiletten der Damen wie die bunte Pracht der Uni-

formen aus. Für die Galla-Vorstellung im Opernhause hatte man nicht ganz glücklich die Oper gewählt, welche Rossini einst für die Krönung Karls X. componirte. Die durch die Umstände gebotenen Aenderungen ließen kalt und die im letzten Akt nach Ischl versetzten Scenen mit den aus italienischen Kehlen ertönenden Huldigungsstrophen nahmen sich etwas seltsam aus.

Nach den alljährlichen, jetzt doppelt lebhaften Maifreuden machte der junge kaiserliche Hof eine Reise nach Prag, wo ihn abermalige Empfangsfeierlichkeiten erwarteten.

Unter den fürstlichen Besuchen erregte einige Monate später der junge König von Portugal Don Pedro V. mehr als gewöhnliches Aufsehen. Er empfing das diplomatische Corps mit graciösem Anstande und drückte sich sehr geläufig im Deutschen aus. 20 Jahre früher hatte ich in diesen Räumen dem Prinzen Ferdinand vor seiner Abreise nach Lissabon aufgewartet, und gerade, wie sein Sohn jetzt, blond, mager, rasch aufgeschossen, war er mir damals erschienen. Im Gegensatze zu dem beinahe schmächtigen Aussehen des jungen Monarchen war der ihn begleitende Bruder, der 16jährige Herzog von Oporto, — heute König Ludwig I. — sehr klein und dick für sein Alter, und ein durch Schüchternheit unterdrücktes lebhaftes Wesen ließ ihm sehr gut an. Beide Prinzen bewohnten als Verwandte die Hofburg und waren von Careira, Terceira und anderen Herren ihres Landes begleitet.

Schon den 20. November 1853 war in der Kapelle der Metternich'schen Villa die Vermählung der einzigen Tochter dritter Ehe des Fürsten, Melanie, mit dem Grafen Joseph Zichy durch den Kardinal Viale vollzogen worden; auch bei dieser war ich Zeuge. Es gereichte der Fürstin Mutter zum freudigen Troste, ihre Tochter versorgt zu wissen, denn seit ihrer Rückkehr von dem Auslande war ihre früher schon erschütterte Gesundheit noch viel

leidender geworden. Sie hatte ſich noch immer weniger als der Fürſt in jene Entfernung von Hauſe finden können; in der letzten Zeit aber nahm ihre Kränklichkeit ſichtbar zu. Dabei war ihr ganzes innre Weſen wie geläutert; ihre edleren Eigenſchaften, ihre unerſchöpfliche Herzensgüte traten immer mehr hervor, und charakterſtark, wie ſie ſtets war, wußte ſie ihre phyſiſchen Qualen zu beherrſchen, um den Fürſten nicht zu beunruhigen, ihrer Umgebung nicht wehe zu thun, die gewohnte Lebensweiſe nicht zu ſtören. So fand man ſie anſcheinend heiter an den Geſprächen des Salons Theil nehmen, wenn ſchon ihre äußere Erſcheinung bei dem erſten Anblicke ihren troſtloſen Zuſtand verrieth. Einige Tage vor ihrem Tode war ſie noch am Theetiſche und unterlag dann nach kurzer Agonie mit der ihr zur zweiten Natur gewordenen frommen Ergebung ihren langen Leiden! Manche Thräne floß an ihrem Sarge und als die Leiche vor ihrer Abführung nach Böhmen in der Karlskirche zu Wien eingeſegnet wurde, drängten ſich alle Freunde des Hauſes zum letzten Abſchied in die heiligen Räume. Ich begleitete den Fürſten von Fürſtenberg dahin, nicht ahnend, daß ich noch in demſelben Jahre auch an ſeinem Grabe ſtehen würde!

Kaum war ein Jahr verfloſſen, als auch die Schweſter des Fürſten — die 84jährige Herzogin Pauline von Württemberg — ſtarb. Sie war eben zu Hitzing in eine Sommerwohnung gezogen, als ſie eine tödtliche Schwäche befiel und gerade hatten ſich ihre Augen für immer geſchloſſen, als ich am 21. Juni 1855 Nachmittags ihr Krankenzimmer betrat. In der vortrefflichen Frau beweinte ich eine mütterliche Freundin, die mir in jeder Lage des Lebens immer gleich wohlwollende Geſinnungen bewieß.

Mit dem Ableben der Fürſtin Melanie eröffnete ſich eine Reihe mich mehr oder minder ſchmerzlich berührender Todesfälle.

In den letzten Tagen des März wurden wir durch die Kunde erſchreckt, daß der Herzog von Parma bei hellem Sonnenſchein mitten in einer Straße ſeiner Reſidenz von einem unbekannten

Mörder erdolcht worden ſei. Es hatte dieſer feige Meuchelmord, deſſen Thäter bisher nicht entdeckt worden, in jenem Augenblick mehr als gewöhnliche Bedeutung. Der Herzog war nicht nur ſeiner Lebensweiſe wegen verhaßt, er galt auch in den Augen der Italianiſſimi als ein Anhänger Oeſterreichs und dieß war ſein Hauptverbrechen, das ihn dem frühen Tode weihte. Die Regierungsſorgen überließ er einem Engländer Ward, der ſich von untergeordneter Stellung zu einem Liebling des Herzoges, zu ſeinem erſten Miniſter emporgeſchwungen hatte und zugleich die Stelle eines Geſandten in Wien bekleidete. Die Herzogin, klug, mit dem Gange der Dinge unzufrieden, ſuchte der Leitung der Politik eine mehr nationale Färbung zu geben und wurde demnach bei dem unerwarteten tragiſchen Ende des Herzoges in die peinlichſte Lage verſetzt. Als Regentin und Vormünderin ihrer vier Kinder lenkte ſie nach ihrem Sinne das kleine Staatsſchiff und wenngleich ſich von öſterreichiſchem Rathe und Einfluſſe losſagend, entging ſie doch nicht minder als ihre fürſtlichen Nachbaren dem Schickſale, ihr Land ſpäter verlaſſen zu müſſen. Schon in der Wiege eine vaterloſe Waiſe war ſie beſtimmt auch ihren Gemahl auf die gleiche entſetzliche Weiſe, wie ihren Vater, zu verlieren.

Ward, dem die Rückkehr nach Parma nicht geſtattet wurde, ſtarb bald darauf als wohlhabender Privatmann in Wien.

Schmerzlich wurde ich von dem gleichwohl längſt vorauszuſehenden Tode meines Schwagers Auguſt von Roggenbach ergriffen. Er hatte ſich als Jüngling in den Gefechten bei Straßburg ausgezeichnet, den ſelten gewordenen badiſchen Militärverdienſtorden erhalten; von da widmete er ſich während einer mehr als 30jährigen Friedenszeit einem anſpruchsloſen aber nützlichen Berufe, um ſich in und nach dem Jahre 1849, bei ſtets zunehmender Kränklichkeit, als Kriegsminiſter einer Aufgabe zu unterziehen, die gewiß zu den ſchmerzlichſten und aufreibendſten im Leben gehörte. Nicht nur mußte er das ſtrenge Kriegsrecht üben, es wurde ihm auch die

ſchwere Pflicht, das durch die Empörung aufgelöſte Armeecorps wieder herzuſtellen und die nicht immer leichten Verhandlungen mit Preußen zu führen. Mit dem lohnenden Bewußtſein gewiſſenhaft erfüllter Pflicht und erfolgreichen Wirkens ſtanden ſeine körperlichen Kräfte nicht im Einklange; er fiel, ein Opfer übergroßer Anſtrengung, den 7. April.

Auf den Wunſch meiner trauernden Schweſter entwarf ich ſeine Grabſchrift und faßte in nachſtehenden kurzen Zügen ſeinen Lebenslauf und Charakter zuſammen:

„Treu ſeinem Fürſten; in früheſter Jugend tapfer im Felde, ſpäter von aufopfernder Berufsthätigkeit, ein frommer Krieger, einfach, beſcheiden, rein in Sitten, beglückender, beglückter Gatte, ein ächter Edelmann, ein deutſcher Ehrenmann!“

Während meines Sommeraufenthaltes in Baden bei Wien erhielt ich im Juli die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung der Prinzeſſin Louiſe Waſa. Sie hatte, an der Bruſtwaſſerſucht leidend, ihren gewöhnlichen Wohnſitz, Schloß Morawetz in Mähren, verlaſſen, um in Brünn einige Erholung zu ſuchen, doch kaum hatte ſie dort die ſogenannte Karthauſe — eine erzherzogliche Villa — bezogen, als ihr mit der großen Hitze zunehmendes Uebel einen lebensgefährlichen Verlauf nahm und ſie am 19. einem Erſtickungsanfalle unterlag. Ich war auf die erſte telegraphiſche Depeſche nach Brünn geeilt, fand die Prinzeſſin aber nicht mehr am Leben. In dem Trauerhauſe brachte ich mit den beiden durchlauchtigſten Schweſtern, dem Kronprinzen von Sachſen und dem Herzog von Hamilton einen ſchmerzvollen Tag zu, und kehrte acht Tage ſpäter wieder dahin zurück, um der Beerdigung beizuwohnen. Von der Villa bis zu der über der Stadt ſich erhebenden Domkirche bewegte ſich ein langer Trauerzug von Militär- und Civilperſonen und nachdem der Biſchof Graf Schafgotſch das Todtenamt gehalten, wurde der Sarg nach

der fürſtlich Sigmaring'ſchen Gruft gebracht, wo ihn die hohen Verwandten erwarteten.

So ſtarb eine Fürſtin, die ich vor 43 Jahren taufen ſah, bei deren Vermählung ich Kammerherrndienſte leiſtete, und welcher ich nun, ferne vom Vaterlande, das letzte Geleite geben ſollte.

Eine andere Trauerkunde, auf eine hochgeehrte Königsfamilie wie ein ganzes deutſches Land um ſo betäubender wirkend, als ſie ſo höchſt unerwartet kam, traf aus den Tyroler Bergen ein. Der vortreffliche König Friedrich Auguſt von Sachſen war, von einem ſeiner gewöhnlichen naturwiſſenſchaftlichen Ausflügen zurückkehrend, in einem Thale mit dem Wagen umgeworfen worden und verſchied bald nachher beſinnungslos in Folge des Sturzes.

Anfangs Juli hatte ich die fürſtlich Fürſtenberg'ſche Familie, von Wien bis Böslau, auf ihrer Reiſe nach Iſchl begleitet, wo ſie den Sommer zubringen wollte. Der Fürſt war da heiter, geſellig wie ſonſt geweſen, hatte die kaiſerlichen Gemsjagden mitgemacht, als plötzlich ein anfangs unbedeutend erſcheinendes Unwohlſein bedenklicher wurde und nach tagelangen furchtbaren Leiden mit dem Tode endete! Auf Befehl des Regenten begab ich mich nach Iſchl, doch kam ich leider zu ſpät, um den edlen Herrn noch zu treffen. Schon in Gmunden begegnete ich der Fürſtin mit den Prinzeſſinen Töchtern und entledigte mich des mir gewordenen peinlichen Auftrages. In Iſchl konnte ich nur mit den drei fürſtlichen Söhnen im Sterbezimmer des Verklärten beten und weinen. Aber von herzergreifender Rührung war die Schilderung der letzten Augenblicke des dahingeſchiedenen Fürſten, der, von tiefem frommen Gefühle wie immer beſeelt, in dieſen qualvollen Momenten ein von ſeinen Söhnen belauſchtes Gebet zu dem Himmel empor richtete, Leben oder Tod, das Wohl einer geliebten Familie der Fügung Gottes anheimſtellend!

In den letzten Tagen des Oktobers endlich ſtarb die Königin Thereſe von Bayern zu München an der Cholera. Der königs-

liche Hof hatte den Sommer in Aſchaffenburg zugebracht; man ſprach geheimnißvoll von der Erſcheinung einer „ſchwarzen Frau“ und unter trüben Vorahnungen wurde die Rückreiſe nach der Reſidenz angetreten.

Die Kriegsnoth im Oſten wirkte auch auf Wien zurück; mit der allgemeinen Unbehaglichkeit verband ſich die Cholera, welche mit furchtbarerer Heftigkeit als je auftrat. Auch in München hatte dieſe Krankheit die große Induſtrieausſtellung in der unerfreulichſten Weiſe unterbrochen.

Dennoch fehlte es in Wien 1854 nicht an fürſtlichen und anderen Gäſten. Wiederholt erſchienen die Herzoge von Sachſen-Koburg und Braunſchweig und aus den Donaufürſtenthümern trafen die durch die Ereigniſſe vertriebenen Hospodare ein. Louis Napoleon ſchickte ſeine Vertrauten Bacciochi und Heekern d'Anthes, Preußen den immer gerne geſehenen Grafen Alvensleben, endlich Bayern ſeinen geiſtreichen Staatsmann v. d. Pfordten. — Oefters ſah man auch einen der reichſten ſpaniſchen Granden, den Herzog von Oſunna; ein hübſcher, wohlwollender Mann, keiner der extremen Parteien ſeines Landes angehörend, beſtändig auf Freiersfüßen, ohne ſich zu einer Ehe entſchließen zu können. Früher unabhängig wurde er dann von ſeiner Königin beſtimmt, den St.-Petersburger-Geſandtſchaftspoſten anzunehmen, auf dem er, wie bei der Krönung in Moskau, mit vielem Glanze auftrat.

An politiſchen Ereigniſſen war dieß zweite Halbjahr gleichfalls reich; zur Abwechſelung fand auch wieder einmal eine Revolution in Spanien ſtatt; doch alle die außerhalb des Kriegsſchauplatzes vorgegangenen Verwickelungen verſchwanden vor den Nachrichten, welche ſich nun raſch aus der Oſtſee, wie vom ſchwarzen Meere her folgten. Mit großem Geräuſche war der engliſche Admiral Ch. Napier, mehr Seebär als Seeheld, in jene Gewäſſer eingefahren, bis Kronſtadt vorgedrungen, aber der Erfolg entſprach

ſo hochgeſpannten Erwartungen nicht; es war nur von „Bomarſund“ die Rede. Nun kehrten ſich alle Blicke nach dem Orient, wo der Marſchall St. Arnaud endlich im September die Landung in der Krim bei Eupatoria vollbrachte, die Schlacht an der Alma für die verbündeten Truppen entſchied, und ſpäter die blutige Metzelei von Inkermann die Zahl der unfruchtbaren Lorbeeren vermehrte. Man ging im Siegestaumel ſogar ſo weit, die Einnahme von Sebaſtopol als nahe bevorſtehend zu betrachten, und als ein „Tartar“ im Oktober die falſche Nachricht von der Uebergabe der Feſtung nach Konſtantinopel brachte, machte ſie die Runde durch ganz Europa; ſelbſt Louis Napoleon, welcher damals gerade Heerſchau in Boulogne hielt, ſpielte auf dieß Ereigniß in einer Rede an. In Wien glaubte beinahe Jedermann daran, und der Telegraph, welcher die wichtige Begebenheit nach allen Gegenden der Windroſe ausſchrie, mußte ſie des anderen Tages ebenſo widerrufen. Nur Bourqueney, dem natürlich am meiſten daran liegen mußte, das Gerücht der Neuigkeit gehörig zu prüfen, zweifelte, berichtete daher nicht. Man tröſtete ſich mit dem Witze, daß es ein „canard à la tartare“ geweſen, welchen man den Diplomaten vorgeſetzt, und erſt über ein Jahr nachher ſollte dieſe „Ente“ eine Wahrheit werden! Faſſen wir aber unbefangen die damalige Lage in's Auge, wäre es nicht erwünſchter geweſen, die Eindringlinge hätten ſchon zu jener Zeit ſich des „Malakoffs“ bemächtigt; wie viel Jammer, Blut, Elend und Unglück wäre dadurch nicht erſpart worden!

Die Alliirten bezogen nun ein Lager, richteten ſich für den Winter ein, begannen eine regelmäßige Belagerung der Seefeſte, und opferten die edelſten Kräfte einem verhältnißmäßig nicht lohnenden Zwecke.

Die vorübergehenden Vortheile wurden bald durch Mißgeſchicke aller Art überwogen. Feuersbrünſte, Seeſtürme, beſonders aber die Cholera, richteten furchtbare Verheerungen an, und größere Leichenhaufen fanden ſich in den Spitälern als auf den Schlacht-

feldern. St. Arnaud fiel eines der ersten Opfer; ihm folgten viele ausgezeichnete Offiziere, und der frische Muth, mit dem der Feldzug begonnen, wurde nur gar zu bald herabgestimmt. Dennoch behielt die französische Armee, mehr als die englische, Ordnung und Vertrauen bei; es beseelte ein eigener Geist die fränkischen Truppen unter Generalen, die an Tapferkeit und Opfermuth wetteiferten. Auch das religiöse Element, so lange aus diesen Lagern verbannt, machte sich wieder geltend; Priester zeigten sich in den Krankenzimmern wie auf dem Wahlplatze, und während sie in Verbindung mit den über alles Lob erhabenen barmherzigen Schwestern, Verwundete pflegten, Sterbende trösteten, waren sie für die Heilung des Körpers, wie das Wohl der Seele eifrig bedacht. Die Vereinigung so vieler Kräfte, die aufopfernde Ausdauer Aller vermochten es nur, die unsäglichen Leiden erträglich zu machen, welche die belagernden Truppen in diesem entsetzlichen Winter heimsuchten. Eisige Nordostwinde durchrasten die Halbinsel, Mangel an schützender Kleidung, erwärmender gesunder Nahrung, verbanden sich da mit all' dem gewöhnlichen Ungemache des Krieges, und die Russen befanden sich noch in einer vergleichsweise günstigeren Lage.

Während der nothgedrungenen Waffenruhe wurden dann wieder in Wien Verhandlungen aufgenommen, Verträge abgeschlossen. Den 26. November unterzeichneten die Bevollmächtigten Oesterreichs und Preußens eine Konvention, und der 2. Dezember gab dem berüchtigten Allianzvertrage der Seemächte mit Oesterreich das Leben. Louis Napoleon legte einen besonderen Werth darauf, daß er gerade an jenem, für beide Kaiser so wichtigen Jahrestage unterschrieben werde. Diesen Verabredungen folgte das Wiener Konferenz-Protokoll vom 28. Dezember, welches sich mit den russischen Friedensvorschlägen, und den bekannten vier Punkten beschäftigte.

Man hat bei allen diesen Vorgängen die Haltung des k. k. Kabinets einer scharfen Beurtheilung unterworfen. War es jedoch,

nach der Anſicht der Gegner ſeiner Politik, zu weit gegangen, zu ſehr aus der früher eingenommenen neutralen Stellung herausgetreten, hatte es ſich allzuviel von den bald einſchmeichelnden, bald drohenden Phraſen Frankreichs blenden laſſen, ſo waren doch gewiß ſeine Intentionen immer die beſten und uneigennützigſten. Alle ſeine mit ſchweren Opfern verbundenen Anſtrengungen drehten ſich immer nur um den einen lebhaften Wunſch, den Frieden herbeizuführen; und dabei ſeine, wie Deutſchlands Intereſſen zu wahren. Waren die Mittel hierzu vielleicht auch nicht immer glücklich gewählt, ſo iſt doch für alle, Oeſterreich nicht ganz feindlich Geſinnte klar, daß von dem Augenblicke an, als es ſich entſchieden auf die Seite Rußlands geſtellt, der Kampf ſich von der Krim weg in das Herz der öſterreichiſchen Monarchie gezogen hätte.

Alle Minen waren in Italien, in Ungarn, ſchon hierzu gelegt, und der Krieg hätte, wie drei Jahre ſpäter, ſchon damals, im Bunde mit der Revolution, größere Dimenſionen angenommen. Dieß zu verhindern blieb des Wiener Kabinets Ziel wie ſein Verdienſt. Denn konnte man von ihm verlangen, daß es den Blitzableiter für Rußland abgebe, ſich, einen alten Alliirten zu retten, ſelbſt opfere? Welche Hülfe durfte es überdies in einem ſolchen Falle von ſeinem nordiſchen Freunde erwarten, der unſchlüſſigen Haltung Preußens gar nicht zu gedenken? Spricht man denn immer nur vom „Undanke“ des k. k. Hofes, Rußland gegenüber, und erinnert nie an die Worte des Kaiſers Nikolaus an Seymour? Wären doch lieber die drei öſtlichen Großmächte, ſtatt der gegenſeitigen Vorwürfe, gleich anfangs entſchieden und gemeinſchaftlich den Napoleoniſchen „Ideen“ entgegengetreten, und hätten den Verſicherungen jenſeits des Rheins weniger getraut! wohl den deutſchen Staaten, wenn ſie jetzt noch, die traurigen Erfahrungen benützend, Allianzen da ſuchen, wo es ihr wirklicher Vortheil, nicht leidenſchaftliche Anſprüche erheiſchen!

In Deutſchland ſelbſt aber ließ der Krimkrieg die öffentliche

Meinung ziemlich gleichgültig; man fühlte wohl instinktmäßig, daß eine Fehde, in der ſich zwei der uns feindſeligſten, auf unſere Grenzen drückenden Mächte gegenſeitig ſchwächen, nicht gerade als eine vaterländiſche Calamität anzuſehen ſei. Doch begegnete man ſich wieder in dem Wunſche, aus Gründen der Humanität, einem ebenſo verderblichen als zweckloſen Kriege ein baldiges Ziel geſetzt zu ſehen. Abermals lautete das Vermächtniß des Jahres 1854 wie jenes des vorhergehenden; 1855 ſollte die orientaliſche Frage erledigen!

Die Weihnachts- und Neujahrstage verfloſſen in gewohnter Weiſe, und auch der Karneval (1855) mit ſeinen Bällen, theatraliſchen Vorſtellungen, zu denen ſich der bekannte „Circus Renz" geſellte, und andere lärmende Vergnügen rauſchten vorüber; doch die Krankheiten, die zunehmende Theuerung, der Fall ſo vieler Handelshäuſer, ſowie die Ungewißheit in der politiſchen Weltlage, drückten ſichtbar die Gemüther, und wirkten auch auf den Hof und die höhere Geſellſchaft zurück. Die Kaiſerin tanzte nicht, und als am 5. März gegen 4 Uhr die Kanonen die Entbindung der hohen Frau verkündigten, zählte man aufmerkſam die Schüſſe, welche, da ſie mit dem 21ſten endeten, der Stadt, wie der Telegraph dem Reiche anzeigten, daß eine Erzherzogin geboren worden. Sie erhielt bald darauf bei der feierlichen Taufe in der Burgkapelle den Namen: „Sophie," ſtarb aber leider ſchon im zweiten Jahre.

Aus Turin kam uns im Januar eine Trauerpoſt nach der anderen zu; der König Victor Emanuel hatte in weniger als ſechs Wochen Mutter, Gattin, Sohn und Bruder verloren! Auch die Erzherzogin M. Dorothea, Wittwe des Palatins Joſeph, ſtarb im März.

Einen ungleich mächtigeren Nachhall, als alle dieſe Todesfälle, fand aber das nach kurzem Unwohlſein erfolgte Ableben

des Kaisers Nikolaus von Rußland, welches Wien am Morgen des 3. März erfuhr! Es war in der That in jenem Augenblick dies unerwartete Ereigniß von so unermeßlicher Wichtigkeit, von so unberechenbarer Tragweite, daß sich daran in gleichem Grade freudige Erwartungen, wie Befürchtungen der schlimmsten Art knüpften. Im Allgemeinen gab man sich in dessen Folge Friedenshoffnungen hin, noch verstärkt durch den Umstand, daß sich bald darauf die Wiener Konferenzen eröffnen sollten.

Der Kaiser war von dieser überraschenden Kunde tief ergriffen, seine Beileidsbezeigungen in St. Petersburg von der herzlichsten Art; und Alexander II. ließ alsobald dem Fürsten Gortschakoff durch den Grafen Nesselrode telegraphiren:

„Dites à l'Empereur François Joséphe, que notre auguste maître a été on ne peut plus touché des regrêts voués par ce monarque à la mémoire de son ancien ami qui l'avait chéri, comme s'il eût été de sa famille. L'ordre par lequel a été perpetuée dans l'armée autrichienne la mémoire de l'Empereur Nicolas, qui a toujours tout appréciée, tout honorée cette armée, a rappelé à notre souverain une heureuse époque d'union et attachement réciproque, ainsi que l'acceuil affectueux qu'il avait trouvé de la part de l'Empereur d'Autriche."

Die offizielle Wiener Korrespondenz widmete dem dahingeschiedenen Czaaren folgenden Nachruf:

„Die Trauerbotschaft, welche wir gestern mittheilten, erfüllt alle Herzen mit tiefer Wehmuth. Was die Vorfälle der letzten Zeit an Zwiespalt gebracht, die Verschiedenheit der Ansichten über die Aufgabe der Staaten gegenüber den Ereignissen im Orient, die widerstrebenden Tendenzen in Bezug auf die weitere Entwicklung der dadurch hervorgerufenen Situation — dieß Alles tritt heute in den Hintergrund vor dem obherrschenden, schmerzlichen Gefühle der Größe des Verlusts, den Europa durch den Hintritt eines

ſeiner hochbegabteſten Souveräne erlitten. Die nahezu 30jährige Periode der Regierung dieſes Kaiſers gehört zu den glänzendſten in der Geſchichte Rußlands, und hat Namen wie Andenken des verewigten Monarchen eng verwebt mit allen wichtigen europäiſchen Ereigniſſen während dieſes inhaltsreichen Zeitraumes. Niemand wird ſo befangen ſein von den Verwicklungen der letzten Monate, daß er die unſterblichen Verdienſte des nunmehr in Gott ruhenden Kaiſers Nikolaus um die Sache der Ordnung, der Geſetzlichkeit und des mit dieſen Pfeilern der Staatengeſellſchaft Europas unzertrennlich verbundenen monarchiſchen Prinzips, nicht mit tiefer Dankbarkeit bewahre und laut anerkenne. Oeſterreich aber, welchem geſtern, als am Jahrestage des Todes des höchſtſeligen Kaiſers Franz, der Schmerz um den unvergeßlichen, väterlichen Herrſcher ſo lebhaft ſich erneute, unſer Oeſterreich fühlt ſich beſonders betroffen von der wunderſamen Fügung der göttlichen Vorſehung, die am gleichen Tage nun auch Rußland eine ſo ſchwere Wunde ſchlug, beiden Reichen daſſelbe Datum wehmuthsvoller Erinnerung auferlegte! . . . . . "

Einer anderen Schilderung entnehmen wir folgende Züge: „ . . . . Nikolaus entwickelte Eigenſchaften und Tugenden, welche ihn weit über das Alltägliche, und ſelbſt über die Fürſten erhoben, wie man ſie gemeinhin findet. Die Natur hatte ihn überdies mit äußeren Vorzügen der Geſtalt ausgerüſtet, welche auf die Maſſen um ſo mehr wirken, wenn der damit Begabte ein gewaltiges Reich beherrſcht. Die Züge ſeines Geſichts waren von einer ganz außergewöhnlichen Schönheit, ſeine Geſtalt erhaben und elegant zugleich, ſeine Bewegungen heroiſch, doch edel. Willenskraft und Feſtigkeit drückten ſich in ſeinem ganzen Weſen aus, und wie Shakſpeare ſagt:

„So miſchten ſich die Element' in ihm, daß die Natur aufſtehen durfte, und der Welt verkünden:
Dieß war ein Mann!!!"

Es gestatteten ihm seine mit seltener Schönheit verbundene Körperkraft und die Leichtigkeit, womit er ermüdenden Reisen und der Ungunst der Jahreszeiten trotzte, große, überraschende Wirkungen hervorzubringen. Wer erinnert sich nicht außer anderen ähnlichen Beweisen von Muth und Geistesgegenwart jener ergreifenden Scene, wo der Czaar eines Tags allein unter die auf öffentlichem Platze wegen Furcht vor der Cholera durch abgeschmackte Gerüchte aufgeregte meuterische Menge trat, und mit kräftiger Stimme nur die Worte: Kinder, auf die Kniee! .. rief, und wie allsobald die bethörte Volksmasse reuig und flehend zu seinen Füßen niedersank?! Es gereicht dem Kaiser Nikolaus überdieß zur Ehre, sich, trotz der nachtheiligen Folgen der Erziehung, Tugenden, die ihm angeboren waren, erhalten zu haben. Sein Benehmen als Sohn wie als Bruder, als Gatte wie als Vater war nicht nur stets untadelhaft, es konnte allen Klassen der Gesellschaft zum Vorbilde dienen. Nachfolger eines Fürsten, dessen überspannte Ideen und Lebensweise unvortheilhaft auf den Hof gewirkt, stellte der Czaar, selbst jeder Versuchung widerstehend, mit eigenem Beispiele vorangehend, Ordnung und Anstand in seinen Umgebungen wieder her u. s. w."

Ohne das schöpferische Genie Peters des Großen, ohne den gewaltigen Geist und den unternehmenden Ehrgeiz seiner Großmutter, hatte Nikolaus dennoch eine, viele andere glänzende, aber oft verderbliche Gaben überwiegende Eigenschaft — er war von dem Gefühle seiner erhabenen Würde, von dem Gewichte seiner hohen, schweren Berufspflichten auf's innigste durchdrungen. Es belebte ihn fortwährend nur der eine Gedanke, daß er, Selbstherrscher und oberster Priester in einem unermeßlichen Reiche, gewissenhaft sich der Ausübung seines ihm von Gott anvertrauten heiligen Amtes mit Aufopferung aller Kräfte unterziehen müsse. Er war, was er sein sollte, auch völlig, ohne Rückhalt, mit der ganzen Fülle und Macht der Ueberzeugung wie der Glaubens-

treue. Dieſe edlen, feſtſtehenden Grundſätze trug er auch auf ſein Familienleben über, wie es nicht ſchöner, inniger, muſterhafter gedacht werden konnte. Die Bemühungen des Kaiſers, jener hochwichtigen Aufgabe zu genügen, laſſen gar vieles in ſeinem Benehmen erklären; ſeine anſcheinende Strenge, ſelbſt Härte, wo es galt, das Richteramt gerecht zu üben, ſeine ſtolze Kälte, wo er den Ruſſen gegenüber imponirend auftreten mußte, ſeine gar oft auf Effect berechnete Haltung, die ſichtbar abgemeſſenen Schritte und Ausdrücke. In der gleichen Weiſe mögen religiöſe, oft an's Fanatiſche ſtreifende Anſichten manche ſeiner Maßregeln entſchuldigen, welche, dunklen Flecken gleich, auf ſeiner Regierung haften. Selbſt die Hartnäckigkeit, mit welcher er im letzten Stadium ſeines Lebens auftrat, und die ihm manche ſchmerzliche Enttäuſchung bereitete, entſprang größtentheils nur aus der Conſequenz, mit der er die Richtſchnur verfolgte, welche er ſich als Imperator und pontifex maximus geſetzt. Ich fahre in der oben abgebrochenen Charakteriſtik fort:

„Auch ſein Tod war der eines großen Fürſten. Zerriſſenen Gemüths, voll innerer Vorwürfe, vielleicht Gewiſſensbiſſe, mehr an Wunden blutend, die ſeiner Vaterlandsliebe geſchlagen wurden, als ſeinen körperlichen Leiden unterliegend, zeigte er im letzten Kampfe eine Ruhe, einen Muth, welche unwillkürlich zur Bewunderung hinriſſen. Die Stürme, die Schmerzen, welche ſein Inneres durchtoben mußten, ſie traten nicht hervor. In dieſer entſcheidenden Stunde, welcher ſchwache, gewöhnliche Seelen erliegen, hatte er die Kraft, ohne Klage, wie ohne Uebermuth die Rolle ſeines Lebens fort und zu Ende zu ſpielen. Gehüllt in ſeinen Soldatenmantel, ausgeſtreckt auf ſeinem harten Feldbette, ſterbend, wie er gelebt, noch immer unabläſſig beſchäftigt mit dem Wohle ſeines Reichs, wie mit den Vorſchriften ſeiner Kirche, zeigte er ſich in ſeiner wahren Größe, und ſie wird in die Geſchichte übergehen!“

Ich unterschreibe völlig diese Auffassung und glaube, daß es der gewöhnlichen Verdächtigungen, die auch hier nicht fehlten, keineswegs bedürfe, um das Ende dieses Monarchen zu erklären. Er hatte der inneren Qualen, der Aufregungen wahrhaftig genug, um auch den kräftigsten Körper niederzuwerfen. Ueberdieß begab er sich bei einer während der Februarkälte ausgebrochenen Grippe, in seinem Feldherrneifer nicht an Schonung denkend, in die Reitschule, wo er, schon heiser, eine Kavallerieabtheilung kommandirte, und zog sich dadurch eine unheilbare Hals- und Brustentzündung zu.

Haben sich aber einst die Nebel, womit seine wirklichen Fehler, wie Vorurtheile und Anfeindungen seiner politischen Gegner diese Regierung umhüllen, zerstreut, so wird Nikolaus immer als einer der ausgezeichnetsten Regenten seines Reiches erscheinen, eben weil er, bei allen Verirrungen, mit jedem Athemzuge auch das sein wollte, wozu ihn Gott berufen!

Am 15. März traten Bevollmächtigte der Großmächte in Wien zusammen, in der wohlgemeinten Absicht, dem verheerenden Krimkriege ein Ende zu machen. Dieser mit großem Ernste verkündete und feierlich eröffnete Friedenskongreß erweckte deßhalb günstige Aussichten, weil man den eben zur Krone gelangten Alexander II. mehr zur Nachgiebigkeit gestimmt wähnte, als seinen Vorfahren, welcher die Fehde aufgenommen, und dann, weil man des kläglichen Schauspiels eines kaum in dieser Weise länger fortzuführenden Kampfes satt, sich auch von russenfeindlicher Seite gestehen mußte, daß die errungenen Vortheile weit hinter mit so vielem Geschrei, so hochtönenden Phrasen und Drohungen erregten gespannten Erwartungen zurückblieben. Dennoch waren aber diese Erwägungen wieder geeignet, auf die Fortsetzung dieses Kriegs zu bestehen, den Versuch zu wagen, die beiderseitigen Streitkräfte auch ferner zu messen. Denn in beiden Lagern wollte man um jeden

Preis irgend ein wenigſtens anſcheinend günſtiges Reſultat erzielen. Rußland, wenn auch geſchwächt und gedemüthigt, doch nicht beſiegt, konnte und wollte auf keine allzu nachtheiligen Bedingungen eingehen, nicht gleich unmittelbar nach dem Thronwechſel eine der früheren ganz entgegengeſetzte politiſche Richtung einſchlagen. Die Seemächte aber, deren Truppen wie ein Bienenſchwarm an der äußerſten, felſigen Spitze der Krim hingen, wo ſie ſich verbiſſen, wollten zum mindeſten irgend eine eclatante Waffenthat aufzuweiſen haben, ehe ſie den Rückzug antraten, ſo erwünſcht ihnen dieſer auch nach den traurigen Erfahrungen des Winters ſein mußte. Außer einigen mehr blutigen, als erfolgreichen Gefechten war es ihrer Land- und Seemacht aber noch immer nicht gelungen, ſich Sebaſtopols zu bemächtigen, und ſomit ihre Anforderungen an Rußland um ſo höher geſpannt, als ſie die erlittenen Täuſchungen nicht durch allzu große Zugeſtändniſſe ſelbſt anerkennen wollten. Ueberdieß waren wieder die Feindſeligkeiten eröffnet worden. Die Ruſſen behaupteten ſich in der Dobrudſcha, während die Verbündeten in der mühſeligen Belagerung jener Meeresfeſtung immer weiter rückten. — Unter dieſen getheilten Gefühlen und Erwartungen verſammelte man ſich nun im Wiener Staatskanzleigebäude um den grünen, runden Tiſch, und es fanden bis zum 26. April vierzehn berathende Sitzungen ſtatt. Frankreich hatte hierzu ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Drouin de L'huis, England den Lord John Ruſſell geſendet. Vom ruſſiſchen Hofe war der gewandte Titoff den Verhandlungen beigegeben worden, und die Pforte vertrat Ali Paſcha — der dritte unter den türkiſchen Diplomaten, von welchem ich mich angezogen fühlte. Seine kleine, feine Geſtalt mit dem edlen Ausdrucke im Geſichte, ſeine Bildung und Geſchäftskenntniſſe nahmen gleich für den noch jungen Mann ein.

Drouin, welchen ich ſchon in Paris, wo er bei Guizot Unterſtaatsſekretär war, kannte, wurde mit vieler Auszeichnung in

Wien behandelt, und ſein höfliches Auftreten, ſein ruhiges Weſen, ſein ſcharfer Blick bei den Berathungen, ſicherten ihm Achtung und gegenſeitiges Wohlwollen. Weniger war dieß bei Ruſſell der Fall; ſeine ſchroffe, beinahe unfreundliche Art, ſeine ſteife Haltung in den geſchäftlichen Fragen gingen hier Hand in Hand mit einem durchaus nicht vornehmen Aeußern. Wer ſich noch an den Direktor Karl in der Rolle des „Staberl“ erinnert, kann ſich am beſten einen Begriff von der Erſcheinung des edlen Lords machen.

Die Ergebniſſe der Konferenz liegen in ihren Protokollen begraben; ſie führten unglücklicher Weiſe abermals nicht zum erwünſchten Frieden, und was etwa noch von den Beſprechungen hätte benützt werden können, wurde nach der Rückkehr der beiden Bevollmächtigten in Paris und London vertrümmert. Drouin wollte ſeine Ueberzeugung nicht dem längeren Verbleiben im Amte zum Opfer bringen, und zog ſich, wie ſchon früher, wieder unabhängig aus dem Staatsdienſte zurück; Ruſſell kam den in Wien getroffenen Verabredungen nicht nach, und, ſeine Sprache allſobald nach den Umſtänden ändernd, fuhr er doch fort, dem Miniſterrathe der Königin anzugehören.

Der Form wegen wurde am 4. Juni in Abweſenheit mehrerer Konferenzmitglieder ein Schlußprotokoll aufgenommen. War aber die Stellung des diplomatiſchen Corps während dieſer ganzen unruhevollen Periode eine höchſt unerquickliche geweſen, ſo wurde ſie es jetzt bei dieſen fortdauernden, meiſt geheim gehaltenen Verhandlungen für die nicht unmittelbar dabei betheiligten Geſandten noch in einem weit höheren Grade. Die Höfe verlangten, und zwar mit vollem Rechte, eine eingehende Ueberſicht der Vorgänge; dennoch war es ſchwer, beinahe unmöglich, denſelben immer in befriedigender Weiſe zu folgen, und ſo ſtand zumeiſt unſere immerfort angeſtrengte Thätigkeit nicht im Verhältniſſe zu dem Werthe oder der Wichtigkeit der einzuberichtenden Nachrichten.

Mit dem Abſchluſſe der Konferenzen und ihrem geringen Erfolge verband ſich jedoch damit nur ein mehr hiſtoriſches Intereſſe, und nachhaltigere Negociationen ſollten erſt wieder ein Jahr ſpäter aufgenommen werden.

Neben den diplomatiſchen Agenten erſchienen auch von Zeit zu Zeit Militärbevollmächtigte fremder Höfe, und während des Kriegs hielten ſich beſonders franzöſiſche und engliſche Generale in Wien auf, welche mehr die Eigenſchaft von Kommiſſären annahmen, beſtimmt, die Operationen der k. k. Armee an der Donau wie an der polniſchen Grenze zu überwachen. Dieſe Herren ſtanden bei der Geſellſchaft wie dem größeren Publikum in entſchiedener Ungunſt, und als es hieß, daß ſie den Feldzeugmeiſter v. Heß bei ſeinen Corpsinſpektionen begleiten ſollten, wurden dieſe unterlaſſen, um nicht den allgemeinen Unwillen zu ſteigern. In dem Grade, als die Nachrichten aus der Krim weniger befriedigend für die angreifenden Theile lauteten, um ſo mehr erkalteten die Sympathien da, wo ſie ſich früher noch gezeigt hatten.

Den Seemächten kam jedoch unerwartet eine Verſtärkung ihrer Streitkräfte zu; nachdem ſich ihrem modernen Kreuzzuge ſchon der Auswurf aller Nationen in Geſtalt der „Fremdenlegion“ angeſchloſſen hatte, erklärte nun auch Sardinien, für „Menſchenrechte, Aufklärung, Geſittung“ in die Schranken treten zu wollen, und ſchiffte ein kleines Heer nach der Krim ein. Die ganze Welt erſtaunte über dieſen „edlen, uneigennützigen“ Aufſchwung für das Wohl der bedrängten Türkei, und man wußte ſich ihn anfangs nicht recht zu erklären. Doch ſpäter, als das kleine Piemont, in der Eigenſchaft einer kriegführenden Macht, als „Mitbeſiegerin“ Rußlands, ſich das Recht anmaßte, an den Pariſer Friedensunterhandlungen Theil zu nehmen, als Cavour das große Wort im Sitzungsſaale führte, ſich in glühendem Haſſe gegen Oeſterreich ſogar mit den ruſſiſchen Diplomaten begegnete, da erfuhr man erſt, welchen großen Preis das Turiner Kabinet

auf ſeine „mächtige“ Hülfe in der Krim geſetzt, und Menſchen wie Millionen, die man dabei geopfert, denn doch nicht ſo ganz fruchtlos verſchwendet wurden!

Kaum war der fürchterliche Winter auf dem Kriegsſchauplatze überſtanden, als auch ſchon wieder die Operationen begannen, und nach mit Waffenſtillſtänden abwechſelnden Gefechten ein erfolgloſes Bombardement Sebaſtopols (Anfang April) vorgenommen wurde. Immer ſprach man von einer Reiſe Louis Napoleons in die Krim, und lange Zeit hielt ſeine erwartete Ankunft in Wien alle Gemüther in Spannung. So fehlte es denn auch während dieſes Frühjahrs und Sommers nicht an den mannigfaltigſten Eindrücken, bis uns endlich im September der Telegraph den Fall des Thurmes Malakoff, ſowie die Einnahme Sebaſtopols verkündete, das mehr einem Trümmerhaufen, als einer eroberten Stadt glich. Dagegen zogen die Ruſſen ſiegreich in Kars ein; ſomit waren Anhaltspunkte zu einer friedlichen Beilegung des unſeligen Haders gegeben, und die Verhandlungen wurden mit erneutem Eifer wieder aufgenommen.

In Ermangelung neuer aufregender Kriegsgerüchte beſchäftigte man ſich bis dorthin mit der großen Weltausſtellung in Paris, die in Betracht der verwirrten politiſchen Lage, des Darniederliegens alles Handels, der vielen Banquerotte und zunehmenden Verarmung als größtentheils verfehlt erſcheinen mußte. Dennoch hatte Kaiſer Napoleon die Genugthuung, die Königin Victoria in Paris zu begrüßen, welchen Beſuch er ſodann mit Eugenien in London zurückgab.

In Deutſchland trug man ſich zur Abwechſelung wieder einmal mit Bundesreformen, und Preußen hielt ſich ſchmollend von den Verhandlungen der Großmächte fern, ſtets ſich „freie Hand“ vorbehaltend.

Der Kaiſer von Oeſterreich hatte eine Reiſe zur Armee nach Gallizien angetreten, und in Rom trafen, nachdem der Papſt einer drohenden Lebensgefahr in St. Agneſe glücklich entgangen, viele Biſchöfe der katholiſchen Chriſtenheit zu einer impoſanten, berathenden Verſammlung ein.

Im Juni wurde der bisherige k. k. Geſandte v. Philippsberg von Karlsruhe abberufen, und der Fürſt Alex. v. Schönburg an deſſen Stelle ernannt. Dieſe Wahl erfreute mich um ſo mehr, als ich ſeit Jahren mit ſeiner geiſtreichen, liebenswürdigen Mutter, der Fürſtin Louiſe, geb. Schwarzenberg, befreundet war, ihr Salon ſtets zu einem der angenehmſten gehörte, die ich beſuchte. Schönburg vermählte ſich, noch ehe er ſeinen Poſten antrat, mit der Prinzeſſin Caroline, der zweiten Tochter des Fürſten Alex. v. Liechtenſtein, und ich wohnte der Trauung, welche der Cardinal-Erzbiſchof von Prag in dem herrlichen Palais vollzog, als Zeuge bei.

Der Herzog W. v. Braunſchweig und andere hohe Gäſte beſuchten wiederholt Wien. Es war da auch wieder nach längerer Zeit die alte Fürſtin Bagration erſchienen, die, einer den Pyramiden entſtiegenen Mumie gleich, ihre Jugenderinnerungen aus der Congreßzeit auffriſchen wollte. Ihr lebhafter Geiſt überwand die körperlichen Schwächen, und in ein langes weißes, roſa oder blau ſeidenes Gewand gehüllt, ſuchte ſie alte Bekannte und Lieblingsorte wieder auf. Es gehörte die nunmehr verſtorbene Fürſtin jener Klaſſe origineller Frauen an, welche jetzt immer mehr aus der Geſellſchaft verſchwinden.

Eine lebensgefährliche Krankheit, welche den Prinzen Karl von Baden in ſeiner ungariſchen Garniſon befallen hatte, veranlaßte deſſen Verbringung nach Wien, wo der junge Herr

glücklicherweiſe unter der Behandlung geſchickter Aerzte, und der liebevollen, brüderlichen Pflege des von Berlin herbeigeeilten Prinzen Wilhelm bald genas.

Den 18. Auguſt wurde der unter dem Namen „Konkordat“ zwiſchen Oeſterreich und dem päpſtlichen Stuhle abgeſchloſſene Staatsvertrag von dem Kardinale Viale und dem Wiener Fürſt-Erzbiſchofe Rauſcher unterzeichnet. Es ſollte dieſe Uebereinkunft einem längſt gefühlten, dringenden Bedürfniſſe abhelfen, das geſtörte Gleichgewicht zwiſchen Kirche und Staat wieder dauernd herſtellen, allen Zweifeln, Bedenken und Streitigkeiten für die Zukunft vorbeugen. Das Recht, einen ſolchen Vertrag einzugehen, war ebenſo ſehr begründet, als der Wunſch, aus einem ſeit den Zeiten des Kaiſers Joſeph II. beſtandenen proviſoriſchen Zuſtande herauszutreten. Es konnte ſich demnach nur um die Form handeln, in welcher der Abſchluß ſtattfinden ſollte. Kaiſer Franz, und mit ihm Fürſt Metternich, hatten ſich, ungeachtet der fortwährend freundlichſten Beziehungen zu Rom, ſtets geweigert, ſich in beide Theile bindende Zuſagen einzulaſſen, und vorgezogen, jede einzelne Streitfrage im Vergleichswege zu entſcheiden. Doch nun ſchien — bei der ſich allenthalben kräftiger entwickelnden Thätigkeit der katholiſchen Kirche, wieder in den Beſitz ihrer lang verkümmerten Rechte zu gelangen — es gerathen, daß der erſte katholiſche Großſtaat, der einſtige Schirmvogt der Kirche, mit einer öffentlichen Urkunde hervortrete, und der Welt ſein Verhältniß zum römiſchen Stuhle klar vor Augen lege. Es erhoben ſich damals, nicht wie ſpäter, Stimmen des Tadels über dieſen Schritt, und das nur durch die nachfolgenden traurigen Vorgänge veranlaßte Geſchrei gab den Feinden der Kirche überhaupt noch einen weiteren willkommenen Vorwand, auch das ihnen verhaßte Oeſterreich mit giftigen Waffen anzugreifen. Aber auch im Innern der Monarchie erhoben ſich Männer,

welche für patriotisch und „liberal“ gelten wollten, um Verwünschungen gegen einen Vertrag zu schleudern, der, wie jeder andere, Auslegungen und Verbesserungen unterworfen ist. Ich bin überzeugt, daß von Hundert solcher Eiferer kaum Einer die 36 Artikel der Konvention gelesen, viel weniger geprüft; es genügte, daß man sich in Wien entschloß, nach 80 Jahren einmal auf soliderer Basis als bisher, mit Rom zu verkehren, um über „Pfaffentrug, Rückkehr zu mittelalterlicher Finsterniß, Verdummung, Unterdrückung Andersdenkender“ u. dgl. m. zu deklamiren. Ist es Beschränktheit des Geistes, ist es absichtlich böser Wille, welche diesen Sturm gegen das Konkordat hervorriefen? Glaubt man im Ernste, daß wir dadurch, wie mit einem Sprunge, um Jahrhunderte zurückversetzt würden, und traut man denn der so hochgepriesenen „Aufklärung,“ der tonangebenden „öffentlichen Meinung,“ dem „Fortschritte“ plötzlich gar so wenig Macht zu, um den Kaiserstaat, an Händen und Füßen gebunden, dem Vatican und seinen „Ränken“ zu überliefern?

Haben sich einmal diese nun hoch gehenden Wogen der leidenschaftlichen Erbitterung und feindseliger Gesinnungen gegen die Kirche gelegt, so werden besonnene Gemüther vielleicht die Frage aufwerfen, ob es, statt die Verabredungen in Rom in einem Staatsvertrage zu formuliren, es nicht vorzuziehen gewesen wäre, sich für die einzelnen Fälle auf die Erledigung im Wege gütlicher Ausgleichung zu beschränken? Selbst jeder Paragraph eines geschriebenen Uebereinkommens ist wieder verschiedener Deutungen fähig. Ueberdieß hat der Papst die ihm anvertrauten, unveräußerlichen Rechte, als Depositen, zu wahren, kann daher nicht, wie weltliche Fürsten, sich zu Zugeständnissen herbeilassen, um etwa damit augenblickliche Vortheile zu erlangen. Auf der anderen Seite war es auch für das Wiener Kabinet nicht leicht, in so allgemein bindender Weise Verpflichtungen einzugehen, welche mit der Zeit, und in den so vielfach gestalteten Kronländern

unberechenbaren Modificationen unterliegen konnten. Abgesehen von diesen Rücksichten, wäre es auch vielleicht noch überdies erwünscht gewesen, den Gegnern der Kirche wie Oesterreichs jeden Vorwand zu solchen Verdächtigungen zu nehmen, und namentlich den Vorwurf zu beseitigen, daß man sich Deutschland entfremde?

Eine „Revision" des Concordats steht, wie wir hören, in Aussicht, und Oesterreich wird, bei allen Aufhetzungen der Tagblätter und der unverständigen Anschauungen einer übelberathenen Menge, die Vortheile sich nicht entwinden lassen, welche ein geregelter Zustand auf dem kirchlichen Gebiete, im Interesse des inneren Friedens, wie des materiellen Gedeihens, jedem Staate verheißt!

Der peinlichen Ungewißheit machte endlich eine telegraphische Depesche aus St. Petersburg ein Ende, welche uns am Abende des 16. Januar 1856 überraschte. Der Kaiser Alexander willigte in die von der Wiener Konferenz vorgeschlagenen Punkte; es sollte vorläufig ein Waffenstillstand eintreten und alle weiteren Friedensbedingungen auf einem demnächst in Paris zusammentretenden Kongresse verabredet und bestimmt werden. Die Freude über diese unerwartete Wendung war um so größer und ungetheilter, als der unheilvolle Kampf im schwarzen Meere wie ein Alp auf allen Theilen gedrückt hatte, und man wußte es dem russischen Hofe um so mehr zu Dank, ohne zwingende Nothwendigkeit so viel edelmüthige Mäßigung gezeigt zu haben. Schon in der Mitte Februar reiste Graf Buol nach Paris ab, und es trat nun nach so andauernder Bewegung wieder einige Stille in dem öffentlichen Leben Wiens ein. Nur durch die Sitzungen einer Kommission der deutschen Bundesstaaten zur Regulirung des Münzwesens wurden wir zeitweise in Anspruch genommen.

Am Jahrestage des Einzugs der Alliirten in Paris (30. März)

wurde der längſterſehnte Friedensvertrag abgeſchloſſen, dem jedoch ſchon am 15. April eine ſeine Beſtimmungen theilweiſe lähmende Separatkonvention nachhinkte. Man mußte ſich dabei geſtehen, daß offenbar die Opfer an Menſchenleben und Geld, welche während dieſer drei Jahre gebracht wurden, nicht im Verhältniß zu dem Reſultate des Krieges ſtanden, ſelbſt dieſe aber noch immer nicht hoch genug hätten angeſchlagen werden können, wenn, wie man, jedoch leider vergebens, hoffte, eine Uebereinſtimmung zwiſchen den Großmächten erzielt, das erſchütterte Gleichgewicht durch naturgemäße Allianzen wieder hergeſtellt und vor Allem dahin getrachtet worden wäre, wenn nicht völlig zu entwaffnen, doch den alle Staaten aufzehrenden hohen Stand der Heere zu vermindern. Statt dieſes erträumten Ergebniſſes ſind vielmehr ſo unnatürliche Verhältniſſe bis auf's Aeußerſte hinaufgeſchraubt, und noch immer iſt kein Ende abzuſehen!

Mehr als der revolutionäre Geiſt werden daher die jährlich wachſenden Finanzverlegenheiten die Staaten allmälig zu Grunde richten und nothgedrungen einen ganz neuen Zuſtand der Dinge herbeiführen müſſen!

Der ungemein kurze Karneval 1856 wurde dennoch nicht gehörig benutzt; es fanden zwar die herkömmlichen Bälle ſtatt, die ſich mit jedem Jahre durch jene großartigen Tanzfeſte vermehrten, welche die Stadt, die Studenten einzelner Fakultäten, die Techniker und verſchiedene Körperſchaften gaben; aber der Druck der Zeiten, dazu der abſcheuliche Typhus, der gewöhnliche Nachzügler der Cholera, ließen keine ungetrübte Freude aufkommen. Doch kaum waren wieder Friedensausſichten eröffnet, ſo verbreitete ſich eine andere Krankheit — das Spekulationsfieber, und im Gefolge der Eiſenbahn- und anderer Verträge zogen auch der Crédit mobilier, Aktienunternehmen aller Art ein. Eine rege

Thätigkeit trat an die Stelle des früheren behaglichen Sichgehenlaſſens, und hatte dieſer Aufſchwung, beſonders für die zweckmäßigere Benützung der reichen Reſſourcen Oeſterreichs, manches erfreuliche Reſultat, ſo mußte man denn auch die unvermeidlichen Nachtheile und Schaden hinnehmen. Was jedoch von franzöſiſcher Seite in dieſer Beziehung ausging, ſtand bei der Wiener Bevölkerung in entſchiedener Ungunſt.

Das größte Ereigniß in der dramatiſchen Kunſtwelt war die Erſcheinung der gefeierten Riſtori, die, in Begleitung einer mittelmäßigen Geſellſchaft, durch ihr ruhiges, klaſſiſches Spiel, ihre edlen Stellungen und ein herrliches Organ auch hier, wie es ein ſo ungewöhnliches Talent allenthalben muß, wahrhaft entzückte.

In Prag feierte Ende Februar Kaiſer Ferdinand die ſilberne Hochzeit. Sie wurde auf dem Hradſchin feſtlich begangen, und in einem lebenden Bilde ſtellten 25 Damen ebenſo viele Blumen vor, welche die Zahl der Eheſahre bedeuten ſollten. Freilich waren dieſelben für das erlauchte Kaiſerpaar nicht alle blumenreich; für das Jahr 1848 zumal hätte ich die „Roſe von Jericho“ vorgeſchlagen, welche bekanntlich, wenn ſie ſich entfaltet, eine Dornenkrone bildet.

In dieſer Zeit fand, die weiteren Verabredungen über die Ausführung des Konkordats zu treffen, eine Verſammlung beinahe aller Biſchöfe der Monarchie in Wien ſtatt,*) und es war ein impoſanter Anblick, dieſe Kirchenfürſten, vier Kardinäle an der Spitze, bei der Frohnleichnamsprozeſſion oder der feierlichen Einweihung der „Votivkirche“ in langem Zuge und mit den glänzenden Zeichen ihrer Würde geſchmückt, einherſchreiten zu ſehen! Viele derſelben, an ihrer Tracht kennbar, bekannten ſich zum griechiſch-unirten Ritus.

---

*) Erinnerungsbl. S. 108.

Der engliſche Hof hatte den Lord Weſtmoreland abberufen und dafür Sir Hamilton Seymour in Wien ernannt, welcher jedoch auch nicht lange blieb. Wer den beſcheidenen, auch dem Aeußeren nach unanſehnlichen Mann ſah, konnte nicht vermuthen, daß dieſer feine Diplomat es war, welcher jene berühmt gewordene Unterredung mit dem Kaiſer Nikolaus hatte, die als wichtige „Enthüllungen“ der ruſſiſchen Politik ſpäter im Parlament zur Sprache kam. Man konnte es in St. Petersburg dieſem engliſchen Geſandten nie vergeſſen, daß er jene vertraulichen, nur an ihn perſönlich gerichteten Mittheilungen des Czaaren an ſein Kabinet berichtet; um ſo dankbarer war man ihm in Wien dafür. In der That konnte man aber Sir Hamilton Seymour in dieſem Falle keinen Vorwurf daraus machen, daß er den Privatmann nicht von dem Diplomaten zu trennen wußte, denn welche Verantwortung würde ihn ſeinem Hofe gegenüber getroffen haben, hätte er über jenen denkwürdigen Vorgang geſchwiegen? Es war Sache des brittiſchen Miniſteriums, zu erwägen, ob eine Veröffentlichung jener geheimen Depeſche paſſend, ob es zumal, da ſie das Geſpräch eines befreundeten Monarchen betraf, zart war, ſie der allgemeinen Beurtheilung preis zu geben? Freilich, als der Krieg einmal ausgebrochen, war man in der Wahl der dafür anzugebenden Gründe nicht mehr heikel und benützte jene unbedachten Worte des Kaiſers als willkommenen Vorwand, ihn auch noch überdies mit Oeſterreich zu entzweien.

Sir Hamilton Seymour erwies ſich in Wien als ein ebenſo angenehmer als begabter Geſchäftsmann mit den beſten Formen, weder jene beſchränkte Eingenommenheit, noch die ſchroffe Haltung zeigend, welche den engliſchen Diplomaten öfters eigen iſt.

Erzherzog Ferdinand Max beſuchte im Laufe des Frühjahrs den kaiſerlichen Hof in Paris.

Der Wiener Boden war bekanntlich dem Gedeihen der bildenden Künste nie sonderlich hold. In der neuesten Zeit waren es jedoch die Architektur und Skulptur, welche man zu fördern suchte. Die Neubauten folgten meistens der Richtung der Periode; es entstanden mehrere, zum Theil sehr schöne Kirchen und Kapellen; ältere wurden wieder hergestellt, und da kam denn der Dom zu St. Stephan, der einer Restauration am meisten bedurfte, zuerst an die Reihe. Nicht minder lebhaft wurden die militärischen Bauten betrieben: Bastionen, Kasernen, Thürme, Reitschulen entstanden auf allen Punkten, und wahrhaft großartig ist das seit 1849 begonnene und nahezu vollendete Arsenal nächst dem Belvedere. Es ist damit ein Artillerie-Museum, eine Sammlung alter Waffen, Rüstungen und historischer Merkwürdigkeiten verbunden; sinnreiche Fresken schmücken die Wände, und das ganze festungartige Gebäude nimmt sich mit seinen gothischen Verzierungen und der schönen Kapelle mit dem berühmten Muttergottesbilde der Oktobertage sehr stattlich aus. — Nun seitdem sich die innere Stadt mit den Glacis und Vorstädten verschmolzen, ist der Baulust ein weites Feld eröffnet, den Architekten eine reiche Ernte gesichert.

Auch die Bildhauer wurden mehr als sonst beschäftigt. Einige Monumente, wie das des Erzherzogs Karl von Fernkorn, entstanden, und einzelne Kunstfreunde bestellten Gemälde und Marmorgruppen. Im Ganzen gab sich ein regeres Leben auf diesem Gebiete kund, wenn die fruchtbare Thätigkeit auch noch lange nicht die Höhe wie in anderen, selbst kleineren Städten, z. B. München, erreichte.

Eine Anstalt, um welche aber jeder Ort Wien beneiden könnte, ist die k. k. Staatsdruckerei, und es genügt, dies unter der umsichtigen Leitung des ebenso bescheidenen als genialen Direktors v. Auer zu seltener Vollkommenheit gelangte Institut zu nennen, da es beinahe auf dem ganzen Erdkreise rühmlichst bekannt ist.

Nicht minder verdienſtlich und die Wiſſenſchaft fördernd iſt die geologiſche Reichsanſtalt mit vortrefflichen Lehrern und anziehenden Sammlungen. Ihre Forſchungen wie ihre Arbeiten ſind gleich geſchätzt.

Endlich muß ich noch unter den vielen, zum Theil blühenden Fabriken jener des betriebſamen F. Wertheim erwähnen, der außer der Pflege vieler Induſtriezweige, auch die ausgezeichneten „feuerfeſten Kaſſen“ verfertigt.

Eine Miniſterialveränderung — Anfangs Mai — in Karlsruhe wirkte auch auf meine Lage zurück. Ich wurde, unter Verſetzung in den Ruheſtand, von Wien abberufen und der erledigte Geſandtſchaftspoſten dem abtretenden Staatsminiſter Frhrn. v. Rüdt-Collenberg verliehen.

Mit meiner Entfernung von Wien trat auch zugleich ein Abſchnitt für die Geſchichte der öſterreichiſchen Politik ein; die Jahre der Leiden und Prüfungen ſchienen zurückgelegt; man athmete freier, und eine raſchere, ungehindertere Entwicklung der inneren Organiſation, beſonders der Finanzzuſtände, ließ ſich mit vollem Grunde erwarten. Noch machte ſich nicht jene Unzufriedenheit mit der Verwaltung des Miniſteriums der drei B. (Buol, Bach, Bruck), wie man es nannte, geltend; noch trat nicht die Oppoſitionsluſt hervor, wie ſie ſich drei Jahre ſpäter, nach erlittenem Ungemache, zeigte. Ich verließ daher Wien mit der Ueberzeugung, — und ich theilte ſie mit Tauſenden — daß die Zeit der Uebergänge vorüber und die Dinge in Oeſterreich einen naturgemäßen Lauf nehmen, Ruhe und geſetzlich geregelte Zuſtände allmälig wiederkehren würden. Es ſollte nicht ſo ſein! und was bisher ſich ereignete, waren auch nur ebenſo viele Verſuche, Phaſen und Strebungen, um zum gewünſchten Ziele zu gelangen. Was aber Unverſtand oder abſichtlich böſer Wille auch immer zum

Untergange des Kaiſerſtaates herbeigeführt haben mögen, die ihm innewohnende innere, auf ſeine providentielle Beſtimmung gegründete Macht wird die Monarchie auch jetzt, wie aus früheren, noch weit drohenderen Gefahren, erretten! Es fällt mir dabei eine damals viel beklatſchte Rolle aus dem Drama eines Volksdichters ein, welcher ſich in ſchlichter Weiſe den Staat in folgendem Bilde auf feſter Grundlage dachte:

„Der ganze Staat iſt wie ein ſchöner, großer Baum. Obenauf, dem Himmel zunächſt, die Krone im hellen Sonnenſcheine. Die ſtarken Aeſte, welche Stürmen und Blitzen trotzen, ſie ſind die Armee; die Blüthe am Baume iſt der Adel; die grünen Zweige ſind die Gelehrten und Denker, die luſtigen Vögel, die darin ſingen, Dichter und Künſtler. Die goldenen Früchte am Baume aber bedeuten die Männer der Induſtrie und des Handels. Tief unten, unbekannt, mit Erde bedeckt iſt die Wurzel des Baumes, ſtark und rauh, unſcheinbar und ſchmucklos, aber dennoch die Baſis, auf welcher der ganze Baum ruht: dieſe Wurzel heißt im Staate das Volk! Doch die Wurzel wäre zu tief, die Krone zu hoch, wäre nicht etwas dazwiſchen, und dieß iſt bei dem Baum der Stamm in ſeiner ſchlichten, rauhen Rinde: der Bürgers-, Bauers- und Handwerksmann in ſeinem einfachen grauen Rocke. Iſt das Mark des Baumes geſund, d. h. das Herz des Bürgers, ſo wie es ſein ſoll, dann nagt vergebens bösartiges Gewürm an der Wurzel, dann ſauſt vergebens der Sturm durch die Aeſte — der Stamm in ſeinem unanſehnlichen Gewande hält Stand, die Wurzel mit der Krone zuſammen; die ſaugenden Giftſchwämme an der Wurzel, die freſſenden Pilſe am Stamm, die kriechenden Schmarotzerpflanzen nach Oben, man kennt ſie, ſie können dann nicht mehr ſchaden, man reißt ſie aus und wirft ſie in's Feuer!

„Doch auch noch etwas mehr als Bürgertreue gehört zum Gedeihen des Baumes: es iſt außerhalb derſelben der erquickende Thau, der das Erdreich befeuchtende Regen — der Segen des Himmels!“

Nachdem ich, wie alljährlich, das Geburtsfeſt des Fürſten Metternich — das 83. — zum letzten Male auf dem Rennwege mitgefeiert, wohnte ich auch noch einige Tage vor meiner Abreiſe der Vermählung ſeines älteſten Sohnes Richard — zum k. k. Geſandten nach Dresden ernannt — bei. Sie fand durch den Kardinal Viale im Nuntiaturgebäude ſtatt. Außer der Familie hatten ſich noch die Fürſten Eſterhazy, Karl Lichtenſtein, Taxis und Trautmannsdorf, die Grafen M. Eſterhazy, Almaſſy, F. Zichy, Wrbna, Grünne, Buol, Kufſtein, Feſtitics, Zapary, die Fürſtinnen El. Schwarzenberg und M. Lobkowitz, die Geſandten Könneritz und Lenzoni, die Herren v. Berlichingen, Hummlauer, Maeshengen, Bigeleben, Pilat, Roger von Aldenburg, Montenegro u. A. eingefunden.

Endlich am 29. Juni hatte ich noch mit dem diplomatiſchen Corps eine Audienz bei dem König Otto von Griechenland, welcher im Palais ſeines Schwagers, des Erzherzogs Albrecht, abgeſtiegen war — es war dieß mein letzter Gang in offizieller Stellung!

Den 6. Juli führte mich die Nordbahn gerade in dem Augenblicke von Wien — wohl für's Leben — fort, als wiederholt Kanonendonner der Stadt die Niederkunft der Kaiſerin mit einer Tochter — der Erzherzogin Giſela — verkündete!

Fünfzehnter Abſchnitt.

(1856 — 18?.)

Inhalt: Ruheſtand. Neue Beſchäftigungen. Reiſen. Ehe. Betrachtungen über die Zeitereigniſſe. Tod des Großherzogs Ludwig II. von Baden und der Herzogin Helene von Orleans. Der Krieg in Oberitalien. Die Flucht der Fürſten. Die Schlachten und der Friede von Villa-Franca. Ableben des Fürſten Metternich. Neſſelrode. Deutſchland, Frankreich und Italien während der Jahre 1860 und 1861. Oeſterreich und Preußen. Der Papſt und die Kirche. Die Nationalitäten. Amerika. Konſtanz. Der Bodenſee und die öſtliche Schweiz. St. Gallen und die beiden Appenzell. Zürich. Das große Schützenfeſt und der Geſandtenkongreß (1859). Die Herzogin von Parma. Graf Colloredo. Maria-Einſiedeln. Die Eidgenoſſenſchaft. Zwei Winter in Straßburg; Phyſiognomie dieſer Stadt; Dompredigten und fromme Vereine. Ableben des Markgrafen Wilhelm und der Großherzogin Stephanie von Baden. Vorgänge in Oeſterreich. Die drei Selbſtmorde. Baden-Baden. Louis Napoleon und die deutſchen Fürſten (Juni 1860). Die Univerſitäts-Secularfeier in Baſel. Wohnſitz in Baden-Baden. Bekannte. Die Saiſon von 1861. Attentat auf den König von Preußen. Allgemeine Lebensanſichten. Betrachtungen über Literatur, ſchöne Künſte u. ſ. w. Die neuen Zeichen der Zeit. Schluß.

Il passato non é, ma se lo finge la vana simembranza,
Il futuro non é, ma se la pinge l'indomita speranza;
Il presente non é, ma in un baleno
Passa del nullo in seno,
Dunque la vita è appunto
Una memoria, una Speranza, un punto.

Ein Geſchäftsleben, reich an Zerſtreuungen aller Art, von unſtätem Umhertreiben begleitet, lag nun hinter mir! Es trat jetzt, nach 30 Jahren, eine Zeit der Ruhe wie der Einkehr in mein Inneres ein. So ſchwer es mir auch Anfangs fiel, mich an die

unfreiwillige Muße, an die Einförmigkeit der Alltagswelt zu gewöhnen, ſo war in der ſtreng eingehaltenen Eintheilung meiner Stunden doch wieder bald das nöthige Gleichgewicht gefunden. Ich hatte ſo Manches zu ordnen, zu überſehen, ſo umfaſſendes Material im Gedächtniß wie mit der Feder zu verarbeiten, daß die ſelbſt gewählte Richtung des Wirkens und Schaffens mich zuletzt mehr anſprach, als die nach gewiſſen Formen und beſtimmten Weiſungen geleiteten früheren Berufspflichten.

Zudem hatte ich mir eine ſtille Häuslichkeit gegründet, mich aus Neigung, nach eigener Wahl vermählt, und auf die Frage: weßhalb ich denn nicht lieber dem Rathe, „früh zu freien", gefolgt, kann ich eben nur mit einem anderen Sprüchworte antworten: „daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden!" Die Trauung fand auf der lieblichen Inſel „Reichenau" im Bodenſee ſtatt.

Eine andere, nicht minder ſchwer zu löſende Lebensaufgabe betraf die Wahl eines künftigen, vorausſichtlich für die mir noch übrigen Tage beſtimmten Aufenthaltsortes. So lange uns Rückſichten, Anſtellung, Familien- oder Vermögensverhältniſſe an irgend einen Wohnſitz feſſeln, ſehnen wir uns auch wohl manchmal nach anderen Himmelsgegenden, aber Pflicht, Vernunftgründe wie Gewohnheit oder Nothwendigkeit gebieten uns, jene Regungen zu unterdrücken, uns zu beruhigen. Liegt es jedoch in unſerem Willen, frei und unabhängig unſeren Aufenthalt, natürlich immer innerhalb gewiſſer Grenzen, irgendwo nach eigenem Gutdünken zu nehmen, mehren ſich Zweifel und Bedenken mit jedem Tage. Der Wanderſinn, die Luſt nach Veränderungen ſpiegelt uns beſtändig vor, daß es an dieſem oder jenem Punkte wohl bequemer, wohlfeiler ſei, unſer Geſchmack wie unſere Bedürfniſſe leichter befriedigt würden u. dgl. m. Wir ſchwanken daher beſtändig in der Wahl, bis wir dem Hang, Vergleichungspunkte zwiſchen den einzelnen Städten aufzufinden, entſagt und mit dem wiedererlangten behaglichen Gefühle des „home" erſt die gehörige Ruhe gewonnen haben.

Nachdem ich über Prag, Dresden und Frankfurt nach Karlsruhe zurückgekehrt war, wo ich Herrn v. Meyſenbug — den ſiebenten ſeit meiner Dienſtzeit — als Staatsminiſter des großherzoglichen Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten traf, brachte ich den Sommer bei meinen Geſchwiſtern auf dem Lande zu.

Während der weiteren Jahre war ich zwei Winter in Straßburg, zwei Winter in Konſtanz und der Schweiz; die Sommerzeit verlebte ich theils am Bodenſee, theils in Appenzell oder Zürich. Im Herbſte 1860 entſchloß ich mich, vorläufig einen feſten Aufenthalt in Baden-Baden zu nehmen, wo ich ſeither unausgeſetzt verweilte.

Um keine Lücke in der nun einmal begonnenen Erzählung zu laſſen, habe ich vorſtehende, an ſich unbedeutende Umſtände erwähnt; aus demſelben Grunde werde ich den freundlichen Leſern, welche mir bisher auf dem von mir gezeichneten Lebenslaufe gefolgt, noch die Eindrücke und Vorgänge während dieſes letzten Abſchnittes ſchildern, deſſen muthmaßlichen Schluß ich — der göttlichen Fügung anheimſtellend — nur mit einem Fragezeichen andeuten konnte.

Es zerfallen ſomit dieſe Aufzeichnungen wieder in drei Abtheilungen. Die erſte ſoll, wie bisher, die Tagesereigniſſe an unſeren Blicken chronologiſch vorüberziehen laſſen; die zweite perſönliche Eindrücke auf Reiſen, über Literatur und Lebensfragen umfaſſen; die dritte endlich mit allgemeinen Betrachtungen ſchließen.

So wenig es mir in meiner Stellung auch früher vergönnt war, unmittelbar an den politiſchen Fragen Theil zu nehmen, rathend oder thätig einzugreifen, in um ſo minderem Grade konnte ſich jetzt meine Wirkſamkeit in dieſer Beziehung entwickeln, und ich mußte mich immer mehr auf die Rolle eines ſtillen Beobachters

beſchränken, aber eines Beobachters, welcher die Begebenheiten mit ungetheiltem, lebhaftem Intereſſe verfolgte. War mir doch im Laufe der Zeit Manches von dem politiſchen Couliſſenſpiele bekannt geworden, war ich doch mit den meiſten der jetzigen Leiter der Geſchäfte in den europäiſchen Staaten ſelbſt in nähere Berührung gekommen, und die Mehrzahl der deutſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zähle ich zu meinen einſtigen Kollegen.

Es gewährt mir demnach einen Genuß ganz eigener Art, die Vorgänge gleichſam wie auf einer Bühne beobachten zu können, die Handlungen der Machthaber mit ihren mir bekannten Perſönlichkeiten zu vergleichen, aus der Vergangenheit Schlüſſe auf die mögliche Geſtaltung der Zukunft zu ziehen. Ich nehme deßhalb täglich über ein Dutzend Blätter aller Farben und verſchiedener Länder zur Hand, nicht ſowohl Neuigkeiten daraus zu erſehen, als vielmehr mir ein Geſammtbild des jeweiligen politiſchen Zuſtandes zu entwerfen und mitten durch das ſich täglich mehr zuſammenziehende Lügengewebe der Wahrheit nachzuſpüren. Wenn auch alle dieſe Wahrnehmungen gewöhnlich nicht erfreulicher Natur ſind, wenn gar viele Schritte der Regierungen mit meiner eigenen Ueberzeugung, meinen Wünſchen nicht zuſammenfallen, ſo weiß ich doch nur zu wohl, daß die Führung der Politik im Großen wie im Kleinen, mehr als Alles in der Welt, den Stempel der Unvollkommenheit an ſich trägt, daß da menſchliche Leidenſchaften, dort Liſt und Betrug, hier wieder die Macht der Stärkeren den Ausſchlag geben, und nur der Staatsmann offenbar fehlt, welcher freventlich die unveränderlichen, göttlichen Geſetze verletzt.

Das Jahr 1856, welches uns mit dem Pariſer Frieden eine ruhigere Zeit erwarten ließ, ſollte doch nicht ohne einige kleine Reibungen vorübergehen. Erſtaunt ſah die Welt Rußland, ſich immer mehr von Oeſterreich abwendend, ſogar Sardinien die Hand zur Ausſöhnung bieten, Sardinien, welches ſich doch in ſo unglaublicher, unbefugter Weiſe an dem Krimkriege betheiligt hatte!

Ebenſo brach ganz unerwartet ein Konflikt in der Schweiz aus, und mit Mühe konnten die ſchon zum Kampfe bereiten Preußen und Eidgenoſſen auseinander gehalten werden. Nach langen, unerquicklichen Verhandlungen verlor Preußen ein ſchönes Stück Land, ohne auch nur einen Vortheil irgend einer Art dagegen auszutauſchen.

Ein ungemein erfreuliches Ereigniß fand in Baden ſtatt; Prinz Friedrich, dem bisherigen Titel eines „Regenten“ entſagend, nahm die großherzogliche Würde, die er ſeit vier Jahren in der That ausübte, nun auch der Benennung nach an, und wurde den 20. September zu Berlin mit der lieblichen Prinzeſſin Louiſe von Preußen getraut. Viele Feſte, der Beſuch der Städte des Landes verbanden ſich, von herzlichem Jubel und Glückwünſchen begleitet, mit dieſer Feier. In kurzen Zwiſchenräumen folgten dann die Vermählungen der beiden jüngeren badiſchen Prinzeſſinnen — Marie mit Fürſten E. v. Leiningen, Cäcilie mit dem Großfürſten Michael von Rußland.

Karlsruhe ſelbſt aber hatte ſich durch die wohlwollende Fürſorge des jungen Großherzogs ſichtbar gehoben; es verſchönerte ſich die Stadt, es belebten ſich ihre Straßen immer mehr durch Handel, Fabriken und Fremdenzug, und auch die Kunſtanſtalten gewannen. Neben vielen neuen Gebäuden erhoben ſich auch die großartigen Pflanzenhäuſer, ein wahrer Palaſt Flora's. In ihren herrlichen Räumen ſah man viele gelungene Feſte; die deutſchen Naturforſcher, welche in einem der letzten Jahre ihre, ich weiß nicht mehr wievielte, Zuſammenkunft darin hielten, fanden ſich wohl ſelten in ſo duftend blühender Umgebung. Die Wände des Rondelſaals ſind mit den Wappen jener Städte geziert, in denen die Verſammlung ſchon getagt.

Während des verhältnißmäßig ruhigen Laufes des Jahres 1857 traten doch die Nachwirkungen der orientaliſchen Kriſe in den Unruhen Syriens, in den Verwicklungen mit Perſien entſchieden

hervor, und auch in Italien zeigten ſich in immer ſchärferen Umriſſen und Gegenſätzen die Symptome künftiger, ruheſtörender Konflikte.

Kaiſer Alexander II., welcher ſich ſchon bald nach dem Friedensſchluſſe in Moskau hatte krönen laſſen, traf nun im September 1857 mit Napoleon III. zu Stuttgart, mit dem Kaiſer von Oeſterreich in Weimar zuſammen. Es lag hier nahe, daß man ſich allgemein der freudigen Erwartung hingab, die für alle Staaten ſo ungemein drückende Heereslaſt vermindert, die jährlichen Defizits und Anlehen verſchwinden, die Budgets wieder geregelt zu ſehen — da platzten eines Abends die Bomben Orſini's und ertönten nicht nur in der Rue Lepelletier, ſie hallten auch furchtbar in ganz Europa wider. Es bereitete ſich nun wiederholt, und zwar dießmal im Bunde mit der Revolution, ein Vernichtungskampf vor, deſſen erſte Idee in der geheimnißvollen Beſprechung von Plombiéres angeregt wurde.

Das Jahr 1858 ging darüber hin, und während die meiſten Staaten ſich bemühten, ihre inneren Angelegenheiten zu ordnen, zu entwaffnen, Rußland ſogar eine ganz neue Bahn durch die Bauernemanzipation betrat, ſah man nicht ohne eine mit Mißtrauen gemiſchte Spannung auf die Rüſtungen des neuen weſtlichen Kaiſerreichs zu Land wie zur See.

England wurde aber von einer Geißel heimgeſucht, die ſich ſchon früher, aber noch nie in einem ſo Entſetzen erregenden Grade gezeigt, wie dießmal — von einer blutigen Empörung der unterdrückten Stämme in Oſtindien, als Wiedervergeltung für jahrelange Grauſamkeiten und Quälereien. Auch in dieſem grauenvoll blutigen Racenkriege entging England noch glücklich der drohenden Gefahr, und eine über jene Vorgänge aufgeklärte Geſchichte wird die Mittel, welche zur Beſeitigung des Aufſtandes angewendet wurden, nicht im Einklange finden mit den heuchleriſchen Klagen, welche das brittiſche Kabinet anſtimmt, wenn andere

Fürſten, ſelbſt in weit geringerem Grade von ihren Waffen Gebrauch machend, rebelliſchen Angriffen entgegentreten.

In gleicher Weiſe war das uralte chineſiſche Reich in ſeinen Grundfeſten erſchüttert, und immer mehr wurde die durchlöcherte Mauer von äußeren Feinden umzingelt und bedroht, während im Innern ſelbſt ſich genug Elemente der Zerſtörung häuften.

Der muthmaßlich einſtige Thronerbe Preußens hatte ſich mit der Prinzeſſin Victoria von England vermählt, die Geſundheit des Königs Friedrich Wilhelm IV. aber, ſchon oft Schwankungen hingegeben, ſich ſo bedeutend verſchlimmert, daß die längſt beſprochene Regentſchaft des Prinzen von Preußen endlich eintreten mußte. Mit dieſer Aenderung war auch Miniſterwechſel, der Anfang einer „neuen politiſchen Aera", verbunden.

Der 22. Januar 1858 war der Tag, welcher den Großherzog Ludwig II. von Baden im 34. Jahre von ſeinen unſäglichen, ſo lange andauernden Leiden befreite; ſein edler Charakter, die geduldige Ergebung, mit der er unverſchuldetes Ungemach ertrug, machten dieſen Verluſt für die großherzogliche Familie noch ſchmerzlicher. Der junge Prinz hatte des Lebens bitterſten Kelch geleert, ehe er nur die lichte Seite deſſelben kennen gelernt! Friede der Aſche dem chriſtlich ſtarken Dulder!

Einige Monate ſpäter überraſchte die Nachricht, daß die Herzogin Helene von Orleans auf dem Lande in England an den Folgen der Grippe plötzlich verſchieden ſei. Die Gefühle wehmüthiger Theilnahme über das Hinſcheiden einer ſo vielgeprüften fürſtlichen Frau waren wohl allgemein. Gar viele Betrachtungen anderer Art knüpften ſich an dieſen Todesfall. Es war kaum mehr als ein Menſchenalter verfloſſen, während dem drei königliche Frauen, die Kaiſerin Marie Louiſe, die beiden Wittwen Berry und Orleans, mit den drei Thronerben, ihren

Söhnen, Frankreich für immer fliehen mußten. Welche von den genannten Fürstinnen ihre Aufgabe am würdigsten erfaßt, ihre Mutterpflichten am gewissenhaftesten erfüllt, darüber haben schon die Zeitgenossen entschieden, und die Nachwelt wird ihr Urtheil sicherlich bestätigen.

Ich sah die Herzogin Helene zwar öfters Abends in den Tuilerien, doch immer auf kurze Zeit, während der mir nur vergönnt war, einige Worte mit ihr zu wechseln. Nach 8 Uhr verließ sie regelmäßig den Salon, um, wie eine ächte deutsche Hausfrau, mit ihren Kindern zu beten und sie zu Bette zu bringen. Sie lebte überhaupt sehr zurückgezogen; nie sah man sie bei Hoffesten, nie erschien sie in Gesellschaften, im Theater oder bei Volksbelustigungen. Nur mit der Erinnerung an ihren verunglückten Gatten beschäftigt, widmete sie sich treu, aufopfernd, erfolgreich der sorgfältigen Erziehung ihrer beiden Söhne. Im Familienkreise allein verbrachte sie noch hie und da frohe Stunden. Ebenso einfach lebte die Herzogin auf den grünen Hügeln von Richmond oder in jener stillen deutschen Stadt, deren Straßen auch schon vor Jahrhunderten eine fürstliche Wittwe trauernd und hülflos durchzog. Allenthalben erwies man dem wohlthätigen Sinne, der Seelenstärke, dem lebhaften Pflichtgefühle der Dahingeschiedenen die höchste Achtung. In welch' peinlichem Kontraste steht die Beschreibung der Empfangsfeierlichkeiten bei ihrer Vermählung im Jahre 1837 mit der furchtbaren Scene, welcher sie in den letzten Stunden ihres Pariser Aufenthaltes beiwohnte! Bewunderungswürdig war der Muth, mit dem die Herzogin, nur einer heiligen Pflicht eingedenk, an dem unheilvollen 24. Februar 1848 in die von politischen Leidenschaften tief aufgewühlte Kammer trat! Wenn in jenem feierlichen, entscheidenden Augenblicke der als staatsmännischer Charakter erbärmliche Lamartine die Politik des „Gegners" schweigen ließ, wie er sich ausdrückte, so waren es doch ganz andere Gefühle, welche ihn hätten leiten sollen. Die heroische

Frau wich nur der Gewalt; ſie ſollte den franzöſiſchen Boden nicht wieder betreten!

Man hat, war von den politiſchen und religiöſen Geſinnungen der Herzogin die Rede, vielfach finden wollen, daß ihr Benehmen mehr Feſtigkeit, ja ſelbſt einen Anflug pedantiſcher Zähigkeit, als ſcharfen Verſtand und richtige Beurtheilung ihrer Lage verrathen hätte. Sie hing beinahe ſchwärmeriſch an den politiſchen Traditionen ihres Gemahls, und war daher entſchiedene Gegnerin der „Fuſion". Konnte man ſie deßhalb tadeln? Und dennoch läßt ſich nicht läugnen, daß ſie kraft des konſtitutionellen Prinzips keinerlei Rechte für ihre Söhne anſprechen konnte; die Dynaſtie Orleans kam im Jahre 1830 durch Wahl auf den Thron. Der Volkswille des Jahres 1848 hat in anderer Weiſe entſchieden! Will man daher dem beinahe tauſendjährigen Legitimitätsprinzipe nicht jede Berechtigung und Bedeutung für die Zukunft abſprechen, ſo ſtehen der Familie Orleans bei dem vorausſichtlich nahen gänzlichen Erlöſchen der älteren Linie der Bourbons ſicherere und gegründetere Kronanſprüche zu, als bei dem immer zweifelhaften Ausgange einer allgemeinen Stimmenzählung.

Sprach man ferner tadelnd von der kalten Zurückhaltung der katholiſchen Geiſtlichkeit, der proteſtantiſchen Prinzeſſin gegenüber, ſo kann, wer dieſe Thatſache mit klarem, unparteiiſchem, vor Allem aber mit hiſtoriſchem Auge beurtheilt, nicht davon überraſcht werden. Von der heil. Clotilde bis zur Königin mit der Martyrkrone haben nur katholiſche Fürſtinnen den franzöſiſchen Thron eingenommen. War denn der Wunſch ſo unbillig, daß dieß auch in Zukunft der Fall ſein möge? Reicht doch jedem ruſſiſchen Großfürſten nur eine Prinzeſſin die Hand, welche ſich zum griechiſchen Glauben bekennt, mancher Vorgänge in anderen Staaten gar nicht zu gedenken! — Ein Jahr früher war ihr eine andere deutſche Fürſtentochter, die ſchöne Herzogin von Namours, auch im fernen Inſellande, vorangegangen, und von den

fünf Schwiegertöchtern umgeben nun noch jene von Braſilien, Neapel und Spanien die greiſe Wittwe Louis Philipps.

Ob es aber wohl dem Erziehungsplane der Herzogin Helene entſprochen hätte, daß ihre Söhne ſich an einem unrühmlichen, kläglichen Bürgerkriege betheiligen, ihrer Geburt unwürdig mit republikaniſchen Uniformen im Gefolge irgend eines amerikaniſchen Freibeuters oder fremden Emporkömmlings erſcheinen? Die Zeiten Waſhington's ſind vorüber, und ich glaube nicht, daß dieſe überſeeiſchen Feldzüge die Popularität der Prinzen aus dem Hauſe Orleans in Frankreich erhöhen dürften.

Im Auguſt wurde dem Kaiſer von Oeſterreich ein Sohn geboren, an deſſen Namen — Rudolph — ſich, ſollte er dereinſt zur Thronfolge gelangen, die ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft Deutſchlands knüpfen würden!

Die berüchtigten Worte — Neujahr 1859 in den Tuilerien ausgeſprochen — klangen an den Wänden aller fürſtlichen Schlöſſer in Europa nach. Welches Echo ſie aber bei dem Botſchafter fanden, an welchen ſie zunächſt gerichtet waren, hat man nicht erfahren. Die Lage Hübner's war dabei die peinlichſte, die man ſich nur denken kann, und eine, hier nur allein mögliche Entgegnung mußte durch das Gewicht einer allzu großen Verantwortlichkeit zurückgehalten werden.

Es verfloſſen nun Monate, während welchen man ſich in Kriegsrüſtungen und Verhandlungen theilte. Die meiſten Kabinette, und leider auch Oeſterreich, glaubten nicht ernſtlich an den nahen Bruch. Man ſah nur Drohungen da, wo ſchon die Verabredungen zu beſtimmten Feldzugsplänen ſtattgefunden hatten. Waren früher die Herausforderungen, Rußland gegenüber, war der in ſo frivoler Weiſe in der Krim begonnene Krieg ſchon nicht gerechtfertigt, wie ſollte man nun, drei Jahre nach dem Pariſer Frieden, der bei Zerwürfniſſen eine vorgängige Berathung aller Mächte in Ausſicht ſtellte, die einſeitige Intervention in der Form eines Angriffs auf

Oberitalien bezeichnen, ein bewaffneter Ueberfall, der unter ähnlichen, nichtigen Vorwänden noch einen mit heuchleriſchen Phraſen ſchlecht verhüllten Uebermuth verband? Unter den abgenützten Redensarten von Freiheit, Unabhängigkeit, Einheit Italiens, von Förderung der Civiliſation und des Menſchenglücks verbarg ſich die widerlichſte Raubluſt von Seiten Sardiniens, das offenbare Streben Frankreichs, ſeinen Einfluß an die Stelle des öſterreichiſchen in jenem Lande zu ſetzen! Flugſchriften, in ihrer trügeriſchen Sophiſtik ganz geeignet, ſchwache Köpfe zu verdrehen, gingen den offiziellen Aufreizungen zuvor, und die Turiner Prahlereien fanden einen kriegeriſchen Nachhall an der Seine. Rußland vermittelte, ſchlug ſogar einen Kongreß nach „Mannheim“ vor; England ſchickte ſeinen Vertreter in Paris, Lord Cowley, als unterhandelnden Bevollmächtigten zur Ausgleichung nach Wien, wo man bis zum letzten Augenblicke auf die Erhaltung des Friedens hoffte und ein allzu redlicher Sinn, dem förmlichen Täuſchungsſyſteme gegenüber, mit ungleichen diplomatiſchen Waffen focht. So ging für Oeſterreich in fruchtloſen Unterhandlungen eine koſtbare Zeit verloren, welche von der anderen Seite zu Kampfesvorbereitungen benützt wurde. Ende März hatte Oeſterreich nur einen Feind — die Piemonteſen, ſechs Wochen ſpäter deren drei zu bekämpfen, denn es hatten ſich während dieſer Zeit die Revolutionsbanden unter Garibaldi organiſirt und waren die franzöſiſchen Truppen zur See wie über die Alpen in Italien eingedrungen. Das Ultimatum an Sardinien erfolgte, die k. k. Armee ſetzte über den Po, während Erzherzog Albrecht in Berlin unterhandelte, und dann auch zog ſich dieſelbe ohne weſentliche Erfolge nach einigen Wochen wieder über jenen Fluß zurück. Nun häuften ſich die Hiobspoſten für die öſterreichiſchen Waffen; zuerſt Magenta, dann Solferino, endlich der unglückſelige Friede von Villa Franca — die Lombardei war verloren!

Fern von dem Schauplatze der Begebenheiten, vermag ich nicht die leitenden Motive jener Politik wie die näheren Urſachen ſo überraſchender Vorgänge zu ergründen; auch kann ich mich der peinlichen Aufgabe, die Geſchichte jener Tage zu ſchreiben, um ſo eher entziehen, als ſie in das Gedächtniß aller Zeitgenoſſen eingegraben iſt — ein Waffenſtillſtand verſchob die weiteren Friedensbeſtimmungen auf einem Kongreß in Zürich, die drei Fürſten der italieniſchen Mittelſtaaten flohen, der Papſt war in Rom von allen Seiten gedrängt, und während die beiden Sicilien noch kräftig dem Revolutionsſturme widerſtanden, ſtarb König Ferdinand im beſten Mannesalter zu Neapel. England ſtellte dabei heuchleriſch das Nichtinterventionsprinzip auf, dem es ſeinerſeits nicht treu blieb, und Guizot bezeichnet dieſe Haltung ebenſo wahr als treffend mit folgenden Worten:

„Les autres (puissances), l'Angleterre surtout, soit par entrainement de parti, soit dans des vues frivolement intéressées, donnent aux révolutions étrangères une adhésion indistincte, et acceptent pêle-mêle leurs violences comme leurs réformes, leurs usurpations et leurs attentats contre le droit des gens, comme leurs réclamations et leurs entreprises les plus légitimes.“

Mittlerweile war Graf Buol von der Leitung des Departements des Aeußeren enthoben worden, und ein ſ. g. Uebergangsminiſterium ſollte einen neuen Zuſtand der Dinge vorbereiten. Fürſt Metternich aber verſchied am 11. Juni, alſo gerade in dem kurzen Zwiſchenraume, welcher die beiden großen, entſcheidenden italieniſchen Schlachten trennte. Mit welchen Empfindungen mag der hochbejahrte Staatsmann wohl den letzten Ereigniſſen gefolgt ſein? Er hatte in ſeinem langen Leben nur einen Haß, den der Revolution, gekannt, und er ſah ſie nun nach allen Richtungen ſiegen! Dieſe ſchmerzlichen Eindrücke, verbunden mit der Ermüdung, bewirkt durch die große Hitze und fortwährende Beſuche, hatten

den 87jährigen Mann ſichtbar erſchöpft. Er ſtarb mit dem ruhigen Sinne, der ihn nie verlaſſen, ſanft, umgeben von der trauernden Familie und einigen Freunden, unter ihnen der ihm ſtets ergebene Fürſt P. Eſterhazy.

In neueſter Zeit folgte der ruſſiſche Staatskanzler Graf Neſſelrode mit 82 Jahren dem öſterreichiſchen in's Grab. Ich war ihm nur einmal im Leben begegnet, ſeine Perſönlichkeit ließ aber den angenehmſten Eindruck in mir zurück. Viele Vergleichs- und Anziehungspunkte fanden ſich in der Laufbahn dieſer beiden Staatsmänner; beide nicht in dem Lande des Schauplatzes ihrer Thätigkeit geboren, beide ungefähr in demſelben Alter, traten auch beide beinahe zu gleicher Zeit die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Wien und St. Petersburg an. Metternich und Neſſelrode waren an der Spitze der Verhandlungen des Wiener Kongreſſes, bekämpften Napoleon I. und ſahen am Ende ihres 40jährigen Wirkens wieder einen anderen Napoleon als Kaiſer, der die Früchte ihrer diplomatiſchen Thätigkeit zerſtörte; denn während Neſſelrode, 1815 einer der Mitunterzeichner des Pariſer Friedens, einem zweiten dort abgeſchloſſenen Vertrage und den darin ausgeſprochenen Grundſätzen 1856 weichen mußte, erlebte es noch Fürſt Metternich, das öſterreichiſche Heer wieder von Franzoſen beſiegt, eine neue Aera, ein neues Syſtem beginnen zu ſehen!

Die Jahre 1860 und 1861 verliefen wieder Erwarten im Ganzen friedlich, aber es war ein theuer erkaufter und darum doch nicht minder fauler Friede! In unerhört frevelhafter Weiſe wurde das ſüdliche italieniſche Königreich überfallen, und Gaeta wird auf immerwährende Zeiten an den Heldenmuth eines jungen königlichen Ehepaars erinnern. Wie dort, ſiegten auch bei Caſtelfidardo Verrath und Friedensbruch, und die widerliche Poſſe der allgemeinen Volksabſtimmung ſetzte der Schmach die Krone auf. Während man ſich um die „Einheit“ eines ganzen Italiens ſtritt,

riß Frankreich ein Stück davon los, blieben Korſika und Malta in fremdem Beſitze. Der deutſche Fürſtenkongreß zu Baden im Juni, die Zuſammenkunft der Monarchen im Oktober 1860 zu Warſchau verhinderten nicht den Einzug Victor Emanuels in Neapel, und während Napoleon ſeine Truppen im fernen China mit Siegen und Plünderungen beſchäftigte, verlor er was in allen Theilen Europa's vorging nicht aus den Augen. Immer verwickelter geſtalteten ſich die Dinge in Italien; Rom und Venedig! wurde das Feldgeſchrei der rothen Patrioten. Oeſterreich lag in den Geburtswehen ſeiner Verfaſſung und Deutſchland rang auf verſchiedenen Wegen nach Einigkeit und innerer Kräftigung. So fand das Jahr 1862 die Weltlage, und ich will es nun verſuchen, nur die gegenwärtigen Zuſtände dreier Staaten und ihre mögliche Entwicklung in der Zukunft näher berührend — von Deutſchland, Frankreich, Italien zu ſprechen!

Was nun zunächſt unſer liebes Vaterland betrifft, ſo hat es ſeit 1000 Jahren gar manche Stadien durchlaufen, und, im Herzen unſeres Welttheils gelegen, beſtimmt, demſelben den Pulsſchlag zu geben, mühte es ſich in meiſt vergeblichem Streben ab, ſich auf die Höhe zu ſchwingen, zu der es ſeine politiſch-geographiſche Lage, der kräftig ausdauernde Charakter ſeiner Bevölkerung, der edle, intelligente, nur zu kosmopolitiſche Sinn der deutſchen Nation zu beſtimmen ſchien. Die Klagen, daß Deutſchland dieſe erwünſchte Höhe nicht erreicht, oft gehört, dann wieder verhallt, ließen ſich in neueſter Zeit um ſo lauter und eindringlicher vernehmen. Eine Prüfung, ob und in wie fern man hierzu berechtigt, liegt uns nahe. Daß aber dabei mehr geſprochen, verhandelt und geſchrieben, als gehandelt wird, kann Niemand, der dieſe Zuſtände aufmerkſam verfolgt, in Abrede ſtellen. Doch wozu dient der mit hochtönenden Phraſen verbundene Jammer, wenn man ſich ſeines Zieles nicht

klar bewußt iſt? Seit Jahrhunderten lautete das Loſungswort der Deutſchen: „Einheit!“ und was geſchah, was geſchieht noch, daß dieß Wort zur Wahrheit werde?

Haben in früherer Zeit die Wahl- und Parteikämpfe der Kaiſer und Stämme die Kräfte des deutſchen Reichs geſchwächt, ſo erweiterten ſpäter zwei Ereigniſſe die Kluft, machten eine Wiedervereinigung beinahe zur Unmöglichkeit. Die eine dieſer für immer beklagenswerthen Thatſachen iſt die unſelige Kirchenſpaltung des 16. Jahrhunderts. Zu dieſen religiöſen Zerwürfniſſen, welche einheimiſche Verräther wie auswärtige Feinde klug zu ihrem Vortheile benützten, geſellte ſich der weitere politiſche Riß durch die Erhebung Preußens und die Haltung Friedrichs des Großen Oeſterreich gegenüber. Damit war die Parole zu einem wohl unheilbaren Dualismus gegeben, und für einen Augenblick nur konnte die drohende Gefahr, der unerträglich gewordene fremde Druck die getrennten deutſchen Volksſtämme zu gemeinſchaftlichem Handeln vereinigen.

Die deutſche Bundesverfaſſung war beſtimmt, das früher gelockerte Band wieder feſter und dauernd anzuziehen. Entſprach dies Werk in ſeinen Erfolgen nicht den davon gehegten Erwartungen, ſo wäre es unbillig, die Urſache dieſer betrübenden Erſcheinung nur allein in der Faſſung der Bundesakte ſelbſt zu ſuchen. Ich ſchwärme wahrhaftig nicht für den Frankfurter Bundestag und ſeine Beſchlüſſe; aber er war doch, welcher unbefangene Staatsmann könnte es läugnen, unter den gegeben Verhältniſſen das einzig möglich Erreichbare und jeder weiteren gedeihlichen Entwicklung fähig. Daß dieſe unterblieben, daß ſich dafür immer mehr ein gewiſſes allgemeines Mißbehagen zeigte, Alles, was vom Bundestag ausging, mit Ungunſt, Mißtrauen aufgenommen wurde, daran war wohl eben nicht allein der Inhalt und der Wortlaut der Akte, es waren vielmehr Regierungen wie das deutſche Volk ſelbſt ſchuld. Gebrach es den erſteren an gehöriger Energie, an

Einigkeit und einer bestimmten Richtung des Willens, den Bau der staatlichen Institutionen heilbringend fortzuführen, behalf man sich mit Palliativen, so ist auf der anderen Seite wieder nicht zu verkennen, daß der Mangel an Gemeinsinn, an wahrhaft politischer Erziehung bei den Deutschen die so ungemein schwierige Lösung jener praktischen Fragen gerade nicht erleichterten. Monatlange Verhandlungen des Parlaments in Frankfurt haben auch zu keinem befriedigenden Resultate geführt, und als man von Seiten der Staaten wie der völkerbeglückenden Redner nichts zu Stande zu bringen vermochte, kehrte man wieder zur alten Bundesverfassung zurück. Während den seither abgelaufenen zwölf Jahren ist wenig oder nichts geschehen, sie den Bedürfnissen der Neuzeit anzubequemen, und somit stehen wir wiederholt an dem mit gewaltiger Stimme mahnenden Rufe: „Reform!“

Die Wege, zu diesem Endziele zu gelangen, sind aber klar vorgezeichnet und lassen sich auf sehr einfache Sätze zurückführen. Die erste, einzige und nicht zu umgehende Bedingung zu einem friedlichen, einigen und somit innerlich sich verstärkenden Zustande der Dinge in Deutschland ist ein offenes, aufrichtiges, durch keinen Hintergedanken getrübtes Einverständniß der beiden Großmächte. Ist diese Grundlage einmal gefunden, ergibt sich alles Uebrige von selbst; es wird dann unsere innere Kraft nicht mehr durch Eifersucht, Spaltung in zwei Lager gelähmt und dem deutschen Reiche die ihm gebührende Stelle in der Weltlage eingeräumt werden. Es dreht sich demnach Alles um die Beantwortung der wichtigen Vorfrage: „Ist jene allein maßgebende Vorbedingung auch zu erfüllen möglich?“ Nur die Zeit, die Rückkehr zu einer besseren Erkenntniß, die dringende Mahnung, von allen Seiten leidenschaftlichen Eingebungen, gehässigen Einflüsterungen zu entsagen, kann endgültig darüber entscheiden. So lange aber dieß Räthsel nicht gelöst ist, so lange wir nicht aus dem Zauberkreise treten, der uns gebannt, so mögen sich papierne Berge

von Noten, Denkſchriften, Broſchüren, Proteſten, Zeitungsartikeln, Reformvorſchlägen u. dgl. m. aufthürmen, wir werden zum Hohne wie zur unverhohlenen Schadenfreude der Nachbarſtaaten nie einig werden.

Jeder andere Ausweg, als der angegebene, führt aber nach meiner innerſten Ueberzeugung nur zur Anarchie, zum Bürgerkriege, vielleicht zur Auflöſung des ſozialen Lebens, und in weiterer Zukunft iſt uns die Einmiſchung fremder Waffen, beute- und eroberungsſüchtiger Fürſten in Ausſicht geſtellt.

Nehmen wir einmal den, wie ich glaube, nicht möglichen Fall an, es ließe ſich Oeſterreich durch die Aufſtellung eines Staatenbundes in einem unter Preußens Hegemonie ſtehenden Bundesſtaate aus dem bisherigen Verbande verdrängen, ſo müßte vor Allem erwogen werden: ob Preußen in dem neuen deutſchen Reich, in Kleindeutſchland, oder dieſes in Preußen aufgehen ſoll? Nach den bisherigen Erfahrungen iſt nicht zu erwarten, daß man ſich von beiden Seiten das Eine oder das Andere gefallen laſſen werde. Preußen will, und zwar mit vollem Rechte, nicht ſeiner Geſchichte, ſeinem Kriegsruhme, ſeiner Unabhängigkeit als Großmacht, ſeinem Namen und Wappen und Adler, ſeinem Königthum entſagen, um ſich in einem Fahrzeuge einzuſchiffen, das mit vollen Segeln den nebelhaften Ufern „Gotha's“ zuſteuert; es kann und wird da nicht ein modernes goldenes Vließ in der Geſtalt einer deutſchen Dornenkrone aufſuchen, die Wirklichkeit einem Schatten opfern wollen. Aber auch angenommen, es käme dazu, wie viele Fragen wären bis dahin zu löſen und welche grenzenloſe Verwirrung ſtünde unſerem armen Vaterlande bevor! Soll jedoch der Theil Deutſchlands, von welchem ſich Oeſterreich getrennt, nur dazu dienen, die Hausmacht Preußens zu vergrößern, in dieſem Königreich aufgehen, ſo wird eine ſolche Zumuthung doch wohl zunächſt in Süddeutſchland, und da wieder vor Allem in Bayern auf entſchiedenen Widerſpruch ſtoßen. Ein ſolcher könnte aber nur

durch Waffengewalt oder die Revolution gebrochen werden; in beiden Fällen würden wir den Gräueln eines blutigen Bürgerkriegs nicht entgehen. Ein zwiſchen beiden Projekten die Mitte haltender Vorſchlag, Preußen die militäriſche, diplomatiſche und handelspolitiſche Leitung in dem ohne Oeſterreich zu bildenden Neudeutſchland zu überlaſſen, lieſt ſich als vermittelnder Ausweg zwar recht gut, iſt aber bei den Konflikten, welche ſich nothwendig in der inneren Verwaltung der Bundesſtaaten ergeben müßten, gewiß ebenſo wenig durchzuführen.

Ich komme daher auf den allein möglichen Anker des Heils zurück, wenn ich den hoffentlich nicht vergeblichen Wunſch ausſpreche, daß Oeſterreich und Preußen gemeinſchaftlich das Reformwerk in die Hand nehmen und die einer zeitgemäßen Umbildung ohne Zweifel fähige Bundesverfaſſung im allſeitigen, wohlverſtandenen, ächt deutſchen Intereſſe ernſtlich berathen.

Dabei bleibt mir jedoch noch ein weiteres Bedenken; es iſt immer und wieder von einer Volksvertretung am Bunde die Rede, und die Ausführung dieſes Planes beinahe zu einer deutſchen — ich will nicht gerade ſagen Monomanie — doch zu einer Lieblingsidee geworden. Ich will nicht an die Auftritte, das Parteigetriebe und die erfolgloſen Verhandlungen in der Paulskirche erinnern; ſolche Erfahrungen werden nur ſelten beherzigt; man glaubt es immer wieder beſſer zu machen; nur eine Frage ſei mir erlaubt: wie wird ſich eine ſolche geſetzgebende groß- oder kleindeutſche Verſammlung zu dem Reichstage in Wien, zu den beiden Häuſern in Berlin verhalten, wie ſich die Autonomie aller Bundesſtaaten mit den Beſchlüſſen eines ſolchen Parlaments vertragen, das gleichviel in dieſer oder jener der angedeuteten Formen wieder auftauchen würde?

Dieſelben Urſachen müſſen naturgemäß allenthalben und zu jeder Zeit auch wieder dieſelben Wirkungen hervorbringen.

Erkennen wir an, daß egoiſtiſche, ehrgeizige Beſtrebungen

wie indolente Gleichgültigkeit und innerer Zwieſpalt der deutſchen Regierungen viel Unheil bereitet, ſo iſt auch nicht mehr als billig, nicht blind für die Gebrechen zu ſein, an welchen die Regierten litten. Das Volk hat ſeine Schmeichler wie die Fürſten; es iſt ſo angenehm, ſich fortwährend loben, von einer politiſchen Rolle, von welthiſtoriſcher Bedeutſamkeit, von Einheit, Kraft, Freiheit, Unabhängigkeit, politiſcher Mündigkeit ſprechen zu hören. Doch mit dem Phraſenjammer allein, daß man noch nicht dazu gelangt, iſt nichts erreicht; man muß auch die Eigenſchaften in ſich vereinigen, in der That darnach ſtreben zu können. Der Deutſche iſt bieder, treuherzig, arbeitſam, erfinderiſch, thätig, wahrheitsliebend, er fügt ſich gern und leicht in alle Verhältniſſe zu Hauſe wie in den fernſten Zonen; überall iſt er in der Regel gut gelitten, bald heimiſch und baut ſich zufrieden in jedem Welttheile eine Hütte. Weit entfernt von dem unbändigen Nationalſtolze der Engländer, der glühenden Vaterlandsliebe der Franzoſen und der eitlen, prahleriſchen Selbſtüberſchätzung der Italiener, iſt der Deutſche ſtill, ſeines eigenen Werths bewußt, aber anderen Völkern gegenüber allzu beſcheiden, nur zu oft ſeine Stammeseigenthümlichkeiten, ſelbſt den deutſchen Namen verläugnend, und ſchnell nimmt er Sitten, Sprache und Geſchäftstreiben der Länder an, in die er eingewandert. Er wird in ſeiner vielbekannten Nachahmungsſucht ſich für Rechte, Vorzüge, Errungenſchaften begeiſtern, deren Gewährung nun einmal, der Natur der Dinge nach, nicht möglich iſt. Wie viel Gold und Geſchmeide wurde nicht ſchon auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt, um eine deutſche „Flotte“ zu erhalten, und welch klägliches Ende hat ſie genommen! Und auch jetzt hofft man mit „Pfenningen“ eine Seemacht zu werden, ohne zu bedenken, daß, ſollte man es wirklich mit ſo kleinlichen Mitteln einmal zu einer Achtung gebietenden Flotte bringen, die großen Seeſtaaten, wenn ſie ſie nicht im Keime erſticken, ihre Vermehrung doch hindern werden.

Im Gegensatze zu so hochstrebenden Gedanken und Plänen begegnet man ganz demüthigem Auftreten, bald ärgerlichen, dann wieder lächerlichen Erscheinungen. Man lacht bei jedem Anlasse über den deutschen „Michel“ und klatscht Satyren oder Spottbildern wie Liedern Beifall zu, wo andere Völker pfeifen würden; man schreit sich: „Sie sollen ihn nicht haben!“ heiser und gibt den Rhein am Po auf; man brüllt: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und begnügt sich mit „Kleindeutschland“! man begeistert sich für eine „Flotte“ und gibt ohne Schwertstreich die schönsten Küstenländer auf; man will von Frankreich, Rußland, Dänemark altdeutsche Länder zurückfordern, sähe aber in größter Gemüthsruhe viele Millionen Deutsch-Oesterreicher aus dem Reichsverbande scheiden; man jubelt, toastirt, turnt, singt, trinkt, zieht, die schwarz-roth-goldene Fahne schwingend, von einer Stadt zur anderen, aber läßt die von ihren natürlichen Bundesgenossen verlassenen Brüder jenseits der Alpen in blutigen Treffen schlagen; man jauchzt fremden Siegern zu und freut sich, schadenfroh, der Niederlagen im Nachbarlande; man schwärmt für deutsche Macht und Größe, und räumt willig Frankreich die Herrschaft in Italien ein; man schmäht deutsche Kriegshelden und läßt Garibaldi und Kossuth hochleben — je nach dem Windzuge der s. g. öffentlichen Meinung ist man endlich trotzig und herausfordernd, oder nachgiebig und zahm, kriegerisch oder friedliebend, immer schnell fertig mit den Worten, aber minder rasch zur That — und mitten in all diesem gedankenlosen Treiben eine die Gemüther erhitzende Presse, bald in dieser, bald in jener Farbe den Parteileidenschaften schmeichelnd!

Doch genug dieser sinnverwirrenden Bilder! Werden doch hoffentlich die Deutschen, ihre wahre Interessen und Bedürfnisse einmal erkennend, ihre unstreitig schätzenswerthen Eigenschaften geltend machen, ihre Lage innerhalb der Grenzen des Möglichen nachhaltig verbessern, statt der Verwirklichung von Idealen nachzujagen!

In Bezug auf die Bundesreformfrage bin ich weder ſpezifiſch öſterreichiſch noch preußiſch geſinnt; meine lebhafteſten Sympathien ſind vielmehr dem Geſammtdeutſchland zugewendet, und Alles, was demnach die Einigkeit der beiden Großmächte ſtören, die Kluft nur immer erweitern kann, thut mir aus ganzer Seele weh. Allen Staatsmännern und Kriegern, allen Rechtsfreunden und Gelehrten, allen Abgeordneten und Bürgern, jedem ächten Patrioten möchte ich zurufen: ſie ſollten ſich nur in dem einen Wunſche, in dem einen Streben begegnen, den inneren Frieden in Deutſchland, und ſomit ſeine politiſche Größe und Bedeutung wieder dauernd herzuſtellen.

Werfen wir einen Blick auf die Karte Deutſchlands während des ſo ſehr geſchmähten, „finſtern" Mittelalters, ſo erkennen wir beſchämt, wie weit und mächtig ſich da deutſche Herrſchaft, deutſches Gebiet, deutſcher Einfluß erſtreckten, und haben wir auch bedeutende Länderſtriche deutſcher Zunge, wohl für immer, eingebüßt, ſo wäre dennoch ein Theil dieſer früheren Machtſtellung wieder zu erlangen, wenn nicht Uneinigkeit alle unſere Kräfte lähmte, die Beſtrebungen der Großmächte ſich gegenſeitig neutraliſiren würden.

Auch auf dem religiöſen Gebiete blieben auffallende Erſcheinungen nicht aus; gar gewaltig regte es ſich und gährte in den proteſtantiſchen Regionen, während ſich bei dem größten Theile des katholiſchen Deutſchlands eine bewunderungswürdige, erfreuliche Uebereinſtimmung in der Theilnahme und Anhänglichkeit für die gerechte Sache des ſchwergeprüften Oberhirten der Kirche mit Wort und That ausgeſprochen; auch das deutſche Epiſkopat ſchaart ſich wie ein Mann um den päpſtlichen Stuhl, und in keiner Epoche der Geſchichte finden ſich Beiſpiele eines ſo treuen, glaubensmuthigen Zuſammenhaltens; die Beweiſe von Opferwilligkeit und Ergebenheit wachſen in dem Verhältniſſe zu den den heil. Vater bedrohenden Gefahren.

Neben den erhabenen Bau der allgemeinen Kirche hat man es nun verſucht, eine kleine Kirche zu errichten, die, kaum gegründet, auch ſchon in Trümmer zerfallen, eine moderne Ruine bildet. Selbſt des Namens der „Deutſchkatholiken“ ſchämen ſich ihre Anhänger jetzt ſchon und legen ſich die Bezeichnung „freireligiöſer Gemeinden“ bei. Freireligiös! was heißt das? etwa eine Vereinigung, bei der Jeder in Religionsſachen frei denken und handeln kann und darf, wie er will? Dazu bedarf es aber keiner Gemeinſchaft, keines Symbols, keines beſonderen Glaubensbekenntniſſes; Jeder richtet ſich daſſelbe im eigenen Hauſe ſchon von ſelbſt zurecht.

Je fühlbarer der Mangel an hervorragenden Männern in unſerer Zeit iſt, deſto mehr läßt man ſich es angelegen ſein, frühere berühmte Perſönlichkeiten in Stein und Erz zu verewigen. Dieſer Drang, an ſich ganz löblich, ſollte ſich aber doch in gewiſſen Grenzen, nicht gar ſo überſchwänglich äußern. Bald ſind alle Plätze jeder noch ſo kleinen Stadt mit Standbildern bedeckt, und die Verehrung der dadurch zu feiernden Größen richtet ſich eben nach dem Strome der gerade herrſchenden Anſichten. Die Heiligenbilder werden verdrängt und der Kultus des Genie's, des oft zweifelhaften, beſtrittenen Erfolgs auf dem Schlachtfelde oder im Kabinette, an der Börſe oder im Induſtrieweſen tritt an ihre Stelle. Wurden ja ſogar Stimmen laut, dem um Deutſchlands „Civiliſation und Freiheit“ ſo hochverdienten Cavour! irgendwo ein Denkmal zu errichten, und wenig fehlt, daß man dem modernen Cincinnatus auf ſeiner Inſel eine von „Ziegen“ umgebene Statue votire!

Ein Mißbrauch anderer Art wird mit dem Worte „Amneſtie“ getrieben. Sie iſt ein Ausfluß fürſtlicher Gnade, ein ſchönes Vorrecht der Krone, eines der wenigen, welches ihr noch die Schulweisheit gelaſſen! Doch auch dieſen Akt freiwilligen, hochherzigen Entſchluſſes ſtellt man den Regenten nur zu oft als die Erfüllung einer durch die Nothwendigkeit gebotenen Pflicht vor.

Man verlangt ungeſtüm, daß die Amneſtie eine ausnahmsloſe ſei und ohne Bedingung ertheilt werde, denn der ungebeugte Trotz verlangt nur Recht, bittet nicht um Gnade. Dieſen Anforderungen gegenüber ſteht die heilige Verpflichtung des Staates, Allen gerecht zu ſein und friedliebende Bürger gegen die Wiederholung frevelhafter Unternehmungen zu ſchützen; denn nicht ſelten wurden die zurückgekehrten Begnadigten, kam es zu neuen Unruhen, unter den Erſten in den Reihen der Kämpfenden geſehen!

Was nun Oeſterreich und Preußen betrifft, ſo haben beide in ihrem Innern eine neue, der jüngſt vorangegangenen ſo ziemlich entgegengeſetzte Richtung eingeſchlagen. Ich kann, im Widerſpruche mit der ſo allgemein verbreiteten Meinung, nur wiederholt meine Ueberzeugung dahin ausſprechen, daß die zehnjährige Verwaltung unter Bach, welche man nun als eine „reaktionäre“ zu verſchreien, in jeder Beziehung zu ſchmähen gewohnt iſt, eine zeitgemäße, der damaligen Uebergangsperiode vollkommen anpaſſende war, und ſie in ihrer weiteren Entfaltung nur durch die unvorgeſehenen, beklagenswerthen Ereigniſſe des Jahres 1859 aufgehalten wurde; weßhalb verhielt ſich denn bis zu jener Zeit Alles ruhig und erhoben ſich erſt dann alle Stimmen des Tadels, als das Unglück über Oeſterreich hereingebrochen war?

Die Schwächen jenes Syſtems, wer wird ſie läugnen? ſie liegen jetzt offen zu Tage; es hat jedoch nie Anſpruch auf Unfehlbarkeit gemacht und wohl darin geirrt, daß es die Bahn der „politiſchen Verſuche“ nicht abermals betreten wollte, ohne des Erfolgs gewiß zu ſein, mit einem Worte: den proviſoriſchen Zuſtand über Gebühr hinausgezogen, jede erwartete Veränderung nur in einer ganz fernen Zukunft in Ausſicht geſtellt zu haben. Wären, wie es ſich vorausſehen ließ, die Finanzen allmälig geordnet, bei andauerndem Frieden die Heereslaſt vermindert, eine Ausſöhnung mit den noch immer grollenden Kronländern erzielt worden, dann erſt war es an der Zeit, an einen ſoliden Aufbau

der Verfaſſung zu denken. So brauſte aber ein von Außen nicht ohne Abſicht heraufbeſchworener Sturm über die Monarchie, zertrümmerte gewaltſam die zarten Keime des wachſenden Wohlſtandes, einer geregelten ſtaatlichen Ordnung, und man ſah ſich nach anderen Baumeiſtern um.

Was der 20. Oktober 1860, was der 26. Februar 1861 brachte, ſind eben auch nur wieder „Verſuche“, und Niemand, der die damalige Lage aufmerkſam prüfte, wird verkennen, daß durchaus Etwas geſchehen mußte, gerechten Anforderungen zu genügen. Ich ſelbſt, unter öſterreichiſchem Scepter geboren, durch meinen mehr als zwanzigjährigen Aufenthalt in Wien mit den dortigen Verhältniſſen und Perſonen genau bekannt, folge mit lebhafter Theilnahme dem Gange der Dinge, ihn mit dem aufrichtigen Wunſche einer weiteren, gedeihlichen Entwicklung der Zuſtände begleitend. Dennoch kann ich mich der peinlichen Befürchtung nicht entziehen, daß dieß Ziel auch auf dieſem Wege nicht erreicht werde. Ohne prinzipieller Gegner irgend einer Konſtitution zu ſein, ich wiederhole es, kann ich aber unmöglich annehmen, daß dieſe Verfaſſungsformen nicht zerſetzend auf den ſeltſamen Staatsorganismus Oeſterreichs wirken werden, und gebe mich lieber dem Troſte hin, daß, wo Menſchenkraft und der beſte Wille nicht ausreichen, die göttliche Vorſehung, welche ſichtbar im Laufe der Geſchichte über Oeſterreich gewacht, dieſem Staate die Weltſtellung anweiſen werde, welche ihm nach deren unerforſchlichem Rathſchluſſe gebührt.

Die Experimente aber, welche Preußen bisher auf konſtitutionellem Gebiete angeſtellt, können nicht aufmunternd auf Oeſterreich zurückwirken, und man hat ſich bis jetzt, wie man früher hoffte, noch lange nicht in die neuen Formen hineingelebt; ob und wann dieß je geſchehen werde, kann uns nur die Zukunft lehren. So lange es aber der öſterreichiſchen Regierung nicht gelingt, wenigſtens Ungarn für die Idee des Einheitsſtaates zu gewinnen,

wird das dortige Verfaſſungswerk nur ein Bruchſtück ſein. Doch iſt der Anfang einmal gemacht, die ungemein complicirte Maſchine in Bewegung geſetzt, und Staatsklugheit wie Ausdauer werden das ihrige dazu beitragen, die zahlloſen Schwierigkeiten zu überwinden. So lange dieß jedoch nicht geſchehen, wäre es gewiß unbillig, alles Uebel der Gegenwart nur den Mißgriffen der jüngſten Vergangenheit zuzuſchreiben, eine Verwaltung mit Verwünſchungen zu überſchütten, die in ihrem Sinne wenigſtens das möglich Erreichbare angeſtrebt und nur einem widrigen Verhängniſſe zum Opfer fiel.

In gleicher Weiſe konnte auch in Preußen die Politik, welche das Miniſterium „Manteuffel“ den 1848/49 ſtattgefundenen Uebergriffen wehrend befolgte, bitterem Tadel, beißendem Spotte nicht entgehen. Doch ſind auch hier die Akten noch nicht geſchloſſen, der Sieg des neuen Syſtems mehr als zweifelhaft, denn alle Vorgänge ſtehen unter ſich in einem, wenn auch nicht immer ſichtbaren Zuſammenhange, und erſt wenn ein Zeitabſchnitt klar vor uns liegt, läßt ſich ein gültiges Endurtheil abgeben. Nun drängt aber jeder Tag gebieteriſcher zu der Erwägung: ob der Lauf der Revolution, welchem vor Allem entgegenzutreten doch gewiß die erſte und heiligſte Pflicht jedes wohlgeordneten Staates iſt, eher durch Widerſtand, oder durch Nachgiebigkeit unter der Aegide geſetzlicher Formen aufgehalten werden könne?

Hat man ſich in Deutſchland aber einmal für das Verfaſſungsweſen nach engliſchem Zuſchnitte entſchloſſen, ſo fragt man ſich erſtaunt: weßhalb denn allenthalben politiſche Klubs und Vereine ohne Zahl entſtehen? Die Kammern, ſo lehrte man uns, ſind der eigentliche Ausdruck der Stimmung im Lande; wozu bedarf es denn noch ſolcher wandernden Kammern, die mit aufreizenden Ideen einen Druck auf die öffentliche Meinung üben, tonangebende Verſammlungen neben den verfaſſungsmäßigen bilden? Die einen oder die anderen, ſollte man glauben, ſeien zum mindeſten

überflüſſig? Die ſich „national und liberal“ nennende Partei übt aber dabei eine Tyrannei aus, welche im grellen Widerſpruche zu der von ihr ſo hoch geprieſenen Rede- und Preßfreiheit ſteht. Wer ſich nicht unbedingt zu jeder Sylbe ihres Programms bekennt, wer einen anderen Weg geht, als das Labyrinth, in welches die moderne Phraſenſchelle uns zu leiten bemüht iſt, darf für das kläffende Geheul der Meute nicht ſorgen, oder wird, erhebt er ſeine Stimme dagegen, wenn es noch glücklich kommt, mit Verachtung behandelt, todt geſchwiegen.

Es kann daher für die Deutſchen nichts Beherzigenswertheres geben, als die drei Worte, welche ihr gefeierter Dichter, ſie im Geiſte mehr an die eigenen Landsleute richtend, dem alten ſterbenden Schweizer Attinghauſen in den Mund legt: „Seid einig, einig, einig!“

Mit den Vorausſagungen bezüglich der künftigen politiſchen Geſtaltung Frankreichs iſt es eine mißliche Sache; wir haben da ſeit bald hundert Jahren gar ſo viele Umwälzungen und überraſchende Uebergänge erlebt; jede heranwachſende Generation will wieder ihre eigene Geſchichte machen, und die Franzoſen ſind den quakenden Fröſchen in der Fabel zu vergleichen, welche, nachdem ſie die ruhigen Klötze verachtet, die ſie auffreſſenden Störche zu Königen erhielten. Man hat es da ſo ziemlich mit allen Regierungsſyſtemen verſucht, und wir ſind noch lange nicht am Ende dieſer Phaſen. Daß aber im Rückblicke auf die abgetretenen Dynaſtien und vielen abgeſchafften Konſtitutionen der jetzt herrſchenden Familie mit der Verfaſſung keine lange Dauer vorauszuſagen, iſt wohl klar. In ſeiner äußeren Politik iſt Frankreich in eine „Sackgaſſe“ gerathen, aus der es nur ein neuer, dießmal allgemeiner Krieg ziehen kann; da es aber auch im Innern der Revolution und ihren Grundſätzen verfallen, iſt es nur noch eine Frage der Zeit und zufällig einwirkender Umſtände, wann der Vorhang auch über dieſen neuen, nicht minder wie die früheren

beklatſchten und verhöhnten Akt des aufreizenden Drama's fallen wird, welches man die franzöſiſche Geſchichte nennt.

Dennoch zeigt ſich, der inneren Zerfahrenheit Deutſchlands gegenüber, klar, welche Kraft und Lebensfähigkeit einem Reiche innewohnt, das nur einen Herrſcher, eine Religion, eine Verfaſſung, eine Nationalität kennt, deſſen Bewohner gleichen Bildungsgrad, dieſelben Sitten und Gewohnheiten und Geſetze haben. Iſt auch jetzt die Centraliſation auf's höchſte getrieben, wird der Geiſtesdruck nicht nur auf die öffentlichen Reden, die Preſſe, wird er auch auf die Kammern, die Gerichtsſäle und Kanzeln ausgeübt, ſo ſind dieß immer nur vorübergehende Erſcheinungen; ſteigt jetzt jedem fein fühlenden Franzoſen auch die Schamröthe in's Geſicht, wenn er dieſe ſyſtematiſch getriebene Corruption, dieſes Gewebe von heuchleriſchen Ränken und plumpen Lügen ſieht, ſo beſeelt doch Alle nur ein Gefühl: das der Liebe zum Vaterlande; und die der Regierung grollenden Parteien ordnen ihre perſönlichen und politiſchen Neigungen dem Wunſche unter, Frankreich groß, mächtig, geachtet, unter allen Staaten hervorragend zu ſehen; ſie dulden unter Fremden nicht, daß man ſie bedauere, tadle, und darin beſteht die ungeheuere Macht, über die jeweils eine kluge, willenskräftige Hand gebietet, welche es verſteht, Frankreich zu leiten, denn immer wird man ſeine Söhne einmüthig um den Altar, die Fahne des Vaterlandes geſchaart finden!

Ein altes Sprüchwort ſagt: „es gibt nichts Neues unter der Sonne!“ aber Ereigniſſe, wie ſie ſich ſeit drei Jahren in Italien zuſammengedrängt, ſind wohl noch nie dageweſen! Ein König, deſſen Regierung jahrelang durch geheime Umtriebe, gehäſſige Intriguen, denen ſelbſt ſeine Geſandten nicht fremd waren, die Umwälzung vorbereitet, fällt mit Hülfe franzöſiſcher Waffen in befreundete Staaten, in die Länder verwandter Fürſten ein, begünſtigt eine Schaar von Freibeutern, welche mitten im Frieden eine durch Verrath, Liſt und abenteuerliche Kühnheit gelungene

Landung im ſüdlichen Königreiche zur Unterjochung deſſelben benützen. Dieſer König läßt ſich in allen auf ſo ſchmähliche, kronenräuberiſche Weiſe „annexirten“ Staaten huldigen, und tritt nebſt einem Küſtenlande Italiens auch noch ſein Wiegenland einer fremden Macht ab — und dieſer König wird in ſeltſamer Verkehrung aller Worte und Begriffe „Ré galant-uomo“ genannt! In Oberitalien, in den Mittelſtaaten folgt auf dieſen überſchäumenden Jubel Ernüchterung, ſtilles Hinbrüten, vorerſt Ergebung in das ſich ſelbſt bereitete Ungemach; denn der Italiener, welcher vor Allem ein guter Rechner iſt, findet, daß die unter dem Vorwande nationaler Einheit, der Freiheit, der Civiliſation und Unabhängigkeit vorgenommene Veränderung ihn doch etwas zu theuer zu ſtehen komme; die Staatskaſſen wurden überall in den eroberten Ländern geleert, die Kirchen geplündert, die Klöſter aufgehoben; dennoch zahlt man zehnmal mehr Steuern als zuvor, und den Anlehen, den Defizits iſt kein Ende abzuſehen! Abermals ein glänzender Beweis, wie wohlfeil die im Intereſſe der Erſparniſſe unternommenen Revolutionen ſind! In Neapel hält man mit brutaler Gewalt eine Bewegung nieder, welche die angebliche Majorität bei der allgemeinen Abſtimmung in ſo eindringlicher Weiſe Lügen ſtraft; man nennt „Briganti“, die für ihre Rechte, ihren Herd, ihr angeſtammtes Königshaus kämpfen, ſich nicht gutwillig einem fremden Joche unterwerfen wollen, und preiſt als Helden Jene, die ohne Kriegserklärung, frevelnd in andere italieniſche Staaten eingebrochen.

Die unerhörten Grauſamkeiten, mit denen man die Neapolitaner zu ihrem Glücke zwingen will, ſollten täglich mit den Gräueln und ungeſetzlichen Handlungen verglichen werden, welche man den bourboniſchen Königen andichtete, und worüber die engliſchen Staatsmänner nicht aufhören konnten Krokodillenthränen zu weinen. Waren die früheren Repreſſivmaßregeln vielleicht auch oft hart, ſo wurden ſie doch nur zur Aufrechthaltung der beſtehenden

Geſetze angewendet, waren Pflicht der Abwehr gegen unberechtigte, revolutionäre Angriffe. Wie ſoll man aber, was nun unter Piemonts landesväterlicher Fahne geſchieht, anders bezeichnen, als mit einem unter der Maske des suffrage universel geübten Militärdespotismus in ſeiner ſcheußlichſten Form?

Viele Kabinette beeilten ſich, den in ſolcher Weiſe gegründeten „faktiſchen Zuſtand" anzuerkennen, und nachdem ſie früher jede Einmiſchung in die ſich von Italien ſelbſt geſtellte Aufgabe — l'Italia favà da se — als einen Kriegsfall erklärt, wurde dieſer Grundſatz der Nichtintervention der Art befolgt, daß die Eroberung der Lombardei nur allein den franzöſiſchen Waffen zuzuſchreiben iſt. „Sind wir nur erſt in Rom," ſo heißt es nun, „haben wir den heiligen Vater auf den Vatikan beſchränkt oder ganz hinausgetrieben, mit der Entfernung Franz II. das wahre Neſt der Reaktion zerſtört, dann fällt uns ganz Italien wie eine reife Frucht in den Schooß, dann haben wir eine Hauptſtadt, dann kann auch Venedig nicht länger öſterreichiſch bleiben!" Bisher ſtießen die Italianiſſimi dabei nur auf ein ganz kleines Hinderniß — die Beſetzung Rom's durch franzöſiſche Truppen und das Feſtungsviereck! Ob Louis Napoleon ihnen den Gefallen thun wird, die „ewige Stadt" zu räumen, um ein großes, mächtiges Italien möglich zu machen, ob Oeſterreich ſich Venetien abkaufen, abſchwatzen oder abtrotzen laſſen werde, iſt vorerſt zu bezweifeln. Man iſt aber auch in Italien im Hinblick auf die franzöſiſche Tricolore in Savoyen und Nizza, auf die eiſerne Hand, die über Rom ruht, von dem naiven Gedanken längſt zurückgekommen, daß man an der Seine alle dieſe Opfer uneigennützig aus Schwärmerei für Italiens Unabhängigkeit gebracht. Aber nehmen wir nun auch einmal den unwahrſcheinlichen Fall an, daß piemonteſiſche Truppen Rom beſetzen, der Papſt wieder den Wanderſtab ergreift, das „Königreich" Italien ſeinen Sitz auf dem Kapitole aufſchlagen, die Gondeln der Lagunen mit den drei italieniſchen Farben

geſchmückt ſein werden, ſo iſt ſelbſt dieſem abgerundeten, einheitlichen, unabhängigen Italien keine Zukunft vorauszuſagen; man müßte denn eine tauſendjährige Geſchichte läugnen wollen. Hätte dieß freie, einige Volk keinen fremden Feind mehr zu bekämpfen, ſo würde es die Waffen gegen ſich kehren; die alten Eiferſüchteleien, die Uneinigkeit und der gegenſeitige Haß der Stämme und Städte, die Fehden des Mittelalters müßten ſich folgerichtig wiederholen, und dieß ſchöne, geſegnete Land, ſeit Jahrhunderten der Zankapfel eroberungsſüchtiger und ränkiger Nachbarſtaaten, wäre abermals die Beute „intervenirender" Mächte. Wäre Rom auch die Metropole des neuen Königreichs, Mailand, Genua, Neapel, Florenz, Venedig, Turin würden doch nie ihren partikulariſtiſchen, ehrgeizigen Beſtrebungen entſagen. Lag es doch der Mazziniſten-Partei nur daran, alle italieniſchen Fürſten bis auf einen — ihr williges Werkzeug — zu entfernen, um mit dieſem Einen um ſo leichter fertig zu werden, lauert doch ſchon hinter der Maske dieſes „angebeteten" königlichen Ehrenmannes das rothe Geſpenſt der ſozialen Republik; und wären auch alle dieſe Bedenken nicht, welche Dauer iſt denn, wenn man noch irgend an eine göttliche Gerechtigkeit, an eine höhere, ſittlich-religiöſe Weltordnung glaubt, einem auf ſolcher Grundlage von Verrath, Verläumdung, Raub und Gewaltthätigkeiten aller Art ruhenden Zuſtande der Dinge zuzuerkennen?

Was aber die künftigen Geſchicke der Kirche betrifft, ſo iſt die in jedes ächten Katholiken Bruſt feſt gegründete Ueberzeugung unerſchütterlich, daß der ſeit den Weiſſagungen Chriſti ſtets von den Wogen menſchlicher Leidenſchaften und Anfeindungen umbrauſte Felſen Petri bis an's Ende der Zeiten alle irdiſchen Inſtitutionen überdauern und die Kirche, einfach und klar, wie die Wahrheit ſelbſt, aus allen Prüfungen geläuterter und glänzender hervorgehen werde. Wie oft glaubten die Gegner jubelnd ihren nahen Fall begrüßen zu können; und ſie entging den Angriffen der Reformation,

trat ſiegreich aus den noch weit größeren Gefahren, welche ihr der Unglaube, Hohn und Skepticismus des 18. Jahrhunderts bereitet, hervor, widerſtand der Vernichtung, mit welcher ſie die franzöſiſche Revolution mit allen ihren jetzt noch ſichtbaren verderblichen Folgen bedrohte! Die Kirche wird in ihren wunderbaren Einrichtungen den Charakter von Univerſalität nie verlieren, und ein „wandernder“ Papſt für alle Staaten eine Verlegenheit, ein „italieniſcher“ oder „franzöſiſcher“ Papſt aber immer eine Unmöglichkeit ſein!

Kehren die erhitzten Gemüther in Italien zur Beſinnung zurück, werden ſie, ebenſo wie die in Deutſchland, erkennen, daß man nur auf den durch göttliche und menſchliche Geſetze vorgezeichneten Bahnen natur- und zeitgemäß, ungeſtraft fortſchreiten kann, und jede Ueberſtürzung, jeder frevelnde Uebermuth vom Uebel iſt. Sollten aber erſt blutige Erfahrungen, Bürgerkrieg und Zerſtörung alles Wohlſtandes, jeder Bildung zur Erkenntniß dieſer Wahrheiten führen?

Mehr als einmal hatte ich in dieſen Blättern Anlaß, mich über die orientaliſche Frage auszuſprechen und ſie immer als diejenige hervorzuheben, deren Löſung über die künftigen Geſchicke entſcheiden müſſe. Bis dahin iſt an keine Ruhe, kein Gleichgewicht, keine Entwaffnung in Europa zu denken, und beſchäftigen ſich die Kabinette nicht ernſtlich mit dieſer Aufgabe, welche ich als die wichtigſte unſeres Jahrhunderts bezeichnete, ſo iſt Alles nur politiſches Flickwerk und führt zum finanziellen Ruin aller Staaten.

Eine andere nicht minder wichtige Anforderung tritt an die Mächte heran, die verderbliche, jedes ſtaatliche Verhältniß grenzenlos verwirrende Lehre der Trennung der Nationalitäten, und ihrer Berechtigung, eigene, abgeſonderte Reiche zu bilden, entſchieden zu bekämpfen. Durch jene Schwindeleien wird in jedes ſonſt noch ſo ruhige Land ein zündender Funke geworfen; jede noch ſo kleine Nation gruppirt ſich um irgend eine Fahne, und

es wird im Regenbogen bald nicht mehr Farben genug geben, um alle dieſe bunten Fetzen damit auszuſchmücken. Die Theorie der Selbſtregierung der einzelnen Nationalitäten entbehrt aber jedes thatſächlichen Haltpunktes, und ſchon eine oberflächlichſte Prüfung zeigt, daß bei der Kreuzung der Racen und der allenthalben gemiſchten, ſeit unvordenklichen Zeiten zuſammenwohnenden und politiſch verbundenen Bevölkerungen eine Vereinigung jener Elemente zu den Utopien gehört, wenn man nicht lieber in dieſen Deklamationen eine neue Brandfackel der Propaganda erkennen will, vorzüglich geeignet, das dadurch am meiſten bedrohte Oeſterreich zu erſchüttern.

Aus dem Vorſtehenden glaube ich den traurigen Schluß ziehen zu müſſen, daß eine friedliche Löſung dieſer ſo ſeltſam verworrenen Fäden kaum zu hoffen iſt, und uns nur zwiſchen „Krieg oder Revolution!“ die peinliche Alternative bleibt. „Beſſer ein Krieg, als der faule Friede, der uns mit ſeinen Laſten erdrückt, als die Revolution, welche mächtig und drohend von allen Seiten anklopft!“ rufen die Einen, „nur keinen Krieg!“ ſeufzen die Fanatiker des Friedens um jeden Preis. Doch wer das oft verheerende, aber doch auch nicht ſelten reinigende Kriegsgewitter bannen will, ruft gewöhnlich den durch Anhäufung ſchädlicher Dünſte verſengenden Sturm herbei, wirbelt den heißen Sand der Wüſte auf, welcher die Keime der Geſittung und friedlichen Wohlhabenheit auf Generationen zerſtört.

So viel aber bleibt gewiß, die Würfel in Europa mögen fallen wie ſie immer wollen, der erſte gewaltige Anſtoß wird deſſen Karte völlig umgeſtalten!

Während wir uns im alten Europa mit all dieſen Eventualitäten lebhaft beſchäftigten, vernahmen wir mit ſteigendem Erſtaunen aus dem Muſterlande aller nur denkbaren Freiheiten, des materiellen Wohlſeins, der individuellen Unabhängigkeit, des ewigen Friedens von Kriegsgeſchrei, von einem ſich heftig entzündenden Kampfe

zwiſchen zwei unverſöhnlichen Parteien, mit einem Worte von einem förmlichen Bürgerkriege mit den gewöhnlichen traurigen Erſcheinungen von Mord, Plünderung, Grauſamkeiten, Zerſtörungswuth in ſeinem Gefolge. Unſere Verwunderung wächſt, wenn wir hören, daß nicht Eroberungsſucht, perſönlicher Ehrgeiz, politiſche Gründe dieſe unerwarteten Vorgänge in's Leben riefen. Nein! nur der Negerhandel und die damit zuſammenhängende Baumwollenfrage veranlaßte den Zuſammenſtoß zweier mit Lokomotiven auf einander treffenden Heere! Wird der nüchterne, praktiſche Sinn der Amerikaner dieſem Streite bald ein Ende machen, ſind die Leidenſchaften weniger entfeſſelt, die Gemüther kühler jenſeits des Oceans, als bei uns? Lehrreich und denkwürdig bleibt aber immer dieß unerhörte Schauſpiel!

Nicht minder anziehend iſt die Komödie, welche nun in Mexico in Scene geſetzt wird; einem Abkömmling Kaiſer Karls V. wird Montezuma's Krone, doch um welchen Preis? angeboten!

In den zwei Jahren, welche ich an den Ufern des Bodenſee's und in der öſtlichen Schweiz zugebracht, ſuchte ich mich mit den Zuſtänden dieſer Gegenden näher bekannt zu machen.

Das „ſchwäbiſche Meer" mit ſeinen oft ſtürmiſchen Fluthen oder der ſpiegelglatten blauen Fläche, durchfurcht von zahlreichen Dampfſchiffen, bietet Anziehungspunkte in Fülle; und ſind ſeine Ufer auch meiſt flach, ſo bilden doch die ſich ſüdwärts aufthürmenden Gebirgsmaſſen und Eisfelder einen impoſanten Hintergrund, reihen ſich freundliche Städte und Dörfer von dem romantiſchen Bregenz bis Ueberlingen aneinander, und zwei liebliche Inſeln, jede merkwürdig in ihrer Art, entſteigen den Gewäſſern. Wundervoll ſind zu jeder Jahreszeit die Lichteffekte, und ein weites, entzückendes Panorama zeigt ſich vom Heiligenberge oder anderen Höhen dem Freunde erhabener Naturſchönheiten.

Konſtanz gehört jenen Städten an, die von hiſtoriſchen Erinnerungen leben; andere Zollvereinsſtädte haben Konſtanz auf dem Gebiete der Gewerbthätigkeit, des Handelsverkehrs und der Fabrikation überflügelt; die Innung der Schiffer litt durch die Dampfſchifffahrt und der Fiſchfang wirft keinen erheblichen Gewinn ab; die Bewohner ſind daher auf Acker-, Rebbau und die gewöhnlichen bürgerlichen Handwerke beſchränkt. Ungeachtet ſich da eine Muſterkarte aller Behörden, ſelbſt Garniſon, befindet, ſind die Straßen, iſt das geſellige Treiben doch nicht belebt, und Klagen aller Art über Abnehmen des Wohlſtandes, Zurückſetzung gegen andere Orte im Lande u. dgl. m. wurden immer lauter. Wäre man, ſo hieß es allgemein, nur einmal im Beſitze einer Eiſenbahn, werde Alles beſſer gehen, wie mit einem Zauberſchlage Wohlhabenheit, Glück, geſteigerter Güterwerth u. ſ. w. wiederkehren. Nun, die neue Eiſenbahnbrücke erhebt ſich zierlich über dem dahinrauſchenden Rheinabfluſſe; ſtatt der früheren Seemauern umſchließen nun die Schienen den öſtlichen Theil der Stadt, und bald wird die Lokomotive brauſend und pfeifend das Conciliumsgebäude begrüßen. Wird der Erfolg den kühnen Erwartungen entſprechen? Wir hoffen es für das Wohl der guten Stadt, welche ſich bis dahin, die Langweile zu vertreiben, mit dem „zeitgemäßen" Gedanken beſchäftigte: dem Johannes „Huß" ein Denkmal zu ſetzen. Einige hundert Gulden waren ſchon dafür eingegangen, als man ſich über Sinn und Bedeutung deſſelben ſtritt. Während ein Theil der Sammler durch einen Stein nur den Platz zu bezeichnen wünſchten, auf welchem Huß den Feuertod erlitten, wollte ein anderer in tendenziöſer Weiſe den böhmiſchen Reformator als Martyrer ſeiner Ueberzeugung verherrlichen. In keinem Falle war der Gedanke ein glücklicher, und man hätte ſich mit dem einfachen Erinnerungszeichen an eine immerhin peinliche geſchichtliche Thatſache auf dem einſt von Huß bewohnten Hauſe füglich begnügen können; denn einmal iſt jener Platz bei dem ſeither gänzlich

umwühlten Terrain nicht mehr genau zu bestimmen, und dann sollte, wie mir dünkt, abgesehen von allen konfessionellen Ansichten, schon der Name des Huß und die sich mit demselben verknüpfenden Gräuel der „Hussiten“ vor dem Versuche einer so undeutschen Manifestation bewahren! Mit um so größerer Freude ist die Wiederherstellung und sorgfältige architektonische Vollendung des Münsters anzuerkennen, und der schöne, marmorgleiche, weiße Thurm ragt nun weithin, vom Hohentwil bis zum Gebhartsberge sichtbar, über der Wasserebene hervor!

Ob der bedeutende Verkehr von Fremden während des Sommers sich durch die Eisenbahn heben, dieselben nicht vielmehr ohne Aufenthalt dadurch schnell weiter befördert werden, ist eine Frage der Zeit. Immerhin fesselt Konstanz durch seine herrliche Lage und Ausflüge nach den vier Schlössern, unter denen „Arenenberg“ das anziehendste. Ein Besuch der beiden Schwesterinseln, der Bucht von Bedman und anderer Punkte gehört zu den seltenen Naturgenüssen.

Ich traf in jener Stadt zwei langjährige Bekannte, jeder in weiten Kreisen, wenngleich in ganz verschiedenen Richtungen, genannt — den Reitergeneral Grafen v. Bismark und den Generalvikar H. v. Wessenberg. Beide waren Greise; beide sind nun todt. Bismark, Wittwer von der Prinzessin Auguste geworden, hatte den württembergischen Staatsdienst verlassen, sich nach eigener Wahl vermählt und fühlte sich, zurückgezogen, in der Mitte seiner kleinen Familie ganz glücklich. Wessenberg war trotz seinen 80 Jahren noch rüstig, lebhaften, diskutirenden Geistes, wie immer, sah nur einige vertraute Freunde und betrieb, seiner Gewohnheit treu, wissenschaftliche Studien bis an's Ende. In den Schriften dieser beiden Männer spiegeln sich ziemlich treu ihre Gesinnungen wie ihre Erlebnisse wieder.

Wer sich vom Allgäu her dem Osten der Schweiz nähert, wird gleich durch die das Auge wie das Gemüth überwältigenden

Naturwunder Graubündtens — eines lange noch nicht genug gekannten Kantons — angezogen. Das lieblichste Titelblatt zu dem Bilderbuche des Rheinthales, dessen Schluß die via mala, ist das blüthenreiche Dorf „Thal", welches sich von der niedlichen „Weinburg" bis zum hochgelegenen Molkenbade „Heiden" hinzieht. Hier ist Alles vereint, was sich die Einbildungskraft eines Touristen nur immer denken kann: Rebgelände, stundenlange Obstgärten, Wiesen im saftigsten Grün, Felsenpartien, der dahinströmende Rhein, der majestätische See, zackige Bergriesen, blendende Gletscher, Schlösser, Kirchen, Ruinen, — dann Pfäffers mit der unter einem Felsendome rauschenden Tamina, Sargans, Chur und alle die weiten, von den „Piz" überragten Thäler! — Der Wallenstädter See, dessen gigantische Wand die „sieben Kurfürsten" (Kuhfirsten?) bilden, führt in die nicht minder romantischen Partien von Glarus und die schönsten Gegenden des Kantons St. Gallen, der wie ein Riesenhalbband den hohen Sentis und mit ihm die beiden Appenzell umschließt.

Wie sich ungeachtet aller Nivellirung und Centralisation in der Schweiz jeder einzelne, noch so kleine Kanton eine besondere Physiognomie bewahrt, zeigt am ausgeprägtesten der Halbkanton Appenzell-Innen-Rhoden! Ich brachte in diesem stillen Winkel der Erde, die Molkenkur zu gebrauchen, einige Wochen zu, und Natur wie Bevölkerung zogen mich in gleichem Grade an.

Innen-Rhoden hatte sich mit dem katholischen Glauben auch eine gewisse Einfachheit, mit dem Festhalten an alten Rechten und Ueberlieferungen eine größere Ungebundenheit zu erhalten gewußt; in dem reformirten Außen-Rhoden zeigte sich eine höhere Regsamkeit, lebhafterer Verkehr mit der Außenwelt; dort Stätigkeit, selbst Zähigkeit, ein hergebrachter Schlendrian, gepaart mit treuherzigem, derbem Wesen, hier Rührigkeit, Fortschritt, Verflachung, zunehmender Wohlstand, daher Vorzüge wie Schwächen, nach beiden Seiten vertheilt, sich ausgleichend. Die Innen-Rhoder sind der Natur ihres

Bodens nach mehr Hirten als Bauern. Viehzucht ist ihre eigentliche Beschäftigung; die Alpenwirthschaft, der Wiesenbau, das „Heumachen“ die Hauptaufgabe ihres Lebens. Molken (Schotten), Käse, Milch, Butter, Dünger und Alles, was durch Kühe und Ziegen gewonnen werden kann, sind ihre Erwerbsquellen. Feldfrüchte und Kartoffeln werden nur wenig, selbst nicht zum Hausbedarfe hinreichend, gebaut, spärlich sind die Bäume im Thal, noch seltener die Obst tragenden, kleine Waldkirschen zum Brennen ausgenommen. Der Wildstand ist gering, Gemsen sind schwer zu erreichen, Bergadler, Geyer, Auerhahnen häufiger. Die kalten Alpseen, die reißenden Bergströme liefern Forellen in Menge. Das beinahe schattenlose, mit Hütten — die sich nur selten zu Ortschaften reihen — wie besäete Thal, würde daher eines reizenden Anstrichs entbehren, wären nicht die smaragdgrünen Triften, wäre nicht die zackige Gebirgskette mit den finstern Felsenschluchten, den wilden Kaskaden, den dunkelblauen Bergseen und überraschenden Fernsichten. Der in der Schweizer Geschichte vielfach genannte Kampfplatz „am Stoß“, der Gäbeis bei Gais, das pittoreske „Wildkirchli“ sind wahrhaft entzückende Spaziergänge.

Die Innen-Rhoder sind ein harmloses Gebirgsvölkchen; voll natürlichen Verstandes, oft witzig, stellen sie sich, mißtrauisch gegen Fremde, einfältig, benützen aber gerne ohne übermäßigen Aufwand von Kosten und Erfindungsgeist zur Bequemlichkeit der Molkengäste, die Reiselust unserer Zeit, ihre Lage zu verbessern. Die einzige Art von Industrie, welche sie kennen, ist die Handstickerei; das „Weibervolk“ arbeitet deßhalb selten im Felde, stickt Jahr aus, Jahr ein in hermetisch verschlossenen Stuben, meist in großer Gesellschaft; Frauen und Mädchen sehen daher auch meist zart und bleich aus, und ihre weißen Hände kommen mehr mit der Nadel und der s. g. Maschine, als mit den Sonnenstrahlen in Berührung. Diese Arbeiten, sehr gesucht, gegen geringe Bezahlung aufgekauft, werden dann von dem betriebsamen St. Gallen

aus überall hin, selbst über das Meer versendet. Die Tracht der Männer ist eigen, wenn auch nicht schön; die der Frauen malerisch, aber seltsam. In der großen Kirche von Appenzell, in der beide Geschlechter abgesondert — die Frauen unten, die Männer auf dem Chor — beten, erscheinen Alle in blendend weißen Hemdärmeln, und ist ein Trauergottesdienst, so tragen die Weiber schwarze Flügelhauben und schleppen riesige Wachsstöcke herbei, welche oft Generationen überdauern.

Am ersten Sonntage nach Ostern wird jährlich die s. g. „Landesgemeinde" in Appenzell abgehalten; ich wohnte einer solchen bei, welche des schlechten Wetters wegen statt auf dem Hauptplatze, in der Kirche stattfand. Hier versammelte sich nun die ganze männliche, stimmfähige Bevölkerung des winzigen Kantons und that ihre Staatsgeschäfte ab. Es wurden die Kontrollbehörden neu gewählt oder bestätigt, der Eid geleistet, über Bürgeraufnahmen entschieden, endlich dießmal eine von 300 Bewohnern vorgeschlagene Verfassungsrevision — auch bis dahin war die Reformmanie gedrungen — zur Abstimmung gebracht, aber durch Stimmenmehrheit abgelehnt.

Das Ganze selbst ist für den Fremden nicht ohne Interesse. Auf einer Tribüne sitzt der die Versammlung leitende Landamann, hinter ihm der „Waibel" mit dem Mantel in den Kantonsfarben; zwei furchtbar große Schwerter sind da vor dem „Bureau" aufgepflanzt. Die Abstimmung geschieht weder durch Zettel, Kugeln, noch durch Trennung der Votanten u. dgl. m., sondern durch Handaufheben, dem als besonderer Nachdruck in wichtigen Fällen noch ein wild und eigen klingendes „Hu! Hu!" beigefügt wird. In zweifelhaften Fällen wird abgezählt. Sämmtliche friedliche Kantonsbürger sind mit Säbeln bewaffnet, deren Klingen wohl selten nähere Bekanntschaft mit der Luft machen. Merkwürdig waren die Bemühungen der meisten obersten Beamten, die ihnen zugedachte Ehre einer Wiedererwählung mit guter Manier abzu-

lehnen; ihre, mit keiner entſprechenden Beſoldung verbundenen Funktionen ſind freilich mehr eine Laſt, und für den Ehrgeiz iſt da wahrlich kein großer Spielraum. Dennoch wurden Alle in ihren Aemtern beſtätigt und dankten gerührt, aber nicht willig für die Ehre; nur einer derſelben — ich glaube der Landſchreiber — ſprach dem ſouveränen Volke ſeine Erkenntlichkeit ſo unterthänig aus, daß ſie dem vor einem Machthaber kriechenden Höflinge zur Ehre gereicht hätte. Die Eidesformel iſt alterthümlich, lang, ſchwülſtig; der Großrath beſteht aus 140!! Mitgliedern.

In ganz verſchiedener Weiſe zeigt ſich das öffentliche Leben in dem angrenzenden St. Gallen. Dieſer aus ſo verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzte Kanton iſt in ſeinem Innern, ſeiner Verwaltungsart, ſeinen politiſchen und konfeſſionellen Wirren ebenſo zerriſſen und getheilt, als jene einzelnen Ländertheile. Der Kampf iſt aber da um ſo hartnäckiger und nachhaltiger, als die feindlich einander gegenüber ſtehenden Parteien, ungefähr über gleiche Kräfte gebietend, ſich die Wage halten. Für dabei Unbetheiligte iſt dieß Schauſpiel ein höchſt unerquickliches, und eine Großrathsſitzung in dem ehemaligen Feſtſaale des Benediktinerſtiftes hat weder das Einfach-imponirende der demokratiſchen Verſammlungen in den Urkantonen, noch das Regelmäßig-geordnete anderer legislativen Zuſammenkünfte. Es herrſcht da ein gewiſſer frei ſein ſollender Ton, der nicht ſelten in Rohheit und perſönliche Invective übergeht; ſchon die Geſchäfts- wie die parlamentariſche Sprache iſt hier dazu nicht angethan, höheren Anſprüchen genügende rethoriſche Kämpfe hervorzurufen. Von dem Großrathsſaale theilt ſich die Agitation den Volksverſammlungen, der Journalpolemik, den Wirthshaustiſchen mit, und leidenſchaftlich werden alle Wahl- und Verfaſſungsfragen beſprochen, wobei dann bald die eine, bald die andere Partei immer nur mit einer Majorität von wenigen Stimmen ſiegte, ein Sieg, der dann immer wieder auf's Neue heftig beſtritten wird. St. Gallen, die höchſt gelegene Stadt in

Europa, iſt belebt, voll arbeitſamen Bewohnern, hat ausgedehnte Handelsverbindungen, gewann bedeutend durch die Eiſenbahn, um die ſich ein ganz neuer Stadttheil erhebt; die Umgebungen ſind grün und reizend.

Im Kanton St. Gallen, einem der größten und reichſten der Eidgenoſſenſchaft, finden ſich aber im Kleinen beinahe alle dieſe Zuſtände und Merkmale, welche die Schweiz im Ganzen kennzeichnen: ungemeine Handels- und Gewerbsthätigkeit, Parteigeiſt, durch Vaterlandsliebe gemildert, ein nüchterner, vorzüglich auf Erwerb gerichteter Sinn, nur opferfähig, wo es das Gemeinwohl, die nationale Freiheit und Unabhängigkeit gilt, das Feſthalten am Althergebrachten im beſtändigen Konflikte mit einer neuen, ganz materiellen Zeit, republikaniſche, nivellirende Grundſätze ankämpfend gegen erkluſive, partikulariſtiſche Anſichten, ein durch Erfolge bis zur Selbſtüberſchätzung der Kräfte geſteigerter gewiſſer Uebermuth, eine durch Gutmüthigkeit gemäßigte Ungebundenheit der Formen, Vernachläſſigung der feineren Geſelligkeit und einer nicht gerade auf das praktiſche Leben berechneten höheren Bildung — ſo erſchien mir, natürlich mit Ausnahmen, das moraliſche Bild der Heimath Tell's in unſerer Zeit. Dabei hier, wie allenthalben, die zuvorkommendſte Art gegen Fremde, die ſich ungeſtört bewegen und gegen ſchweres Gold Naturgenüſſe umtauſchen können, wie ſie nur das Alpengebiet zu verſchaffen vermag.

Den Sommer 1859 brachte ich in Zürich zu und ließ mich beſcheiden in einem Winkel des „Seefelds“ nieder; ich war hier zunächſt Zeuge des allgemeinen Schützenfeſtes und ſpäter ganz unerwartet des Geſandtenkongreſſes.

Wie jede Schweizer Stadt hat auch Zürich, ſo reizend gelegen, ſeine eigene Bedeutung; Bern — der Sitz der Bundesregierung — gilt für die vorzugsweiſe diplomatiſche Stadt, Genf vertritt das franzöſiſche Element, St. Gallen und Aarau die Induſtrie; Baſel iſt die Stadt der Puritaner und des ſoliden Reichthums;

nach Freiburg und Luzern hat ſich die alte Glaubenstreue geflüchtet, und unter den Kantonen lebt Thurgau größtentheils von der Landwirthſchaft, während die inneren kleinen Kantone noch ein ſchwaches Bild urſprünglicher Sitteneinfachheit und demokratiſcher Einrichtungen geben; Zürich dagegen, das wohlhabende, ſtolze Zürich, tritt als die „gelehrte“ Stadt auf, iſt im Beſitze der hohen wie der polytechniſchen Schule und anderer Unterrichtsanſtalten. Profeſſoren und Schriftſteller, zum Theil von ausgezeichnetem Rufe, erwecken mehr als anderwärts hier ein gewiſſes, geiſtiges Streben. Reiche Bibliotheken und Sammlungen, wiſſenſchaftliche Anſtalten jeder Art werden benützt.

Das große eidgenoſſen'ſche Schützenfeſt, welches regelmäßig immer im zweiten Jahre in einer anderen Schweizer Stadt abgehalten wird, wurde nun im Juli 1859 zu Zürich in einer Weiſe begangen, wie man es ſich kaum großartiger denken kann. Eine ſchöne Ehrenpforte, mit einem gelungenen Standbilde Tell's, des „Urſchützen“, geziert, empfing die Gäſte; auf dem ungeheueren Schießraume ſelbſt aber erhob ſich die „Fahnenburg“ mit den flatternden, in allen Farben ſchimmernden Bannern der Kantone; darin waren die ungemein zahlreichen und werthvollen „Ehrengaben“ in geſchmackvoller Aufſtellung zu ſehen; die Schießſtände, dem See zugekehrt, wurden keinen Augenblick leer, und von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends knallte es da unaufhörlich. Eine Terraſſe gewährte eine reizende Ueberſicht des Ganzen in der wundervollen Umgebung. Es hallte der gegenüber liegende Uetliberg von den Schüſſen wieder, und der ruhige, dunkelblaue See — im Gegenſatze zu der in Hitze und Staub ſich umhertummelnden Menge — wirkte ſchon durch den bloßen Anblick erfriſchend. Von allen Theilen der Schweiz zogen die Schützen ein und wurden feierlich mit Gruß empfangen, dieſer in mehr oder minder paſſenden Reden erwiedert. Für den Laien bot aber die große Feſthalle das überraſchendſte Schauſpiel. Man denke ſich in den kaum zu über-

ſehenden Räumen täglich 4000 bis 5000 gute Freunde um Tiſche verſammelt und in größter Ordnung bedient. Während der Mittagstafel beſtieg dann gegen ein Dutzend Redner nach der Reihe die Tribüne, ihre patriotiſche Gefühle und Anliegen, ihr volles Herz vor der Verſammlung auszugießen. Den Schluß bildete immer ein Trunk aus einem großen ſilbernen Pokale, und der Toaſt wurde ſtets von ſtereotyp gewordenem ungeheueren Jubel, Bravo's und Trompetenſchall begleitet. Die Reden drehten ſich ſo ziemlich immer im gewohnten Geleiſe um die Freiheit, das Glück, die Unabhängigkeit der Schweiz, um Tell und die Männer des Rüttli, wobei es an Seitenblicken auf minder begünſtigte Völker, auf unter Tyrannei ſchmachtende Nationen u. dgl. m. nicht fehlte. Dieß Thema in unendlichen Variationen ſchien dennoch die Zuhörer nicht zu ermüden; durch einige talentvolle, kräftige Redner, durch die Abwechslung in den drei Sprachen und manchen pikanten Zwiſchenfall wurde bald Begeiſterung, dann wieder Heiterkeit neu geweckt. Fielen dabei auch Ueberſchwenglichkeiten, ſelbſt einige gemeine Ausfälle vor, ſo war doch die Ruhe und Ordnung bei einer großen, gemiſchten Geſellſchaft anerkennenswerth; keine auffallende Störung, kein die gewöhnlichen Grenzen überſchreitender Lärm trübte die Feier, und die Schweizer verſtehen es, im richtigen Verſtändniſſe des Maßhaltens, ſelbſt unter ſich die Polizei ohne ſichtbares Dazwiſchentreten einzuhalten. Auch bei den Gelagen während der lauen Sommernächte in der mit Gäſten überfüllten Feſthalle, wo Alles mehr den Charakter einer koloſſalen „Kneiperei" annahm, Lieder und Gläſergeklirre bis gegen Tagesanbruch erſchallten, ging es wohl lebhafter, aber ohne grobe Exzeſſe ab.

Selbſtverſtändlich beleben aber ſolche Feſte den Gemeinſinn, rufen die Liebe zum Vaterlande, zur Einigkeit, zur Kraftentwicklung wach, und mehr noch als auf die Schießübungen ſcheint man auf dieſe wahrhaft wichtigen Ergebniſſe Werth zu legen. Die Zahl

der Schüſſe, welche gefallen, iſt wohl kaum zu berechnen, die Gewinnſte beliefen ſich auf 250,000 Franken, die Koſten wurden durch reichliche Einnahmen gedeckt, und dieß Züricher Feſt, das glänzendſte, das man je geſehen, wird wohl ſchwer von den ſpäteren an Großartigkeit erreicht werden können. Es ſchloß ſich an daſſelbe auch eine Produktion der Schweizer Turner und Schwinger, wie ein allerliebſt arrangirtes Kinderfeſt an. Ueberhaupt wird die Jugend da nie vergeſſen; die Knaben kleiden ſich und machen Uebungen als Kadetten; die Schulen haben ihre jährlichen Feſte und größere Spaziergänge.

Eine eigene Epiſode bildete der Beſuch von 80 Bremern und der Stutigarter Schützengilde mit ihrer prachtvollen Fahne; beide wurden jubelnd und herzlich begrüßt und bewirthet. Auch ein ſeltener Gaſt wohnte einem Theile des Feſtes bei: die Herzogin Louiſe von Parma, die mit ihren vier Kindern durch die Kriegsereigniſſe von ihrem Hofe vertrieben, nun in Rapperswyl einſtweilen einen Zufluchtsort fand. Den jungen, hübſchen, 10jährigen Herzog Robert konnte man oft im See baden ſehen.

Werfe ich nun einen Rückblick auf meinen kurzen Aufenthalt in einem Theile der Schweiz, ſo muß ich geſtehen, daß mich die vielfachen Veränderungen, welche ich, ſeit ich ſie nicht mehr betreten hatte, da traf, wahrhaft überraſchten. Waren auch nicht alle erfreulicher Art, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß die Eidgenoſſenſchaft durch die Ausbildung des Bundesſyſtems gewonnen und die Vortheile der größeren Centraliſation ſich vorzüglich im Heer-, Münz-, Paß-, Zollweſen u. dgl. immer mehr geltend machen. Dabei iſt fortſchreitender Wohlſtand, erhöhte Gewerbsthätigkeit, immer gleich reger patriotiſcher Sinn unverkennbar; den letzteren ſich praktiſcher anzueignen, könnten die Deutſchen allerdings bei ihren ſüdlichen Nachbarn in die Lehre gehen. Bei allen jenen unläugbaren Vorzügen liegt aber gerade die Gefahr allzu großer Ueberhebung nahe, und bei der Vorliebe, welche ich von jeher für

die Schweiz hegte, der ſeit lange meine Familie angehörte, bei dem eigenen Zauber, den das ſchöne Land auf alle Fremden ausübt, möchte ich die Beſonneneren ſeiner Einwohner warnen, nicht allzu ſehr dem oft trügeriſchen Scheine von Glück und Wohlleben zu trauen, feſt gegen die Uebergriffe einer kühnen Partei zuſammenzuhalten und ſich nicht vom Radikalismus überflügeln zu laſſen, der Monarchien wie Republiken mit ſeinem Alles zerſetzenden Gifte angreift. Er hätte weniger Kraft, wenn ihn nicht eine Maſſe gedankenloſer Menſchen unbewußt ſtärkte; es nennen ſich dieſe Leute „liberal“ und dünken ſich damit auch zugleich klug, geiſtreich, vorurtheilsfrei; mit dem einfältigſten Geſichte von der Welt ſprechen ſie da die Tiraden aus ihren Lieblingszeitungen nach. Tritt man aber nur im Geringſten ihrem Erwerbe, ihren häuslichen Gewohnheiten nahe, ſo hört gleich die liberale Gemüthlichkeit auf. Der Ausgang des Sonderbundes, der leicht erfochtene Sieg in dem Neuenburger Streite (Span) haben jene zuverſichtliche Stimmung in Verbindung mit anderen Erfolgen noch erhöht; aber ſchon die Wendung der Dinge in Italien, wo man den franzöſiſchen Waffen zugejauchzt, hatte dieſen Enthuſiasmus bald abgekühlt, als die Zerwürfniſſe wegen der Savoyer Grenze und des Dappenthals entſtanden.

Die politiſchen Vorgänge jenes Sommers rieſen eine Emotion nach der anderen hervor; während man ſich des Aufſchwunges in Süddeutſchland freute, welches dem für das gute Recht in Italien kämpfenden Oeſterreich zu Hülfe eilen wollte, war man über die ſich im Norden kundgebende Unentſchlüſſigkeit wahrhaft beſtürzt. Der klägliche Friede von Villa-Franca erfüllte Oeſterreichs Freunde mit Schmerz, und wie ſich durch Beiträge an Geld, Lebensmitteln, Leinwand, Binden, Charpie während des Kampfes die Sympathien in Deutſchland für die ſo tapfere k. k. Armee zeigten, kam man nun allenthalben wieder den Kranken, Verwundeten, Gefangenen mit aufopfernder Menſchenliebe entgegen. Auch in Zürich traf

auf dem Rückmarſche eine Abtheilung des Regiments „Erzherzog Karl“ ein, deſſen Chef vor gerade 60 Jahren ſich auf dieſen Höhen ſo ruhmvoll ausgezeichnet hatte. Nach den zwiſchen den beiden Kaiſern in der Lombardei getroffenen Verabredungen ſollten die Friedensbeſtimmungen näher in Zürich durch Bevollmächtigte beſprochen und in einem Staatsvertrage formulirt werden.

So ſahen wir denn nach der Reihe den Grafen Colloredo mit Herrn O. v. Meyſſenburg, den Herrn v. Bourqueney mit Herrn v. Bannville, den Präſidenten Deſambrois mit Herrn v. Nigra nebſt einer Zahl anderer Geſchäftsmänner eintreffen.

Die Aufgabe dieſer Diplomaten war eine um ſo peinlichere, als ſich vorausſetzen ließ, daß die einzelnen Artikel der abzuſchließenden Konvention größtentheils auch ſchon nicht mehr gelten würden, ehe die Dinte, welche ſie geſchrieben, trocken war. So geſchah es; es war das Werk der Danaiden, an dem ſich die Herren über zwei Monate abmühten; Graf Colloredo aber ſtarb noch im Hotel Baur am See, ehe der Vertrag unterſchrieben wurde. Ich hatte mich gefreut, ihn, den langjährigen Freund, mit ſeiner Gemahlin hier ſo unverhofft wieder zu ſehen, und konnte nicht ahnen, daß er, als ich Zürich Ende September verließ, ſchon drei Wochen nachher eine Leiche ſein würde! Graf Bourqueney, mir ſchon ſo vortheilhaft bekannt, hatte ſeinen Botſchafterpoſten bei dem Ausbruche des Krieges verlaſſen, und überdieß noch den Schmerz, eine ausgezeichnete, heißgeliebte Gattin bald vorher in Wien zu verlieren. Er kam nun mit ſeinen kleinen Kindern in einer Gemüthsſtimmung in Zürich an, welche durch die Natur des ihm auferlegten, ſeiner Ueberzeugung widerſtrebenden Geſchäftes nicht erheitert wurde. — Deſambrois, der ſardiniſche Abgeſandte, war immer mehr bei Gerichtshöfen, als in der Diplomatie verwendet worden, ein ſtattlicher, wohlwollender Mann, von dem ſpäter, aber nicht mehr bei der neuen „italieniſchen“ Staatsverwaltung die Rede war. Um ſo glänzendere Laufbahn war ſeinem

Begleiter Nigra beſchieden, der, ein junger, ſchöner Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten, ſich ſchon in Zürich bedeutend hervorthat.

Die geſelligen Beziehungen dieſer Bevollmächtigten unter ſich waren auf das geringſte Maß zurückgeführt. Eine feierliche Anfangs- und Schlußſitzung, einige von der Regierung Zürichs angebotene Feſtmahle, endlich zwei Galladiner an den Geburtstagen der beiden Kaiſer (15. und 18. Auguſt) waren ſo ziemlich die einzelnen äußerlichen Anzeichen eines Kongreſſes.

In dieſe Zeit fiel auch die Eröffnung der Eiſenbahn von Zürich nach Waldshut, welche durch badiſche und eidgenöſſiſche Beamte in einem großen Banquet gefeiert wurde.

Mitte September hielten ſich der Großherzog und die Großherzogin mit dem Prinzen Wilhelm von Baden, von der Mainau kommend, zwei Tage in Zürich auf.

Von dieſer Stadt machte ich nun wiederholt einen Ausflug nach Maria Einſiedeln.

Dieſer berühmte Wallfahrtsort iſt in „Maria Regina“*) ſo unnachahmlich ſchön, wahr und geiſtreich geſchildert, daß ich jene ſchwungvollen Seiten nur abſchreiben müßte, um meine eigenen Empfindungen wiederzugeben. In gleicher Weiſe hat ein anderes Buch zur Erinnerung an das tauſendjährige Beſtehen des Stifts die Aufmerkſamkeit wieder dieſer Thalſchlucht zugewandt. Das Kloſter zählte ſeit jener Zeit unter ſeinen Gliedern viele Männer von ausgezeichnetem Rufe in den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten; es iſt eine Stätte der höheren Bildung wie des Gebets.

Schon ſah ich große Vorbereitungen zu dem Säkularfeſte im Jahr 1861 treffen, und die ſchöne, mit Gemälden reich verzierte Kirche wurde hergeſtellt.

Ungeachtet aller Kriegs- und zerſtörenden Revolutionszeiten,

*) II. S. 46 bis 74.

ungeachtet der philoſophiſchen Richtung der Geiſter bleibt ſich doch der Zug der Pilger nach dem ſtillen Schwyzer Thale immer gleich, und hat ſich in den letzten Jahren noch ſtets geſteigert. Nicht nur ziehen Schaaren von ſchlichten Landleuten aus allen Gegenden, kämpfend mit Opfern, Entbehrungen und Beſchwerden, herbei; nicht nur ſieht man ganze Gemeinden mit Kreuz und Fahnen, ihre Seelſorger an der Spitze, die Wallfahrt unternehmen, auch weltliche und Kirchenfürſten, erleuchtete Männer der Wiſſenſchaft, Künſtler, alle Stände finden ſich hier zur gemeinſchaftlichen Andacht vereinigt. Es gehört doch wahrlich, zumal in unſerer ſ. g. aufgeklärten Zeit, mehr als Aberglaube, Unwiſſenheit und Prieſtertrug dazu, um ſo viele Chriſten aus allen Klaſſen der Geſellſchaft in jenem abgeſchiedenen Gebirge zu verſammeln, und ein Mann, der, Zeuge dieſer rührenden Andacht, darüber nur ſpötteln kann, müßte ſchon längſt für beſſere Gemüthsſtimmung unempfänglich ſein. Denn es iſt ein gewiſſes Etwas, das uns in dieſen geheiligten Räumen mit ehrfurchtsvollem Erſtaunen erfüllt; es wehen uns da die Erinnerungen von 10 Jahrhunderten entgegen; es iſt, als ob die Luft geſättigt wäre von den frommen, innigen Gebeten, Vorſätzen, Gelübden, Wünſchen, Seufzern und Dankgefühlen der Millionen Pilger, welche hier Troſt, Beruhigung, Glaubensſtärke, Lebensmuth, Kraft im Leiden wiederfanden. Nie verhallen die geiſtlichen Lieder oder das laute Gebet der Wallfahrer; es iſt eine fortwährende Verherrlichung zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau!

Schleichen ſich auch, wie allenthalben, Mißbräuche ein, iſt beſonders die übergroße Zahl von Wirthshäuſern mit den zum Theile ganz unpaſſenden Aushängſchildern ſtörend, ſo verſchwinden alle unangenehmen Eindrücke bei dem Eintritt in die weiten Hallen ſelbſt, wie bei'm Anblick der Muttergottes-Kapelle, wo in den Frühſtunden fortwährend das heilige Meßopfer gebracht, Lichter, Opfergaben geweiht, oder Exvoto-Bilder niedergelegt werden.

Die Gegend am Fuße des Etzel gehört zu den unwirthlichen, nicht ausgezeichneteren der Schweiz; nur der Ueberblick von der Anhöhe bei dem neuen Kreuze iſt lohnend, da das Auge auf der majeſtätiſchen Gebirgskette ruht; ſteigt man aber in's Thal herab, begegnet man Moorgründen, dürftigen Wieſen, von kleinen Bächen durchſchnitten, düſteren Tannenwäldern — es iſt die nur etwas kultivirte Wildniß des heiligen Meinrad.

Einige Monate nach dem Tode des Grafen Colloredo in Zürich vollendete auch der Kardinal-Erzbiſchof Viale-Prela in Bologna ſeine irdiſche Laufbahn. Mit beiden Staatsmännern in demſelben Jahre (1799) geboren, mit beiden während meines zehnjährigen, beinahe täglichen Umgangs in München und Wien eng befreundet, bewahre ich beiden ein wehmüthig-dankbares Andenken. Der Kardinal, welcher mit den freieſten Formen einen würdevollen Ernſt und ausgezeichnete Fähigkeiten verband, Deutſchland wie kein italieniſcher Kirchenfürſt kannte und liebte, ſtarb unbezweifelt am gebrochenen Herzen im Angeſichte all der revolutionären Gräuel, welche beſonders an ſeinem Biſchofsſitze vorfielen. Ein ſchöner Tod entſprach vollkommen ſeinem ſegenreichen Leben, und immer zu beklagen iſt, daß ein noch zu ſo großem Wirken berufener Geiſt und mit ihm ſo viele der edelſten Eigenſchaften dem Wohle der Kirche, welcher er nicht aus Ehrgeiz, nur in treuem Glauben, von ganzer Seele anhing, entzogen werden ſollte!

Graf Franz Colloredo-Wallſee, nach der Reihe k. k. Geſandter in Kopenhagen, Dresden, München, St. Petersburg, London und Rom, war allenthalben eine allgemein beliebte und verehrte Perſönlichkeit. Sein milder Ernſt, ſein feingebildeter Geiſt, der edelſte, verſöhnlichſte Charakter, ſtets bereit zur Hülfe wie zum wohlwollenden Rathe, waren bei ihm mit regem, lebhaftem Triebe

nach Wiſſen verbunden. So wenig ſich Colloredo den geſchäftlichen wie geſelligen Verpflichtungen ſeines Standes entzog und in höheren Zirkeln eine ſtets willkommene Erſcheinung war, ſo flüchtete er ſich doch gar bald wieder in ſeine Bibliothek, wo er, umgeben von den reichen Schätzen der ſchönen Literatur wie von klaſſiſchen und wiſſenſchaftlichen Werken, am meiſten verweilte.

War er für ſeine Perſon und in ſeinen Lebensbedürfniſſen höchſt einfach, ſo vertrat er als Botſchafter ſeinen Hof in einer würdigen, ſelbſt glänzenden Weiſe, und ſo verſammelte er im Venitianiſchen Palaſte zu Rom drei Jahre lang täglich die einheimiſche Geſellſchaft wie die aus allen Welttheilen da zuſammenſtrömenden Fremden.

Der Natur der Sache nach entzieht ſich die Wirkſamkeit der Diplomatie größtentheils der Oeffentlichkeit; die Beurtheilung der Thätigkeit Colloredo's gehört daher wohl einer ſpäteren Zeit an. Es belebte ihn aber vor Allem eine reine Vaterlandsliebe; er kannte keinen anderen Ehrgeiz, als den, ſich dem Wohle des Kaiſerreichs zu widmen; er hatte ein deutſches Herz, ächt deutſche Geſinnungen, und wenn bei der Ungunſt der Zeitläufe ſeine, ſowie ſo viele andere edle Kräfte ſich erfolglos in einem aufopfernden Kampfe verzehrten, ſo waren ſein Wille, ſeine redliche Abſicht ſtets die beſten. Waren ihm vielleicht auch jene Elaſtizität und Thatkraft nicht eigen, welche der von ihm ſelbſt erwählte Beruf in wichtigen Augenblicken erfordert, ſo entſagte er, uneigennützig und unabhängig, dem ſeiner Geſchmacksrichtung mehr entſprechenden Privatleben, um alle ſeine Gaben dem Staatsdienſte zu weihen. Immer klarer aber erkannte er den wahren Weg zum Heile, und als ſein längerer Aufenthalt in Italien, die dort über ihn hereingebrochenen politiſchen Stürme trübe ſtimmten, ſein patriotiſches Gemüth aus tauſend Wunden blutete, ereilte ihn der Tod mitten in einer ehrenvollen, aber wenig lohnenden Thätigkeit. Es

genüge jetzt an dieſen paar Blumen, geſtreut von Freundeshand auf das viel zu früh geöffnete Grab eines Edelmanns im vollſten Sinne des Wortes!

Die zwei Winter, welche ich in Straßburg verlebte, brachte ich mit geſchichtlichen und genealogiſchen Studien zu, da meine Familie aus dem Elſaſſe ſtammt, benützte die dortigen reichen Archive und Bibliotheken, und hielt mich von allen geſelligen und anderen Beziehungen fern. Die Gegend iſt wenig einladend; ſchon der Aufenthalt in einer großen Feſtung mit ihren Gräben, Waſſerleitungen und von Kanonen ſtrotzenden Promenaden iſt immer drückend; nur in den Vogeſen findet man Waldesfriſche, wird Auge und Gemüth durch Naturſchönheiten erfreut. Unter den näheren Thälern zeichnet ſich das von Andlaw mit ſeiner alten Stiftskirche, der romantiſch gelegenen Schloßruine aus, und unfern davon erhebt ſich der bekannte Wallfahrtsberg der heiligen Ottilie.

Straßburg, welches die zehnte Stelle unter den Städten Frankreichs einnimmt, trägt auch den Charakter der meiſten dieſer größeren Provinzialſtädte; doch iſt es vor Allem ein Sammelplatz zahlreicher Truppentheile, ein wichtiger Waffenort, in dem ſtets die größte militäriſche Thätigkeit herrſcht. Zahlreich ſind Paraden, Uebungen im Feuer, beſonders der Artillerie, und die ungebundene Rührigkeit, der muntere Eifer, die raſchen Bewegungen der Soldaten aller Waffengattungen laſſen auch hier die Vortheile ahnen, welche ein ſolch' kriegeriſcher Geiſt über andere minder feldgeübte Truppen erringen muß.

Neben dieſem bewegten Treiben gibt ſich auch viele Regſamkeit im Handel und Verkehr, im Fabrikweſen kund, und Eiſenbahnen wie Schifffahrt machen Straßburg zu einem bedeutenden Stapelplatze.

Nicht minder zeigt ſich eine erhöhte Thätigkeit auf dem religiöſen Gebiete: der herrliche Münſter, deſſen wundervoller Bau nicht nur jedes gläubige Gemüth, auch alle Kunſtfreunde begeiſtert, ladet wie zur Andacht ein, und der wahrhaft erhebende Gottesdienſt, gepflegt von würdigen Prieſtern in Verbindung mit ausgezeichneten Kanzelrednern, läßt dieſe herrlichen Hallen nie leer werden. Eine große Zahl chriſtlicher Vereine hegen und fördern dieſen dem Höheren zugewandten Sinn, der ſich vom ängſtlichen Formenweſen und Scheinheiligkeit fern hält. Damit ſind wohlthätige Anſtalten im ächt evangeliſchen Geiſte verbunden, und weibliche Congregationen, die nicht genug zu rühmenden Schweſtern des heiligen Vincenz von Paula an der Spitze, nehmen ſich, an Hingebung und aufopfernder Nächſtenliebe wetteifernd, dem Schulunterrichte, der Krankenpflege, der Erziehung der Dienſtboten, der Waiſenkinder u. dgl. m. an. Der Haß und die Verläumdung, welche ſich an allen Inſtituten der Kirche vergreift, hat ſich auch an verſchiedenen Orten erfrecht, die ebenſo beſcheidene als heilſame Wirkſamkeit der barmherzigen Schweſtern „zu verhöhnen oder zu verdächtigen“. Nur hämiſche Bosheit kann das Gute, welches die frommen Frauen im Stillen leiſten, abſichtlich verdammen; wer aber gedankenlos in dieſe ungegründeten Vorwürfe einſtimmt, hat ſich wohl nie die Mühe gegeben, näher in das Weſen dieſer Klöſter einzudringen. Finden ſich da auch, wie allenthalben, vorübergehende Mißbräuche, der Geiſt und die Regel, welche den Orden ſelbſt leiten, können nur zu einem ſegensreichen Ziele führen!

Dieſen katholiſchen Beſtrebungen gegenüber macht ſich auch ein nur in wenigen franzöſiſchen Städten bekanntes Element — das proteſtantiſche — in Straßburg geltend; es ſind die Kirchen für beide Theile der Zahl nach gleich; die katholiſchen Einwohner aber, welche zur Zeit der Reformation auf eine ganz kleine Gemeinde, die nur insgeheim ihren Gottesdienſt feiern konnte, herabgeſunken war, zählt jetzt über 30,000 Seelen!

Es gibt kein deutſches Gemüth, welches nicht ebenſo die Thatſache, daß Straßburg dem Reiche entriſſen, wie die Art beklagte, mit der dieß geſchehen. Bis auf den heutigen Tag hat dieſe Stadt die Zwitternatur nicht abgelegt, welche ihr jene Beſitznahme aufgedrückt. Trotz Ordonnanzen, Schulunterricht und Ermahnungen behält Elſaß ſeine deutſchen Sitten, ſelbſt die Sprache bei, und auffallend tritt der Kontraſt hervor, wenn man die Volkstrachten, die Bauart der Dörfer mit jener über den Vogeſen vergleicht; das germaniſche Weſen läßt ſich da weder verläugnen noch vernichten. Wenn ſich die Bevölkerung dennoch nicht nach einer deutſchen Herrſchaft ſehnt, ſo leitet ſie eben dabei das Gefühl, einer großen, in ſich einigen Nation, einem, ungeachtet aller Wechſelfälle, mächtigen, abgeſchloſſenen Reiche anzugehören. Das klägliche Schauſpiel, welches das in ſich zerfallene Deutſchland gibt, die Ausſicht, irgend einem der kleinen Bundesſtaaten zugetheilt zu werden, iſt nicht geeignet, den Elſäſſern das Loos ihrer überrheiniſchen Nachbarn und ehemaligen Landsleute beneidenswerth erſcheinen zu machen.

Es iſt dennoch ein eigenthümliches Gemiſch von Beſtandtheilen, welche ſich aſſimiliren möchten und doch wieder theilweiſe abſtoßen. Die Beamten, die höhere Geſellſchaft, die Garniſon, ein Theil der Handelswelt denkt, ſpricht, tritt franzöſiſch auf, die Bürgers- und Volksklaſſe bleibt in gewiſſem Grade deutſchem Weſen, deutſcher Ausbildung treu und drückt ſich in einem widerlichen Jargon, aus Worten beider Sprachen zuſammengeſetzt, aus. Es wird abwechſelnd in den Kirchen und Schulen deutſch und franzöſiſch gepredigt und gelehrt; die Schwurgerichtsverhandlungen, franzöſiſch, werden durch die fortwährenden Verdollmetſchungen ſchwerfällig; die Vorſtellungen in dem ſchönen, meiſtens guten Theater ſind in der Regel franzöſiſch, wenngleich öfters deutſche wandernde Truppen ſpielen, und wie ſich ſomit der kunſtreiche Münſterthurm, weithin ſichtbar, in der Rheinebene mitten zwiſchen

dem Schwarzwalde und den Vogeſen erhebt, ſo ſtreitet ſich auch das galliſche und germaniſche Element in Straßburg um den Vorrang.

Gegen Ende des Jahres 1859 endete Markgraf Wilhelm von Baden einen Lebenslauf, welcher nach drei Richtungen hin ein thätiger, lohnender, ſeinem Vaterlande gedeihlicher war. Früh ſchon ausgezeichnet im Felde, hatte der Prinz in der langen Friedenszeit keine Gelegenheit mehr, ſich durch die ihm angeborne Tapferkeit hervorzuthun; mit deſto größerer Sorgfalt widmete er ſich der Ausbildung des Heerweſens und einer umſichtigen, oberſten Leitung der Corps. Seine ſtaatsmänniſche Befähigung hatte der Markgraf in den ſchwierigen Miſſionen bewieſen, welche er zum Wohle ſeiner Familie angenommen; er führte die Verhandlungen glücklich zu Ende und war auch während 40 Jahren ein erprobter Präſident der erſten Kammer in Karlsruhe, ſich durch ruhige, unparteiiſche Führung der Geſchäfte auszeichnend. Nicht minder war ſeine Thätigkeit einem anderen nützlichen Streben, dem Schutze und der Hebung der Landwirthſchaft zugewendet, und während er ſo auf ſeinen ausgedehnten Beſitzungen mit dem erſprießlichſten Beiſpiele voranging, bot auch ſein Familienleben das Bild häuslichen Glücks. Wie ſeinen erlauchten Bruder hatten auch den Markgrafen Wilhelm die unſeligen Vorgänge des Jahres 1849 mächtig erſchüttert; es war nicht ſowohl der Undank, den er für ſo viele Aufopferungen geerntet; großherzige Seelen wiſſen ſich über ſolche Erbärmlichkeiten zu tröſten; es war ſein patriotiſches, zerriſſenes Herz bei dem Anblick ſo vielen, muthwillig heraufbeſchworenen Elends, einer ſo ganz zwecklos unternommenen Umwälzung, welche Niemand zu gut kam.

Einige Wochen ſpäter ſtarb nach langen Leiden in Nizza (30. Januar 1860), wo ſie Linderung zu finden hoffte, die

Großherzogin Stephanie von Baden. Es war mir noch vergönnt, bei der Durchführung der Leiche im Straßburger Münſter der ſo hochverehrten Frau den letzten Tribut dankbarer Anhänglichkeit darzubringen, und unter dem Eindrucke dieſes ſchmerzlichen Abſchieds ſchrieb ich u. a. in die Allgemeine Zeitung nach einer kurzen Lebensnotiz:

„Es waren nicht ſowohl ihre überlegenen Geiſtesgaben, es war vielmehr die mit Würde und Wohlwollen verbundene Erſcheinung, welche einen eigenen Zauber auf Alle ausübte, welche ihr zu nahen das Glück hatten, und ihre entſchiedenſten Gegner entwaffnete. Dieſen geſelligen Vorzügen ſtand ein überaus gebildeter Geiſt zur Seite; ſie kannte keinen anderen Ehrgeiz, als den, recht viele gründliche Kenntniſſe zu ſammeln, keine andere Eitelkeit, als den raſtloſen Drang des Wiſſens zu befriedigen. Sie übte dieſen Trieb aber nicht etwa pedantiſch, wie andere wißbegierige Frauen, es lag ſelbſt in dieſem Streben die ihr immer eigene Grazie; ſie rang nach univerſeller Bildung, ſuchte und fand oft in ſcheinbar noch ſo unbedeutenden Begegnungen Stoff zu belehrender Unterhaltung. Die Großherzogin Stephanie legte deßhalb wenig Werth auf äußeren Prunk, auf Toilette, fand keinen Geſchmack an gewöhnlichen Hof- und Klatſchgeſchichten. Ihr Geſpräch nahm ſtets eine gediegenere Richtung. Wie in der Wiſſenſchaft, trugen auch, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ihre politiſchen Anſichten eine Art von kosmopolitiſcher Färbung. Sie, die hochbegabte Frau, welche mit Napoleon I. wie mit Kaiſer Alexander, mit Karl X. wie mit Louis Philipp in freundlichem Verkehre geſtanden, durch ihre wie ihrer Töchter Vermählung mit vielen deutſchen und anderen Höfen verwandt war, verſammelte gerne um ſich im vertrauten Kreiſe, was an Verdienſt, Gelehrſamkeit und Talenten hervorragte. Hatte die Großherzogin einen beinahe männlichen Geiſt, vielſeitig gebildet, ſo trat auch die weibliche Seite da hervor, wo es galt, einem unerſchöpflichen Wohlthätigkeitsſinn zu genügen. Hier wandte

ſich ihre Thätigkeit nun vorzugsweiſe der Erziehung der weiblichen Jugend zu. Unermüdet ſtrebte ſie nach dieſem ſchönen Ziele, und nicht allein waren es Zöglinge aus höheren Ständen, auf die ſie einwirkte, auch armen Kindern widmete ſie eine mit Opfern und Ausdauer verbundene Sorgfalt. So trug ſie fruchtbringend ihr reiches Wiſſen auch auf weitere Kreiſe über. — Während ſie auf dieſe Weiſe nur in geringerem Grade kleinliche Schwächen mit ihrem Geſchlechte theilte, bewunderte man an ihr immer die Lebhaftigkeit des Geiſtes. Doch ging, beſonders in der letzten Zeit, wohl durch phyſiſche Leiden genährt, ihre Thätigkeit in eine ſie verzehrende Unruhe über; ſie wechſelte ſchnell, oft Allen unerwartet, ihren Aufenthalt, umgab ſich immer wieder mit neuen Gegenſtänden, ſteigerte dadurch vielleicht ihren krankhaften Zuſtand und beſchleunigte ihren Tod. — Es gab viele Stimmen, welche ihre häufigen Reiſen nach Paris, ihre Freude an der neuen Ordnung der Dinge daſelbſt tadelten. Wer konnte es ihr aber wohl verargen, wenn ſie in ihren letzten Lebensjahren die ſo unverhofft wieder ihr vor die Augen geführten Traumbilder der erſten Jugendzeit gerne begrüßte? — In dem Lande aber, in dem ſie 54 Jahre durch einen ſolchen Verein weiblicher Tugenden glänzte, wird ihr Andenken ſtets geſegnet ſein! Sie trocknete gar manche Thräne, legte den Keim zu mancher guten Frucht; ſie hing warm und treu an ihren Freunden, war immer offen, ohne Falſch gegen Andersdenkende. Alle Verſtellung war ihr ſelbſt fremd, ſowie an Dritten verhaßt. Sie blieb ſich ſtets in allen Verhältniſſen und unter allen Umſtänden gleich! War ihre Wirkſamkeit auch eine beſchränkte, griff ſie nicht entſcheidend in die Geſchichte unſerer Zeit ein, ſo iſt die Großherzogin Stephanie doch, ihrer eigenthümlichen Schickſale wie ihres edlen Charakters wegen, den ausgezeichneteren Frauen unſeres, an hervorragenden weiblichen Geſtalten gerade nicht überreichen Jahrhunderts beizuzählen! Ueber ihrem Sarge ſchloß ſich die fürſtliche Gruft in Pforzheim; die neue

badiſche Herrſcherfamilie hat ihre Begräbnißſtätte in der Stadtkirche zu Karlsruhe."

Die Zuſtände Oeſterreichs, wie ſie ſich allmälig nach der Kataſtrophe von 1859 entwickelten, entgingen meiner fortgeſetzten, ſpannenden Aufmerkſamkeit nicht, und insbeſondere waren es die Selbſtmorde dreier meiner früheren Bekannten, welche mich mit Entſetzen erfüllten. Man wollte in dieſen beklagenswerthen Vorgängen die Symptome einer zunehmenden Fäulniß im Staate ſehen; ich theile dieſe Anſicht nicht. Es ſind jene traurigen Fälle, wenngleich im Zuſammenhange mit den politiſchen Ereigniſſen, doch nur vereinzelte Erſcheinungen.

Aus dem freiwilligen Tode des Feldmarſchall-Lieutenants v. Eynatten, welcher wegen Unterſchleifen in der Armeeverwaltung peinlich verhört worden war, wollte man auf einen allgemeinen, ſyſtematiſch organiſirten großartigen Betrug bei den Lieferungsverträgen, Verpflegungskoſten für die Truppen in Italien ſchließen u. ſ. w. Die darauf folgende Unterſuchung hat gezeigt, daß das Ergebniß nicht im Verhältniſſe zu dem Lärm und Aufſehen, die es gemacht, ſtand; ſolche Mißbräuche, Verbrechen und himmelſchreiende Unterſchlagungen kommen in jeder Armee von Zeit zu Zeit vor, ohne daß deßhalb die ganze Adminiſtration verdächtigt werden kann. Nachläſſigkeit, Mangel an Vorſicht in der Auswahl der Beamten walten hier vor, und das die kaiſerliche Armee betroffene Kriegsunglück brachte die Veruntreuungen und geheimen Schaden erſt vollends zu Tage. Der 65jährige Eynatten, Familienvater, — drei ſeiner Söhne dienten in der Armee — genoß, bei einer einnehmenden Perſönlichkeit, den Ruf eines unbeſcholtenen Charakters. Eine beklagenswerthe Sorgloſigkeit mehr als abſichtliche Untreue, ein Zuſammentreffen ungünſtiger Umſtände, in die er ſich rettungslos verwickelt, machten ihn zu einem ſtrafwürdigen Diener ſeines

Kaiſers, deſſen volles Vertrauen er beſeſſen, und in dieſem Gefühle zum — Selbſtmörder.

Graf Stephan Szechenyi, 68 Jahre alt, voll lebhaften, wohl auch etwas excentriſchen Geiſtes, von beinahe fieberiſcher Thätigkeit, erwarb ſich unläugbare Verdienſte um Ungarn. Er belebte den Verkehr durch raſche Förderung der Dampfſchifffahrt auf der Donau und den Seen, legte großartige Brücken und Straßen an, auf ſeine Anregung wurden Flüſſe regulirt, Sümpfe ausgetrocknet, die Induſtrie gehoben, der Ackerbau verbeſſert, die Viehzucht, beſonders der Schafe, gepflegt; er war Gründer der Peſter Akademie, Freund der Wiſſenſchaften, Künſte und Nationalliteratur. Mit einem Worte, Szechenyi galt vor dem Jahre 1848 für einen der feuerigſten Patrioten, den größten Wohlthäter Ungarns. Die Stürme der Revolution machten ſeiner Popularität ein baldiges Ende. Auch er wurde, wie ſo viele Andere, von jüngeren, zerſtörenden Elementen überflügelt, und mißvergnügt zog er ſich alſobald aus dem ungariſchen Miniſterium zurück. Noch ſehe ich den Mann mit dem Feuerblicke, überſchattet von rabenſchwarzen, buſchigen Augenbrauen, der mit lebhaften Geberden eine raſche, von Geiſt und Eifer ſprudelnde Redeweiſe verband. All dieß war nun wie mit einem Bannfluche verſchwunden: Irrſinn hatte ſich ſeines ſonſt ſo klaren Geiſtes bemächtigt, und ſchon auf dem Rückwege von Peſth ſuchte er ſich zu entleiben. Seine dunkeln Haare hatten ſich gebleicht, ſein Aeußeres erſchien auffallend vernachläſſigt; er war ein alter, um die Vorgänge der Außenwelt anſcheinend unbekümmerter Mann geworden. Zwölf Jahre nun befand er ſich in der Privatirrenheilanſtalt des Dr. Jörgen zu Döbling; er behielt die Verwaltung ſeines großen Vermögens bei, ſchrieb nach allen Seiten hin. Jedermann hielt ihn daher für vollkommen geneſen; er ſelbſt konnte ſich aber nicht entſchließen, ſein Aſyl zu verlaſſen. Die neuen Unruhen in Ungarn veranlaßten eine Unterſuchung ſeiner Papiere; da wurde Graf Szechenyi eines Morgens

mit durch einen Piſtolenſchuß zerſchmettertem Gehirne gefunden! War es nun, wie man ſagte, Selbſtmordmonomanie, die nie von ihm gewichen ſein ſoll, weßhalb ließ man ihn ohne Aufſicht, verhinderte nicht die ſchaudervolle That?

Ein nicht minder genialer Geiſt, von ebenſo glücklichen, ſeltenen Anlagen und einer Alles beherrſchenden Perſönlichkeit ging auf gleiche bejammernswerthe Weiſe in dem Finanzminiſter Bruck unter. Er hatte ſich aus ſehr untergeordneten Verhältniſſen zu den höchſten Würden, zu einem, allerdings übertrieben geſchilderten Reichthum emporgeſchwungen. Seine Thätigkeit, ſein Wirkungskreis waren weit ausgedehnter, nachhaltiger als jener Szechenyi's, ſein Wiſſen ein univerſelleres. Unermüdlich, vielſeitig gebildet leitete Bruck die Geſchäfte mit Umſicht und Gewandtheit, und ſchreckte nicht vor der ungeheueren Verantwortung, vor der Laſt der ihn beinahe erdrückenden Verwaltung zurück; doch mehr Kaufherr als Staatsmann, verwickelte er ſich in Berechnungen, weitausſehende Pläne, welche unerwartete Ereigniſſe zu nichte machten; er trug den möglichen Eventualitäten nicht gehörig Rechnung, und die kühnen Entwürfe mißglückten. Doch war er bis zum letzten Tage heiter und voll Zuverſicht — da drohte auch ihm eine Unterſuchung in der erwähnten Lieferungsſache und machte die von ihm ſelbſt erbetene Entlaſſung aus dem Staatsdienſte nothwendig. In einer fürchterlichen, unbewachten nächtlichen Stunde trat der Verſucher heran, deſſen entſetzlichen Einflüſterungen er nachgab. Erſt viele Stunden nachher folgte der Tod der gräßlichen That, die Bruck bereute, wohl fühlend, daß dadurch ihm jedes Mittel zu ſeiner Rechtfertigung entging! Meiner eigenen Beziehungen zu Bruck, welche nicht ſelten Fragen wichtiger Verhandlungen umfaßten, konnte ich mich nur freuen; er hatte einen ſcharfen, richtigen Geſchäftsblick und dabei die einnehmendſten Formen. Es fehlte ihm nicht an wohlwollenden Vertheidigern wie an erbitterten Gegnern. Aufrichtige Trauer wie Verwünſchungen

folgten ihm in's Grab. Wer kann über ſein Walten richten? Nur Gott vermag in die Falten des menſchlichen Herzens zu ſteigen, die geheimen Beweggründe unſerer Handlungen zu prüfen. Es geziemt ſich daher wohl, daß bei ſo traurigen Anläſſen ein ernſtes Schweigen die letzte Stätte decke. Peinlich mußte es ſomit bei der Leichenfeier Bruck's berühren, daß der „Diener des Evangeliums" an dieſem Sarge nur Worte überſchwänglichen Lobes für die irdiſchen Bemühungen, der begeiſterten Bewunderung für den Charakter wie die glänzenden Eigenſchaften des Miniſters fand; man vermißte dabei jede nur leiſe Andeutung chriſtlicher Mahnung bei dieſem außerordentlichen Falle, jeden Ausdruck ſchmerzlichen Bedauerns über ein ſo klägliches, eine ganze, thatenreiche Laufbahn mit einem unauslöſchlichen Flecken bedeckendes Ende!

Nach einem im Großherzogthum auf dem Lande und unter kleinen Ausflügen nach der Schweiz verbrachten Sommer ließ ich mich, wie bemerkt, vorerſt in dem freundlichen Baden-Baden nieder, wo ich Mitte November, mich von einer abermaligen Bruſtkrankheit zu erholen, eintraf. Schon während der ſchönen Jahreszeit hatte ich die Stadt der „römiſchen Thermen" beſucht und war da Zeuge des „deutſchen Fürſtenkongreſſes" geweſen, in deſſen Mitte ſich der Kaiſer der Franzoſen eingefunden hatte. Vier Könige, drei Großherzoge, drei Herzoge umgaben hier den Prinz-Regenten von Preußen, auf deſſen Zuſammentreffen es Louis Napoleon vor Allen abgeſehen hatte. Die Ergebniſſe dieſer erlauchten Verſammlung waren ſcheinbar wenigſtens nicht von erheblichen Folgen begleitet. Der Großherzog bewirthete ſeine hohen Gäſte auf's freundlichſte in den alten und neuen Schlöſſern, an denen die Umgebungen des ſchönen Thales ſo reich ſind. Der Empfang, den der „galliſche Cäſar" von Seiten des Badepublikums

fand, war ein anſtändiger, aber weit entfernt von der offiziöſen Begeiſterung, welche einige imperialiſtiſche Enthuſiaſten von jenſeits des Rheins auf dieſen deutſchen Boden übertragen wollten. Napoleon bewohnte das neuerbaute „Stephanienbad“, wurde viel theils zu Fuß, auch in einem kleinen Einſpänner fahrend geſehen, und beſuchte nach der Reihe die deutſchen Fürſten. Der engliſche Hof, in welchem die Bundesfürſten von Bayern, Sachſen und Hannover abgeſtiegen waren, geſtaltete ſich demnach wahrhaft zu einem Hotel „zu den drei Königen“! Napoleon blieb zwei Tage und kehrte, wie man behauptete, ſichtbar verſtimmt und enttäuſcht nach Paris zurück.

Die Saiſon, welche ſchon im Juni einen ſo glänzenden Aufſchwung genommen, erhielt ſich zwar nicht auf gleicher Höhe; dennoch gehörte ſie, ungeachtet einer beſtändigen naſſen Witterung, zu den nummerreichſten; denn der Werth eines Sommers richtet ſich immer nach der Zahl der Badegäſte und Fremden, welche ſich ſeit 10 Jahren immer zwiſchen 30,000 bis 40,000 erhält, und dadurch die Bau- und Spekulationsluſt weckt.

In Baſel hatte ich Mitte September zufällig, von dem lieblichen Badenweiler aus, der 100jährigen Jubelfeier der dortigen Univerſität beigewohnt. Es war das erſte Feſt dieſer Art, welches ich ſah. Die Stadt war reich verziert, beſonders nahm ſich das alte Rathhaus ſehr gut aus: ein unabſehbarer Zug bewegte ſich durch die Straßen, und eine Schaar in die Tracht Tell's gekleideter Männer vermiſchte ſich in ziemlich origineller Weiſe mit den in ihren Talaren erſchienenen abgeordneten Profeſſoren deutſcher Hochſchulen. Feſtreden und gelehrte Abhandlungen wurden vor den großen Verſammlungen geleſen, welche in der Peterskirche ſtattfanden, und der rieſige Centraleiſenbahnhof nahm die eſſenden, trinkenden, toaſtirenden Gäſte auf. Das Ganze zeigte mehr Ungebundenheit und zwangloſe Heiterkeit, als ernſte Würde und ſinnreiche Anordnung. Auch fehlte es nicht an Beleuchtung, lärmender

Janitſcharenmuſik, Fackelzug, Jubel, Schweizermilitär aus jeder Altersklaſſe u. dgl. m. Was mich dabei jedoch am meiſten und perſönlich intereſſirte, war die Erinnerung an den erſten Rektor der Univerſität Baſel: „Georg von Andlaw," der 1466 ſtarb, und in dem herrlichen Münſter, das nun glücklicher Weiſe aus dem unwürdigen Zuſtande, in dem es ſich befand, ſchön reſtaurirt hervorging, ein paſſendes Grabdenkmal hat. An dem Univerſitätsgebäude ſelbſt aber waren drei große, mit Blumen und Lorbeeren umgebene Medaillons aufgehängt mit den Namen: des Aeneas Silvius Piccolomini (Pius II., des Gründers), Johanns von Venningen (damaligen Fürſtbiſchofs) und Georgs von Andlaw (erſten Rektors).

Baden-Baden hat im Winter eine von dem bewegten Saiſonleben gänzlich verſchiedene Phyſiognomie. Man lebt da ſtill: es bilden ſich unter Einheimiſchen und zurückgebliebenen fremden Familien Coterien; ein Theil der Bademuſik ſetzt ihre Uebungen zweimal in der Woche fort; ein Theater fehlt; der neuerbaute Saal iſt eben der Vollendung nahe. Selbſt in der rauhen Jahreszeit ladet die reizende Umgegend zu Spaziergängen ein, und das Klima iſt, wenn auch nicht milde, doch meiſtens windſtill, und der Anblick der warmen Quellen, deren Ausfluß durch die Straßen dampft, läßt wenigſtens erwarten, daß ſie die kalte Luft mildern. Der Umgang mit gebildeten Menſchen erſetzt, was an Kunſtgenüſſen und großſtädtiſcher Geſelligkeit vermißt wird, und auch gute, alte Bekannte begrüßte ich wieder freudig, unter ihnen Dr. Gugert, deſſen Berühmtheit nur ſeinem menſchenfreundlichen Wohlwollen gleichkommt.

Der Sommer 1861 blieb hinter ſeinen Vorgängern nicht zurück; nur von 1857 war er an Zahl der in die Badeliſte eingetragenen Gäſte übertroffen. Die ſo beliebten Plätze der benach-

barten Höhen und Thäler waren von Beſuchenden nie leer, und ebenſo große Anziehungskraft als die blühende Natur übte wie gewöhnlich der grüne Teppich, ſtatt der Blätter, Nummern und farbige Lappen.

Die lange Reihe der Feſte wurde in dieſer Saiſon mit einem großartigen Banquete eröffnet, welches das badiſche Handelsminiſterium bei Gelegenheit der Einweihung der Kettengitterbrücke der Eiſenbahn von Kehl nach Straßburg im Kurſaale gab. Es war von 300 Gäſten dies- und jenſeits des Rheines beſucht, und es fehlte nicht an „internationalen" Toaſten und Reden. Die Freuden Badens ſind oft beſchrieben; aus den fernſten Gegenden gibt man ſich hier gern ein Stelldichein, und die Ruſſen ſind es vorzugsweiſe, die in ſo mannichfacher Richtung gebotene Genüſſe aufſuchen. Mit der täglich dreimal ertönenden guten Bade- oder der Muſik der in Raſtatt garniſonirenden öſterreichiſchen, preußiſchen und badiſchen Regimenter verbinden ſich großartige Concerte, allerliebſte Vorſtellungen von Vaudevilles von den beſten franzöſiſchen dramatiſchen Künſtlern, Bälle, Jagden, Wettrennen, Feuerwerke u. dgl. m. Alle dieſe meiſt unentgeldlich gebotenen Vergnügen ziehen denn auch einen Schwarm von demi monde, Glücksrittern und anderen unwillkommenen Erſcheinungen nach ſich, und machen Baden, bei dem jetzigen leichten und raſchen Verkehre, gleichſam zu einer Vorſtadt von Paris, das uns gelegentlich nicht ſeine beſten Säfte zuſchickt. Es zieht ſich daher die vornehmere, gute Geſellſchaft immer mehr von dem Treiben des „Converſationshauſes" zurück, und ſucht in den ſchönen Villen, welche ſie ſich allmälig erbaut, eine ruhigere, ihrem feinen Geſchmacke mehr zuſagende Geſelligkeit. Nach ihrer Anſicht könnte daher Baden durch die ſo viel beſprochene Aufhebung des öffentlichen Spieles nur gewinnen, weil dadurch die Beſtandtheile des Badelebens geläutert, die damit verbundenen tragiſchen Scenen vermieden würden. Auf die Frequenz der Stadt, und rückwirkend auf ihre gewerbtreibenden Be-

wohner, auf die Verſchönerungen, die Freuden, wie auf die Unterſtützungen der Armen und wohlthätigen Anſtalten würde freilich eine ſolche Maßregel nachtheilig wirken, doch gleicht ſich dies mit der Zeit wohl wieder aus. Benazet, dem Spielpächter, kann man jedoch das Zeugniß nicht verſagen, daß er, ſo viel in ſeinen Kräften, die Gehäſſigkeit, welche ſeiner Erwerbsquelle anhängt, vergeſſen zu machen ſucht, keine Auslagen ſcheut, den Aufenthalt der Fremden ſo genußreich und glänzend als möglich zu machen, und großmüthig überall da in erſter Linie zu treffen iſt, wo es gilt, zu helfen, ſich bei frommen oder menſchenfreundlichen Werken und Stiftungen zu betheiligen, Wunden zu heilen, für Verpflegung von armen Badekranken zu ſorgen u. dgl. m.

Wohl kann man mit Schiller in den „Kranichen des Ibikus“ fragend ausrufen: wer zählt die Gäſte, die ſtrömend ziehen in das Thal, wo nicht ein Feſt, wo eine Reihe von wechſelnden Genüſſen jeden nach ſeinem Sinne zur Theilnahme einladet? Es liegt von dieſer letzten Saiſon ein langes Verzeichniß von Namen hoher fürſtlicher Perſonen, von berühmten Kriegern, Staatsmännern, Gelehrten und Künſtlern vor, und bis weit in den Oktober erſtreckte ſich das lebhafte Treiben, welches gewöhnlich mit der „Iffezheimer Steapel chase“ und anderen Freuden des „Turf,“ wie des „Sport“ ſeinen Höhepunkt erreicht. Der großherzogliche Hof war länger als gewöhnlich anweſend, und luſtig flatterte, zur Freude der Bewohner, noch ſpät die gelb-rothe Fahne von den Zinnen des Schloſſes in der Herbſtluft. Auch eine nur zu gerechte Huldigung brachte die Stadt Baden dem Andenken des edlen Großherzogs Leopold, der ſo viel für dieſe Stadt ſeines Namens wie ſeiner Ahnen gethan, das Schloß wie Eberſtein ſo zweckmäßig und ſchön herſtellte, ſo gern hier verweilte. Sein Standbild ziert nun einen Platz mitten in der Stadt, und bei deſſen feierlicher Enthüllung, der das junge großherzogliche Ehepaar

beiwohnte, übergoß die Septemberſonne das Denkmal mit hellſtrahlendem Lichte!

Doch auch an ergreifenden Momenten anderer Art fehlte es zu jener Zeit nicht. Auguſte von Preußen, die Baden ſo oft zu einem ihrer Lieblingsaufenthalte erklärte, war diesmal, ſpäter als ſonſt, Ende Juni eingetroffen. Bald darauf folgte der Gemahl, nun zum erſtenmale als König. Beide hatten ſich, wie immer, heiter, und ungezwungen in der bunten Badewelt bewegt, als am Morgen des 14. Juli — eines Sonntags — während des Gottesdienſtes wir von der ganz unglaublich klingenden Nachricht erſchreckt wurden, daß ein junger Mann auf eine Entfernung von drei Schritten in der Lichtenthaler Allee auf den in Begleitung des Geſandten, Grafen von Flemming, ſpazierengehenden König mit einem Piſtole geſchoſſen habe. Der Monarch war ſehr gefaßt, nur leicht hinter dem Ohre geſtreift, und ſetzte ſeine Promenade, der Königin entgegen, um ſie ſogleich zu beruhigen, weiter fort. Später in ſeine Wohnung zurückgekehrt, nahm er ärztliche Hülfe an, es wurden Bulletins ausgegeben; das Attentat hatte aber glücklicherweiſe keine für die Geſundheit des Königs nachtheilige Folgen, und bewirkte wenigſtens das Gute, daß ſich die ganze Bevölkerung wie ein Mann um den allgemein verehrten, wohlwollenden Monarchen drängte, und außer einem Tedeum und Dankgebeten, außer einem von begeiſterten „Hochs" begleiteten Fackelzuge, auch noch viele milden Gaben geſpendet, wohlthätige Stiftungen gegründet wurden. Von allen Seiten kamen Abgeſandte anderer Fürſten, Deputationen von Städten und Regimentern. Baden war um eine traurige Erfahrung reicher, der Schauplatz einer verruchten That geworden, aber die allgemeine Entrüſtung, die ſich allenthalben kundgegebene Theilnahme und Anhänglichkeit für den geprüften König waren wieder eben ſo viele erhebende Augenblicke. Von hier begab ſich das königliche Paar zur Krönungsfeier nach Königsberg, der auch der Großherzog beiwohnte.

Der 21jährige Leipziger Student, Oskar Becker von Odessa, welcher einen so unbegreiflichen Mordversuch unternommen, zeigte sich als einen beinahe unzurechnungsfähigen Phantasten, der durch anhaltende Studien und überspannte Ideen, in seiner Selbstüberschätzung bestärkt, so weit ging, sich für einen großen Mann zu halten, und seine erbärmliche Eitelkeit, seine unverdauten Theorien, wie es scheint ohne Reue über sein Verbrechen, von dem er sich keinen klaren Begriff zu machen wußte, zeigten sich während der Bruchsaler Schwurgerichtsverhandlungen, bei denen auf eine 20jährige Haft gegen ihn erkannt wurde.

Wie der Anfang des Jahres 1861 mit dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bezeichnet gewesen, so endete kurz vor dem Schlusse desselben der Prinzgemahl Albert in Windsor unerwartet sein Leben, das noch zu so großen Erwartungen berechtigte. Beide Fürsten, so verschieden an Charakter wie in ihrer Stellung und in der Richtung ihres Strebens oder Denkens, nahmen einen reichen Schatz von Geist, Erfahrungen und stets thätigen Kräften ins Grab. Beklagenswerth bei Ersterem bleibt immer, daß ein mit lebhafter Phantasie und edlem Gemüthe verbundener redlicher Wille vielfach verkannt, daß Eigenschaften, welche ihn als Privatmann zu den gebildetsten, besten seiner Zeit erhoben hätten, nicht von gleichem Erfolge auf dem Throne begleitet waren, beklagenswerth für immer die düstern Schatten, welche sich zuletzt auf seinen sonst so hellen Geist senkten! Ich selbst bewahre dem verewigten Könige ein dankbares Andenken; nicht nur war er mir lange immer ein huldvoll gnädiger Herr, er richtete auch oft Worte an mich, die mich ihrer zarten Aufmerksamkeit, des treuen Gedächtnisses wegen rührten.

Zwei königliche Familien waren es insbesondere, welche in den letzten Jahren der Todesengel wiederholt heimsuchte. Bald

nach dem frühen Ende der lieblichen Königin Stephanie von Portugal ſtarb der mit Gaben des Herzens und reichen Verſtandes ausgerüſtete König Dom Pedro im 24. Jahre. Zwei ſeiner Brüder ſtiegen zugleich mit ihm in die Gruft. Das ſächſiſche Königspaar wurde in gleicher Weiſe ſchwer geprüft; es verlor in kurzen Zwiſchenräumen vier erwachſene Prinzeſſinnen, von denen zwei unvermählt.

Soll ich nun am Schluſſe dieſer langen Erzählung von Erlebtem und Erfahrenem auch noch von mir, von meinem Charakter ſprechen, ſo fürchte ich, wohl mit Recht, mir den Vorwurf zuzuziehen: „von allen nur denkbaren Dingen und von noch einigen übrigen“ verhandelt zu haben. Die in der Einleitung berührte Warnung auch jetzt beachtend, will ich mich rückſichtlich meiner eigenen moraliſchen Photographie auf die einzelnen Züge beziehen, wie ſie zerſtreut in dieſen Blättern enthalten ſind. Weitere Pinſelſtriche dazu finden ſich im IV. Theile „der Briefe eines Verſtorbenen“, Seite 81 u. folg. Zu meinem Erſtaunen las ich nämlich dort ſchon vor Jahren den Ausſpruch eines Phrenologen in London, deſſen Schilderung ſo ziemlich mit meinem eigenen Charakter übertrifft, und ſo wenig ich auch auf Wahrſagungen und Offenbarungen durch die Organe des Gehirnes halte, ſo war jenes Bild doch ergreifend genug für mich, um es mit Randbemerkungen zu verſehen, zum Nachdenken aufzufordern.

Da des Menſchen wichtigſtes Studium doch immer „der Menſch ſelbſt“ ſein ſollte, ſo fand ich mich von jeher unter allen philoſophiſchen Wiſſenſchaften am meiſten von der Pſychologie angezogen; ob aber eine genaue Kenntniß des Nächſten auch die Fähigkeit in ſich ſchließt, mit ſich und ſeinem eigenen Charakter mehr in's Reine zu kommen, iſt eine ſchwer zu löſende Frage — es mag an dieſen Andeutungen genügen!

Ich benütze nun die Zeit meiner unfreiwilligen Muße, mich mehr mit den neuen Erzeugniſſen der Literatur, beſonders der deutſchen und franzöſiſchen zu beſchäftigen. Zwar hatte ich von jeher gern und viel geleſen, und trage ſeit 40 Jahren jedes geleſene Werk mit einigen kritiſchen Worten in mein Tagebuch ein. Ich möchte dieſe Gewohnheit, die weder zeitraubend noch geiſtanſtrengend iſt, jedem denkenden jungen Manne nachzuahmen rathen. Sie gewährt einen doppelten Vortheil, da ſie einmal die Urtheilskraft ſchärft und dann bei der Lectüre ſelbſt zu einer erhöhten Aufmerkſamkeit anſpornt, weil man ſich dabei immer mit dem Gedanken beſchäftigt, wie man das Buch, wenn auch nur kurz, beſprechen werde. Was nun die zur Hand genommenen Werke ſelbſt betrifft, ſo geſtehe ich, daß ich allerdings nicht ſehr wähleriſch war, und ich glaube, mehr ſchlechte, als wahrhaft gute Bücher geleſen zu haben. Doch geſchah dies nicht aus reiner Sucht, mich zu unterhalten, auch ließ ich mich nicht ſo leicht von dem in Büchern enthaltenen oft feinen Gifte anſtecken: auf meine religiös-ſittlichen und politiſchen Anſichten hatten ſie zum mindeſten keinen weſentlichen Einfluß, trugen vielmehr nur dazu bei, durch das Abgeſchmackte und Abſchreckende der darin enthaltenen verwerflichen oder cyniſchen Ideen mich eher in beſſeren Grundſätzen zu ſtärken. Rein wiſſenſchaftliche Werke, hiſtoriſche ausgenommen, las ich weniger, als ſ. g. belletriſtiſche, und da ſah ich denn mehr auf die Form, einen blühenden Styl, als auf den Inhalt. Bei Romanen feſſelten mich Charakterſchilderungen, einzelne Situationen, Lebensanſichten; die Fabel ſelbſt war mir gleichgültig. Mein Geiſt neigt überhaupt mehr zur Analyſe, zur kritiſchen Beleuchtung und Beurtheilung der Dinge, weniger iſt meine Einbildungskraft entwickelt, und ich arbeite daher leichter aus vorhandenem Stoffe, als aus eigenem Schöpfungs- und Erfindungsvermögen. Dichtergaben beſitze ich keine, und ziehe deshalb auch die Proſa der Poeſie vor. In der Schreibart ſchätze ich aber vor allem Klarheit

und Einfachheit; ſchwülſtige, unverſtändliche Worte, die, wie jene der modernen Philoſophen, in eine eigne Sprache gehüllt ſind, oder humoriſtiſch à la Jean Paul mit Anſpielungen durchzogen, zu deren Verſtändniß man erſt den Schlüſſel haben muß, ſprechen mich nicht an. Von Dichtern las ich am liebſten Schiller, Shakeſpeare und Taſſo, und von den alten erfreute mich Virgil. Doch zog ich immer die dramatiſche Muſe der lyriſchen, epiſchen, ſatyriſchen oder elegiſchen vor.

Was ich daher früher meiner Berufsgeſchäfte wegen vernachläſſigen mußte, ſuchte ich nun durch Leſung alter und neuer Bücher nachzuholen, und es kamen mir dabei verſchiedene, ſeit kurzer Zeit erſchienene ſ. g. Literaturgeſchichten trefflich zu ſtatten, weil ich die darin zum Theile oft in ſo verſchiedenem Sinne entwickelten Anſichten mit meinem eigenen Urtheile vergleichen und mir ſo ein immer klareres Bild von dieſen Erſcheinungen entwerfen konnte. Dabei drang ſich mir immer mehr die Ueberzeugung auf, daß in dem Grade, als viele Bücher geſchrieben werden, auch weniger dieſelben auf Unſterblichkeit Anſpruch machen dürfen, und die Frage: welche auf dauernde Anerkennung, auf ſ. g. Claſſicität bei der Nachwelt zählen können, wird immer ſchwieriger zu beantworten. Sehen wir doch täglich, wie ſich die Leſeſucht nur auf die neueſten Erzeugniſſe wirft und, wenige Lieblingsſchriftſteller ausgenommen, man ſelten mehr ältere Bücher zur Hand nimmt. Dieß iſt zumal bei den Romanen der Fall, und der Geſchmack an denſelben verliert ſich mit jedem Jahrzehnt ſo, daß es oft kaum begreiflich iſt, wie man einſt Gefallen an ſolchen Schriften finden konnte; wer vermag jetzt noch die einſt ſo beliebten Erzählungen von Kotzebue, Lafontaine, Tromliz, Clauren, Lamotte Fouqué, van der Velde, Spindler u. a. m. zu verdauen, und jetzt ſchon iſt der Stern vieler franzöſiſchen Novelliſten unſerer Tage erbleicht; Modeſache!

Aber auch die Art der Bearbeitung geſchichtlicher und

politiſcher Stoffe wechſelt, und frühere Anſchauungen erſcheinen uns oft in dem Grade veraltet und ungenießbar, als wir uns lebhaft den augenblicklich herrſchenden zuwenden, welche nach kurzer Zeit ſich gleichfalls nach den Tagesbegebenheiten modifiziren. Neulich erſt las ich in „Varnhagen's Tagebüchern“ (III. S. 233):

„Betrachtungen über das, was bleibt, und was vergeht in der literariſchen Welt, das heißt in der Welt des Gedächtniſſes. Das Gehäſſige, Hemmende, Gemeine vergeht am ſchnellſten, ganze Maſſen deſſelben ſterben ohne Spur dahin; doch gelten ſie im Augenblicke immer etwas, und oft mehr als das gleichzeitige Edle, Geniale, aber die Zeit, welche dieſes auf ihre Schwingen nimmt, läßt jene fallen.“

Und in der That iſt jedem wahrhaft großen menſchlichen Werke ein gewiſſer Stempel aufgedrückt, der es gewiſſermaßen adelt und ſchon im erſten Momente feſſelt; es weht dem dafür Empfänglichen gleich der lebende Hauch des Genie's aus demſelben entgegen; ſo bei klaſſiſchen Werken der Poeſie, ſo bei dem Anblick eines Meiſterſtücks der Malerei oder Skulptur, ſo bei dem Anhören einer Muſik, welche uns mit unwiderſtehlicher Gewalt ergreift!

Unter allen wiſſenſchaftlichen Studien wandte ich immer der „Geſchichte“ die größte Vorliebe zu; es wären aber hier nicht ſowohl die einzelnen Thatſachen, Daten, genealogiſche oder antiquariſche u. dgl. Merkwürdigkeiten, welche mich bei dieſen Forſchungen feſſelten; ich fühlte mich vielmehr durch die Ueberſicht des großen Ganzen angezogen. Ich ſuchte das weite, bunte, wunderbare Gebäude der Weltgeſchichte zu umfaſſen, welche nur dann anſpricht, wenn man die Bilder chronologiſch im Gedächtniſſe aneinander zu reihen, den möglichen Zuſammenhang der Dinge unter ſich zu deuten weiß. Damit verband ſich ein weiteres — ein pſychologiſches — Intereſſe, und in der Betrachtung hervorragender Charaktere, in ihrer Vergleichung mit anderen, in dem Wunſche, die Beweggründe ihrer Handlungen zu prüfen, zu erklären, geht

eine neue Quelle anziehender Betrachtungen auf. Außer vielen dem Drucke nicht übergebenen historischen Studien versuchte ich, in einer Reihe biographischer Skizzen die in der Geschichte am meisten genannten „Frauen“ *) zu schildern. Ich beabsichtigte dabei nicht, eine „Geschichte der Frauen“ im Allgemeinen zu schreiben, wie manche Kritiken irrthümlich annahmen; einer solchen kulturhistorischen Aufgabe fand ich mich keineswegs gewachsen; ich wollte in jenem compilatorischen Werke nur nach der Zeitfolge dem Leser in kurzen Zügen die Charaktere jener Frauen aller Länder und Epochen vorführen, deren Namen besonders genannt werden; es sollte, mehr zum Nachschlagen, als zur fortgesetzten Lektüre geeignet, dieß Buch wißbegierigen Frauen besonders zum Leitfaden dienen, sich näher mit den Ausgezeichneteren ihres Geschlechts, im guten wie im bösen Sinne, bekannt zu machen.

In gleichem Grade, wie für die Geschichte selbst, interessirte ich mich denn auch für alle mit derselben zunächst verwandten oder Hülfswissenschaften: für Geographie, Statistik, die Länderkunde, das Staats- und Völkerrecht und für die in's diplomatische Fach einschlagenden Gegenstände. Vor der reinen Rechtslehre war es aber die Criminalgesetzgebung, mit der ich mich vorzugsweise beschäftigte.

Weniger Sinn hatte ich für Kriegs- und mathematische Wissenschaften, Mechanik, Technik u. dgl. m., und sprach die Astronomie auch meine Einbildungskraft an, so verstand ich doch ihre langwierigen Berechnungen nicht, die ich gern ohne nähere Forschung als zuverlässig annahm. Dem überwältigenden Schauspiele, mit dem uns die Natur täglich umgibt, verschloß ich mich nicht; kein fühlendes, gebildetes Gemüth kann sich so großartigen Einwirkungen entziehen; es war mir aber nicht vergönnt, mit prüfendem Auge in die innere Werkstätte der Natur hinabzusteigen,

*) Die Frauen in der Geschichte. Mainz 1861. Florian Kupferberg.

die Geheimniſſe der Phyſiologie, Optik, Chemie, Phyſik, Anatomie, Geologie, Botanik u. a. zu ergründen.

Eigentliche Talente hat mir der Schöpfer keine, deſto mehr Sinn und Freude an den ſchönen Künſten verliehen. Lange Jahre quälte ich mich für theueres Geld mit Zeichnungsübungen ab, ohne es zu einer Fertigkeit in irgend einem Theile dieſer bildenden Kunſt gebracht zu haben; auch auf dem Klavier klimperte ich immer nur zu meiner eigenen Unterhaltung, während ich die Stimme zum Singen ſchon früh verloren. Doch erquickte, erhob mich immer jede Gattung der Muſik, wenn ſie nur vollendet war; alle Mittelmäßigkeit in der Kunſt überhaupt ſtößt immer ab, noch ſo zierliche Tändeleien ſind ihrer Beſtimmung nicht würdig. Die Malerei zog ich der Bildhauerkunſt, und dieſer auch wieder die Architektur mit ihren edlen, imponirenden Verhältniſſen vor. In Gotteshäuſern wie in Paläſten oder anderen Bauwerken, überall fand ich Stoff zur Erholung, zur Bewunderung, und unvergeßlich wird mir bleiben, was ich auf Reiſen an gewaltigen Eindrücken in mich aufgenommen, in allen Arten von Kunſtſchöpfungen geſehen, gehört, genoſſen habe!

Eben deßhalb gehörte auch zu meinen entſchiedenſten Neigungen eine unbegrenzte Reiſeluſt. Sobald der Frühling erſchien, ergriff mich ſtets eine wahre Sehnſucht bald nach den fernen blauen Bergen, bald nach dem Anblick, der erquickenden Luft des Meeres. Leider konnte ich dieſen Trieb nicht immer, oder nur in beſchränkter, unvollkommener Weiſe befriedigen. Jahre vergingen oft ohne alle größere Ausflüge, und ſtatt neue Länder zu beſuchen, mußte ich nicht ſelten längſt bekannte Strecken zurücklegen. Wäre ich 50 Jahre ſpäter geboren, mein Eintritt in die Welt mit der Entdeckung und Bewährung der Dampfkraft zu Waſſer wie zu Land zuſammengefallen, der Kreis meiner Wanderungen würde ſich wohl weiter, vielleicht jenſeits der Meere, ausgedehnt haben! Es reizten mich immer die fernen Länder der Tropen, das wundervolle Mexico,

die Farbenpracht, die üppige Vegetation, der Sternenhimmel der ſüdlichen Länder, beſonders Braſiliens, und hätte ich auch Konſtantinopel gerne geſehen, ſo war nicht minder jener heilige Boden im Orient für mich wie für alle fühlende Chriſten ein erſehntes Pilgerziel!

Bei all dieſen Anregungen wurde ich von zwei Gaben unterſtützt, für welche ich Gott nicht genug danken kann — einem treuen Gedächtniſſe und einer immer wachen Empfänglichkeit für beſſere Eindrücke, welche mich von der Blaſirtheit, jener Geiſtesträgheit und Gleichgültigkeit bewahrte, einer wahren Plage unſerer Zeit. Hatten mich die Zerſtreuungen der großen Welt, ſelbſt Kunſtgenüſſe, ermüdet, ſo verdarben ſie mir die Freude nicht an einer ſchönen Baumgruppe, einer beleuchteten Wolke, einem Waſſerfalle, einer ſeltenen Blume oder der ſtillen Beobachtung des Treibens der Thierwelt; ein glänzender Sonnenuntergang, eine majeſtätiſche Gebirgskette, ein Komet, ein Nordlicht, vor Allem aber der geſtirnte Himmel oder das Weltmeer mit ſeinem geheimnißvollen Rauſchen rührten, bewegten, entzückten mich.

Mein gutes Gedächtniß half mir in Erlernung fremder Sprachen und verſetzte mich, beſonderes in ſpäteren Jahren, oft in die Vergangenheit zurück, deren Erinnerungen wehmüthig in der Gegenwart nachklingen. Seit 40 Jahren zeichne ich das Ableben aller meiner Bekannten auf; durchgehe ich dieſe unendlich lange Todtenliſte, ſo treten mir oft halb vergeſſene Namen, wie aus einer anderen Welt, entgegen; mit jedem Tage beinahe lichten ſich die Reihen der Zeitgenoſſen, erlöſchen die Lichter, welche uns auf dem Lebenswege begleitet, bis es denn auch auf dieſem bald dunkel wird, wie im Grabe ſelbſt.

Ein gewiſſer Unabhängigkeitsſinn hinderte mich, an Andere mich näher anzuſchließen, und während ich mich dadurch manchem weiſen Rathe, mancher gutgemeinten Anleitung, deren ich ſo oft bedurft hätte, entzog, bewahrte er mich wieder vor näheren

Verbindungen oder der Wahl ſchlechter Geſellſchaft. Weder auf der Univerſität noch ſpäter gehörte ich irgend einem Vereine an, fand mich aber doch, ungeachtet des Sträubens gegen jede Art von Zwang, durch Zufall oder eigene Schuld oft in einer völlig abhängigen, jede freie Willensthätigkeit hemmenden Lage! Ich wurde dadurch nur in meiner Anſchauung beſtärkt, daß mit der politiſchen, immerhin unmöglichen, Freiheit auch ſelbſt die individuelle eine Chimäre iſt, denn ſind wir, was ſo ſelten iſt, nicht durch Standes-, Berufs- oder geſellige Rückſichten und Pflichten gebunden, gedrückt, ſo werden wir nur zu oft die Sklaven unſerer eigenen Leidenſchaften. Eine wahre Abneigung empfand ich aber immer gegen die „geheimen“ Geſellſchaften. Sind ihre Zwecke gut, edel, menſchenfreundlich, chriſtlich, weßhalb ſcheuen ſie allein in unſerer, verborgenem Treiben ſo unholden Zeit die Oeffentlichkeit; weßhalb hüllen ſich dieſe Klubs, Logen, Zuſammenkünfte, oder wie ſie immer heißen mögen, in ein geheimnißvolles Dunkel, warum wollen ſie einen Staat im Staate bilden, und maßen ſich an, dem religiöſen, politiſchen wie ſozialen Leben eine andere Richtung geben zu wollen?

Auch eine andere Verſuchung ſuchte ich mir fern zu halten, und nie, ſelbſt im Scherze, habe ich mir erlaubt, den Schleier der Zukunft lüften, irgend eine Frage an das Geſchick ſtellen zu wollen. Menſchen, welche ſich verächtlich vom Wunderglauben abwenden, durch gültige Zeugniſſe beſtätigte Thatſachen läugnen, mit göttlicher Gnade ſichtbar bewirkte Heilungen mitleidig belächeln, legen den Wahrſagungen der erſten beſten Zigeunerin oder Kartenſchlägerin, dem Zauber- oder Hexenſpuk, dem Tiſchklopfen u. dgl. m. die größte Bedeutung bei. Dennoch ſind viele ſolcher Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus, des Hellſehens, der Extaſe u. dgl. m. nicht zu erklären, und das Wunderbare, die Geiſterwelt, miſcht ſich da oft in gar ſeltſamer Weiſe mit unſeren alltäglichen Begriffen. Es ſind wohl Ausflüſſe von uns nur geahnter Natur-

kräfte, deren Zuſammenhang mit ihren Wirkungen uns nicht klar iſt. Sie ſind ebenſo wenig zu verwerfen, als in einer unſer Wiſſen befriedigenden Art zu deuten; der Wunſch, näher darin einzudringen, führt auf Irrwege und in jenes dunkle Reich des Aberglaubens, vor dem uns nur ein ſtrenges Feſthalten an den heiligen Schriften und deren Auslegung durch die Kirche bewahren kann.

Nicht minder verhaßt als dieſe frevelhaften Herausforderungen waren mir Uebermuth im Glück, Vermeſſenheit, ſtolzes Ueberheben bei errungenen Vortheilen, und immer wandte ich mich mit innerlichem Unbehagen von ſolchen Aeußerungen des Trotzes oder auch des Verwünſchens und Fluchens in widerwärtigen Lagen ab.

In meinem Leben ſelbſt habe ich mehr frohe und glückliche, als trübe, unheilvolle Tage gezählt, und wenn ich der göttlichen Vorſehung für ſo viele unverdiente Gnaden immer dankbar war, ſo fühle ich mich nicht minder gegen ſie für das erlittene Ungemach verpflichtet, wenn mich die zum Theile ſelbſt auf mich herabgerufenen Uebel zur wahren Erkenntniß meiner Fehler, zur nachhaltigen Reue über Verirrungen brachten, die ich als Mißbrauch der mir verliehenen Gaben beklage; wenn ſie mich endlich lehrten, Nächſtenliebe und Nachſicht gegen die Schwächen Anderer zu üben. Ein franzöſiſcher Schriftſteller vergleicht das menſchliche Herz, wenn es zum erſtenmale vom Unglücke heimgeſucht wird, einem Pferde, das ausſchlägt und ſich bäumt;*) ich wollte, es gliche

*) Le prémier jour, qu'un jeune et ardent cheval sent l'éperon, il se cabre, il rue; il bondit pour se débarrasser avec force de cette aiguille qui le pique au flanc; mais que le cavalier tienne bon; et que pendant un mois il prouve au noble coursier son impuissance contre une force supérieure, le cheval flêchit, se soumet, et le flanc endolori s'habitue à souffrir, ou ne resiste plus. Le coeur de l'homme est comme le dit coursier; fort rétif à la douleur d'abord,

eher dem Lamm, das in Demuth das Mißgeſchick über ſich ergehen läßt und die Spornen, ſtatt zum Widerſtande aufzuſtacheln, als das Eiſen betrachtet, welches, unſere Wunden auch ſchmerzlich berührend, dennoch innerlich läutert und heilt.

Im Alter vorgerückte Menſchen klagen gewöhnlich über die Gegenwart, weil ſie nicht mehr mit den meiſt erfreulicheren Anklängen der Erinnerung übereinſtimmt. Man muß jedoch die Dinge eben immer nehmen wie ſie ſind; jede Epoche, ſomit auch die unſere, hat neben manch' entſchieden Gutem auch gar ſchlimme Zeichen; eine wahre Lebensphiloſophie wird jenem Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ohne ſich übermäßig der letzteren wegen zu ärgern, wird ſich der Vorzüge der Zeit erfreuen und ihre Irrthümer, ſo viel in ihren Kräften ſteht, zu bekämpfen ſuchen.

Gegen das ſoziale Treiben des vorigen Jahrhunderts iſt jetzt ein gewiſſer Ernſt nicht zu verkennen, und haben ſich bei erhöhter Arbeitskraft, bei größerem Gewerbfleiße und dem Sinn für nützliche Erfindungen auch der Wohlſtand und mit ihm Genußſucht, Gelddurſt geſteigert, ſo ſind mit denſelben doch auch mildere Sitten, humanere Anſichten eingekehrt, und Tortur, Hexenprozeſſe, Leibeigenſchaft und andere, die Menſchheit unnöthig quälende Uebel wohl auf immer verſchwunden. Aber eben bei dieſem zunehmenden materiellen Wohlſein liegt die Gefahr ſehr nahe, nicht nur die Segnungen des Himmels zu mißbrauchen, es tritt auch die Verſuchung an uns heran, die Zuſtände noch mehr verbeſſern zu

---

la prémière fois qu'elle l'éperonne, il se cabre, il veut désarçonner le malheur qui l'a enfourché, il s'agite rudement et avec tous le cris possibles, mais que le malheur tienne bon; le coeur s'y soumet, l'accepte et avec ce cavalier incommode il reprend ses allures de chaque jour.

wollen; daher die allgemein verbreitete, durch keine dringende Noth gerechtfertigte Unzufriedenheit, dieſes Unbehagen, dieſe unbeſtimmte Sehnſucht nach Veränderungen in jeder Richtung — es iſt die Fabel von dem Hunde, der das Fleiſch fallen läßt, um nach dem Spiegelbilde deſſelben im Waſſer zu haſchen! — Weil man in naturhiſtoriſchen, techniſchen, mathematiſchen und anderen Wiſſenſchaften ſo viele und überraſchende „Fortſchritte“ gemacht, will man ſie auch auf andere Gebiete übertragen. Es iſt die immer wieder von Zeit zu Zeit auftauchende Grund- und Erbſünde der Menſchheit, — der Stolz — welcher ſie verblendet. Der Stolz lehnt ſich in Religionsſachen gegen die kirchliche Autorität auf, häuft Syſteme auf Syſteme, wie einſt die Titanen Felſen, um den Himmel zu erſtürmen, erreicht ihn aber immer nicht; der Stolz verleitet zu politiſchen Irrlehren, will Staaten reformiren, während er ſie nur zu Grunde richtet, und ebenſo macht ſich der Stolz, die Selbſtüberhebung im alltäglichen Leben immer breiter; ſelbſt bei den wahren Fortſchritten in der Wiſſenſchaft, auf die ſich der gelehrte Dünkel ſo viel zu gut thut, welche Zweifel, welche Lücken bei jeder Frage! Wie hemmend treten uns da immer wieder die ganz kleinen Worte: warum? wie? womit? wozu? u. dgl. entgegen. Beſchämt müſſen wir uns nur an die Wirkungen halten, ohne die Urſachen, die geheimen Kräfte entdecken zu können; zu wie zahlloſen Hypotheſen nimmt man da nicht die Zuflucht, die mit Lärm als unfehlbar verkündet, morgen vielleicht ſchon anſcheinend wichtigeren, wohl aber auch ebenſo unhaltbaren Anſichten weichen. Ueberall läßt ſich das „eritis sicut Deus“ mit ſeinem unheilbringenden Fluche nachweiſen.

Deßhalb erſcheint auch als eines der beklagenswertheſten Uebel unſerer Zeit, daß man immer mehr, mit der Vergangenheit brechend, ſich der Zukunft zuwendet; man verachtet die Tradition, die Erfahrung, und hält ſich an die Luftgebilde eines aus eigener Weisheit zu konſtruirenden künftigen Weltzuſtandes. Wir träumen

von einer Religion der Zukunft, von einer Alles beglückenden Staatseinrichtung der Zukunft, ſelbſt eine Muſik der Zukunft läßt man uns jetzt ſchon hören, worüber uns freilich noch kein Urtheil zuſteht, weil ſie nicht für die Gegenwart komponirt iſt. Aus dieſem überhandnehmenden Gefühle der Mündigkeit, des ſich Losſagens von den Ueberlieferungen früherer Epochen entſtehen nun, erklären ſich gar manche Uebelſtände der Jetztzeit, und jeder Art von Prophezeiung, beſonders aber des Unglücks, abhold, wünſche ich doch, daß, ehe es zu ſpät, man in eine Bahn einlenke, welche mit den inhaltreichen Lehren der Geſchichte mehr im Einklang ſtünde — aber Warnungsſtimmen werden nur ſelten beachtet! Mit jener Selbſtüberſchätzung iſt denn auch der Egoismus der Zeit, iſt eine gewiſſe Rohheit der Sitten nahe verwandt, und ſpricht man von Mangel an Bildung im Mittelalter, ſo war damit doch eine gewiſſe Energie, Willenskraft und Opferwilligkeit verbunden, von der wir keine Ahnung haben. Mit der bequemen, aber durchaus unmaleriſchen Männertracht verbinden wir nun auch die gewaltigen Bärte, welche nicht dazu paſſen, und die modernen „Kneipereien“ geben bei dem Umfange, den ſie genommen, den älteren, nicht ſo allgemein betriebenen Trinkgelagen wohl nichts nach.

Je mehr man aber in Jahren fortſchreitet, um ſo mächtiger drängt ſich die Ueberzeugung auf, wie bei der kurzen Spanne Zeit, welche dem Menſchen auf dieſem vorübergehenden Schauplatze ſeiner Thaten zugemeſſen iſt, Alles ſo nichtig erſcheint, wie dieß raſtloſe Treiben, dieſer fortwährende Kampf des Einzelnen und der Erdbewohner unter ſich, wie dieſe Ausbrüche der Leidenſchaften, dieſe Pläne und weit ausſehenden Kombinationen, als gelte es, ewig zu leben, ſich hier für immer heimiſch einzurichten, nur um ſo mehr das Gepräge des Uebergangs zu einer höheren Beſtimmung an ſich tragen, daß mit unſerem Leben noch nicht Alles abgeſchloſſen iſt. Was wäre ohne dieſe Wahrheit das Wirken der

Könige, die über unermeßliche Reiche geherrſcht, der Feldherren, die blutige Lorbeeren geerntet, der Staatsmänner, die ſich mit Verträgen geplagt, das Streben und die Arbeit aller Stände und Klaſſen? Deßhalb ergeht eben bei dem eitlen Welttreiben die erſte, dringendſte Aufforderung an uns: unſer beſſeres Ich zu retten; über den täglichen Sorgen ſteht das Seelenheil, und immer ſollten wir uns an die von Chriſtus an die beiden Schweſtern gerichteten Worte erinnern: Wohl dem, der mit Maria den „beſſeren Theil“ erwählt!

RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

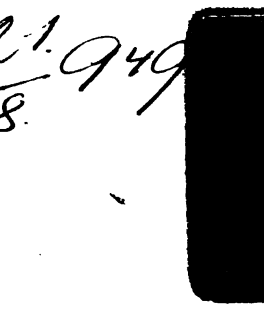
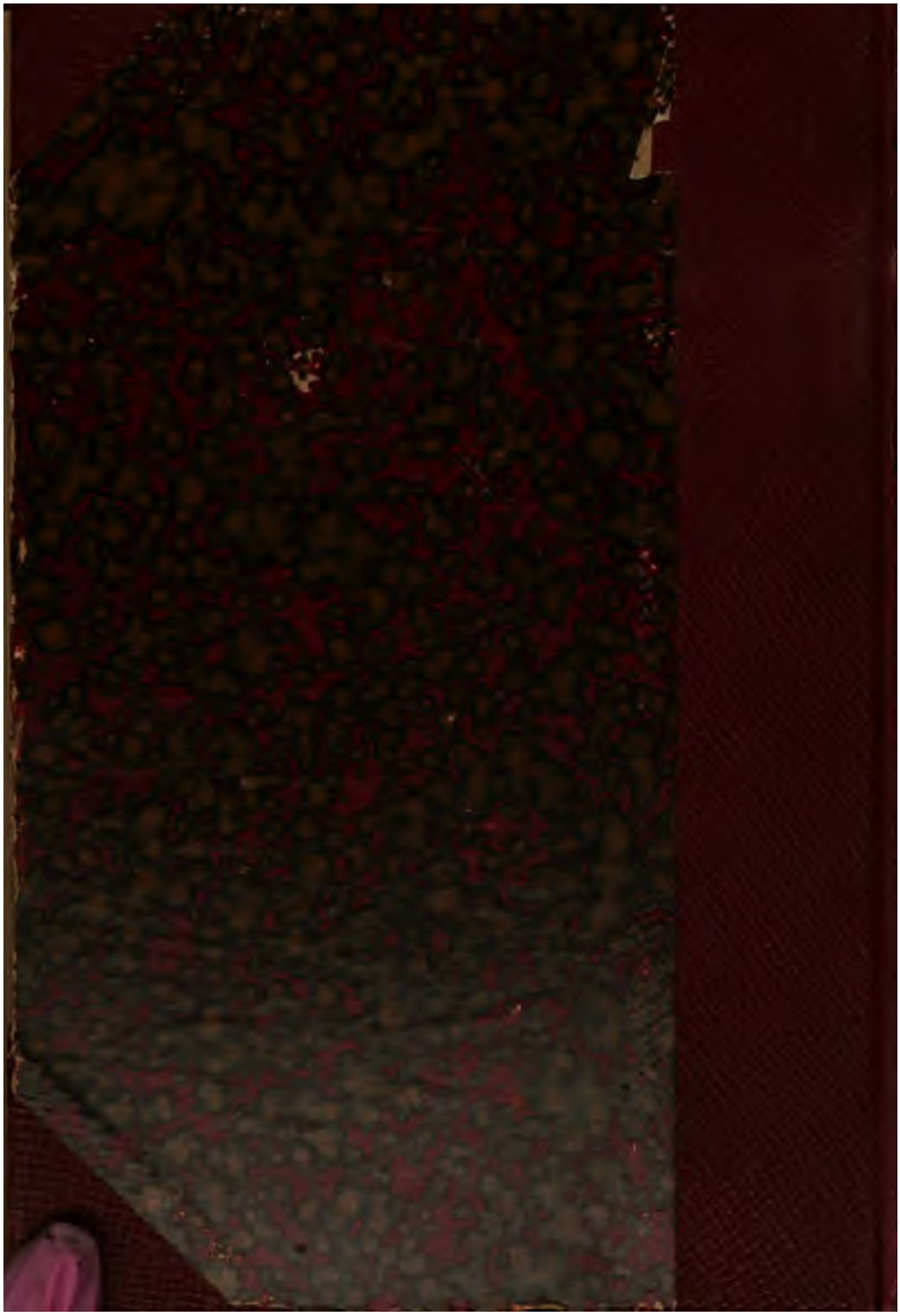
ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

INTERLIBRARY LOAN

JAN 31 1983

UNIV. OF CALIF., BERK.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 12/80 BERKELEY, CA 94720

60328/60
21.949
8.